THE UNIVERSITY
OF ILLINOIS
LIBRARY

053
Z UK
v. 83

Die Zukunft

Herausgeber:

Maximilian Harden.

Dreiundachtzigster Band.

Berlin.
Verlag der Zukunft.
1913

053
ZUK
v. 83

Inhalt.

Agadir, vor s. Berlin-Paris.
Aktionärrechte 165
Amerikanische Eisenbahnen s. Fünfprozentige.
Amerikanische Geschichte 153
Amerikanische Handelsverträge s. U. S. A.
Aesthetik s. Cohens.
Balkan s. Moritz und Rina s. a. Mummenschanz.
Balkankrieg s. Ursachen s. a. Weidlicher Hengst.
Balkan-Memorial 171
„ II 205
„ III 239
Bankenkartell 406
Banknoten s. Kapitalsteuern.
Berlin-Paris 103
Bethmann-Hollweg im Reichstag s. Weidlicher Hengst.
Bismarck, nach s. Berlin-Paris.
Botschafterreunion s. Balkan-Memorial II.
Briefe 429
Bulgarien s. Balkan-Memorial.
Bürgermeister s. Juristen.
Büßer 189
Cadinen s. Moritz und Rina.
Chinesische Anleihen s. Fünfprozentige.
Clemenceau s. Spektakel.
Cohens Aesthetik 123
Dante als Politiker 341
Deutsche Botschaft, die, in Petersburg 259
Deutsche Dichtung s. Dreißig Jahre.
Deutsche Staatspapiere s. Krisis.
Diamanten s. Luxuswerth.
Dienstpflicht, dreijährige, in Frankreich s. Spektakel.
Disraeli 82
Dreißig Jahre deutscher Dichtung 290
Edikt s. Konstantinisches.
Einheit und Fortschritt s. Mummenschanz.
Eisen s. Scheidung.
Elektroindustrie s. Scheidung.
Erscheinung 349
Felix Austria? s. Balkan-Memorial II.
Frankreichs Wehrmacht s. Berlin-Paris.
Fritzengedichte 300
Fünfprozentige 296
Für Schlesien 169
Gefahr für die Geisteswissenschaften, eine 16, 421
Geisteswissenschaften s. Gefahr s. a. Lamprecht.
Geldpolitik 338
Genschow & Co. s. Aktionärrechte.
Geschichte s. Amerikanische.
Gold s. Luxuswerth.
Gossudar aller Slaven, s. Mummenschanz.
Goethes Naturbetrachtung . . . 358
Heeresvermehrung für Schlesien s. Für Schlesien.
Hochzeitschüsseln, kalte s. Spektakel.
Jahrhundertfestspiel in Breslau s. Mummenschanz.
Jahrhundertsweilern s. Mummenschanz.

301615

Jubiläumthaler s. Moritz und Rina.
Juristen als Bürgermeister . . 28
Kanada-Aktien s. Krisis.
Kapitalsteuern 65
Königssohn, der 145
Konstantinisches Edikt und Papstthum 226
Krisis? 369
Krupp & Co. s. Spektakel.
Kunst und Wissenschaft s. Petits Fours.
Lamprecht, Karl, an 230
Lazzi s. Balkan-Memorial II.
Liebe, die große 284
Londoner Friede s. Trigeminus.
Luftschiffahrt s. Wissenschaftliche.
Luxuswerth 134
Macédoine s. Trigeminus.
Moden s. Moritz und Rina.
Morgan, s. Kapitalsteuern.
Moritz und Rina 1
Mummenschanz 375
Nancy s. Berlin-Paris s. a. Petits Fours.
Nemes, der Sammler 322
Nicola s. Balkan-Memorial II.
Oesterreichische Staatsanleihen s. Orientalia.
Orientalia 196
Orientbahnen s. Orientalia.
Ozanam 335
Papstthum s. Konstantinisches.
Petits Fours 69
Philippe, Charles-Louis 50
Pius X. s. Petits Fours.
Polnischen Bauern, die 144
Recht, das, auf den Tod 294
Redl s. Trigeminus.
Referendarsjammer 305, 373
Reichstag s. Petits Fours.
Reichstagskränzchen s. Weiblicher Hengst.
Religion s. Russische.
Rentenkapital 437
Russische Finanzen s. Geldpolitik.
Russische Religion 88
Scheideweg?, am 99
Schewket Pascha s. Mummenschanz.
Schiffahrt s. Scheideweg.
Schlesien s. Für Schlesien.
Siebenschläfer 409
Skutari 137
Slava s. Balkan-Memorial III.
Spektakel 273
Stadtbahn s. Petits Fours.
Starker Tabak 25
Synopsis s. Balkan-Memorial III.
Tabak s. Starker.
Telepathie 130
Tigers Zahn, des s. Spektakel.
Trigeminus 307
Ursachen des Balkankrieges, die 48
U. S. A. 269
Verse 15, 265
Vita vecchia 397
Waffen und Munition 234
Wehrsteuer s. Moritz u. Rina.
Weibliche Hengst, der 35
Weltanschauung der Halbgebildeten, die 388
Wilson, Woodrow 199
Wilson s. a. Petits Fours.
Wissenschaftliche Luftschiffahrt . 350
Ziel, das s. Balkan-Memorial I.

Die Zukunft.

Berlin, den 5. April 1913.

Moritz und Rina.

Kressin, Quasimodo 1913.

Freundwillig lieber Herr Bruder!

„Daß Deine Reden mit eisernem Griffel auf Blei geschrieben, zu ewigem Gedächtniß in einen Fels gehauen würden!“ Paßt auf den unheiligen Moritz nicht schlechter als auf den Frommen aus Uz, den kein Eliphas zum Heuchler krumm hämmern konnte. Und als ichs in aller Herrgottsfrühe gelesen hatte, stand der Entschluß fest, meinen Knicks zu machen. Ohne Komplimentirerei: Bist bei mir obenauf. Wurscht (comme dit l'autre)? Nie bezweifelt. Hindert aber nicht, daß auf die alten Tage mein gläubiges Herze dem Bruder zuwächst. Wo es um Staatliches geht; nicht, versteht sich, im Hinterpommern meines Glaubens, das längst die Hoffnung aufgab, Dir, als reuig Heimkehrendem, je noch ein Kalb zu schlachten. Im Weltlichen: auf höchster Mittagshöhe. Trotz Magengefahr möchte herunterschlucken, was, Jahre lang, an Widerspruch über die Zähne kam. Kein behaglicher Zustand. Bis in aschgraue Unendlichkeit klüger schienst mir stets; doch ich saß warm in tröstender Zuversicht, freute mich mit alternden Augen an der grünen Hecke und dachte: Allzu viel Scharfsinn verfehlt die Kerbe. Aus. Grinsest freilich und meinst, ich sei, wie (toute proportion gardée) der Einzige von übermorgen, bis ins Bahrtuch dem Teutonenteufel verschrieben und dürfe deshalb

nicht in Frommheit paradiren. Vielleicht; muß so verbraucht werden. Und stöhne selbst, weil er mich fester als jemals an der Kinnkette hat. Seit dem Hochzeitspektakel. War für abgetragene Nerven wohl ein Bischen zu viel. Die ganze Bude umräumen, Hetzreise nach Berlin, um alles Nöthige, Hals über Kopf, selbst zu besorgen, vier Tage lang das Häuschen dick voll und die Seele nicht gerade in Meeresstille: Das setzt sich nicht in die Kleider. Wenn Mieze nicht Küche, Dein gräßlich sachkundiger Schwager Keller abgenommen hätte, wärs nicht gegangen. Ihr wolltet ja, nett wie immer, Alles machen und riefet: À Berlin! Da wäre aber, erstens, nähere und weitere Verwandtschaft des Herrn Geheimen Kommerzienrathes (Geheimrath ist für mich was Anderes und solls bleiben) nicht abzuwimmeln gewesen; und man mußte, zweitens, doch zeigen, daß man sich nicht lumpen läßt. Ueberstanden; gut: da sogar der Freundwillige mit Worten streichelte. Mindestens ohne lauten Mißklang. Danach aber schachmatt. Sechs Wochen nur Familiäres ist auch für mütterliche Gemüther happig. Weißt noch, wie mich in NW ausspottetest, weil nicht der geringste Hang mehr, fürs Römische Reich zu sorgen? Der verhutzelt, wenn Aufgebot, Herberge, Atzung, Plaisir zu bereiten und fünfzig Verwöhnte in einer Landklitsche anständig zu amusiren sind. Die Ruhe schmeckte. Gesellschaftlich Verpflichtendes war im Ramsch abgethan oder mit einleuchtendem Vorwand wegzuschieben. Von beiden Paaren kamen muntere Berichte und die Seligkeit des Jungen (dessen Luischen schon in Portofino die Beschwerden des family way zu spüren beginnt) half durch die Winterszeit am stillen Herd. Die, obendrein, für Adolf, weil wenig Kälte, die beste seit Jahren war. Das, so zu sagen, Innerste schrie aber nach Labe. Ein milder Februar in Paris wäre nicht schlecht gewesen. Nach Hochzeit und vor Vermögensabgabe nichts für arme Leute. Da trieb Heißhunger sacht wieder ins Allgemeine. Leider. Denn nun ist die Stimmung so gründlich verhagelt, daß der Mann Deiner Wahl seine Freude dran hat und selbst der unwahrscheinlich frühe Lenz keine Heiterkeit aus den Knollen zaubert. Ostern war draußen hübsch, drinnen ohne helles Geläut und auferstehende Hoffnung. Und jetzt blickt das Auge auf Aurikel und Anemone (im März!), auf junges Grün und Kastanienknospen, als käme in Nebeln schon der grämliche Herbst angeschlichen und murmelte zwischen schwarzen Freß-

stümpfen: Diesmal, Sippschaft, giebts nur 'ne grüne Coulisse; wirst Du um die Frühlingslust ohne Erbarmen geprellt.

Das Jahr konnte so schön sein. Trotz Türken und Balkanwütherichen ernsthafte Freude bringen. Ein Fest, das jeder ehrliche Preuße mitfeiern konnte, und einen Stolz, der nicht aus großem Mund zu reden braucht. Scharnhorst, Gneisenau, Blücher, Stein, Yorck: selbst der kressiner Hausherr wird fast andächtig, wenn er die Namen nennt. Hörst noch Vater erzählen? Mit dem letzten Brand in den armen Zehen wurde er dann wieder jung. Und immer der Schluß: „Das bleibt uns." Ists geblieben? Merke nichts. Patzke hatte sich einen Jubelthaler verschafft; mit dem geprägten Bild und der Aufschrift: „Der König rief und Alle, Alle kamen." Ob der Vers von Schiller sei. Adolf, auf allen Verstandeshufen beschlagen, trabte los. Schiller? Wohin solche Kutscherseele denkt! Von Clauren ist der Kram; von einem der ekligsten Geschmacksverderber, die Deutschland je erdulden mußte; von einem Kerl, den der sanfte Hauff schon, wegen platter Gemeinheit und schleimiger „Pikanterie", an den Pranger geschnürt hat. „Den sucht uns Herr Bethmann aus. Der, nicht etwa Schiller oder Kleist, muß das Motto fürs Feierjahr liefern. Warum? Weil der Kujon den Staatsanzeiger redigirt hat; und weil aus seinen Worten Unwissende schließen könnten, der König habe wirklich gerufen. Ist ihm nicht eingefallen. Der König hat die besten Männer, Stein, Scharnhorst, Yorck und manchen Anderen, spottschlecht behandelt, sich, so lange es irgend ging, gegen den Entschluß zum Krieg gesträubt und erst gerufen, als Stummheit auf dem Thron nicht mehr möglich war und die Russen auf ihrem tauroggener Schein standen. Für den Geldmacher Heun, der seinen Quark unter dem Decknamen Clauren ins Breite spedirte, war der über die Fulterkrippe verfügende König der glorreichste Held. Drum prangt der Mimiliekleckser jetzt auf königlich preußischer Münze. Ein kleiner Skandal, der in dem großen, täglichen ungerochen mitschwimmt." Ein Auszug nur; kannst Dir das Ganze allein vorstellen. Auch, daß ichs nicht glauben wollte. Stimmt aber. Viele Sommer sind hin, seit Hauffs „Mann im Mond" uns ergötzte; doch den Krach, dens gab, weil die magere Lise Clauren geschmökert hatte, werde nie vergessen. Heute: Nationaldichter für die höchsten Feiertage. Muß denn durchaus Alles verekelt werden? Die Leute sind nicht mehr pfahlblind und

stocktaub wie donnemals; und wenns Fragen regnet, schämt Unsereins sich die Augen aus dem Kopf. Du alte Preußenherrlichkeit! Kann nicht länger mit. Da war die Verlobung der jungen Prinzessin. Jeder freute sich. Ein schwarzer Stein weniger auf unserer Brettseite. Warum aber nicht im Elternhaus, wie sonst in guten Familien? Warum, ohne Vater Welf und Mama Dänin, in Karlsruhe, Braut und Mutter dann nach Gmunden und der lange März ohne Gegenbesuch? Empfindlichkeiten schonen: gehört sich; darf aber nicht aussehen, als müsse Entschuldigung erbeten und die unfaßbare Auszeichnung mit Resignation bezahlt werden. Auch die Photographie, für die sich die Braut auf den Gartentisch gesetzt hatte, wäre im Engsten besser aufgehoben gewesen. Späße fröhlicher Jugend; in Wochenblättern als offizielles Bild der verlobten Kaisertochter: nicht mein Fall. Dann Cadinen. Hier, wo Verhältnisse und Personen halbwegs bekannt, von Herrschaft und Gesinde einen Monat lang durchgehechelt. Jetzt heißts, daß in Ordnung kommt; dem angeblich wegen Untauglichkeit „'rausgeschmissenen" Pächter auf sein Immediatgesuch vom fünfzehnten Februar eine huldvolle Antwort gegeben, hohes Schmerzensgeld und die Krone Vierter auf die Wunde gepappt wird. Ein wahrer Segen; nur etwas spät. Schafft auch die Thatsache nicht aus der Welt, daß man den Allerdurchlauchtigsten falsche Ziffern und unbegründete Kränkung aussprechen und durch die Druckermaschine verbreiten ließ. Des Herrn Kanzlers Excellenz stand daneben und blieb, wie Aphrodite vor Paris, stumm. Wenn Adolf, auch nur vor Nachbarschaft, über ein lebendiges Hausmöbel so geredet hätte, wäre Deine Schwester dazwischen gesprungen. Weil sie nicht klebt und sich die Verwegenheit erst mit dem Athem abgewöhnen wird. Hollweg will bleiben und, wenn geschieden sein muß, nach Straßburg (die Pension langt nicht fürs Standesgemäße); nickt also zu Allem. „Lasset mir den Etzdorf in Ruhe!" Das hat, mehr als einmal, die festesten Westpreußen eingeschüchtert. Trotzdem der Hinweis, daß es irgendwo hapern müsse, wenn ein Kaiserlicher Bevollmächtigter im Kreis eine so schlechte Stellung habe, schließlich nicht den Kopf kosten konnte. Wer aber riskirt noch das Kleinste? Von gutem Preußenadel kam Heiterkeit, Beifall, Dank für die Roggenrede. Habe das Blatt in Vaters Bibel. An Bußtagen nachzulesen.

Das Europäisch-Türkische so durchsichtig wie eine bis an den

Pfropfenhals volle Tintenflasche. Wenn nicht Neujahr vorausgesagt hättest, man werde, um Oesterreichs Schwitzkur zu verlängern, die Sache bis ins Frühjahr hinziehen, fände mich gar nicht zurecht. Kaum noch lesbar. Bombensicher nur, daß für uns kein Bröckchen abfällt und daß gegen unsere Türkenschwärmerei kein Kraut gewachsen ist. Habe für Serben, Kroaten und ähnliche Pflanzen nichts übrig. Besser als Haremsgelichter sind sie aber, fürs Erste auch nicht auszujäten; und schlagen sich, daß sogar der Marineeidam salutiert. Wir? Zeigen die kalte Schulter und schimpfen. Feinde, sagte Bismarck bei Geflügelpurée, muß man totschlagen oder zu Freunden machen. War einmal. Kannst mir verrathen, was uns die Loblieder auf Herrn Schükri (oder wie der Pascha sonst heißt) eintragen? Keine Ahnung, ob seine Pflicht erfüllt hat oder ein Stoessel war, murmelt Adolf; meint, daß auch die Schreiber davon nichts wissen können und daß mit dem Schwert jedenfalls nicht so weit gekommen ist wie mit dem Mund. „Kein Stein bleibt auf dem anderen; ehe ich die Festung dem Feind lasse, sprenge ich mich mit ihr in die Luft. Die Stadt steht noch, hatte noch für eine Weile Lebensmittel; und der General sitzt bei Ferdinand im Hotelzimmer." Soldatenblut mußte diesmal für die Bulgaren sein. Felssteinwälle erklettern und eine Festung im Sturm nehmen: Das war lange nicht. Und wer dafür das Leben einsetzt, weil er die Eroberung eigener Kraft, nicht fremder Gnade verdanken will, darf allerlei Hochachtung fordern. Noblesse ist aus der Mode. Auch auf das kleine Montenegro wird von allen Seiten eingehauen; weil es nicht schlapp ist. Mit diesem Geist hätten wir vor hundert Jahren nicht gesiegt. Würden auch morgen nicht; denn die dreizehnhundert Millionen machen zwar Kohl fett, bringen aber keinen Willen ins Mark. Uebrigens das Tollste, was je erlebt. Früher wurde Weltuntergang angedroht, wenn für die Armee zweihundert verlangt waren. Jetzt werden wir ermahnt, höchst dankbar zu sein. Für die Versäumniß, die sich nun so bitter rächt, oder für den Muth, der tief in Anderer Taschen greift? Ob nöthig, hoffe, von Dir zu hören. Daß Avancement bis hoch über die Stabsecke hinaus besser wird, könnte mich freuen, wenn der Junge noch den Rock des Königs trüge. Vorbei. So hat man nur die neue Last, die wieder zwingt, mit anständigem Genuß zu knausern. Ist bei Euch der Enthusiasmus für die Sache wirklich so groß, wie man liest, dann wärs nützlich,

ein paar Fuhren aufs Land zu schicken. Hier blüht die Primelsorte nicht. Jeder schüttelt den Kopf, sieht schlechte Zeit und ärgere Leutenoth voraus und bietet die Wette, daß Ordentliches doch nicht draus werde. Am Meisten verdrießt das unernste Gehabe mit 1813 und die ewige Predigt, Opfer zu bringen. Der Landwehrmajor: „Den Vortritt hat das Königreich. Ich bin nicht der Nächste dazu und warte das gute Beispiel von oben ab. Angeborene Bescheidenheit hindert, mich vorzudrängen. So lange das werthe Reich wie ein Verschwender wirthschaftet und der Unterthan aus seinem Blättchen erfährt, daß der Kaiserliche Hofstaat für achttägigen Aufenthalt nach Homburg fünfzig Pferde und sechzehn Automobile mitgenommen hat, kann kein Vernünftiger glauben, die Zeit sei wiedergekehrt, wo man das silberne Tischzeug fürs Vaterland hingeben mußte." Die Tonart ist nicht vereinzelt. Und oft frage ich mich, was schrecklicher sei: die tiefe Mißstimmung, die man überall fühlt, oder die Heuchelei, die sie verbirgt und sofort stramm steht, wenn ein nicht ganz Zuverlässiger hereinplatzt. Das gabs bei uns noch nie, seit ich mitlaufe. Nicht drei Dutzend bekämest für den geplanten Aufruf zum Treubund. Und doch ist Einem, als müßte der Mann, der von der richtigen Stelle aus und im richtigen Ton spräche, die ganze Schaar der Guten hinter sich haben. Schwindel wirkt nicht mehr; und Zorn schläft nicht fester als ein Hühnerhund. Vielleicht erlebens die Kinder. Wir? Mich überläufts, wenn von der „ernsten Zeit" und den „gewaltigen Entscheidungen" höre. Als ob wir danach lebten! Als ob es zu Entscheidungen langte! Hochzeit (König und Königin von England, hieß es gestern hier, kommen und Bethmännchen sieht den Himmel voll Geigen), Jubiläum, Kieler Woche etc. pp., im Herbst die Krümel der Jahrhundertfeier. Das ist unsere Welt. Das heißt eine Welt!

Hörst aus Alledem heraus, wie gern fröhlich würde, dann ist dieser von Greisentrübsinn und Märzhitze verhunzte Brief nicht ganz umsonst. Lotte will, soll und muß einen besseren haben. Die ist zu beneiden: nicht etwa um den Gefährten, der länger als Ninon emsig bleibt, sondern um ruhige Zuversicht. Möchte den Laden kennen, wo sie zu kaufen ist. Gratis von Moritz? Verpflichte mich, die Trostrede zu ewigem Gedächtniß in Fels zu hauen. Bitte aber: bald. In mir ists öd und die Neckfucht selbst flügellahm. Hast Recht behalten. Zu sehr. Dennoch grollt Dir nicht

Rina.

Berlin, Bismarcktag 1913.

Liebste!

Like Niobe, all tears? Und kein Fünkchen alter Munterkeit in der lieben Epistel, die trotzdem mit verwandtem Herzschlag erquickt? Das darf nicht dauern. Wird nicht. Die Hitzwelle hats auch Dir angethan. Wie Allen. War vorgestern drauf und dran, ausführlich zu schreiben. Nicht Politisches, das ja nur nach Herausforderung noch möglich. Ueber berliner Frühling und Moden. Der letzte Märzsonntag hatte es in sich. Ein Gewimmel, wie sonst kaum im Mai, wenn die Knospen springen. Volksthümlich bis in die Heiligen Hallen, wo schlechter Kaffee dreißig Pfennige kostet und Kuchenpackete niemals entwickelt werden dürfen. Hättest, wie Manrikos Kolorirende, unter Thränen gelächelt. Abertausend Verkäuferinnen und sonstwie Angestellte in Lenzmontur. Kurze und lange, fette und magere, scheue und kecke. Manche noch mit der Freundin, viele schon mit dem Freund innig gepaart. Alle in fest geschnürtem Mieder, dessen Dehnung nach unten so schwer zu begrenzen scheint wie Nordalbanien. Auf allen Köpfchen (denen Ponysträhnen wieder erlaubt sind) Töpfchen oder Pfännchen aus Stroh mit Deckel oder Schleife aus bunter Seide; wenn der Reiher noch unerschwinglich ist. Acht von Zehn in dunkelblauem Kammgarn oder Cheviot; kurzer Jacke, kürzerer Rock. Unter dessen Saum gabelt sichs. Oft sieht man noch die hochhackigen Lackschuhe und durchbrochenen Strümpfe, in denen die Hexenzunft hier bei sechs Grad Kälte herumwippte und die von Naturrechtes wegen doch erst jetzt an den Tag kommen müßten. Was aber auf Stil hält, hat Lackstiefel mit weißem oder hellgrauem Einsatz an; und gönnt den Wandelnden den Anblick wunderholder Bazarwaare. „In allen Preislagen". (Stiefel, versteht sich; was moine Sie denn?) Die Weiblichkeit, ders noch irgendwie erreichbar ist, preßt sich ins Ewig-Kindliche zurück. Stellst Dirs vor? Augen, in denen ein Blocksberg sich spiegelt; zwischen Stahl und Fischbein, auf beiden Fronten, Alles, was einst Männerbegehr war; dazu Lackschühchen mit breiter Seidenschleife und Strümpfe, durch deren Garnfenster die Beinhaut schimmert. Schön ist Häßlich; foul is fair. Das Bachfischchen (nach Kurszettel-jargon) offenbar „gefragt" und die Zeit fern, wo alle Pulse nach Lebendgewicht klopften. Der Volkswirth freut sich des Wohlstandes, der solchen Massenaufputz

gestattet. Alles lag ja, mit Spitzenjabot und Bulgarenkragen, bereit, als die Sonne uns plötzlich mit Maistrahlen foppte; und der Schätzer deutscher Gediegenheit darf nicht zweifeln, daß nicht Jedem sofort Sichtbares an Qualität und Reine dem Sichtbaren gleicht. Eher, ob der Drang ins Uniforme auf die Liste löblicher Eigenschaften zu setzen sei. Den guten Kindern ist abzumerken, daß sie sich unglücklich fühlen, wenn von Kopf zu Fuß nicht Alles ist, wie die Mehrheit es trägt. Zwei Stunden könnte man laufen, ohne Eine zu finden, die sich nach ihrer Fasson kleidet. Was, trotz den occasions der Waarenhäuser (die für die Revolution deutscher Großstadtkleidung verantwortlich sind), nicht einmal stets theurer wäre; aber selbständigen Geschmack und ein Stückchen Persönlichkeit voraussetzt. Darüber wollte Allerlei plaudern. Kalchas und Adolf wissen, warum. Da rief die lieblichste Alraune in schwerere Pflicht. Viel schwerere: weil der Docht meiner Hoffnung noch tiefer herabgebrannt ist als in Rinas glühendem Lämpchen. Aber der Kiebitz hat sich gesputet und nach der Suppe kam der Forster, dem unser Fürst so gern abends Reverenz erwies. Zu gastronomisch? Auch gut. Also: an einem ersten Apriltag bepackten sie Fritz von Preußen mit der Reichsacht; wollte Napoleon sich durch die Hochzeit mit Marie Luise in Deutschland verankern; mußte sein Bassano dem pariser Senat Preußens Kriegserklärung vorlegen; wurde Bismarck geboren. Da darf kein Rabe krächzen. Gebiete Deinen Thränen! Zwischen Penthesilea und Lore Prohaska, die als August Renz unter den schwarzen Lützowern focht, ist Dein Platz, nicht im Spital nassen Jammers. „Ehrenvoll oder nie siehst Du mich wieder", schrieb das tapfere Mädel an den Bruder. Und verrieth sein Geschlecht erst, als eine Franzosenkugel ihm an der Göhrde den Schenkel zerschmettert und den Lebensfaden zerrissen hatte. Woraus der Gentleman der berliner Wetztanzsäle schließen mag, daß diese Eleonore im Format für die Mode unseres herrlichen Tages taugte; der nicht so Zeitgemäße Anderes. Erlasse mir in Gnaden Saekularvergleiche. Hinken sämmtlich; und wirken meist sakrilegisch. Nicht mal Friedrich Wilhelms dresdener Aprilwort läßt sich unter unserem Mond brauchen: „Anderen ihr Privateigenthum zu nehmen, ist niemals meine Manier gewesen."

Jetzt wird, zum ersten Mal, dieses Eigenthum auf Reichsbefehl angetastet. Nur mit unserer Zustimmung. So lügen sie alle

Tage. Reichstag und Presse müssen zustimmen. Und können's kaum abwarten. Natürlich. Wenn ich Kanzleiräthe zusammentrommle und ihnen sage, für unsere Veteranen müsse endlich Durchgreifendes geschehen und deshalb Jedem, der hundert Tausendmarkscheine hat, einer weggenommen werden, giebts ein Jubelgewitter. Wahrscheinlich sofort dann den Antrag, lieber zwei oder drei von den braunen Lappen in die Staatskiste zu legen. Enthusiasmus? Suche mit der Laterne Einen, der im Kämmerlein nicht zugiebt, daß plumper und leichtfertiger noch nirgends ein Dilettant gehaust hat und der Entwurf, politisch, volkswirthschaftlich, steuertechnisch, alle Fehler vereint, die in der Eile zu erdenken waren. Seine nicht mal verschämte Ungerechtigkeit riecht man auf Schritt und Tritt. Wer ein Menschenalter lang gespart und für den Spätabend achttausend Mark Zinsen erübrigt hat, muß vom Kapital tausend geben; Leute ohne Vermögen, aber mit hoher Pension oder Einnahme (bis zu fünfzigtausend Mark), bleiben unbelastet. Auch wenn der Rentner sechs Kinder zu füttern hat und der Pensionär Junggeselle ist. Ein Gesetz gegen die gemeingefährlichen Bestrebungen der Kapitalsbildner. Auch gegen die Selbständigkeit und Zukunft der Bundesstaaten und Kommunen. Das wittert Jeder. Die Verehrlichen, die darüber schreiben, kostet das Späßchen aber nichts. Vermögen über zehn-, Einkommen über fünfzigtausend Mark sind da das Rarste vom Raren. Also wird jedes Vernunftbedenken wie Landesverrath behandelt. Die Hohe Finanz, der eine fette Aufsichtrathsstelle mehr ausschwitzt, als der Extrabote abholen kann, stemmte sich mit aller Kraft gegen Anleihen. Der Abgeordnete, auch selten ein auf dem Geldsack Sitzender, hängt nicht an den Stimmen der paar Wohlhabenden des Wahlkreises und kann sich als Crispinsjünger aufspielen, wenn Alles ohne Konsumsteuer und „Belastung der schwachen Schultern" ins Reine gebracht worden ist. So liegts. Das ist die „freudige Zustimmung der Nation." Wer ein Wort dagegen wagt, ist ein Filz, will nachts desertiren und läßt das theure Vaterland in der Patsche.

Meinst, hier sei dem Unsinn die Welt schon mit Brettern vernagelt? Nee, Liebeken: die reicht viel weiter. Stehst am Brandenburger Thor und sollst auf gerader Straße bis nach Döberitz. Mußt Dich zunächst in den Entschluß strecken, das Gesammtplänchen großartig, gewaltig, grandios (zu gefälliger Auswahl) zu nennen.

Weil nur ein Löwenhirn so Ungemeines aushecken konnte. Die Erinnerung, daß es allen Zeiten caesarischer Wirthschaft gemein war und daß Bülow, wenn er dahinaus wollte, auf der Schlitterbahn der Nachlaßsteuer nicht sein rechtes Bein zu verstauchen brauchte, schärft sich nicht ein. Gewaltig und Opfer: die Pfanne ist ausgeschmiert und über hellem Feuer wirds im Handumdrehen gar. Die allersaftigsten Fehler sind, von Bismarcks Entlassung über die Burendepesche und das lothringer Wahlrecht bis nach Agadir, bei uns immer mit dröhnendem Hurra gefeiert worden. Wer aber sein Setzei mit allen primeurs des Lenzes garniren will, Der muß auch für die Freiheit noch ein Bischen Torf abbrennen. Weißt denn nicht, wo uns der Schuh drückt? „Die Staatsgewalt ist in den Händen einer kleinen, aber mächtigen Klasse"; der Junker, versteht sich, die uns Delbrück, Lisko, Kühn, Solf, Kraetke, Tirpitz, Lentze, Breitenbach, Sydow, Beseler und andere Uradelssprossen auf den Hals gehetzt haben. Dazu kommt „die ungesetzliche Wahlkreisgeometrie im Reich und das ungerechte Wahlgesetz in Preußen". Schnell also her mit dem einzig wahren, bewährten, allgemeinen, gleichen, direkten Wahlrecht und mit einem Mandatar für je hunderttausend Wähler; dann wird der Liberalismus zwar stimmlos, in beiden Hohen Häusern der Reichshauptstadt herrscht die rothe Genossenschaft, aber unser Weltgeschäft giebt for ever die üppigsten Dividenden. Was für Adolf; lacht sich aus Zipperlein auf den höchsten Akazienast. Solches Blech ist heute noch abzusetzen. Trotzdem alle Erfahrung der Erdgeschichte lehrt, daß Machtmehrung meist nur zu erlangen war, wenn zuvor Einer den Massenwillen geduckt oder in Schlaf geschwatzt hatte; und trotzdem mit des Blinden Krückstock zu fühlen ist, daß wir, weil als Reich noch nicht satt und als Nation noch nicht einig, auf Demokratie und anderen „Komfort der Neuzeit" noch für eine Weile verzichten müssen. Ohne Umschweif: weil wir mit Krieg zu rechnen haben, darf das dazu nöthige Stück Barbarenthum nicht aus dem Pökel. Frei, gleich, brüderlich waren 1813 die Franzosen; sie hatten die höhere Kultur, die ganz beträchtlich größere Menschenrechtsportion und ihr Staatszustand bot dem Sohn des Gassenkehrers die Möglichkeit, Marschall, Minister, Präsident oder Kaiser zu werden. Trügt mein Gedächtniß nicht, so sind sie dennoch geschlagen worden. Eines Provinzjuristen gekrönter Sohn von dem groben Junker Blücher.

Zurück ins Tempelreich des gewaltigen Opfers. Was ist? Jahre (Manche schelten: Jahrzehnte) lang ist für das Heer nicht gethan worden, was gethan werden mußte. Aus Angst; um den Nachbar oder den Mann auf der deutschen Straße nicht zu ärgern; weil die Panzerschiffe oder Kinkerlitzchen zu viel verschlangen. Schlimm genug. Wer Nothwendiges aufschiebt, bis der Bedarf nur durch plötzlichen Riesenaufwand zu decken ist, müßte vom Sitz des Geschäftsleiters herunter. Doch die Schuldfrage mag noch ruhen. Die allgemeine Wehrpflicht soll wieder Wahrheit und jedes Loch in der Rüstung ausgeflickt werden. Schön. Deutschlands Volk und Wirthschaft kanns leisten. Je leiser, desto wirksamer. Verständig bedachte Steuern; Vertriebsmonopole; wo Ungeheures vertrunken, verputzt, verlüdert wird, kann auch der Konsum dem Staat noch mehr zinsen. Da man das Häuflein der Reichen nicht bis zur Entkräftung melken kann, bleibt hienieden aller Steuerweisheit letzter Schluß: Für die Dauer sind große Summen nur aus dem nicht unentbehrlichen Verbrauch der Masse zu holen. Die sorgt, Gott und den Rothen sei Dank, selbst dafür, daß der Druck nicht zu hart wird und von der Lohnhöhe Linderung kommt. Nüchterne Rechnerei; wir brauchen für die nächsten drei Jahre je eine halbe Milliarde über den Voranschlag; woher ohne Schinderei nehmen? Wissen Finanzminister und Reichsschatzsekretär keine Antwort, dann haben sie ihren Beruf verfehlt und sollen sich mit der Reparatur von Regenschirmen fristen. Der über ihnen steht, braucht aber den Muth zum Wollen und darf nicht in Angstschweiß und andere Feuchtigkeit gerathen, wenn langwierige Fehde mit dem Parlament nicht zu vermeiden ist. Wofür wird er bezahlt? Jeder muß mal durch. Kanns, wenn was geleistet hat. „Unsere Hoffnung, die Wehrausgaben beschränken zu können, ist leider nicht haltbar geblieben. Wir können auf die Hunderttausende, die, trotz voller Tauglichkeit, bisher nicht eingestellt wurden, nicht länger verzichten. Oesterreich-Ungarn ist durch die Wandlung der Territorialverhältnisse in Südosteuropa ernstlicher als während der Türkenverfallszeit bedroht und könnte nur mit verringerter Stoßgewalt neben uns fechten. Wir fordern, was nothwendig ist, nicht eine Mark mehr; und werden nicht weich, bis das Verlangte dem Reich sicher ist.“ Ohne Genie und Titanenkraft zu machen. Bei uns? Theater. Der Schlaf der Welt wird gestört, von Opferpflicht und

Schicksalswende geschwafelt und mit dem Scherflein der Bundesfürsten gewimpelt. Da ist der Gipfel. Aber ich traue unseren Reichsboten kaum den Nerv zu, aus dem die Antwort käme: „Wir danken verbindlichst. Den Bundesfürsten ist Steuerfreiheit verbürgt; wollen sie sich des Privilegs begeben und, wie andere Sterbliche, ihren Besitz deklariren: alle Achtung! Auf Abfall und Almosen ist das Reich nicht angewiesen. Jeder bleibe hübsch im Gehäuse seines Rechtes.“ Der Aktschluß könnte verpuffen. Wir sind nicht arm, nicht im Gemeineigenthum gefährdet und können, bei umsichtiger Vorsorge, alles Nöthige anschaffen. Doch wir mimen: „1813“. Neu einstudirt; bei festlich beleuchtetem Haus. Die Noth pocht ans Thor! Gebet Gold für Eisen! Kein würdeloses Feilschen und Knickern! (Nach der Politik in Bildern eine in Ausrufzeichen.) Der Feind blickt Euch mordgierig ins Weiße des Auges! (Läßt sich nicht, wie der Rosenduft von Kerkyra, auch Pulvergeruch übers Orchester spritzen?) Der Feind ist eher verdutzt; rasch aber aufgeheitert. „So schwer nehmen die Deutschen selbst den Verlust ihres Türkentrumpfes? Famos. Anleihen und Normalsteuern erträgt ihr Reich nicht mehr? Gestern zwei starken Ländern felsenfest verbündet, Erbfreundschaft mit Rußland, zärtlichste Intimität mit England: und heute muß das Privatvermögen ans Messer, weil ringsum Feindschaft dräut und nur auf das eigene Schwert Verlaß ist? Dann pfeifen sie, wenn in West und Ost noch ein Halbdutzend Doppeldreadnoughts gepanzert wird, bald auf dem letzten Loch.“ Nein, liebe Nachbarn; noch lange nicht auf dem vorletzten. Die Sache ist, wirklich, ganz einfach. Die Banken wollen endlich wieder mit Nutzen emittiren und scheuen den Wall der Staatspapiere. Die Abgeordneten wollen dem geliebten Mittelstand, dessen Stimme sie wählt, Bier, Branntwein, Salz, Zucker nicht um ein Zehntel des Betrages vertheuern, den der Produzent oder Zwischenhändler morgen zuschlagen kann. Der Kanzler will nicht in den Kugelregen noch durch Massengemurr in die Jubiläumsgala. Die Straße soll jauchzen. So stichhaltige Gründe wirken zusammen. Ueber alle hilft ein Theaterspiel glimpflich hinweg.

Wenn Noth ans Thor pochte, würden wir sparen. Thun wirs? Reich, Staat, Kommunen leben wie Prasser. Ueberall ist das Theuerste kaum gut genug. Bahnhöfe, Kasernen, Post- und Rathhäuser, anderes Behördenobdach. Fürs Marineamt wird

auf werthvollstem berliner Westboden ein Sandsteinpalast gebaut, der einer Kaiserpfalz ähnelt. Ist der Schiffbauerdamm und sein Umkreis zu weit und billigerer Baustoff zu simpel? Neue Kasernen sehen wie Prunksanatorien oder Bäderkasinos aus und werden von einer zur anderen Dämmerung in Lichtfluthen getaucht. Weil der „Titanic", unfertig und mit einem Handwerkerheer im Bauch, sich an einem Eisberg zerschlitzt hat, muß die „Hohenzollern" ins alte Eisen. „Zu gefährlich." Dann dürfte der höchste Reichsrepräsentant sie nicht einmal mehr zu einer Fahrt nach Helgoland betreten. Der Ersatz kostet achtzehn Millionen. „Alle Kaiser, Könige, sogar Präsidenten haben solche Schiffe." Die Liste, mit Stapellaufsdaten und Kostenangabe, wird höflich erbeten; weil Irren menschlich ist. In allen Bezirken des Reichshaushaltes sind Millionen zu ersparen. Oft wird das Geld verknallt, damit nichts übrig bleibt und die Reichstagskommission etwa quengelt, man habe den Etat zu hoch angesetzt. Spielraum für die Ressorts; die Erlaubniß, Rationengelder, wenns nöthig wird, für Waffen zu verwenden: Alles athmet auf und die Markstücke bringen Nutzzins. Wenn Noth ans Thor pochte, müßten wir unsere ganze Lebensweise umstülpen; oben und im Mittelstock viel einfacher werden. Pocht aber nicht. Wir spielen nur, weils ohne Theater nicht geht, vor Europa: 1813.

Ein gefährliches Spiel. Aber dem Herrn Kanzler ist das Geständniß nicht zuzumuthen: „Ich habe meine Sache so schlecht gemacht, daß wir, trotz Allem, was wir bieten können, ohne zulänglichen Bündnißschutz sind und, außer einem Wehrbudget von zweitausend Millionen, diesmal ein Extraordinarium von einer Milliarde brauchen." In anderen Ländern gehts wie in der Manege: abgehetzte oder lahmende Gäule verschwinden und dem gestriegelten, mit frischem Behang hereinhüpfenden Pferd sieht von der Galerie Keiner an, daß es vor anderthalb Stunden im Spanierschritt gestolpert ist. Bei uns wird nach sichtbaren Unfällen das Personal nicht gewechselt. Was bleibt dem Mann übrig, der ungeahnte Forderung mit Nimbus vertreten soll und sich nicht der Schwachheit oder Fahrlässigkeit anklagen darf? Er muß thun, als werde spätestens übermorgen die Welt untergehen, wenn nicht morgen sein Wunsch erfüllt ist. Zu Haus kanns nützen; draußen muß es schaden. Weil man sich da nicht abgewöhnt, zu fürchten, daß der Grimasse die That folgen werde. Ob Frankreich die dreijährige Dienstzeit

beschließt oder nicht: lange kanns nicht halten. Da flattert nur der Wille eines stolzen Volkes auf, das die Großmachtstellung um jeden Preis bewahren möchte und nun entsetzt sieht, daß der Rival ihm um fünfundzwanzig Millionen Menschenköpfe voraus ist. Aber Rußland kann, einstweilen mit fremdem Geld, noch viel weiter. Gute Politik brauchen wir, starke und klare; so lange wir passiv sind, ändert keine Ziffernerhöhung die Relation zur Macht der verbündeten Gegner. Das Heer allein thuts nicht. Wir kommen zu Land in die selbe Klemme wie zu Wasser. Weil wir rüsten, entsteht der Glaube, daß wir erobern, uns dehnen wollen. Je lauter das Leugnen, desto fester der Glaube. Erhebt sich im Restaurant Einer zu der Betheuerung, er wolle unter allen Umständen friedfertig bleiben und weder dem Wirth noch den Gästen Maulschellen geben, dann gilt er als Bluffer oder als Rowdy; als Jahrmarktsherkules ohne Muskeln oder als Strolch, der Roheit vorbereitet. Einem Quartaner müßte einleuchten, woher unsere Schwierigkeit kommt. Wir sind, längst schon, kräftig genug, um jeden Angriff abzuwehren. Schreien jeden Tag, daß wir nur diese Abwehrgewißheit wollen. Waffnen uns aber so, daß auch Offensive den Sieg bringen könnte. Stoßen alle dadurch Gefährdeten in Koalition. Und beschwören die Angriffsgefahr, die abgewehrt werden sollte, herauf.

Wir haben die günstigste aller Hochkonjunkturen (Mann und Junge erklären den Ausdruck) verpaßt. Dennoch: Gebiete den Thränen! In einem Lande, das so dicke Dummheiten gesund überstanden hat, ist nicht aller Tage Abend. Mein Trost nach Wuthanfällen. Wir stellen fast neunhunderttausend Mann (mit Intendantur und Zubehör) in Friedenspräsenz und hätten nicht nöthig, zu thun, als müsse die Nation sich deshalb ein Bein ausreißen. Keine Kleinigkeit. Vor solcher Front ließe sich Politik machen, die sich gewaschen hat. Saubere; höllisch starke und himmlisch ruhige. Fritz und Bismarck hattens nicht so leicht; mußten das Volk erst aus dem Boden stampfen und zurechtdrillen, das die Milliarden verdient. Beide wußten aber, was sie wollten (weil sies wollen mußten), und hielten Zunge und Arm still, bis zu Rede und Handlung die Stunde kam. Lernen wirs niemals wieder? Gute Nacht!

Moritz.

Verse.

Nun ist zur Nacht gekommen
Ein reicher Frühlingstraum,
Der letzte Schein verglommen
An blauer Berge Saum.

Die weißen Wolken zogen
Der Sonne scheidend nach
Und hoch am Himmelsbogen
Wird Stern an Sternlein wach.

Wenn so in tiefem Dunkel
Gefangen liegt die Welt,
Von zaubrischem Gefunkel
Das Firmament erhellt:

Dann zieht wie Mutterssegen
Der Friede bei mir ein
Und meiner Seele Regen,
Das leiseste, ist Dein.

Mein Lied, das sangen goldne Sterne mit
In blühenden verträumten Sommernächten,
Sie gingen langsam und mit leisem Schritt,
Als ob auch sie an Kuß und Liebe dächten.

Sie gingen hin am Himmel wie im Traum
Und sangen zitternd meine junge Weise.
Und wie sie sangen, merkten sie wohl kaum
Auf ihrer Höhen blaue Weggeleise.

Und so hat einer auf der Himmelsbahn,
Von meinem Lied und seiner Liebe trunken,
Sich selbst vergessend falschen Schritt gethan
Und ist verleuchtend in die Nacht gesunken.

Nun kehrt' ich heim. Wie leer mein traut Gemach!
Der Mondenschein nur grüßt mich an der Schwelle?
Wie ruht in seiner silberblauen Helle
So still das Haus vom Garten bis zum Dach!

Verschwiegner Sehnsucht unerschöpfte Quelle,
Nun wirst Du wieder mir im Busen wach.
Den schnellen Wolken ziehn die Wünsche nach;
Ich selber, baumgleich, wurzle an der Stelle.

Ein Wort, ein Wort nur! Nur nicht stumm ertragen,
Was jetzt an Schmerz durch meine Seele zieht!
Die bange Ahnung, daß mein Glück entflieht . . .
Ach könnten Dir es diese Worte sagen.

Neustadt a. H. E. Schwangart.

Eine Gefahr für die Geisteswissenschaften.

Vor einiger Zeit wurde in wissenschaftlichen Kreisen die folgende Erklärung versandt:

„Die unterzeichneten Dozenten der Philosophie an den Hochschulen Deutschlands, Oesterreichs und der Schweiz sehen sich zu einer Erklärung veranlaßt, die sich gegen die Besetzung philosophischer Lehrstühle mit Vertretern der experimentellen Psychologie wendet.

Das Arbeitgebiet der experimentellen Psychologie hat sich mit dem höchst erfreulichen Aufschwung dieser Wissenschaft so erweitert, daß sie längst als eine selbständige Disziplin anerkannt wird, deren Betrieb die volle Kraft eines Gelehrten erfordert. Trotzdem sind nicht eigene Lehrstühle für sie geschaffen, sondern man hat wiederholt Professuren der Philosophie mit Männern besetzt, deren Thätigkeit zum größten Theil oder ausschließlich der experimentellen Erforschung des Seelenlebens gewidmet ist. Das wird zwar verständlich, wenn man auf die Anfänge dieser Wissenschaft zurückblickt, und es war früher wohl auch nicht zu vermeiden, daß beide Disziplinen von einem Gelehrten zugleich vertreten wurden. Mit der fortschreitenden Entwickelung der experimentellen Psychologie ergeben sich jedoch daraus Uebelstände für alle Betheiligten. Vor Allem wird der Philosophie, für welche die Theilnahme der akademischen Jugend beständig wächst, durch Entziehung von ihr allein gewidmeten Lehrstühlen eine empfindliche Schädigung zugefügt. Das ist um so bedenklicher, als das philosophische Arbeitgebiet sich andauernd vergrößert und als man gerade in unseren philosophisch bewegten Zeiten den Studenten keine Gelegenheit nehmen darf, sich bei ihren akademischen Lehrern auch über die allgemeinen Fragen der Weltanschauung und Lebensauffassung wissenschaftlich zu orientiren.

Nach diesem Allen halten es die Unterzeichneten für ihre Pflicht, die Philosophischen Fakultäten sowie die Unterrichtsverwaltungen auf die hieraus erwachsenden Nachtheile für das Studium der Philosophie und Psychologie hinzuweisen. Es muß im gemeinsamen Interesse der beiden Wissenschaften sorgfältig darauf Bedacht genommen werden, daß der Philosophie ihre Stellung im Leben der Hochschulen gewahrt bleibt. Daher sollte die experimentelle Psychologie in Zukunft nur durch die Errichtung eigener Lehrstühle gepflegt werden und überall, wo die alten philosophischen Professuren durch Vertreter der experimentellen Psychologie besetzt sind, ist für Schaffung von neuen philosophischen Lehrstühlen zu sorgen."

Dringt man in dieser sehr geschickten Erklärung durch Fell und Fleisch bis zum Skelet vor, so ergiebt sich, daß von der sogenannten reinen Philosophie gegen die selbständige Entwickelung der Psychologie innerhalb des Rahmens der philosophischen Wissenschaften Front gemacht wird. Die Situation wird noch klarer, wenn

man die inzwischen erschienene Schrift „Die Psychologie im Kampf ums Dasein“ von Wilhelm Wundt, dem Altmeister der deutschen Psychologie, heranzieht. In ihr zeigt Wundt mit unwiderleglichen Gründen, daß die Folge des in der „Erklärung“ vorgeschlagenen Verfahrens die Abschiebung der experimentellen Psychologie in den Betrieb der Naturwissenschaften, speziell in den Thätigkeitbereich der medizinischen Wissenschaften sein würde. Der in dieser Richtung gelieferte Beweis darf um so sicherer gelten, als in den Kreisen der reinen Philosophie vielfach die selbe Meinung vorherrscht und auch aus ihr keinerlei Hehl gemacht wird. Darüber freilich, daß unter den mehr als hundert Unterzeichnern, welche die Erklärung gefunden hat, Viele sind, die die soeben vorgetragenen Folgen keineswegs wünschen, besteht wohl auch schwerlich ein Zweifel. Doch nicht darum handelt es sich, ob jeder Unterzeichner die Konsequenzen seiner Handlung richtig ermessen hat, sondern ganz allein darum, welche Folgen unter allseitiger Erwägung der Umstände dadurch zu erwarten sind: wenn nicht etwa eben die Aufdeckung dieser Folgen die Bewegung hemmen und bewirken sollte, daß man sich wenigstens der engen Zusammengehörigkeit von Philosophie und Geisteswissenschaften auf der einen und Psychologie auf der anderen Seite bis zu dem Grade wieder bewußt wird, daß man ganz allgemein die Ausgestaltung einer der Philosophie und den Geisteswissenschaften unbedingt zugerechneten Psychologie, und zwar der Experimental- wie der Völkerpsychologie, ins Auge faßt.

Den Laien wird im Uebrigen bei der ganzen Angelegenheit wohl zunächst interessiren, daß hier der Versuch gemacht wird, eine nach der Auffassung der „Erklärung“, wie auch gewiß nach der allgemeinen Meinung aller Sachverständigen, aufkommende geistige Bewegung, die der reinen Philosophie, dadurch zu fördern, daß man eine Anzahl von Lehrstühlen an den deutschen Universitäten für sie reklamirt und zu reserviren sucht. Man darf ruhig sagen, daß Dies ein nie gesehener Vorgang ist. Gewiß hat es in Deutschland geistige Bewegungen von der Stärke und Größe gegeben, daß sie, zumal auf dem Gebiet der Besetzung der philosophischen Lehrstühle der Universitäten, alsbald darin zum Ausdruck gelangten, daß diese hauptsächlich Vertretern der neuen Bewegung zufielen. In dieser Weise hat eine Weile Wolffs Philosophie über die philosopischen Katheder Deutschlands geherrscht; dann wurden, seit dem Beginn etwa des neunzehnten Jahrhunderts, fast alle diese Lehrstühle unter dem Einfluß nicht der Person, wohl aber des Systems Kants, des „Allzermalmers“, kantisch; später, in

den zwanziger und dreißiger Jahren, in den Zeiten der ausgehenden Romantik und des spekulativen Idealismus, sind sie bekanntlich hegelisch geworden. Dabei hat Hegel persönlich sehr viel dafür gethan, das Geschlecht der Hegelianer und Hegelingen auf deutschen Kathedern unterzubringen. Das ist ihm aber mit Recht im hohen Grade verdacht worden; und auch spätere Versuche hervorragender deutscher Universitätlehrer, sei es auf dem Gebiet der Philosophie, sei es auf dem Gebiet anderer Wissenschaften, ihre Meinung und ihren Anschauungskreis auf dem Wege der Okkupation der Lehrstühle durch Schüler über die Zeit ihres eigenen Lebens hinaus zu fristen, wie man sie bis in die jüngste Zeit wahrnehmen kann, sind immer dem Verdikt der Fachgenossen und erst recht der Laienwelt verfallen. Denn noch gilt in wissenschaftlichen Kreisen das alte idealistische Wort des Protestantismus: „Das Wort sie sollen lassen stahn"; und noch ist die Meinung nicht verschwunden, daß geistige Bewegungen allein aus sich heraus Kraft und Geschmeidigkeit ihrer Fortpflanzung erhalten müssen, nicht durch äußere Mittel.

In dem in der „Erklärung" empfohlenen Vorgehen ist charakteristisch, einerlei, wie man sich im Uebrigen die Besetzung der philosophischen Lehrstühle denkt, daß überhaupt die Besetzung dieser Lehrstühle in die Frage nach der Fortentwickelung einer geistigen Bewegung in irgendeinem Sinn hineingezogen werden kann. Das ist in dieser offenen Aussprache neu; und gänzlich unerhört ist, daß eine Erklärung dieses Inhaltes die Unterschriften nicht weniger größerer und kleinerer Gelehrten im Bereich der philosophischen Berufsthätigkeit finden konnte. Es läßt sich nicht umgehen, offen auszusprechen, daß hier ein Ueberschlagen der Idee der Machtpolitik in Das, was man Universitätpolitik nennen könnte, hinein von einer bisher nicht gekannten Offenheit vorliegt. Zur Entschuldigung oder vielmehr zur Erklärung läßt sich anführen, daß in einer Zeit ganz überwiegender Förderung materieller Interessen die Willensäußerungen der Nation so sehr auf grobe Mittel und rücksichtlose Geltendmachung dieser Mittel geschult worden sind, daß sich selbst die höchsten geistigen Interessen diesem Einfluß nicht mehr ganz entziehen können. Zu welcher Veräußerlichung das Eindringen einer solchen Denkweise namentlich deshalb, weil es unbewußt erfolgt und daher zunächst fast nur dem sondirenden Historiker klarer entgegentritt, führen muß, kann man daran sehen, daß auf dem Gebiet der Geisteswissenschaften seit der inneren geistigen und seelischen Entwickelung der jüngsten Vergangenheit immer mehr die Neigung auftritt, überhaupt nur das Gehäuse

großer seelischen Erscheinungen noch zu untersuchen: im Gebiet der Religionsgeschichte werthet man nach den Ergebnissen der Kirchengeschichte, in der Entwickelung der großen materiellen Faktoren des Lebens nach der Verfassungsgeschichte; und nun soll uns wohl gar noch eine Werthung der allgemeinen Kulturentwickelung nach den Deduktionen irgendwelcher reinen Philosophien aufgezwungen werden.

Mit den letzten Bemerkungen treten wir dem eigentlichen Sinn näher, der in der Forderung der „Erklärung" enthalten ist.

Man weiß, daß die Psychologie früher ein Theilgebiet der sogenannten Metaphysik bildete. Diese entstand, indem aus irgendwelchen Voraussetzungen erkenntnißtheoretischer oder sonstiger kulturgeschichtlicher Natur, wie sie einem bestimmten Zeitalter eigen waren und günstigen Falls dessen innerste Meinung in glücklich zusammenfassender Weise wiedergaben, eine Begriffsdichtung gebildet wurde, deren Ganzes die großen Probleme der Weltanschauung, des Verhältnisses der Einzelperson zu den Gesammterscheinungen, des Charakters der Strebungen und Willensäußerungen, der Vorstellungen von einer letzten schöpferischen Ursache der Welt und Aehnliches mehr lösen sollte. So sind in den Zeiten nach der großen geistigen Befreiung der Persönlichkeit, die mit der Reformation eingeleitet wurde, die metaphysischen Systeme von den Pantheisten des sechzehnten Jahrhunderts über Descartes hinab bis auf Leibniz einander gefolgt; und noch einmal hat die deutsche Philosophie in den Zeiten der Romantik von Fichte über Schelling bis auf Hegel eine Begriffsdichtung größten Stils mit dem Anspruch auf Gemeingiltigkeit entwickelt.

Der damit gegebenen Nothwendigkeit, die Lehre von der menschlichen Seele als einen Untertheil einer allgemeinen Begriffsdichtung zu entwickeln, stellten sich nun aber seit der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts in steigendem Maß Widerstände entgegen. Hier kann nicht ausgeführt werden, aus welchen vollkommen einleuchtenden kulturgeschichtlichen Ursachen seit dieser Zeit unausrottbar und in immer höherem Grade bis zur Gegenwart, ja, eben diese Gegenwart völlig beherrschend, sich das Bedürfniß geltend machte, das menschliche Seelenleben empirisch für sich allein aus den induktiv erkennbaren Gegebenheiten seines Daseins heraus zu untersuchen und zu entwickeln. Genug, daß seit etwa Creutzens Versuch über die Seele (1754) eine Bewegung begann, welche auf die immer stärkere Verselbständigung der Psychologie als einer besonderen Wissenschaft hinauslief. In eben der Zeit nun, in denen die letzten großen Systeme der Begriffsdichtung

entstanden sind, gelangte diese psychologische Bewegung zum ersten Mal zu einem bestimmteren Abschluß. Die Untersuchungen von Beneke und Herbart kamen und versuchten, obgleich noch vielfach metaphysisch durchtränkt, dennoch eine mit den Thatsachen der Erfahrung übereinstimmende Lehre von den Grunderscheinungen des Seelenlebens zu geben. Von da aus ist dann eine unendlich reiche Entwickelung bis zur Gegenwart erfolgt. Grundlegend für diese Entwickelung wurde schließlich die experimentelle Psychologie; aus der Physiologie her entwickelt, aber längst vornehmlich durch die Forschungen von Wundt selbständig geworden, untersucht sie diejenigen Vorgänge unseres Seelenlebens, welche sich mit voller Sicherheit experimenteller Behandlung unterziehen lassen. Daneben aber meldeten sich auch schon früh andere Zweige einer rein empirischen Psychologie, so die Völkerpsychologie, welche vornehmlich den sozialpsychischen Erscheinungen menschlicher Gemeinschaften nachgeht, und neuerdings vor Allem die Kinderpsychologie, welche in die Entwickelungsgeschichte des menschlichen Seelenlebens einführt.

Nun versteht sich von selbst, daß die Geisteswissenschaften, die der Erkenntniß des Wesens und des Verlaufes der großen seelischen Vorgänge innerhalb der menschlichen Entwickelung gewidmet sind, zu diesen Versuchen, eine selbständige Psychologie zu begründen, die engsten Beziehungen haben. Trat Das in den Anfängen der experimentellen Psychologie und selbst der Völkerpsychologie nicht so vollkommen, augenscheinlich und besonders im praktischen Betrieb der Geisteswissenschaften nicht völlig evident hervor, so lag der Grund darin, daß die neue Wissenschaft vornehmlich auf experimentellem, aber selbst noch auf völkerpsychologischem Gebiet zunächst so elementare Prozesse des Seelenlebens der Erkenntniß näher zu führen hatte, wie sie für die Untersuchungen auf geisteswissenschaftlichem, philologischem, historischem, juristischem, theologischem Gebiet zunächst kaum zur Beobachtung gelangten. Zwischen dem Betrieb der Geisteswissenschaften und dem der aufkommenden Psychologie war also die Kluft oder Distanz noch so groß, daß auf beiden Seiten von einander nicht Notiz genommen zu werden brauchte und daß von Kurzsichtigen sogar die Meinung ausgesprochen werden konnte, beide Entwickelunglinien würden einander niemals berühren. Dieser Zeitpunkt ist aber inzwischen längst überwunden. Vor Allem gilt Das für die Völkerpsychologie, deren Einfluß auf die Völkerkunde als die Geschichtwissenschaft der primitiven Kulturen, wie selbst schon auf das Gebiet der eigentlichen, älteren Geschichtwissenschaft, die man jetzt als

die Geschichtwissenschaft der höheren Kulturen bezeichnen muß, schon vollkommen evident ist: nein, selbst schon die Ergebnisse oder wenigstens die Methoden der experimentellen Psychologie kommen für die methodische Durchbildung der Geisteswissenschaft in hohem Grade in Betracht. Ein Historiker, zum Beispiel, in dessen Schülerkreis sich Personen befinden, die sich eingehend mit experimenteller Psychologie beschäftigt haben, wird bald bemerken, um wie ein Außerordentliches rascher und tiefer das geschichtliche Verständniß dieser Personen sich entwickelt als das derjenigen, die, neben ihnen stehend, die selbe historisch-methodische Ausbildung genießen, aber nicht psychologisch vorgebildet sind. Ueber all diese Dinge und Zusammenhänge besteht nicht der geringste Zweifel. Von Tag zu Tag deutlicher erscheint die Psychologie als eine propaedeutische Wissenschaft für den tieferen Betrieb der Geisteswissenschaften.

Nun kommt die zuvor abgedruckte Erklärung daher und läßt, wenn nach ihr verfahren würde, am wissenschaftlichen Horizont Konsequenzen erscheinen, die nach dem Urtheil der Sachverständigen ein Abdorren der selbständigen Entwickelung der Psychologie und ganz besonders ihres Einflusses auf die Fortentwickelung der Geisteswissenschaften bedeuten würden; und sie sucht den sicheren Eintritt dieser Folgen dadurch zu erreichen, daß sie den Fakultäten und Ministerien ein bestimmtes Verfahren in der Besetzung gewisser Lehrstühle der Universitäten empfiehlt.

An dieser Stelle wird vielleicht mancher Leser lächeln und an die bekannten Vergleiche und Redensarten über Versuche mit untauglichen Mitteln erinnert werden. Gemach! Es wird sich darum handeln, was denn die reine Philosophie, deren Verbreitung man wünscht, an die Stelle setzen könnte und was der heutige Betrieb der Geisteswissenschaften etwa fähig wäre, von diesem Ersatz aufzunehmen.

Wir wissen Alle (und der Schreiber dieser Zeilen ist so glücklich, es mit am Frühesten verkündet zu haben), daß wir seit dem Ende des vorigen Jahrhunderts steigend einer Zeit des Idealismus entgegengehen, deren volle Entwickelung nur durch immer wieder aufsteigende Naturalismen, die aus der ständigen Fortentwickelung unseres Wirthschaftlebens herkommen, gestört wird. Daß mit diesem wieder aufsteigenden Idealismus, der sich zuerst auf dem Gebiete der Phantasiethätigkeit geltend machte, auch die hohe Zeit einer neuen reinen Philosophie kommen müßte und muß, war selbstverständlich. Ja, noch mehr; wir Alle, die wir seit Jahren sehnsüchtig nach der vollen Entwickelung dieses Idealismus aus-

schauen, wie sie heute auch durch den politischen Ernst der Zeiten nahegelegt wird, wir sehnen uns nach einem System neuer Weltanschauung, das da die neugebildeten sittlichen Werthe unserer Zeit zu einem Ganzen entwickele und hinaus über alle Alltäglichkeiten des Daseins den Dom einer gesammten Anschauung von Gott und Welt wölbe, und wir begrüßen mit heller Freude jeden Versuch in dieser Richtung. Hier liegen die starken Verdienste Nietzsches, der nur der Johannes dieser Bewegung war; und dankbar verneigen wir uns und ehrfurchtvoll vor den ersten vollkommeneren Systemen, mögen sie, wie das Euckens auch noch, wie entwickelungsgeschichtlich durchaus nothwendig, einen mehr populär-philosophischen Anstrich zeigen: und wir harren des Mannes, dem es gelingen soll, das Chaos der heutigen Bewegung auf allen Gebieten der Strebungen und der Willensäußerungen unter einige sichere Formeln zu bannen und uns die Sicherheit der Persönlichkeit und des Gewissens in so manchen Konflikten des heutigen Daseins zu verbürgen.

Aber was hat die reine Philosophie, über die bisher soeben geschilderten Versuche hinaus, die nothwendiger Weise, weil der Masse zugewandt, Versuche des Predigers und des Propheten sein müssen, für die verlangte Fortentwickelung geleistet? Für weitere Kreise der wissenschaftlichen, insbesondere der geisteswissenschaftlichen Forschung maßgebend ist nur Rickerts System der Werthurtheile entwickelt worden. Aber freilich: ist es wirklich entwickelt worden? Rickert glaubt daran, daß in der Sittengeschichte der Menschheit Werthe nachzuweisen seien, die einen absoluten Charakter besitzen und sich deshalb zur Aufstellung von Werthmaßstäben, die zur Beurtheilung aller Zeiten gleichmäßig brauchbar sind, eignen. Er glaubt daran; aber er hat weder eine Tafel solcher Werthe aufgestellt und eingehend begründet noch hat er auch nur für einen einzigen der ihm unklar vorschwebenden Werthe den Beweis geliefert, daß er zu allen Zeiten der selbe gewesen sei. Allerdings finden sich bei ihm Versuche, einen solchen Beweis wenigstens für einen der fraglichen Werthe zu liefern, nämlich für den der Wahrhaftigkeit, aber sie sind nur erkenntnißtheoretischer Natur und also selbstverständlich in die Voraussetzungen der heute gerade praktizirten Erkenntnißtheorie eingeschlossen. Der Historiker aber kann, was Rickert auf diesem Gebiet gesagt hat, durch einen völlig empirischen Nachweis aus dem Quellenbestand ausgehender Urzeiten der Völker wie ein Kartenhaus umblasen; und schon die Einsicht, zum Beispiel, in die sittliche Begriffswelt der angelsächsischen Quellen genügt, um den strikten Nachweis zu lie-

fern, daß Wahrhaftigkeit zu verschiedenen Zeiten etwas sehr Verschiedenes gewesen ist. Man muß schon ein so unhistorischer Kopf wie Rickert sein, um überhaupt gegenüber den zahlreichen Gegenbeweisen, die die Geschichte liefert, den Gedanken absoluter Werthe als einer dem Menschenleben aller Zeiten inhärenten Kraft fassen zu können.

Ich höre hier (in Parenthese sei Dies gesagt) den Vorwurf einer Lehre des sittlichen Relativismus ertönen. Man wird mir sagen, wenn es keine absoluten Werthe gebe, so höre am Ende jede Sittlichkeit auf und ich sei mit dem Vortrag meiner Anschauungen zum Mindesten ein Verführer der Jugend. Diesen seit zwanzig Jahren öfter als einmal gehörten Einwurf lasse ich mit stillem Lächeln an mir abgleiten. Gewiß giebt es keine jedem Zeitalter menschlicher Entwickelung in gleicher Weise eigene absolute Werthe, wohl aber giebt es für jedes einzelne Zeitalter solcher absoluten Werthe genug und die Söhne eines solchen Zeitalters müssen sich in ihrem Handeln diesen Werthen beugen, wollen sie nicht in Sittenkonflikte gerathen, die in den meisten Fällen zum Verbrecherthum und nur in Ausnahmemomenten zum Heldenthum führen werden. Freilich: wer die großen sozialpsychologischen Einflüsse menschlichen Gemeinschaftlebens nicht kennt und in jenem wunderlichen Individualismus hinlebt, der sich heute in der alleinigen Anerkennung des Singulären und in einer philiströsen Heldenverehrung äußert, Der wird nicht in der Lage sein, sich die absolute Gewalt kulturzeitlich gebundener Sittenbegriffe auch nur vorstellen zu können, wie es denn für ihn auch aussichtlos sein wird, solche Vorgänge wie die heutige militärische Begeisterung in Frankreich und zu gleicher Zeit den in dem Milliardenopfer hervortretenden zähen Widerstandssinn Deutschlands zu begreifen.

Kehren wir aber zu der Frage nach den absoluten Werthen Rickerts zurück und nehmen wir jetzt einmal an, daß diese Lehre von den absoluten Werthen über die bisher gezeigte Impotenz hinaus zur Fortbildung eines Gesammtsystems, dann selbstverständlich metaphysischen Charakters, gelangte; stellen wir einmal den Gedanken auf, daß es aus der reinen Philosophie heraus zu einer neuen großen metaphysischen Begriffsdichtung käme: was würde dann wohl, unter der Voraussetzung, daß gleichzeitig die Psychologie in die Rolle einer Spezialwissenschaft der Naturwissenschaften oder gar blos der Medizin abgeschoben wäre, die weitere Entwickelung der Geisteswissenschaften sein? Es ist gar keine Frage: sie würden dieser neuen Begriffsdichtung mit Haut und Haar verfallen.

Demjenigen, der zweifelt, mag entgegengehalten werden, daß jetzt schon die Anfänge einer solchen Entwickelung deutlich erkennbar sind; und Derjenige, der da meint, der einzelne geisteswissenschaftliche Forscher werde doch niemals so thöricht sein, auf ein vom Standpunkte der empirischen Forschung her so abstruses Gebilde wie das einer Werthmetaphysik sich auch nur einzulassen, mag auf die Ausführungen Nietzsches über das Verhältniß der Einzelwissenschaften zur Philosophie verwiesen werden. Der einzelne empirische Forscher, der sich um Philosophie nicht kümmert, glaubt zwar allerdings, von deren Einwirkungen frei zu sein. Daß in Wahrheit das Gegentheil der Fall ist und daß er vielmehr Einflüsse, die er nicht sieht, selbstverständlich auch nicht abzuwehren in der Lage ist, fällt ihm dabei in seiner Gottähnlichkeit nicht ein. Siegt die reine Philosophie, so gehen wir einer erneuten Beherrschung der Geisteswissenschaften durch ein metaphysisches System entgegen und die Zeiten Hegels werden sich erneuern. Darüber kann kein Zweifel sein. Zwar werden sich einige klarer sehende Köpfe dieser Herrschaft entziehen, wie sich Ranke in seiner Zeit der Herrschaft Hegels entzogen hat und von diesem Punkte selbst im hohen Alter nicht ohne noch sehr lebhafte Affektäußerung sprach, im Ganzen aber wird man ohne Schwierigkeiten, weil vielfach gänzlich unbewußt, unter das Kaudinische Joch der neuen Metaphysik gehen. Für die Zuversicht, mit der man diese Entwickelung auf der Seite der reinen Philosophie erwartet, ist eben das machtpolitische Dokument der „Erklärung" ein lehrreiches Zeugniß.

Du siehst nun, verehrter Leser, daß es sich bei den besprochenen Dingen, die auf den ersten Augenblick so harmlos erscheinen können, nicht eben um Kleinigkeiten handelt. Die Naturwissenschaften haben in Deutschland in den ersten Jahrzehnten des neunzehnten Jahrhunderts unter der Beeinflussung vornehmlich durch Schellings Philosophie ein sogenanntes Zeitalter der Naturphilosophie erlebt. Gewiß blieb auch diese Zeit nicht ohne Früchte. Im Ganzen aber muß von ihr gesagt werden, daß sie noch heute bei den Sachverständigen in übelstem Andenken steht, da sie den freien Wettbewerb der deutschen empirischen Naturwissenschaft im Bereich des Denkens der europäischen Nationen für Deutschland um mindestens zwei Jahrzehnte unterbunden hat. Unter dem Joch eines deduktiven Systems der reinen Philosophie würden die Geisteswissenschaften in Deutschland einer ähnlichen Entwickelung verfallen. Dies um so mehr, als sie an sich noch längst nicht in dem Grade wie die Naturwissenschaften gefestigt sind, um den Einflüssen einer außer ihnen stehenden Gedankenwalt widerstehen zu können.

Leipzig. Professor Dr. Karl Lamprecht.

Starker Tabak.

Im Mai 1911 fällte das Bundesobergericht in Washington über den Tabaktrust, die American Tobacco Company, ein Kompromißurtheil, das man nach der schroffen Verurtheilung durch die Erste Instanz, das newyorker Kreisgericht, nicht erwartet hatte. Dem Trust wurde befohlen, sich in einen neuen Rock zu stecken. Er sollte sechs Monate Zeit haben, um eine neue Form zu finden, die mit dem Shermangesetz vereinbar sei. Und die Tobacco Company nistete doch in Monopolmacht. Aus der Vereinigung von drei Gesellschaften war, im Schatten des Antitrustgesetzes, ein Riese von 400 Millionen Dollars Kapital aufgewachsen. Durch die neue, vom Gericht geforderte Verfassung sollte das Monopol gebrochen werden. Die Tobacco Company veröffentlichte ihr neues Programm erst am letzten Fristtag. Es war nicht ganz einfach, die verschiedenen Werthpapierarten, die der Trust umschloß (40 Millionen Dollars Stamm- und 79 Millionen Vorzugsaktien; 48 Millionen vier- und 53 Millionen sechsprozentige Bonds), so zu behandeln, daß sie das Eindringen von Outsiders verhinderten. Die bemühten sich, einen Theil des Trustkapitals für sich zu gewinnen. Schließlich wurde der Trust in vier Theile zerlegt, die angeblich unabhängig von einander sein sollten: die American Tobacco, die R. J. Reynolds Tobacco, die Ligget and Myers und die P. Lorillard Co. Der Plan wurde genehmigt. Um seine Wirkung zu fördern, befahl das Gericht, die vier Gruppen in Untergesellschaften zu theilen.

Hat der Tabaktrust nun kein Monopol mehr? Percival S. Hill, der Präsident der American Tobacco Co., sagt: Nein; die unabhängigen Fabrikanten und Händler der Neuen und Alten Welt sind anderer Meinung. Hill hat sich in einer Erklärung an das Publikum gewendet, um zu beweisen, daß die Einzelgesellschaften, die nach dem Richterspruch geblieben sind, einander wüthende Konkurrenz machen. Er bestreitet, daß die American Tobacco Co. noch immer das ganze Geschäft an der Strippe habe; ein gesetzwidriges Einvernehmen der getrennten Gruppen sei unmöglich, weil die Aktien der einzelnen Gesellschaften gut vertheilt seien. Aber man glaubt diesen Versicherungen nicht, weil der Augenschein gegen sie ist. Der Tabaktrust ist eben so wenig tot wie die Standard Oil Co. Man macht gegen ihn mobil, wie gegen den Oeltrust. Beide leben und setzen die Welt in Schrecken. Die American Tobacco Co., von der Generalanwalt Wickersham sagte, sie sei „im Schmutz erzeugt und in Sünde geboren", wird in Amerika und in Deutschland befehdet. Der alte Trust hat 75 Prozent der Rauchtabakfabrikation, 80 Prozent der Cigarettenproduktion, 90 Prozent des Schnupftabakgeschäfts kontrolirt. Und die Macht der neue Tobacco Co. ist nicht geringer geworden. Einer der schlausten amerikanischen Trustmänner, Henry C. Frick, der „Mann mit dem Koks", hat sich an die Spitze einer Tobacco Products Corporation gestellt, die das Monopol des alten Trust brechen soll. Vielleicht will der Geschäfts-

mann Frick die Außenseiter zu einer neuen Combine zusammenschweißen; als Trustfeind wird er von der Regirung begünstigt.

Die American Tobacco Co. wird sich hüten, im eigenen Lande das Gesetz zu verletzen. Die neuen Herren lassen nicht mit sich spaßen. Die Company zeigt also die weiße Weste. Verbirgt sie schwarze Pläne gegen die Alte Welt? In England ist der amerikanische Trust allmächtig. Gemeinsam mit der Imperial Tobacco Co., einer britischen Gesellschaft mit 18 Millionen £ Kapital, ist die British American Tobacco Co. gegründet worden. Ihr Regent wurde James B. Duke, der Gründer und Präsident des alten Tabaktrust. Unter einem so erfahrenen Leiter gedieh der englische Ableger über Erwarten rasch und gut. Nachdem England die Flagge gestrichen hat, kommt Deutschland an die Reihe. Fünf große Cigarettenfabriken sind schon Glieder des Trust. Die Firmen leugnen ihre Zugehörigkeit, können aber gegen überzeugende Indizien nichts ausrichten. Für die Cigarre interessiren sich die Yankees nicht: weil die Tradition da schwer zu überwinden wäre. Die Cigarette hat über Zoll und Steuern gesiegt. In Deutschland wurden 1911 ungefähr 10 Milliarden Stück geraucht. Der Konsum steigt jährlich um 1000 Millionen. Die Amerikaner haben die Psychologie des Cigarettengeschäfts richtig erfaßt. Der Cigarettenraucher, der die ihm liebste Sorte begünstigt, macht ihren Namen populär. Im Cigarrenreich hat nur die Importe einen bekannten Namen; alles Uebrige wird nach dem Preis klassirt. Der Cigarettenraucher ist unabhängig, so lange er freie Wahl unter den Marken hat und hinter den verschiedenen Namen und Emblemen nicht ein einziger Produzent steht. Um den Gedanken an solchen Verlust des Rechtes zur „Selbstbestimmung“ nicht aufkommen zu lassen, wehrt sich jede Fabrik, die mit dem Trust in Verbindung gebracht wird.

Ein „Verband zum Schutz der deutschen Tabakindustrie“ ist entstanden; und in Köln gabs in der Karwoche eine große Versammlung, die alle Raucher zum Kampf gegen den Trust rief. Nicht den Staat. Der wurde gar nicht erwähnt. Vielleicht schreckte das Beispiel des Petrleoummonopols. Wie sollte der Staat auch helfen? Höchstens durch eine Regie, die fremden Tabak verarbeitet. Denn Eigenprodukt giebts nur in der Pfalz; und davon schweigt des Sängers Höflichkeit. Also ein casus, in dem die Staatsgewalt nicht helfen kann. Ein Verbot, deutsche Fabriken dem amerikanischen Trust zu verkaufen, wäre eine Polizeimaßregel, die schlimmerem Eingriff praejudiziren könnte. Auch giebts ja Strohmänner, die jede Nationalität decken. Die Fabrikanten und Händler glauben, daß sie sich selbst helfen können. Ob aber die Raucher gegen Trustfabrikate mobil zu machen sind? Der persönliche Geschmack müßte dem Bewußtsein einer nationalen That weichen. Verschlechterung der Qualität und Vertheuerung des Preises wären stärkere Motive. So weit ists noch nicht. Die American Tobacco Co. hat zu Haus den Preis weder erniedrigt noch erhöht. Auf die Frage, warum die angeblich freie Konkurrenz die Verkaufspreise nicht her-

unterdrücke, antworten die Truſtmänner: „Der Wettbewerb treibt den Preis des Rohmaterials in die Höhe (eine verſchämte Empfehlung des Truſtprinzips), deshalb können wir den Verkaufspreis nicht ſenken. Außerdem pflegt das Publikum gegen billige Cigaretten mißtrauiſch zu ſein.“ Die Truſtdiplomaten verſtehen, Menſchen und Dinge richtig in ihre Rechnung zu ſtellen. Der Kampf gegen ein Monopol iſt volksthümlich, wenn die Sache dem Volk an die Nieren geht, wie bei Petroleum und Getreide. Der Kampf um die Cigarette kann nur mit volkswirthſchaftlichen Gründen geführt werden. Rückſicht auf Fabrikanten und Händler; die Früchte des Volksvermögens ſollen nicht ins Dollarland wandern. Das läßt ſich hören. Wenn aber der Truſt Handel und Gewerbe nicht ſchädigt? Der Ruf, amerikaniſche Uebermacht abzuwehren, findet ſtets Widerhall. Nur muß eben die Zwingherrſchaft nachgewieſen werden. Die deutſche Tabakinduſtrie iſt ein blühender Gewerbezweig, der Hunderttauſende nährt. Deutſche Fabriken verarbeiten im Jahr mehr als 700 000 Doppelcentner überſeeiſchen Rohmaterials. Das iſt ein Objekt von 120 bis 130 Millionen Mark. Sogar für Amerikaner alſo der Mühe werth. Noch aber herrſchen ſie nicht an den bekannten Straßenecken. Und Europa zittert noch nicht.

Der Truſt geht aufs Ganze. Er intereſſirt ſich auch für die türkiſche Tabakregie. Wenn ſie den türkiſchen Tabak in die Hände bekämen, wären die Yankees ein gutes Stück weiter. Man muß auf die Aktion am Bosporus achten. Die Konzeſſion der türkiſchen Tabakregiegeſellſchaft läuft am vierzehnten April 1914 ab. Von der europäiſchen Türkei wird nach dem Frieden kaum noch Etwas übrig bleiben; und der Tabak, der auf ihrem alten Gebiet wächſt, wird nicht mehr türkiſch ſein. Die Dollarmänner können, da Alles noch unklar iſt, leicht im Trüben fiſchen. Sie haben einen fetten Köder ausgeworfen. Da ohne Zuſtimmung der Dette Publique Ottomane über das Schickſal der Tabakregie nicht verfügt werden kann, iſt es wichtig, ſich dieſes Faktors zu verſichern. Der Tabaktruſt ließ deshalb der türkiſchen Staatsſchuldenverwaltung für die Konzeſſion eine Summe bieten, die den Ertrag der Regie um wenigſtens 3 Millionen Mark im Jahr überſteigt. Die Geſellſchaft zahlt der Staatsſchuldenverwaltung für das Tabakmonopol eine Jahrespacht von 750 000 Türkenpfund und einen Theil vom Jahresgewinn. Im letzten Jahr warens 98 000 Pfund. Die Amerikaner bieten mindeſtens 200 000 Pfund mehr; und die alte Pachtſumme würde, wenn es bei der Regie bleibt, noch verringert werden, weil der Bereich des Tabakmonopols engere Grenzen erhielte. Die Tabakregiegeſellſchaft iſt ein internationales Aktienunternehmen, das liquidiren muß, wenn es keine neue Konzeſſion bekommt; an ſeine Stelle könnte die Britiſh-American Tobacco Co. treten. Natürlich müßte ſie die Vermögensbeſtände der Regie übernehmen; beſonders die Tabakvorräthe, Grundſtücke und Maſchinen. Die Aktionäre der alten Geſellſchaft haben kein Intereſſe an einem Vertrag, der ihnen die Rente kürzt. Allzu üppig war die Verzinſung des

Kapitals schon bisher nicht. Die türkische Regirung, die an den Ueberschüssen der Regie, so weit sie Pachtsumme und Vordividende übersteigen, betheiligt ist, drängt auf Aenderung des Vertheilungmodus. Man kann ihr den Wunsch nach höheren Einnahmen nachfühlen. Auf dem verarmten Boden muß jede Frucht, die noch Saft giebt, bis auf den letzten Tropfen ausgepreßt werden. Die türkische Regirung wird sich um die Antitrustbewegung nicht kümmern; und die Dette Publique wird in der britischen Hälfte der Tobacco Co. eher einen Reiz als ein Hinderniß erblicken. Denn in der türkischen Staatsschuldenverwaltung wiegt Englands Stimme schwer. Der Plan, aus der Türkenpleite den Tabak zu angeln, war nicht der dümmste der Trusthäupter. Ladon.

Juristen als Bürgermeister.

I. Die Darstellung in den Heften 19 und 22 der „Zukunft" scheint mir mehrfach über das Ziel hinauszuschießen. Juristen und Ingenieure müssen zusammen arbeiten. Statt die beiden Stände noch weiter zu spalten, möchte ich diese Gelegenheit benützen, um ein Wort der Versöhnung zu sprechen. Die Juristen wissen, was die Techniker leisten und geleistet haben (sie brauchen ja nur auf eine Zeitperiode von wenigen Jahrzehnten zurückzublicken), und die Techniker dürfen nicht verkennen, was die Juristen leisten. Freilich werden die modernen Wissenschaften ihrem Wesen nach von manchen Juristen nicht tief genug erfaßt und darum auch ihrem Werth nach selten ganz richtig beurtheilt. Auch bin ich der Meinung, daß in Verwaltungen die juristische Arbeit nicht immer entscheidend ist, sondern die gesunde Wirthschaft Zweck und oberstes Ziel jeder wirthschaftlichen Verwaltung, gemeindlich, staatlich oder privat, sein muß. Große Unternehmungen sind möglich und gedeihen prächtig, auch wenn kein Jurist an der Spitze steht. Daraus ist zu schließen, daß auch in der Gemeindeverwaltung der Techniker berechtigt ist, an die Spitze zu treten und sich von einem Juristen in Rechtsfragen berathen zu lassen. Die Formalien, deren Kenntniß der Jurist voraus hat, kann der Techniker sich leicht aneignen, während der Jurist sich in die Materie der Wirthschaft und Technik meist schwer einarbeitet. Die Zeiten, in denen der Techniker ein „Nur-Techniker" war sind längst vorbei. Die Technik hat die Wirthschaft schaffen helfen und mit auf die heutige Höhe gehoben. Der Jurist tritt von der Schule aus ins Bureau, also von einem Internat ins andere; der Techniker aber tritt von der Schule ins Wirthschaftleben ein und ist dabei noch im Bureau thätig. In steter Berührung persönlicher und geschäftlicher Art mit vielen oder allen Volksschichten und deren Bedürfnissen wird er mit dem Denken und Fühlen des Volkes vertraut. Wenn er einige Jahre im Volk gelebt und mit ihm gearbeitet, wenn er nur

einen Eisenbahnbau oder Aehnliches ausgeführt oder ein Werk geleitet hat, dann weiß er von der Praxis des Wirthschaftlebens mehr, als der Stubengelehrte in seinem ganzen Leben lernen kann. In den Städten, die zwei Bürgermeister haben, wäre wohl das Vernünftigste, einen Juristen und einen Techniker anzustellen. Die Stadt wird dann besser und billiger verwaltet werden als eine, die zwei juristische Bürgermeister hat. Wenn hier gefragt wurde, ob man einen Ingenieur, einen Architekten oder einen Maschineningenieur nehmen solle, dann ist darauf zu antworten, daß jeder dieser Männer von der Wissenschaft und Praxis des anderen immer noch mehr versteht, als der Jurist, dem die Grundlage fehlt, in jedem einzelnen Fall in Wochen langen Studien sich von einer technischen Sache aneignen kann. Auch von den sozialen Aufgaben der Stadtverwaltungen war die Rede. Die praktische Sozialpolitik darf nicht in Worten ausklingen, sondern in Werken. Warum sollte auf diesem Gebiet der Techniker weniger leisten als der Jurist? Wer mitten im praktischen Leben steht, sieht die sozialen Verhältnisse doch klarer als der ins Bureau Gebannte. Wächst die Sozialpolitik aus dem Recht oder aus der Wirthschaft? Auch der Unternehmer ist mehr, als mancher Jurist glaubt, ein nützlicher Wirthschaftfaktor; und wenn er seine Wirthschaft mit höchstem Nutzen betreiben kann, so kann er sicherlich auch als Beamter die besten Dienste leisten. Zur Durchführung der Sozialpolitik braucht man in allererster Linie Geld. Das muß zuerst verdient werden. Kaufmännischer Geist ist wirthschaftlicher Geist. Er wird sozial, wenn er die Vortheile der rationellen Wirthschaft nicht allein einheimst, sondern auch der Allgemeinheit zukommen läßt. Daß Verwaltungjuristen viel Gutes geleistet haben, ist mit Recht betont worden. Aber die Leistung der Verwaltungtechniker ist nicht geringer. Cavour, Freycinet, Carnot sind aus dem Ingenieurstand hervorgegangen. Dr. Honsel und Dr. Gnauth haben als Finanzminister Vorzügliches geleistet. Das Verwaltungsgenie haftet also nicht am juristischen Studium. Leider sind auch die besten Ingenieure in Deutschland über die Stellung eines Ersten juristischen Hilfarbeiters bis heute kaum je hinausgekommen.

München. Dr. Zinßmeister.

II. Die Frage, ob das Haupt der Stadtverwaltung ein Jurist sein müsse, wird selbst von hervorragenden Juristen verneint. Professor Dr. Piloty sagt: „Der Jurist kann kein guter Verwaltungbeamter sein, weil er rechtsbefangen ist. Er verquickt die Verwaltungsachen, die in erster Linie nicht aus dem Recht, sondern aus dem Leben und seinen Aufgaben beurtheilt werden müssen, mit den Fragen der Zuständigkeit, Zulässigkeit. Unter dieser Rechtsbefangenheit muß das feinere und sichere Gefühl für den eigentlichen Lebensnerv der Verwaltung, für die Hebung und Steigerung der Leistung, verkümmern. Wo den Verwaltungjuristen kein Paragraph stützt, ist es öd und leer um ihn. Ein gewisses Maß von Rechtskenntniß muß ja auch der Verwaltungbeamte haben; aber er darf es nur beihelfend, nicht bestimmend und leitend

gebrauchen. In den meisten Zweigen der öffentlichen Verwaltung tritt das Recht überhaupt in den Hintergrund.“ Piloty will die Thätigkeit des Juristen vorzüglich auf das Richteramt oder auf die Zweige der Verwaltung (Polizei, Steuer) einschränken, wo das Zwangsmoment entscheidet. Aber das Eigenthümliche unserer juristischen Verwaltung ist gerade, daß sie sich in erster Linie durch das Zwangsmoment behauptet. Der Verwaltungzweck fordert den richtigen Ausbau und Gebrauch der Rechtsformen und Rechtsmittel zur bestmöglichen Leistung der Verwaltung, ihrer Zweige, Abtheilungen, Stellen, Organe. Aber die Juristen haben (Das ist der Grundfehler der juristischen Verwaltung) diese Mittel zum Selbstzweck erhoben und auf diese Weise von je her einen den bestmöglichen Leistungen und Fähigkeiten gemäßen Ausbau der Verwaltung verhindert; vielmehr alle ihre Kräfte und Mittel in den Dienst der herrschenden Gewalten gestellt. Die in neuerer Zeit von den Technikern ausgehende Bewegung gegen die Vorherrschaft der Juristen in der Verwaltung ist darauf zurückzuführen: daß die juristisch-bureaukratische Verwaltung nicht nur, als veraltet, den neuzeitlichen technischen Errungenschaften und Umwälzungen auf allen Arbeit- und Lebensgebieten unangemessen ist und deshalb den Technikern die Stellungen entzieht, die zu ihren aus solchen Umwälzungen erwachsenden neuen großen Aufgaben, überhaupt zu richtigem Betrieb und Gebrauch ihrer Organisationen, Organe und Werke für die Allgemeinheit nöthig sind, sondern auch in ihrem Geist, System und Prinzip denen der technischen Auffassung widerstreitet. Die angedeuteten Grundfehler der juristisch-bureaukratischen Verwaltung sind organisch-technische; sie widersprechen dem energetischen Grundgesetz, das die technische Entwickelung bisher bestimmte und weiter bestimmen wird: sowohl beim organischen wie beim physischen Bauen, also auch beim Bau der Verwaltungorganisationen, müssen die Formen und Mittel nach Maßgabe ihres Sachinhaltes und Zweckes oder der Kräfte und Fähigkeiten zu ihrem Gebrauch gestaltet, verarbeitet, verwendet und verwerthet werden. Auch die Verwaltungorganisationen von Städten, besonders die technischen, müssen nach dem selben Gesetz und System wie physische Bauwerke, im systematischen Zusammenhang ihrer Zweige, Abtheilungen, Stellen, Organe, ausgebaut werden. Hierzu sind aber vor Allem Techniker nöthig. Solche Techniker sind aber jetzt nicht an Diplomen und Doktoraten Technischer Hochschulen, die selbst die Organisationtechnik, deren Prinzip und System im Lehrbetrieb, in der Ausbildung und Prüfungauslese vernachlässigen, sondern nur an ihren selbständigen Leistungen zu erkennen.

München. Ingenieur Christian Jungkunz.

III. Gestatten Sie einem alten Baubeamten einige Worte. Einer der Verfasser hat gesagt, das für die wirthschaftliche Ausbildung Wichtigste müsse die Praxis bringen. „Eins aber ist sicher: daß die technischen Studien diese wirthschaftliche Bildung noch weniger vermitteln als die Rechtsstudien.“ Dieser Satz ist beweislos hingestellt, also schwer

zu widerlegen; aber die Studien sollen ja auch die Ausbildung gar nicht verschaffen; die Praxis soll es thun. Wenn man, wie ich, in verantwortlicher Stellung wirthschaftliche Werthe, Bauten im Werth von etwa zwanzig Millionen Mark, geschaffen hat, wird man diese Behauptung schwer verstehen. Also die Thätigkeit eines Juristen, der vielleicht sein Leben lang über gestohlene Taschentücher und Aehnliches zu Gericht sitzt, sichert höhere „wirthschaftliche Bildung"? Weiter. „Die Studien gewähren keinen tieferen Blick in das menschliche Leben." Nein: die „Studien" allein nicht, welcher Art sie auch sein mögen. Aber die technischen Studien ermöglichen die Weiterbildung für das wirthschaftliche und damit menschliche Leben; Palast und Hütte bieten mir keine Geheimnisse; mit dem General spreche ich über Dies, mit dem Arbeiter über Jenes; eine größere Vielseitigkeit, als sie die Stellung eines im öffentlichen Leben stehenden höheren Baubeamten bietet, dürften nicht viele Aemter verbürgen; die des Juristen gewiß nicht. „Es handelt sich um einen Konkurrenzkampf in der Bureaukratie." Ja: es handelt sich um den berechtigten Mitbewerb um Verwaltungstellen, die jetzt dem Techniker, obwohl er die Hauptaufgaben zu bewältigen und die Hauptarbeit zu leisten hat, entzogen werden. Dann hieß es: „Nicht der erfahrene, erfolgreiche Techniker ist es, der sich die Geltung in der kommunalen Verwaltung erkämpfen will, sondern der Techniker, der nur mit einseitiger Schulbildung ausgestattet ist." Hier wären Namen anzuführen gewesen, die den Satz erhärten könnten. Behauptung reiht sich an Behauptung; Beweise fehlen. Was heißt schließlich „einseitige Schulbildung"? Die Schulen, die der Techniker besucht, sind doch dieselben, durch die der Jurist gegangen ist. Auf der Schule wird weder der Eine noch der Andere zum Fachmann erzogen. Das ist ja nicht die Aufgabe der Schule. Warum soll die hier zu erwerbende Vorbildung also einseitig sein? „Die Forderung: ‚Die Technik dem Techniker' ist gerecht; jede weitergehende Forderung aber sollte sorgfältig geprüft werden." Sicherlich. Die Gerichtsstube dem Juristen! Jede weitergehende Forderung (Anstellung als Stadtrath oder Bürgermeister) sollte sorgfältig geprüft werden. Ein anderer Herr schrieb: „Der Jurist wird in der Schule und in der Praxis zur Verwaltung systematisch erzogen, der Techniker nicht." Was die Schule mit der Verwaltung zu thun hat, bleibt unklar; mir scheint: gar nichts. Woher die Annahme kommt, der Techniker werde nicht „zur Verwaltung erzogen", ist eben so unverständlich. Des Räthsels Lösung scheint der Hinweis auf „Technikum und Handelshochschule" zu bringen. Die Handelshochschule fordert gar keine, das Technikum eine geringe Vorbildung; dem Schreiber ist offenbar gar nicht bekannt, daß die Vorbildung der Baumeister auf einer Technischen Hochschule, dann durch mehrere Vorbereitungsjahre erworben und in Staatsprüfungen erwiesen wird; er verwechselt ganz einfach Baumeister, Zeichner und Handwerker. Ein Dritter schrieb: „Die ergiebige Brotstelle braucht sich der Jurist nicht nehmen zu lassen, so lange die bessere oder nur gleiche Eignung Anderer für diesen Be-

ruf nicht erwiesen ist.“ Gemeint ist selbstverständlich nicht der „Beruf“ des Juristen, sondern die Wahl zum Bürgermeister. So lange nichts erwiesen ist! Aber wie soll es erwiesen werden, wenn jede Möglichkeit der Probe mit hartnäckigem Widerstreben und mit Angst vor einem Vergleich verhindert wird? Unwillkürlich drängt sich mir der treffliche Ausspruch weiland Seiner Excellenz des Herrn Verkehrsministers von Nagler auf, der erklärte: „Da wollen sie nun eine Eisenbahn von Berlin nach Potsdam bauen! Solch ein Blödsinn! Gestern bin ich in der zwölfsitzigen Postkutsche gefahren und war ganz allein. Wie soll sich nun eine Eisenbahn bezahlt machen?“ Auch heute noch hält die Verkehrsverwaltung allzu gern an dem Satz fest: „So lange nicht erwiesen ist ...“ Alter Herr von Nagler: zählen Sie, bitte, mal von der Himmelshöhe die Köpfe der heute täglich von Berlin nach Potsdam reisenden Fahrgäste! So lange nicht erwiesen ist ... Ohne den Bahnbau wars nicht zu erweisen. Nein, die Sache ist ja klar genug ausgesprochen: „Vetterchen, Onkelchen haben mir zu der Stellung verholfen; ich selbst bin ja auch nicht abgeneigt, Neffen oder Schwiegersohn ähnlichen Dienst zu erweisen. Aber da darf kein Anderer hereinreden.“ An der Quelle saß der Knabe ... In einen Nachruf für meinen zu früh verstorbenen Schulkameraden Schustehrus wurde ihm, dem Oberbürgermeister von Charlottenburg, besonders nachgerühmt, was er bei Neubauten des Rathhauses, des Elektrizitätwerkes, des Bürgerhauses, der Brücken, Schulen, der Bismarckstraße, in der Kranken- und Armenpflege geleistet habe. Geht daraus etwa die Nothwendigkeit juristischer Studien hervor? Auch in der Krankenpflege (Unterkunft) dürfte sich der Techniker besser mit dem Arzte theilen (Heilung, Verpflegung) als mit dem Juristen. Ich schließe mit dem Wunsch, daß bei neuen Wahlen ein fröhlicher Wettbewerb tüchtiger Kräfte aus mancherlei Gebieten ermöglicht werde und nicht Brotneid und übermäßige Verehrung vor dem Formelwesen sich vereinen, um dem Herrn Juristen das Gebiet der städtischen Verwaltung als ihm allein gebührendes Bethätigungfeld auf die Dauer zu erhalten.

Magdeburg. Königlicher Baurath Schirmacher.

IV. Die Frage ist von einem ungenannten Verfasser, von den Herren Dr. Rübel, Professor Loos und Magistratssyndikus Langer erörtert worden. Der ungenannte Verfasser vertritt den Standpunkt des Technikers, eben so Professor Loos, während Dr. Rübel und Langer den des Juristen vertreten. Die Frage der „Juristen als Bürgermeister“ ist ein Ausschnitt aus der Frage der Unterdrückung der akademisch gebildeten Nichtjuristen. Mögen sie Techniker Mediziner, Philologen, Mathematiker, Theologen sein: in letzter Linie ist es die juristische Einwirkung, die ihren Lebensgang, ihre fachliche Bedeutung, den Rahmen ihrer Thätigkeit durch Gesetz und Verordnung regelt und ihre Ausbildung beherrscht. Der letzte Punkt weist auf die ganze Misere der Nichtjuristen. Sie werden auf den Hochschulen, während ihrer praktischen Ausbildung und ihrer amtlichen Thätigkeit gerade von

Dem ferngehalten, dessen Kenntniß ihnen leitende Stellungen in der Verwaltung und im öffentlichen Leben sichern würde. Das zeigt deutlich der geringe Einfluß, den sie, sicher zum Schaden des Staates, im politischen Leben haben. Sie kommen selten über die undankbare Stellung eines Rathgebers hinaus, dessen man sich, je nach den Umständen, leicht entledigen kann. Viele kommen freilich, vielleicht zu ihrem eigenen Besten, nicht zur Erkenntniß ihrer überaus traurigen und beschämenden Lage. Die Wohlfahrt des Staates fordert gebieterisch, daß solche kulturwidrige Zustände enden; auch der mächtigste Staat kann auf die Dauer nicht ertragen, daß Abertausend hochgebildete Männer von der leitenden, lebendigen Mitwirkung am öffentlichen, staatlichen und kommunalen Leben (allerdings nicht durch zwingende Gesetzesvorschriften, aber thatsächlich) ausgeschlossen werden. Der Staat beraubt sich selbst seiner Kräfte und seine beengte Auslese ist um so gefährlicher, weil die Zahl Derer, die studirt haben, sich nicht aus der allgemeinen Intelligenz, sondern aus einer kleinen besitzenden Oberschicht rekrutirt und aus ihr die von Natur Begabten sich im Allgemeinen nicht dem Juristenstand, sondern dem Baufach, der Philologie, Mathematik und anderen Fächern zuwenden. Herr Langer sagt: „Es muß betont werden, daß die logische Durchbildung, die eine unerläßliche Nothwendigkeit für die Thätigkeit der Verwaltung ist, in der Regel nur zwei Berufsgemeinschaften eigen ist: den Mathematikern und den Juristen.“ Nach Langers Ansicht sind also die Abiturienten, die besondere Begabung für Mathematik zeigen, in erster Linie für die Thätigkeit in der Verwaltung geeignet. Für die Architekten trifft Das in fast allen Fällen zu; für die Juristen nur im Ausnahmefall. Das Studium des Baufaches erfordert ein eingehendes Studium der reinen und der angewandten Mathematik, zusammen mindestens vier Semester, denen drei Examina folgen. Langer weist also, ohne es zu wollen, des Technikers Befähigung für die Verwaltung haarscharf nach. Dann werden Verwaltungzweige angeführt, in denen der Techniker sich angeblich nicht zurecht finden kann. „Was versteht der Techniker von der Steuergesetzgebung, dieser über die Maßen schwierigen Materie?“ Um meinen Beruf zur Beantwortung dieser Frage zu erweisen, muß ich anführen, daß ich über das Steuerrecht der Gemeinden mehrere Werke herausgegeben habe. Ich kann ruhig sagen, daß man sich in das Steuerrecht sehr bald einzuarbeiten vermag; von einer „über die Maßen schwierigen Materie“ habe ich bisher nichts bemerkt. Ein intelligenter Mann, Jurist oder Techniker, kann sich im Zeitraum von drei Wochen, bei verständiger Anleitung, so tief in das Steuerrecht der Gemeinde einarbeiten, daß er als Bürgermeister in der Stadtverordnetenversammlung Diskussionen auf diesem Gebiet nicht zu scheuen braucht. Um das Steuerrecht als Spezialfach zu beherrschen, braucht man natürlich Jahre der Vorbereitung; aber eine solche Spezialkenntniß fordert Niemand von dem Oberhaupt einer Stadt. Aehnlich liegen die Verhältnisse auf dem wichtigen Gebiet des Baupolizei-

rechtes. Auch hier kann man nicht verlangen, daß der Bürgermeister in allen polizeirechtlichen Fragen als Spezialist, sondern nur, daß er gründlich genug vorgebildet ist, um in schwierigen Fällen auf Grund des ihm Vorgetragenen richtig zu entscheiden. Weiter sagt Langer: „Das Wesen der Stadtverwaltung beherrscht nur Einer, der juristisch vor- und durchgebildet ist; jeder Athemzug, den die Kommune thut, ist ‚rechtserheblich', erfordert die sichere Direktive des Juristen." Das ist Uebertreibung. Mit dem selben Recht könnte man fordern, daß die Leiter aller gewerblichen Betriebe Juristen seien: denn deren Thätigkeit ist auch „rechtserheblich" in Langers Sinn. Der Gerichtsassessor bringt bei seinem Eintritt in die städtische Verwaltung Wissen auf dem Gebiet des Verwaltungrechtes nicht oder nur in kleinem Umfang mit, weil er in ganz einseitiger Weise für die Richterlaufbahn erzogen worden ist. Nach seinem Uebertritt in die Verwaltung ist er ein Neuling, wie jeder Andere, sei er Techniker oder sonst was. Thut er seine Pflicht, so findet er sich in die Materie hinein; bleibt er ein Stümper, so geht es ihm genau wie jedem anderen Sterblichen. Die „Athemzüge" der Kommune sind durch die Anwendung der Verwaltungsgesetze und ihre Auslegung bedingt. Der Staat überläßt nun die Rechtsprechung in Verwaltungangelegenheiten, die in ihrer Bedeutung wesentlich höher steht als die Verwaltung einer Kommune, in Erster und Zweiter Instanz sogar Gerichtshöfen mit starker Laienbesetzung und sieht ein Interesse hierdurch nicht gefährdet; aber der städtische Jurist, der Mann der Selbstverwaltung, sperrt dem hochgebildeten Techniker die Leiterstellen in der Verwaltung. Im Grunde handelt sichs eben nur um eine Machtfrage. Die Technik hat Deutschland groß und reich gemacht. Jeder hat Vortheile hiervon. Stolz kündet man auf Kongressen, das Leben der Nation stehe im Zeichen der Technik; in den Stadtverwaltungen giebt es kaum eine Etatposition, die nicht irgendwelche Beziehungen zur Technik hat. Aber man fürchtet offenbar, daß der Techniker, wenn er Raum zur Bethätigung erhält, sich das ganze Feld erobern könnte. Deshalb gilt die Losung: Principiis obsta! Diese Sperre wirkt auf die Unbefangenen wie eine Parodie auf die vielgerühmte Selbstverwaltung, deren Bedrohung von der Staatsseite aus immer einen großen Entrüstungsturm bewirkt; aber die Selbstverwaltung in der eigenen Verwaltung zu pflegen, im Sinn des genialen Stein, dessen Namen man bei jeder Gelegenheit im Munde führt: Das ist Etwas ganz Anderes. Das Streben Steins und seines Mitarbeiters Frey ging dahin, schlummernde Kräfte im Volksleben zu wecken. Von solchem Streben ist nichts mehr zu merken. Das beste Zeugniß hierfür ist der Ausschluß der Techniker, Aerzte und anderer Tauglichen aus dem wichtigen Amt des Bürgermeisters zu Gunsten der Juristen. Der Entschluß dazu stammt aus einem antisozialen Gedanken, der nur auf Kosten wirthschaftlicher, moralischer und politischer Kräfte der Nation ausgeführt werden kann.

Berlin-Mariendorf. Gemeinde-Baurath Karl Saß.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H. in Berlin.

Die Zukunft.

Berlin, den 12. April 1913.

Der weidliche Hengst.

Die Berichte aus einem der Reichstagskränzchen, die man jetzt „vertrauliche Sitzungen“ nennt (um ins Hirn des schlichten Bürgers den Trost zu pflanzen, dort werde, dort wenigstens über das internationale Reichsgeschäft manchmal irgendwie Beträchtliches gesagt), hatten mich um den Schlaf gebracht. Das Haupt des Auswärtigen Amtes sollte da, nach mühsäliger Wiederholung schimmelnder Leitartikel, von der Entstehung des Balkankrieges geplaudert und erzählt haben, die Thatsache, daß die Diplomatie vom Ausbruch und Ziel des Krieges überrascht worden sei, gebe kein Recht zum Tadel, weil in Sofia, Belgrad, Athen, Cetinje die Entscheidung lange geschwankt habe und bis in die letzten Tage hinein ungewiß gewesen sei, ob der Balkanbund die Türkei an seine Spitze stellen oder bekämpfen werde. Das stand im Zeitungbericht. Nirgends, daß einer der Herren, die für einen Taglohn von zwanzig Mark (und bald wohl für die Erlaubniß, in sämmtlichen Eisenbahnzügen, von Lenz zu Lenz, den edlen Leib im Abtheil Erster Klasse zu räkeln) das deutsche Volk vertreten, widersprochen und die Aussage denen der Herren von Bethmann und von Kiderlen konfrontirt habe. Nirgends. Der neue, besten Willens volle Staatssekretär kommt aus Rom, kennt auch, aus eigener Anschauung, nur Rom und die Wilhelmstraße gründlich und hat, nach der Hast seines berliner Balkangeschichtstudiums, die Zei-

ten verwechselt. Vielleicht wußte er Etwas von dem (1904 von Ricciotti Garibaldi und dem Serbokroaten Trešitsch Pawitschitsch begonnenen, 1909 von den Ministern Iswolskij und Tittoni fortgesetzten) Versuch, einen italo-slavischen Balkanbund zu stiften und, als Wall gegen österreichischen Dehnungtrieb, das unabhängige Albanien zu schaffen, nach dem Oesterreich-Ungarn sich jetzt, in seine Freunde betrübender Blindheit, sehnt. Vielleicht hatte er die Rede gelesen, die Talaat Bey im August 1910 in Saloniki hielt und in der dieser jungtürkische Minister des Inneren die Behauptung wagte, die Gefahr eines antitürkischen Bundes spuke nur durch lichtlose Hirne. „Die wiener Regirung hat uns versichert, daß sie jedes uns bedrohende Bündniß hindern werde; und sie hat die dazu ausreichende Macht. Von Griechenland ist nicht das Geringste zu fürchten. Serbien ist ganz auf uns angewiesen. Montenegro freut sich seiner Unabhängigkeit und wird sich niemals in tollkühne Abenteuer stürzen. Den Bulgaren, dem einzigen Faktor, der für uns zählt, werden wir kleine Konzessionen machen, im Wesentlichen aber feste Entschlossenheit zeigen. Von all diesen Staaten droht uns also keinerlei Gefahr." Vielleicht hat der Staatssekretär aus dem rasch überfüllten Gedächtnißschrein in Verhörsnoth die Erinnerung an den kurzen Hoffnungrausch gezupft, der dem ungeahnten Jungtürkensieg folgte und auf dem Balkanboden, besonders in Serbien, die Bündnißpläne der Michael und Milan, Garaschanin und Pirotschanatz noch einmal erwachen ließ. Zum letzten Mal. Seit die unmenschliche und unsaubere Wirthschaft der Jungtürken sichtbar geworden war, seit Dschawid Pascha wie ein Henker aus der Gräuelsage in Albanien gehaust hatte, war an ein Bündniß christlicher Balkanvölker mit der Türkei nicht mehr zu denken. Der Verdacht schon, ihr Streben suche solchen Bund, hätte die Könige Ferdinand, Georg, Peter Krone und Kopf gekostet. Muß der Deutsche, der, trotz allem Irrlichteliren unkluger Regirung, seines Reiches Macht gemehrt und gesichert hat, denn immer wie ein Kind behandelt und, wenn er wissen will, mit Märchen gefüttert werden? Die deutsche Diplomatie ist, obwohl sie von einzelnen (mit Kiderlens Hohn dafür belohnten) Zunftvertretern gewarnt worden war, vom Ausbruch des Balkankrieges überrascht und von allzu fest verankertem Irrwahn dann auf die falsche Seite getrieben worden. Wie Louis Napoleon im Jahr 1866 auf Oester-

reichs Karte setzte und seine ganze Politik von der Zuversicht auf den Sieg des habsburgischen rothen Löwen stimmen ließ, so hat im vorigen Spätherbst die berliner (und die wiener) Staatsmannschaft blind und taub auf den Sieg der Türken geschworen und auf allen Eisensträngen der Politik die Weichen so gestellt, als könne dieser Glaube nicht trügen. Weshalb gesteht sies nicht endlich? Bebürdet Kiderlen, von Rechtes wegen, mit der Schuld falscher Weichenstellung, die der gescheite, als Staatssekretär aber psychisch erkrankte Mann in jedem wichtigen Fall seiner Amtsarbeit auf sich geladen hat? Hätte der Hemmungslose sie nicht ins Dickicht seiner von Dünsten umnebelten Vorstellungwelt verführt, dann wäre ihr Unterlassen unverzeihlich. Wußte sie, daß der Krieg nah und die Niederlage der Türkei immerhin denkbar sei, erwog sie auch nur, daß auf den Graten der Politik hundertmal schon das den Thalsassen Unwahrscheinliche (weil für das Wahrscheinliche auf allen Seiten vorgesorgt war) Ereigniß geworden ist, dann mußte sie in Konstantinopel und, zuvor noch, in Wien eindringlich warnen; die Türkei zu Nachgiebigkeit stimmen, den Oesterreichern die Sicherung des Sandschakweges nach Saloniki empfehlen, die Balkankönige mit der Gefahr bewaffneter Intervention schrecken. Sie mußte; und verrieth, wenn sies nicht that, wider Pflicht und Gewissen die deutschen, die, im Sinn des Volksthumes, nicht des Staatsrechtes, gesammtdeutschen Interessen, die nach Kirkkilisse, Lüle Burgas, Kumanowo eben so wenig noch wirksam zu schützen waren wie nach Königgraetz-Sadowa die der bonapartischen Dynastie. Der Irrthum nur, die Knospe am Knüppelholz des Glaubens an den Türkensieg, kann unsere Geschäftsführer von wissentlicher Pflichtverletzung entschuldigen. Und gerade diesen Irrthum leugnen sie; wollen sie mit rastlos erneuter Wortmacherei bestreiten.

Weiter im Text. Während in Sofia und Belgrad die Stimmung noch schwankte, habe König Nikola, „gegen die Absicht der ihm Verbündeten", den Krieg begonnen. Giebt es im Reichsdienst einen Gesandten, der solchen Unsinn berichtet? Ich kanns nicht glauben. Auch nicht, daß in das feine Köpfchen des Staatssekretärs die kindische Meinung sich einnisten konnte, ein Mann vom Schlag Ferdinands (bester koburger Schloßabzug von der Sonnenseite) hänge sein Schicksal und seines Landes an die Laune des weißhaarigen Hitzkopfes vom Schwarzen Berg. Warum Nikola

zuerst schlug? Der Frage ist die Antwort nicht leicht zu finden. Nur die Türken sind überzeugt, sie längst gefunden zu haben. „Montenegro ist in steter Geldklemme. Das Wehrbudget bringt dem König im Jahr kaum mehr als zweihunderttausend Mark. Damit ist ein Krieg nicht zu führen. Und in Petersburg nicht immer zu pumpen. Nikola hat sich drum nicht nur den slavischen Brüdern und finischen Vettern verbündet, sondern, heimlich, auch einer wiener Bankfirma noch älteren Stammes; mit ihr eine Börsenspekulation, à la baisse, versteht sich, vorbereitet, die nur gelingen konnte, wenn sie den Markt überraschte. Sie gelang, weil Nikolas Fanfare unter fast noch heiterem Himmel erscholl und, wie Josuas Halljahrsposaunen die Mauern von Jericho, die steile Spitze des wiener Kursthurmes umblies; und brachte Seiner Majestät vier Millionen Mark (den reicheren Sozien das Fünffache) ein, die den ersten Kriegsbedarf deckten. Um solche Konjunktur zu schaffen und auszunützen, begann Montenegro den Kampf.“ So wispern die Türken, die von Hilmi Pascha das Geheimniß des Schottenringes erlauscht haben könnten. So kanns gewesen sein. Und wenn Josua die Hure Rahab, als die Herbergerin seiner Kundschafter, zu schonen befahl und dennoch in der Glorie des frommen Helden am Berge Gaas ruht, durfte der Neffe des Wladika Danilo, ohne den Ruhm zu schmälern, aus der Haussehoffnung spielsüchtiger Balletmädelfreunde für sein darbendes Volk Tribut pressen. Harmlosere Erklärung ist möglich. Vom First des cetinjer Klosters hat der Dichter Nikola Petrowitsch Njegos einst gerufen: „Klinge, geliebte Glocke, töne weit hinaus ins Land und zeuge für unseren heiligen Glauben, für den so ungeheure Ströme serbischen Christenblutes geflossen sind! Grüße Kara Georg, grüße Danilo und melde mit sanftem Gedröhn den Helden: Je größer die Musulmanenmacht, desto höher der Ruhm meines Volkes, an dessen Willen sie zerschellen muß.“ Der Sänger dieses Bardenliedes, der 1877, noch vor den Russen, für die serbischen Herzegowzen das Schwert gezogen hat, wollte auch jetzt nicht um den Nimbus des ersten Rufers zum Türkenkrieg geprellt sein. Doch Spekulation oder Ruhmsucht: die Mär, Nikola habe mit keckem Streich den friedlichen Sinn der Bundesgenossen überrumpelt, taugt in den Hörbereich des Töchteralbums.

Ist aber noch nicht die lustigste, die dem Reichstagskränzchen eingelöffelt worden sein soll. Denn auf dem selben Blatt steht, Un-

terstaatssekretär Zimmermann habe gesagt, in der Mongolei sei Deutschlands Stellung nicht um eines Haares Breite schlechter als die russische. Ists vorstellbar? Die Russen herrschen heute in der Aeußeren Mongolei; ihr Resident Korostowetz liefert, von Urga aus, den Mongolen Drillmeister, Waffen, Munition und besinnt schon den Plan, allen Gelben die Grenze zu sperren. Fraglich ist nur noch, ob die schwache Chinesenrepublik den Raub ruhig dulden oder mit Japans (heimlicher oder sichtbarer) Hilfe sich in das Wagniß eines Feldzuges stürzen wird. Das muß der fleißige Unterstaatssekretär wissen. Ihm fehlt Ader und Nerv des Politikers und seine besten Freunde sähen ihn gern in dem angenehmsten Generalkonsulat, durch das Weltmeer von der Hochwarte strategischer Entscheidung getrennt. Doch gewissenlos ist er nicht; dazu wäre auf solchem Posten immerhin Talent nöthig. Trotzdem er die Balkanslaven heute noch Hammeldiebe schilt, also nicht ahnen kann, was diese Menschheit gestern geleistet hat und morgen leisten wird, ist unmöglich, daß ein von Knappe Erzogener, von Holstein ins Vertrauen Zugelassener dem Reichstag erzählt habe, in der Mongolei sei unsere Stellung nicht schlechter als Rußlands, in China genau so günstig wie Englands (das seit dem März auch in der Salzverwaltung nun Sitz und Stimme hat). In schwarzen Lettern steht es auf gräulichem Holzpapier? Das erweist nicht die Wahrheit. Der für den Bericht gemiethete Volksvertreter muß sich verhört, muß die beiden Sekretäre mißverstanden haben. Was er sie sprechen ließ, konnte niemals über ihre Lippe kommen. Hätten sie so gesprochen, dann wäre den Abgeordneten, die Solches ohne Zorn und Gelächter hinnähmen, nur zu rathen: Kümmert Euch, brave Männer, nie wieder um Internationales; pfuschet und flicket getrost an den Gesetzentwürfen herum, die fürsorgliche Regirungweisheit in ganzen Geschwadern dem Bürger beschert; doch verirret von Leisten und Ahle Euch nimmermehr in die Werkstatt der Staatsmannskunst. Wurden die Sätze, die seit Wochen wachsendes Entsetzen bestaunt, wirklich vorgebracht und vom Ohr der Wahlweiheträger geschluckt? Helios, der alles Irdische bescheint, schmunzelt stumm durchs graublaue Fliegenfenster. Das Kränzchen tagt hinter verriegelter Thür; und ich stieg nie aus der Zettelkiste. Aber am siebenten Aprilmittag schlägt die Stunde der Wehrvorlage. Die, sprach ich zu mir, mußt Du im Reichstag erleben.

Zwischen Zweifel und Hoffnung klemmt sich der Weg durch. Die Berichterstattung muß trügen. Die selbe Budgetkommission, der eines Klippschülers Aberglaube nachgesagt ward, hat den Verbündeten Regirungen ja höheren Sold für Botschafter und Gesandte angetragen. Die wird, da sie sich zu solchem (hier seit einem Jahrzehnt empfohlenen) Vorschlag aufgerafft hat, endlich auch die Geheimfonds bewilligen, die dem Reichswohl wichtiger sind als Luftschiffe, die vom Wind zerbrochen oder vom Nebel in Feindesland verführt werden. Doch warum hat der Chef des Auswärtigen Amtes nicht schnell zugegriffen? Ihm müßte dran liegen, daß er die Plätze der Pourtalès, Tschirschky, Rex, Hintze und anderer Fälligen auch Männern geben könne, die aus Privatmitteln nichts zuzusetzen haben. Warum will er „die Sache im Auge behalten", statt die Brise flink in seine Segel zu fangen? Vielleicht redet der Kanzler heute davon; hämmert die Mehrheit an den schwarzen Schaft des Centrumsvorschlages. Er hats unter diesem Aprilhimmel so leicht wie niemals ein für das Reich Werbender. Eine ungeheure, unerträumte Wehrforderung, die ernstlich gar nicht bekämpft wird. Kein Widerstand, der zu Gefahr werden könnte. Keine Fraktion hat das zu Wahlschlachten nöthige Geld; und die Sozialdemokratie muß vor der Reichstagsauflösung zittern, die ein Viertel, ein Drittel der hundertzehn Mandate kosten könnte. Dazu von Antivari bis Urga, von Panama bis Tibet ein Chaos, aus dem ein Schöpferkopf ein neues Weltbild zu gebären vermag. Nie war solche Gelegenheit einem Staatsmann zu neiden. Der Erfolg liegt auf der Straße und jeder Kraftgestus winkt ihn ins Hohe Haus. Aber auch fortzeugende Wirkung ist heute zu erzwingen; tiefere, rascher nützbare noch als mit Bismarcks berühmtester Russenrede. Denn Europa ist heute führerlos und Asien schöpft, nach schmerzlichen Wehen und enttäuschendem Abortus, aus dem siechen Leib Athem. Wie ein Evangelium würde jedes durchs Dunkel weisende Wort bejauchzt. Aller Augen warten, Aller Ohren auf diesen Kanzler, der fünfundsechzig Millionen Menschen, morgen fast neunhunderttausend junge Soldaten hinter sich hat und für ein Land mit nie und nirgends auf Europäerboden erreichter Vermögensmehrung spricht. Für ein Menschheitjahr kann er auf dem Zifferblatt der Erduhr die Zeiger stellen. Leuchtet aus seiner Rede majestätischer Menschenverstand, dann befiehlt er

das für Deutschlands Zukunft Unentbehrliche und sichert sie, nicht bis zur nächsten Nachtdämmerung nur, wider schleichende Gefahr. Weiß er, was er in dieser großen Stunde wollen darf? Seit Wochen zereifert er sich in Regiemühsal. Jedem Hauptmund einer Fraktion ward ein bis an den Rand voller Honignapf hingeschoben. Zu Petro Spahn zirpte es: „Auf des Glaubens Sonnenberge siehst Du Jesu Fahne wehn. Unser Schuldbuch sei vernichtet! Ausgesöhnt die ganze Welt!“ Die Alldeutschen, die dem durch den Kongosumpf Stolzirenden schlimmer als Pestfliegen schienen, werden zärtlich getätschelt. Der nationalliberale Hamlet (mit beschränkter Haftpflicht) hört, daß an seiner Wimper des Reiches Schicksal hänge. „Freude funkelt in Pokalen; in der Traube goldnem Blut trinken Sanftmuth Kanibalen.“ Am Eßtisch des peacemaker Dernburg sitzen in Eintracht der Kanzler des Deutschen Reiches und der Leiter des größten Demokratenblattes (sammt dem Ressorthüter des „fluchwürdigen preußischen Wahlunrechts“). „Groll und Rache sei vergessen; unserm Totfeind sei verziehn. Keine Thräne soll ihn pressen, keine Reue nage ihn.“ Solche Kunststücke sind weder dem Barbier von Sevilla noch dem menschenkundigeren Besitzer der Villa Malta je eingefallen. Wer nannte Bülows Erben schwerfällig und ungelenk? Was, nach der Frühlingsleistung, Herrn von Bethmann zugetraut wird, lehrt das schwirrende Gerücht, er habe an den Abgeordneten Ernst von Heydebrand, den er im November 1911 öffentlich eines heuchlerischen Parteischachers mit nationaler Leidenschaft geziehen hat, einen Brief geschrieben, der, den Adressaten zu versöhnen, auf ein damals durch Gemüthsbewegung und allzu kurze Nachtruhe getrübtes Bewußtsein, als auf einen die Schuld mildernden Umstand, hinweise. Das Gerücht muß lügen (der Schreiber dieses Briefes wäre nicht nur durch den Fluch der Lächerlichkeit getötet); zeigt aber, was mündige Männer jetzt für möglich halten. Thut nichts. Die Weltwende naht deutschem Empfinden. Glimmt dem Kanzler nur ein Fünkchen unter dem Schädeldach, dann umglänzt ihn, wenn diese Sonne sinkt, der Triumph. Bleibt über das Verhältniß zu Freund und Feind, über Germaniens Willen der ärgsten Bosheit kein Wort mehr zu sagen. Alle Trümpfe sind diesmal in einer Hand. Eines, der ausschlief, hofft jeder Deutsche. Reichstagsplatz. Portal V.

Dieses Haus ist des Reiches Abbild. Alles ist pomphaft, ohne

den Reiz leise gewachsener Kultur, zwischen Prunkdampfer und Luxuswaarenhaus, aber solid und theuer; ums Doppelte mehr Aufseher, als nöthig wären: und doch (oder just deshalb) plumpe Mißgriffe. (Ein gelber Botschafter wird wie ein Zudringling behandelt und muß eine halbe Stunde auf Einlaß harren.) Die Tribünen sind voll. Diplomaten, Adjutanten, Hofgesellschaft, Neugierige aller Sorten. Viele Frauen. Politiker, Künstler, Gelehrte, Köpfe der Industrie und Kaufmannschaft? Außer den abgeordneten sehe ich keinen. Getuschel, Gekicher, Flirt; nirgends die winzigste Spur leidenschaftlicher Spannung. Gehts, im Ernst, um die Reichsmacht und um dreizehnhundert Millionen? Noch nicht Zwei; Zeit, in den Drucksachen zu blättern. „Durch die Ereignisse, die sich auf dem Balkan abspielen, sind die europäischen Machtverhältnisse verschoben worden." Im Winter las mans anders. „In Folge der eingetretenen Verschiebungen (schreibt so noch ein rüstiger Kanzleirath?) ist es heute mehr denn je unsere oberste Pflicht, den Schutz unserer Grenzen so stark zu gestalten, wie unsere Volkskraft es zuläßt." Warum wurde die oberste Pflicht nicht gestern erfüllt? „Die Jahrhundertfeier der politischen Erhebung und Wiedergeburt Preußens und Deutschlands weckt die Erinnerung an die Bethätigung selbstloser Vaterlandliebe und beispielloſen Opfersinnes." Beispiellosen: Das durfte im neuen Berlin nicht fehlen. Von Lykurgs Spartanern bis auf die bulgarischen Pflugscharführerinnen haben auch andere Völker Allerlei für die Heimath gethan. Und 1813 regte in Preußen sich der Opfersinn doch wohl nicht, weil ein Türkenkrieg die Machtverhältnisse Europens verschoben hatte. Maschinennaht; wo man es angreift, reißts wie Theaterplunder. Nennt sich stolz aber: „Begründung"... Die Glocke tönt. Aus den Bundesrathsräumen dringt buntes Gewimmel hervor. Beamte aller Rangklassen; Offiziere aus dem Landheer und der Marine. Auf den Stühlen der Minister und Staatssekretäre ist jetzt Alles (seit Bülow und Rheinbaben; also: beispiellos) gut angezogen. Kein dem Volksgefühl innerlich Naher. Kein Auge, das in Herzen einleuchtet; kein Kopf, dessen Wesenslinie im Gedächtniß haftet. Beamte. Vor dem Präsidentenstuhl der alte Herr Kaempf. Fast immer starr aufrecht. Schwarz, mit weiß wallendem Bart, stahlfarbig funkelnder Brille und bis an den Wirbel kahler Stirnhaut, die wie Messing aus Urahns Hausrath blinkt. Gespenstisch feierlich.

Von Weitem sieht er aus wie auf kleinen Schaubühnen der spielende Dänenkönig; „höchst schaudervoll“. Spricht auch so: mit hohler Stimme, die lange schon eingeurnt war und nur Molche zur Ordnung rief. Kein Wort ist zu verstehen. Aber rechts von ihm hebt sichs vom Stuhl. Der Reichskanzler hat das Wort.

Er sieht nicht schlecht aus. Gar nicht mehr kränklich. Braune Wangen. Die Farbe eines Landbauers. Den zerreibt der Dienst nicht. Der Erste, der sich als Kanzler erholt hat. Für den langen Rumpf ist der Kopf zu klein. Zwischen Haar und Bart Alles wie zerknittert; als könne es so schief und stumpfwinkelig nicht immer gewesen sein. In den Aughöhlen lebt nichts; sieht es, wenn der Blick die Notizblätter absucht, genau so öde aus wie über dem Mund, der die großen Gegenstände der Volkheit bespricht (bis sie schrumpfen). Die Haltung wie einer von leisem Abendwind bewegten Pappel; rechtwärts, linkwärts nun neigt sich der Wipfel. Etwas Schwankes, Unfestes; als wäre im Wurzelboden die Hauptfaser durchschnitten und nur ein Bündelchen dünner Fasern hielte den Stamm. Als trüge nur ein Bein immer, in allmählich komisch wirkendem Wechsel, die Last. Die Geberde kommt nicht aus innerer Nöthigung, sondern soll ungezwungene Selbstsicherheit erweisen. Kanns aber nicht. Der rechte Arm ruht auf der Magengrube; zeigt den Handteller; sinkt; kriecht in die Hosentasche. Der linke machts nach. Der Gestus paßt niemals zum Wort. Und dieses Wort, meist deutlich und fast dialektlos, ist ohne jeden Persönlichkeitklang. Von der Amtspflicht verlangtes Geräusch, nicht nothwendiger Wollensausdruck. Ein Ton wie von Blech unter der Büchsenscheere, die Konserven lüftet; dann wieder nasale Kommandolaute, in die ein Genirter sich rettet, um auf einem Bewußtseinshügel zu scheinen. So graß hatte ich mir die Enttäuschung nicht gedacht. Doch wird, wer den Spuren eifernden Mühens nachtastet, manchmal auch wieder von menschlichem Mitleid gerührt. Dieser Mann möchte so gern mehr sein als einer der „buchgelehrten Buralisten“, in denen Stein Preußens Unglück und „den Geist unserer geistlosen Regirungmaschine“ verkörpert sah; „die, es regne oder scheine die Sonne, die Abgaben steigen oder fallen, ihren Gehalt aus der Staatskasse erheben, im stillen, mit wohlverschlossenen Thüren versehenen Bureau schreiben, schreiben, schreiben und ihre Kinder wieder zu gleich brauchbaren Schreibmaschinen erziehen.“

Er hat (der Sprachentlarver Mauthner kann lachen) fromm geglaubt, die Herrschaft über die Terminologie, die Berufsredeweise einer Kopfwerkerzunft sichere dem Erwerber den Gildemeisterbrief: und spricht nun über Staatsschicksal, Volksdrang, Machttrieb, wie ers von grauen Routiers der Diplomatie erlauscht hat. Nur, leider, wie ein von dieser Willenswelt durch Siriusfernen Geschiedener. Wie der mit unbändiger Beifallssucht ins Chefkabinet verschneite Jurist, der mit den Motti der Wechselstube den abgebrühten Bankdirektor mimen möchte. Wie der emsige Altphiloloqe, der zwei Nächte durchbüffelt hat, weil er vor dem Schulrath den kranken Physiklehrer vertreten soll. Man horcht, könnte jeder Wendung der Rede (auch der von der Wucht des Volksthumes und der nüchtern als Geschäft zu treibenden Politik) einen Herkunftzettel ankleben; merkt aber bald, daß hier ein Blinder über Lichtfülle und Fabenreize dozirt. Wer fremd, ohne Kenntniß der Platzprivilegien, im Saal säße, wäre gewiß, daß da oben ein Stellvertreter spreche, ein Kommissar, dem sein Pflichtpart wacker eingetrichtert worden ist. Der tröpfelt nun sacht durch das Papier, auf dem die Stichwörter stehen. In solcher Stunde eines Reichsleiters Rede? Nicht der schüchternste Versuch zu äußerer oder gar innerer Architektonik. Nicht des flüchtigsten Glanzes Schimmer. Nirgends auch nur das dürftigste Bild, das nur dieser Seele aufstieg. Die Sätze zerbröckeln oder zerren sich wie mürbes Leder. Kein Wort blüht auf; jedes ist in duftlosen Papierbeeten hingekümmert und längst nun so schäbig blank wie von hunderttausend Schwitzhänden abgegriffene Nickelmünze. Zwanzigmal, wenn der Gedächtnißzwirn durchgescheuert ist: „Meine Herren!“ Dreißigmal. Und wieder eingespeicheltes Papier. In solcher Stunde. Des Reiches Kanzler. Der da redet, ärgert sich leicht und flackert dann in Kienholzhitze. Leidenschaft hat ihn nie brünstig umfangen. Diesen dürren Seelenboden hat nie eine Vision wärmend bestrahlt noch je Humor getränkt. Der Mann giebt, was er hat, und glaubt, was er sagt. Auf anderem Sitz würde solche Armuth Erbarmen.

Die Augenblickswirkung? Null. Lasset Euch durch das gebotene oder geschenkte Wohlwollen der Stenographen nicht täuschen. Die setzen, wenn drei persönlich Verpflichtete oder vier von dem echolosen Wortgetröpfel Erschreckte „Bravo!“ murmeln, als Beamte, Patrioten, Meinungförderer in den Bericht: „Lebhafte

Zustimmung". „Lebhafter Beifall". Gehts irgendwie, auch, mindestens einmal: „Stürmischer Beifall". Stürmisch! Wie Landregen unter stillem, graubraun verhängtem Himmel sickert es in den Saal. Der einzig Verantwortliche, ohne dessen Mitwirkung des Kaisers Recht erlischt, spricht über die Sicherheit, Macht, Ehre des Reiches. Das banalste Wort weckt, vor Fremden, Auslandsvertretern, Widerhall aus deutschen Herzen. (Heute nur das banalste. „Wir wollen frei und stark sein." „Ihre Heiterkeit, meine Herren von der Sozialdemokratie, beweist nur, daß ich im Recht bin." „Wenn uns Jemand Haus und Hof bedroht, stehen wir bereit bis auf den letzten Mann.") Sankt Bernhard! Ringsum ein Chaos wie vor neuem Schöpfungtag. Drinnen ein Aufgebot völkischer Kraft, wie es an keinen Rechtsgenossenthing je noch ergangen ist. Und nicht eine Minute, die Sturmesgewalt auch nur ahnen ließe. Nicht eine, die den Schauer, nur den frisson kurzer Gemüthsbrandung durchs Haus schickt. (Trotz allen Bismarckcitaten, die, seit Wilhelms Kathedervorgang, wieder erlaubt sind.) Nach bestem Wissen und Gewissen Eines, der nur Ohr dort, nicht Richter sein wollte: nicht eine. Langeweile, der Höflichkeit die Allure würdiger Andacht leiht. Zweimal wird laut gelacht; zweimal höhnisch. Ueber den Redner, der die Friedenspräsenzziffer ins Unerhoffte erhöht und die rage du nombre doch, den Glauben an die Siegbürgschaft hoher Heeresziffern, als Aberglauben vehmt. Dann über Montenegro, dessen „herausfordernder Widerstand" mit steif aufgerecktem Magisterfinger gerüffelt wird. Ist ein kleines, bettelarmes Volk lächerlich, weil es sein Leben, die Zeugerkraft seiner Mannheit, an seines Wollens Ziel setzt? Selbst wenn dieses Ziel eines Luftschlosses Zinne wäre? Und ist den erlauchten Reichsboten wirklich eingeschwatzt worden, Montenegros Handeln sei nicht nur, weil es die Grenze des Landeskraft zu übersteigen trachtet, unvernünftig, sondern auch widerrechtlich? Montenegro ist noch im Kriege gegen die Türkei; für dessen Dauer die Großmächte ihm Neutralität verheißen haben. Seit Monaten belagert seine Miliz die Festung Skutari. Als vor den Mauern dieser Stadt achtzehntausend Montenegriner gefallen sind, bläst aus London das Konzert der Großmächte: „Das Ganze Halt! Skutari wird zu Albanien geschlagen; also fehlt dem Gemetzel der Zweck." Die selbe Europäervorsehung hat im Dezember verfügt: „Adrianopel wird

bulgarisch." Hat sie Mohammeds General gezwungen, die Stadt zu räumen, Ferdinands, von der Belagerung abzustehen? Nein; sondern in Engelsgeduld den Ostermond erwartet und das (schlimmere) Gemetzel nicht zwecklos gefunden. Denn (erstens) den Oesterreichern, denen ein ganzes Hoffnungfuder ins Aigaiermeer weggeschwommen ist, mußte endlich ein Angelköder hingehalten werden. Denn (zweitens) Bulgariens Feindschaft scheut Jeder, Montenegros Keiner. Plärrt nicht von verletztem Recht! Von Rechtes wegen hat Europa in den Krieg des Vierbundes gegen die Türkei überhaupt nicht dreinzureden. Also auch nicht über Ungebühr zu stöhnen, weil dieser Bund oder eins seiner Glieder den Friedensschluß nur unter den Bedingungen will, auf die es den Anspruch erfochten, erblutet zu haben glaubt. Wo Streit herrscht, siegt die Stärke; die bereite Schlagkraft, nicht verbrieftes oder vom Himmel geweihtes Recht der Großmächte. Wenn hier höhnisch zu lachen ist, so, dünkt mich, nur über Europen, die sich von strammen Lümmeln ein Halbjahr lang jede Willkür gefallen ließ und an einem zerlumpten Knirps nun, um wieder ansehnlich zu scheinen, heroische Dummheit hart strafen will. Statt dem verkletterten Nikola aus Sovereigns, Goldrubeln, Zwanzigfrancsstücken, habsburger Münzdukaten eine Rückzugsbrücke über den Skutarisee zu bauen, sperrt sie ihm die Häfen und bedroht sein bunt geflicktes Elend mit Schiffsgeschütz. Weil er eine von Albanern bewohnte Stadt noch immer begehrt. Und Herr von Bethmann, der Preußens Wikingergeschichte und Zollerns Magenleistung doch ein Bischen kennen müßte, nennt Nikolas Widerstand „herausfordernd".

Der Vortrag macht nicht dieses Redners Glück. Und über den Inhalt der Rede bleibt nichts zu sagen. Wir sind allen Mächten befreundet; deshalb: dreizehnhundert neue Millionen für das Heer; das ja auch heute nicht schwach ist. Zu Rußland sind die „Beziehungen offen, vertrauensvoll, freundschaftlichst" (lichst); kein Interessenzwist; keine Gefahr, daß aus dem Rassenzwiespalt die Kriegsflamme auflodere. Keine; deshalb: schnelle Modernisirung, theure Panzerung von Königsberg und Graudenz. Englands Ziel in Südosteuropa und Kleinasien ist unseres: deshalb die „eingetretenen Machtverschiebungen", die wider Englands Willen nicht möglich wurden, dem Einfluß germanischer Wirthschaft und Kultur das Aegacische und das Schwarze Meer ver-

schließen und Deutschlands Völker in ungeheure Aufwandserhöhung zwingen. Und so weiter. Mit Allen in wolkenloser Eintracht; aber weils überall schlechte Menschen giebt (die man daheim als Patrioten preist, draußen als Chauvins, Panslavisten, Jingoes oder unter anderem Ekelnamen verschreit), gegen Alle, für den Nothfall, in Waffen. Der Dreibund ist (wer erräths?) „so fest wie je." So fest, daß in der Stunde, die uns franko-russischen Angriff brächte, Oesterreich-Ungarn sich mit Russen, Serben, Rumänen und (in Südtirol, Istrien, Nordalbanien) Italienern zu balgen hätte und kein Giolitti mächtig genug wäre, um die Versaglieri über die Seealp zu schicken. Alles, Lesern und Hörern zu Leid, in unzähligen Artikeln und Reden erörtert und widerlegt. Der tausendmal beschnüffelte und beleckte Brei, von dem ein verwöhntes Kätzlein auch in Hungerspein nicht mehr fräße. Kein Dutzendredakteur, kein Mächler nationaler Provinzwahlen bleibt in seiner Leistung darunter. Das ewige Leiergelöbniß: Friedenswacht, Bündnißtreue, Beschränkung auf Defensive. Nirgends ein Hälmchen, aus dem neuen Denkens, neuen Schöpferwillens Frucht zu dreschen wäre. Wunschlos und bieder. Auf dem Erdrund glaubts nicht Einer dem Reich, das in jedem Jahr fortan zweitausend Millionen an die Waffe wendet. Doch der letzte Zweifel flieht: Das wird, Alles, wirklich im Reichtag gesagt. In solcher Stunde sogar. Vom Kanzler, der uns weislich, auf leuchtende Firngipfel, geführt hat.

Dem Kriegsminister, der allerlei memorirten Lehrstoff behäbig von sich gab, hat von den Vierhundert nicht Einer zugehört. Auf der Tribüne war, vorn, kein Wort zu erfassen. Einerlei. Die allgemeine Wehrpflicht wird endlich wieder Wahrheit; wird vom Volkswillen so ernst gefordert, daß selbst eine bethmännische Empfehlung ihr nicht den Anhang zu schmälern vermag. Frankreichs Rente sinkt; die dreiprozentige hat seit Neujahr fast achthundert Millionen Francs am Kurswerth verloren, die vierprozentige steht nur noch um eine Prozentstufe höher als unsere. Und die Hauptmacht unseres Vermögens düngt das Erdreich heimischer Industrie. Kehrt der Schlaf, mit tröstendem Mohnsaft, zurück? Vom Mahl her lächelt Luther: „Deutschland ist ein schöner, weiblicher Hengst, der Futter und Alles genug hat, weß er bedarf, dem aber ein Reiter fehlt". Täglich durchtrabt Theobald den Thiergarten.

Die Ursachen des Balkankrieges.

Auf dem Berliner Kongreß unseligen Angedenkens hatten es die Vertreter der europäischen Großmächte für gut befunden, nicht auf die Stimme der Menschlichkeit, sondern auf die ihrer groben Selbstsucht zu hören, und so hatten sie von den Russen nach blutigen Kämpfen befreite und von den Türken im Präliminarvertrag von San Stefano aufgegebene Gegenden mit überwiegend christlicher Bevölkerung wieder unter eine kaum zwei Jahre vorher auf der Konstantinopeler Konferenz von den selben Diplomaten scharf gebrandmarkte Herrschaft zurückgeworfen. Diese Elite der europäischen Staatskunst wußte genau, welche Folgen ihr Beschluß für die christliche Bevölkerung in der Folgezeit haben würde. Hatten doch die hervorragendsten unter den Staatsmännern, die auf dem Berliner Kongreß eine neue Ordnung auf der Balkanhalbinsel zu schaffen hatten, den Stab über die türkische Regirung gebrochen; Fürst Bismarck selbst sagte, daß „Europa auf eine wirksame Art ein besseres Los der Bevölkerung im Orient verbürgen müsse", und Lord Salisbury erklärte: „Wenn die Mächte nicht durchsetzen, daß eine dauerhafte und kräftige Verwaltung in diesen Gegenden eingeführt wird, so tragen sie die Verantwortung für das unvermeidliche Erneuern der Leiden, die ein so allgemeines Mitleid in Europa weckten und die Ursache so wichtiger Ereignisse wurden."

Um dieses bessere Los zu verbürgen (oder um Sand in die Augen der europäischen Oeffentlichen Meinung zu streuen), ward in den Berliner Vetrag ein Artikel eingeschoben, der für die noch unter türkischer Herrschaft belassenen christlichen Gegenden Reformen vorsah, ohne aber für ihre Durchführung irgendeine Bürgschaft zu sichern, trotzdem Fürst Gortschakow von solchen papiernen Anordnungen gesagt hatte, „daß sie nie erfüllt worden sind und niemals die Mißbräuche und thatsächlichen Uebelstände abgeschafft haben". Dann entwarfen die Herren Diplomaten noch ein Statut für die künftige Verwaltung der christlichen Provinzen der Europäischen Türkei; aber kaum war dieses Statut, ein papiernes Dokument mehr in der Geschichte der türkischen Reformkomoedien, ausgearbeitet worden, als die Diplomatie vor den Schwierigkeiten der Durchführung zurückschrak und die christlichen Völker ihrem eigenen Schicksal, also türkischer Willkür überließ.

Die Gebrechlichkeit der neuen Ordnung zeigte sich schon wenige Jahre nach dem Berliner Kongreß. Eine der schwierigsten und kunstvollsten Schöpfungen dieses Kongresses, deren Zweck die

Schwächung des bulgarischen Volkes schien (zu dessen Befreiung hauptsächlich der Krieg unternommen worden war), wurde im Jahr 1885 über den Haufen geworfen. Und gerade die Mächte, die auf dem Kongreß am Meisten für die Schaffung von Ostrumelien gewirkt hatten, wurden nun die eifrigsten Vertheidiger der Vereinigung dieses Ostrumelien mit dem Fürstenthum Bulgarien und später die nachdrücklichsten Schirmer der Selbständigkeit des vergrößerten Bulgarien.

Inzwischen wurde immer deutlicher, welche gute Gelegenheit zu wirthschaftlicher Ausnützung das Osmanische Reich manchen Großstaaten Europas bot. Diese Aussicht änderte nun gründlich ältere Ansichten, die in dem berühmten Ausspruch des Fürsten Bismarck, daß die Orientalische Frage nicht die Knochen eines pommerschen Grenadiers werth sei, ihren prägnanten Ausdruck gefunden hatten. In diesen veränderten Umständen, besonders, seit wegen der wirthschaftlichen Entwickelung mancher europäischen Staaten ein scharfer Antagonismus zwischen einzelnen Großmächten entstanden war, fand das Osmanische Reich, welches unaufhaltsam, wenn auch langsam, seinem Verfall entgegenging, eine kräftige Stütze. Hierdurch gewann auch die Türkei die Möglichkeit, weiter ungestraft ihre bekannte Mißherrschaft über die ihr übrig gelassenen christlichen Völker auszuüben. Und als diese Völker, vom Geist der neuen Zeit, der so frisch von den neugeschaffenen Balkanländern zu ihnen herüberwehte, angehaucht, begannen, sich gegen die Mißherrschaft aufzulehnen, wurden sie mit grausamen Mitteln daran gemahnt, daß es ihnen nicht so leicht fallen werde, eine Besserung ihres schrecklichen Loses zu erwirken, und daß jedes gewaltsame Auflehnen gegen dieses Los unbarmherzig gezüchtigt werden würde. Besonders die Bulgaren Makedoniens zeigten sich in dieser Hinsicht nicht willig, ihr Schicksal auch weiter mit Geduld (die nicht ihre Tugend ist) zu ertragen. Eine Stütze fanden sie in der starken Emigrantenkolonie, die sich im Lauf der Zeit im Fürstenthum Bulgarien gebildet hatte. Bald nach dem Berliner Vertrag waren nämlich viele Bulgaren aus Makedonien nach Bulgarien übergesiedelt, wo sich ihrem außergewöhnlichen Unternehmungsgeist ein weites Feld allseitiger Thätigkeit eröffnete. Sie bethätigten sich nicht nur als Maurer, Krämer, Zwischenhändler, Unternehmer aller Art, sondern auch als Lehrer, Professoren, Beamte, Offiziere, Journalisten, Politiker. Als Offiziere wurden sie die eifrigsten Verfechter der Idee der Befreiung Makedoniens im Schoß der bulgarischen Armee, die ohnehin die Befreiung dieses Schwesterlandes von der Türkenherrschaft als

eine ihrer ersten Pflichten betrachten mußte. Als rührige Journalisten und Politiker trugen sie, besonders bei dem großen Einfluß, welchen in Bulgarien Journalistik und Parteileben nach und nach gewonnen hatten, diese Idee in die gesellschaftlichen und politischen Kreise und mußten auch, da fast in allen Parteien irgendein Makedone eine wichtige Stelle einnahm, das politische Leben stark beeinflussen. So ist der Chef der Stambulowisten, der bekannte Advokat Genadiew, einer der besten Redner Bulgariens, ein Makedone; in der Partei der Demokraten ists Lioptschew, Minister im Kabinet Malinow, der in Konstantinopel die finanziellen Verhandlungen bei der Anerkennung der Unabhängigkeit Bulgariens führte. In der Partei der Zankowisten war einer der einflußreichsten Männer, der ehemalige Minister im Kabinet Karawelow-Danew und einer der besten Advokaten Bulgariens, Dr. Radew, der leider vor etwa anderthalb Jahren nach einer Operation in Wien starb und von ganz Bulgarien tief betrauert wurde, Makedone. Eben so ists der rührige bulgarische Gesandte in Rom, Herr Rizow, und einer der besten Journalisten Bulgariens, Simeon Radew, der sofianer Korrespondent des „Temps".

Unter solchen Umständen ists begreiflich, daß Alles, was in Makedonien geschah, in Bulgarien ein sehr starkes Echo fand. Aber die heillose türkische Verwaltung ging ruhig ihre Wege und ahnte nicht, daß sie dadurch die Dinge zu einem unausweichlichen Zusammenstoß mit Bulgarien trieb. Die türkische Mißwirthschaft, die Gesetzlosigkeit in der Verwaltung, die Unsicherheit im Leben und Eigenthum der christlichen Bevölkerung zwang die intelligenteren Bulgaren Makedoniens, eine Organisation zu schaffen, die sich zur Aufgabe machte, eine Besserung der Lage der christlichen Bevölkerung durch Gewaltmittel, da es anders nicht möglich war, zu erlangen. Diese Organisation, die im Jahre 1893 entstand, erstrebte eine Selbstverwaltung Makedoniens, wie sie in groben Umrissen im Artikel 23 des Berliner Vertrages vorgesehen worden war. Die Leiter der Organisation wußten, daß solche Selbstverwaltung ohne europäische Kontrole nicht möglich sein, die Diplomatie aber nur durch Gewaltmittel zu zwingen sein werde, aus ihrer Passivität gegenüber der türkischen Mißwirthschaft herauszutreten. Das Schreckgespenst eines türkisch-bulgarischen Zusammenstoßes, der ihre Interessen bedrohen konnte, sollte sie zum Einschreiten nöthigen. Deshalb wurde beschlossen, durch allerlei Attentate auf Eisenbahnen und auf öffentliche Institute, mit denen Interessen der Großmächte verbunden waren, und durch kleine Putsche eine ständige Unsicherheit im Lande zu schaffen. Man

wußte ja, daß die Türken, ohnmächtig gegen solche Handlungweise der Revolutionäre, sich an der friedlichen Bevölkerung vergreifen und dadurch die Oeffentliche Meinung Europas gegen sich aufbringen, die Großmächte also zum Eingriff zwingen würden.

Die türkische Regirung bekam bald Wind von dieser Organisation. In ihrer Unfähigkeit, der Bewegung Herr zu werden, nützte sie ihr durch Gewaltmaßregeln, die, wie erwartet, die friedliche Bevölkerung trafen und den Revolutionären zuführten. So breitete sich die Organisation bald über das ganze Land aus und wurde von der bulgarischen Bevölkerung als eine Beschützerin gegen die Willkür der türkischen Behörden empfunden; denn sie vermochte in manchen Fällen Willkürakte der Behörden und besonders einflußreicher türkischer Begs grausam zu ahnden. Die Attentate und Aufstandsversuche des Frühjahres 1903 bewirkten denn auch die Intervention der Großmächte und die Einführung der im Mürzsteger Programm geforderten Reformen.

Die türkische Verwaltung, an deren Spitze in Makedonien der schlaue Hussein Hilmi Pascha (jetzt Botschafter in Wien) gestellt worden war, wußte den von den europäischen Großmächten eingesetzten Organen entgegenzuarbeiten und so die europäische Kontrole fast unwirksam zu machen. Die Türken versuchten, das bulgarische Element, das sich als lebenskräftig erwiesen und die Einmischung der Großmächte herbeigeführt hatte, möglichst zu schwächen. Zu diesem Zweck wurde von Hilmi Pascha auch die Propaganda der Griechen und Serben begünstigt. Auch andere Mittel wurden angewandt, um die Bulgaren aus dem Lande zu treiben. Dadurch und durch die empörende türkische Mißwirthschaft wurden besonders England und Rußland veranlaßt, sich für eine bessere Verwaltung Makedoniens einzusetzen. So kam es im Anfang des Jahres 1908 zu dem englischen Vorschlag, die Rechte der christlichen Bevölkerung zu erweitern und die europäische Kontrole zu stärken. Dieser Grundsatz wurde im Abkommen von Reval auch von Rußland angenommen.

Die jungtürkische Revolution vom Juli 1908 wurde in Bulgarien und von den Bulgaren Makedoniens im Allgemeinen mit unverfälschter Freude begrüßt. Das bulgarische Volk war plötzlich von einem quälenden Albdruck befreit worden, da es gerade in einem Augenblick ziemlicher Entmuthigung die Hoffnung schöpfen durfte, daß nun auf friedliche Weise das Los der christlichen Bevölkerung in der Europäischen Türkei sich bessern werde. Die Bulgaren des Fürstenthums waren dieser unaufhörlichen Sorge ohnehin schon überdrüssig; und wenn sie sich auch auf einen

Waffengang mit den Türken vorbereitet hatten, so waren sie doch im Innersten ihres Herzens nicht sehr kriegerisch gestimmt und mochten sich nicht gern den schrecklichen Gräueln eines unsicheren Krieges aussetzen. Die Bulgaren Makedoniens waren doppelt froh in der Erwartung, daß der eingetretene völlige Umschwung in der Türkei nun auf eine friedliche Art bessere Tage bringen werde. Sie begrüßten um so freudiger die Wendung, als sie auf diese Weise auch die Aussicht bekamen, ihre Nationalität gegenüber den fremden Ansprüchen leichter unversehrt zu erhalten. Im Taumel ihrer Freude kamen auch die bulgarischen Revolutionäre von ihren Bergen herunter und ergaben sich freudig den neuen Behörden, die in der That in den ersten Tagen ihnen ein löbliches Entgegenkommen zeigten.

Leider sollte aber dieser Freudentaumel von sehr kurzer Dauer sein. Die Führer der makedonischen Bulgaren merkten sehr bald, daß die jungtürkischen Machthaber das bulgarische Volk noch schlimmer behandelten als die Werkzeuge Abd ul Hamids. Schon in den ersten geheimen Zusammenkünften mit einflußreichen Jungtürken merkten die Makedonen, daß sie nichts Gutes von den neuen Männern zu erwarten hatten, die sich als Vertreter einer herrschenden Rasse fühlten und noch weniger als ihre Vorgänger gewillt waren, von ihren alten Rechten abzuweichen. Die Bulgaren Makedoniens hatten, um sich in den politischen Kämpfen, die im neuen Verfassungleben bevorstanden, auf gesetzlichen Boden zu stellen, die Organisation der „Konstitutionellen Klubs" geschaffen, deren Ziel war, das Volk für das neue Verfassungleben des Reiches vorzubereiten und es für die Wahlen zu schulen. Diese Organisation, die sich bald über das ganze Land verbreitet hatte und nach der Meinung kundiger Leute*) berufen sein konnte, die politische Erziehung aller Völker Makedoniens zu fördern, wurde jedoch von den neuen türkischen Machthabern, denen es gar

*) Hier sei mir gestattet, auf das ausgezeichnete Buch des „Begründers der Islamwissenschaft", des Professors Martin Hartmann, „Unpolitische Briefe aus der Türkei", hinzuweisen. Der Verfasser, der jedenfalls keiner besonderen Sympathien mit den Bulgaren bezichtigt werden kann, sagt auf Seite 35: „Daneben steht in der Türkei die Konstitutionelle Partei, die eine sehr energische und geschickte Thätigkeit ausübt und auf deren vom zweiten bis zum neunten September (1909) in Saloniki abgehaltenem Kongreß in einer die gespannte Aufmerksamkeit aller anderen Völkerelemente auf sich ziehenden intelligenten und sachlichen Weise verhandelt wurde. So werden durch die Bulgaren hier wirksame Elemente in die Bevölkerung geworfen."

nicht um ein wirkliches Verfassungleben zu thun war (weil es eine freie nationale Bethätigung und vollkommene politische Gleichheit voraussetzt), durch ein Sondergesetz aufgelöst. Das war einer der verhängnißvollsten Schritte der jungtürkischen Regirung, der, wie die späteren Ereignisse bewiesen, den Zusammenbruch der Europäischen Türkei herbeiführten sollte. Durch die Auflösung dieser Organisation, deren gesetzliche Bethätigung dem neuen Regime nur von Nutzen sein konnte, da sie mit der Zeit das bulgarische Volk von jeder revolutionären Thätigkeit abgezogen hätte, wurden die Bulgaren von Neuem daran gemahnt, daß sich die Verhältnisse im Lande auch in der neuen Aera nicht sonderlich geändert hatten und daß sie, wollten sie ein menschenwürdiges Dasein sich erwirken, wieder zu der erprobten geheimen revolutionären Thätigkeit zurückkehren müßten.

Das Volk wurde ärger als je bedrückt und die jungtürkischen Behörden, die das Wiederaufleben der revolutionären Bewegung fürchteten, trachteten, dem Volk die versteckten Waffen durch die grausamsten Gewaltmaßregeln zu entziehen; sie erließen das mittelalterliche Gesetz über die Banden und versuchten, besonders die jungen Leute entweder aus dem Leben oder wenigstens aus dem Lande zu schaffen. Diesem Zweck diente die Bildung von besonderen türkischen Banden, die Einsetzung von Kriegsgerichten, die Ermordung der bekannten ehemaligen Revolutionäre, die nach der Proklamirung der neuen Verfassung vertrauensselig von den Bergen heruntergekommen waren und sich friedlichen Beschäftigungen hingegeben hatten, die Vertreibung der besitzlosen Pächter von den türkischen Gehöften und deren Ersetzung durch hauptsächlich aus Bosnien herbeigezogene und von den Behörden unterstützte mohammedanische Einwanderer, die sich nicht als sehr arbeitsam und friedfertig zeigten. Durch die Heranziehung von Mohammedanern (auch aus Rußland, Rumänien und Bulgarien) und durch die Verscheuchung der bulgarischen Einwohner wollten die Jungtürken das ihnen ungünstige numerische Verhältniß der Bevölkerung ändern. Dr. Nazim Bey, einer der Ideologen der jungtürkischen Umwälzung, hatte in einer Interview offen gesagt: „Die Ansiedlung muslumanischer Einwanderer ist für uns eine Lebensfrage. Alle makedonischen Schwierigkeiten drehen sich um den numerischen Einfluß. Hinter allen Streitigkeiten um Kirchen und Kirchthürme verbergen sich politische Absichten. An dem Tag, wo es eine Million Muslumanen mehr in Makedonien geben wird, kann Niemand uns noch das Uebergewicht bestreiten.“ Ein anderer Wortführer der Jungtürken, Hussein Dschahid Bey, der

Chefredakteur des „Tanin", erkühnte sich zu schreiben, daß „anderthalb Millionen türkischer Bayonnettes bereit seien, Bulgarien, Montenegro und Serbien zurückzuerobern und noch einmal vor den Thoren von Wien zu erscheinen, um dem Westen das osmanische Gesetz zu diktiren". So weit ging die Verblendung.

Die Ueberfülle grausamer Maßregeln zwang endlich die alte revolutionäre Organisation, ihre Thätigkeit wieder aufzunehmen. Schon im Lauf des Jahres 1911 begannen die Banden ihr altes Handwerk von Neuem. Und damit man ja nicht im Unklaren über die Urheber der Gewaltakte in Makedonien sei, übergab die Organisation am einunddreißigsten Oktober 1911 den Konsuln der Großmächte in Saloniki ein „mémoire", worin sie ihnen die Verschlechterung der Lage der christlichen Bevölkerung Makedoniens zur Kenntniß brachte und offen erklärte, daß sie den Kampf gegen die türkische Herrschaft wieder aufnehmen müsse und nicht eher die Waffen niederlegen werde, als bis sie ihr früheres Ziel, die Autonomie Makedoniens unter der Kontrole der Großmächte, erreicht habe. „Indem wir öffentlich verkünden" (so schloß diese Schrift des „Centralkomitees der Makedonischen Inneren Revolutionären Organisation"), „daß die Attentate, die Zusammenstöße der Revolutionäre mit der türkischen Armee im Verlauf dieses und des vergangenen Jahres nebst anderen revolutionären Kundgebungen als die Handlungen der Inneren Organisation angesehen werden müssen, sind wir gezwungen, zur Kenntniß der civilisirten Welt zu bringen, daß wir auch in Zukunft, wie in der Vergangenheit, mit allen erreichbaren Mitteln zu kämpfen entschlossen sind, bis das Ziel, die Autonomie Makedoniens, erreicht ist."

Die türkische Regirung ließ sich von ihrer verhängnißvollen Politik der Bedrückung und Verfolgung nicht abbringen. Statt diese Anzeichen künftiger Ereignisse zu verstehen und solchen Ereignissen durch eine versöhnliche Politik vorzubeugen, bewirkten die Behörden in ihrer argen Verblendung wahre Metzeleien; ihr Werk war das denkwürdige Gemetzel von Schtip, das gerade den Plänen der revolutionären Organisation entsprach. Während in Bulgarien seit etlichen Monaten das friedlichste und türkenfreundlichste Ministerium die Geschäfte führte, glückte es den Revolutionären, durch ein Bombenattentat in der im nördlichen Makedonien, nicht sehr weit von der bulgarischen Grenze gelegenen Stadt Schtip, die sich immer als sehr revolutionär gezeigt hatte, die türkischen Behörden zu gräuelvollen Ausschreitungen zu bringen und so die friedfertige und gegenüber der Türkei allzu nachgiebig gestimmte Politik der bulgarischen Regirung zu durch-

kreuzen und das Ministerium Geschow daran zu mahnen, daß alle seine Bemühungen, auf friedlichem Wege das Los der makedonischen Bevölkerung zu verbessern, umsonst bleiben werden. Das Gemetzel von Schtip (am vierten Dezember 1911), bei dem fast dreitausend Menschen getötet und verwundet wurden, rief, wie die Bombenverschwörer erhofft hatten, eine ungeheure Aufregung in Bulgarien hervor. Noch versuchte das Ministerium Geschow, in der Hoffnung, durch eine friedliche Politik die Türken für ein milderes Regiment zu stimmen, sich der Volksbewegung entgegenzustellen und auf Personen, die sich an der Bewegung betheiligten (darunter auch auf den Schreiber dieser Zeilen, der auf dem Protestmeeting in Sofia, am vierundzwanzigsten Dezember, die Rede hielt), einschüchternd zu wirken; aber ein scharfsichtiger Beobachter konnte schon damals bemerken, daß dieses Gemetzel auch der türkenfreundlichen Politik des Ministeriums den Todesstoß versetzt hatte. Noch ein letztes Mal sträubte sich die Regirung, aus der veränderten Volksstimmung die Konsequenzen zu ziehen. Als sich im Lauf des Winters die Verfolgungen und Metzeleien häuften, hatte die Organisation beschlossen, zwei Makedonen, Professoren an der Universität in Sofia, die schon vor Jahren eine ähnliche Mission übernommen hatten, als Delegirte in die europäischen Hauptstädte zu senden, um die Aufmerksamkeit der Großmächte auf die wieder unerträglich gewordene Lage der christlichen Bevölkerung zu lenken und ihnen den festen Entschluß der Organisation zur Kenntniß zu bringen, nicht eher zu ruhen, als bis sie die Autonomie unter europäischer Kontrole erreicht hätten. Die Delegirten sollten auch das Interesse einflußreicher Politiker und Publizisten in den Hauptstädten für Makedonien und für die Ziele des neuen Kampfes anfachen. Diesen Zweck hatte unsere Rundreise (ich war einer der Delegirten) im vorigen Frühjahr; wir gingen nach Petersburg, London, Paris und Rom. In Wien und Berlin, wo wir uns auch einige Tage aufhielten, unternahmen wir nichts, was mit unserer Mission zusammenhing, da wir fürchteten, dort kein Entgegenkommen zu finden. Diese Mission, die wir bis zur Abreise aus Sofia geheim hielten, war der Regirung sehr unbequem. Sie konnte uns aber nicht hindern, unsere Pflicht zu erfüllen, da wir als Professoren unserer vollkommen autonomen Universität gegen eine Maßregelung geschützt waren (die uns übrigens auch nicht sehr hart getroffen hätte).

Die Jungtürken erkannten rasch die Bedeutung unserer Rundreise und suchten deshalb sofort durch eine besondere Deputation, bestehend aus zwei hochgestellten Persönlichkeiten, unter

denen Schukri Bey, jetzt Minister des Unterrichts im Kabinet Mahmud Schewket Paschas, war, mit Leitern der makedonischen Bewegung in Sofia in Fühlung zu kommen; sie zeigten sich aber so ungeschickt, daß ihr kläglicher Mißerfolg unserer Mission nur förderlich war, da wir nun darauf hinweisen konnten, daß auch die türkische Regirung der revolutionären Organisation eine große Bedeutung zuschreibe und mit ihr in direkte Verhandlungen zu treten suche. Wir erreichten, was von der Reise erwartet worden war. Freilich war das Ausland noch immer nicht im Klaren über die Gefahr, die sich in der makedonischen Bewegung barg. Die wuchs nun mit der Zahl der von den Türken verschuldeten Gräuel und zwang endlich die Regirung, gegen ihren Willen rasche Vorkehrungen zu treffen, um von den Ereignissen nicht unvorbereitet ereilt zu werden. Da der Krieg unvermeidlich schien, trachtete sie, ihn politisch vorzubereiten und sich der Mitwirkung der anderen Balkanstaaten zu versichern. Zwar hatte mancher dieser Staaten, welcher Bulgariens schnelle Entwickelung und Kräftigung mit scheelen Augen sah und eine Vergrößerung des jungen Königreiches nicht zulassen mochte, bis zuletzt mit den Türken geäugelt und ihnen Schergendienste in Makedonien geleistet; aber nun zeigte sich diesen Staaten die Aussicht, mit Hilfe Bulgariens nicht nur die Provinzen der Türkei sich anzueignen, die von ihren Konnationalen bevölkert sind, sondern auch Theile Makedoniens zu erhalten, die ihnen bisher Bulgarien hartnäckig verweigert hatte. Deswegen hatte ja bis jetzt auch keine Verständigung zwischen den Balkanstaaten zu Stande kommen können. Nun war Bulgarien in einer Lage, die es zu Konzessionen zwang, damit es nicht genöthigt sei, allein gegen die Türkei den Krieg zu führen. Die anschwellende kriegerische Volksströmung zwang die Regirung, trotzdem sie sich, wie ich bestimmt weiß, mit aller Macht gegen einen kriegerischen Zusammenstoß mit der Türkei stemmte, fast mit Ueberstürzung die Bündnisse für ein gemeinsames Vorgehen mit den anderen Balkanstaaten zu schließen, wofür sie sogar wichtige nationale Interessen opferte, zu deren Preisgebung sich keine andere Regirung entschlossen hatte. So wurde in aller Eile schon am dreizehnten März 1912 das Bündniß für ein Zusammengehen gegen die Türkei mit Serbien geschlossen, am neunundzwanzigsten Mai mit Griechenland und um die selbe Zeit auch mit Montenegro. Alles ging in solcher Hast, daß keine Zeit für detaillirte Besprechungen mit manchem dieser Staaten blieb und das Bündniß nur in allgemeinen Umrissen festgelegt werden konnte.

Inzwischen ereigneten sich die neuen Gräuelthaten von Kot-

schani, einem kleinen makedonischen Städtchen dicht an der bulgarischen Grenze. Am ersten August, an einem Markttag, platzten zwei Bomben auf dem belebtesten Platze des Marktes und töteten und verwundeten etliche von den dort angesammelten Türken und bulgarischen Bauern. Sofort warfen sich die türkischen Soldaten, Polizisten und irregulären Baschibozuks auf die friedlichen Bewohner und in drei Stunden richteten sie im Städtchen ein schreckliches Blutbad mit allen möglichen begleitenden Nebengräueln an. Nun schäumte der Volkszorn in Bulgarien auf und keine Regirung konnte wagen, die Bewegung noch hemmen zu wollen. In den öffentlichen Versammlungen wurden unverhohlen sogar Drohungen gegen hohe Personen laut, da man sie in dem (falschen) Verdacht hatte, gegen den Krieg zu sein. Unmittelbar nach diesem allgemeinen Aufbrausen beschloß denn auch der Ministerrath unter dem Vorsitz des Königs, am sechsundzwanzigsten August, den Krieg gegen die Türkei; trotzdem militärische Sachverständige den Waffengang gern bis ins nächste Jahr aufgeschoben hätten, da noch nicht Alles zum Krieg bereit war.

Was man im Ausland gar nicht erwartete, einen Spätherbstfeldzug, erzwangen unsere Verhältnisse. Keine bulgarische Regirung konnte den Krieg beginnen, ehe alle Feldfrüchte eingeheimst waren, da für unser Land dieser Umstand wichtiger ist als die Witterung. Für einen europäischen Agrikulturstaat ist die beste Kriegszeit der Spätherbst und der Winter. Unser Volk jubelte; Groß und Klein war des Sieges gewiß, seit man wußte, daß wir im Rücken gesichert seien und fast unsere ganze Kraft auf den thrakischen Kriegsschauplatz werfen konnten. Selten wohl ist ein Krieg mit so allgemeiner Zuversicht und Freudigkeit begonnen worden. Wir, die den Niedergang des türkischen Kriegergeistes in der Nähe (besonders in den makedonischen Kämpfen und in den häufigen Grenzzusammenstößen mit den Türken, wo oft einzelne Soldaten ganzen türkischen Grenzposten Stand hielten) beobachten und gleichsam fühlen konnten, waren über den Ausgang des Krieges nicht im Zweifel; auch nicht darüber, daß die Entscheidung schon in den ersten Kämpfen fallen werde. Und so geschah es auch. Die wichtige Festung Kirkkilisse wurde sechs Tage nach der Kriegserklärung von unseren draufgängerischen Truppen überrumpelt und nach vier Wochen war die türkische Armee aufs Haupt geschlagen und hinter die befestigte Stellung von Tschataldscha geworfen, wodurch eigentlich das Kriegsschicksal entschieden war. Was darüber hinaus geschah, war nur die Folge des Uebereifers eines jungen und allzu thatkräftigen Heeres. Aber dieses Heer hat dann die Festung Adrianopel erstürmt.

Sofia. Professor Dr. J. Gheorgow.

Charles-Louis Philippe.*)

J'aime toutes les choses, mais
j'aime surtout ce qui souffre.
Philippe: „Lettres de Jeunesse".

Wäre Charles-Louis Philippe ein Rittersmann gewesen, so hätte er die vorangestellten Worte als Wahlspruch in seinem Wappenschilde führen können; denn sie enthalten ganz und gar den Kern seines Wesens. Er hing mit heißer Inbrunst am Leben und all dessen Erscheinungen; mit Himmel und Erde, mit Allem, was athmet, wächst und sich regt, fühlte er sich verwandt und zu der weichen Luft eines blauen Sommertages, zu dem im gelben Herbstlaub raschelnden Wind und zum herabsinkenden Abenddunkel redete er wie zu Seinesgleichen. Aber weil er das Leben so sehr liebte, weil er wußte, wie unendlich reich die Quellen der Lust und der Schönheit in ihm strömen, hat er auch so tief an ihm leiden müssen. Denn wie in des edlen Florian Geyers Herz floß in dem seinen ein „brennend Recht" und wie ein Stachel wüthete in seinem Innern der Gedanke, daß es Menschen gab, die hungern und frieren mußten, die geknechtet und ausgebeutet wurden und denen die Thore der Freude für immer verschlossen waren. Die stillen Frauen, die ihn durch so viele Jahre seines Lebens begleitet, schreiten auch durch seine Werke und ihre dunklen Schatten ruhen auf allem Geschehen. Armuth und Sorge gehen immer Hand in Hand und singen schwermüthige Lieder. Und wenn sie auch den Blicken für eine Weile entschwinden, so hallt doch ihre traurige Weise noch lange nach und mahnt daran, daß sie bald wiederkehren werden.

Schon vor Philippe hatten französische Schriftsteller (Flaubert, Zola, Maupassant sind die bekanntesten) das einfache Volk geschildert. Sie hatten sein Leben, seine Gewohnheiten beobachtet, seine Anschauungen, seine ganze Art, zu denken und zu fühlen, studirt. Sie waren aber immer nur von außen an diese ihnen im Grunde fremden Menschen herangetreten; ein Letztes und Tiefstes ihrer Seele hatte ihnen daher verborgen bleiben müssen. Philippe jedoch war unter ihnen aufgewachsen, er hatte ihre spärlichen Freuden und ihre reichlichen Leiden getheilt, hatte durchmachen müssen, was auch sie durchgemacht hatten. Von der endlosen Reihe seiner Vorfahren her, die in drückendsten Verhältnissen gelebt, hatte sich das schwere Blut der Armen auf ihn vererbt, und so wußte er genau, wie es um sie bestellt war und was in ihren unruhvollen, bedrängten Herzen vor sich ging. Und wie er mit

*) Aus Philippes „Gesammelten Werken", die (herausgegeben und eingeleitet vom Dr. Südel) bei Egon Fleischel & Co. in Berlin erscheinen werden. Sechs Bände: die Novellensammlung „Die kleine Stadt" und die Romane „Bübü, „Der alte Perdrix", „Marie Donadieu", „Croquignole", „Mutter und Kind". Den Lesern der „Zukunft" ist der Dichter kein Fremdling.

ihnen fühlte und an ihren Leiden litt, so liebte er sie auch. Er hätte gar nicht anders gekonnt; denn tief lag es in seinem Wesen begründet, die Schwachen, die Hilflosen, die vom Schicksal Hintangesetzten lieben zu müssen. Und immer wieder finden wir in seinen Werken Menschen, die lange und hart um ein bischen Lebensglück gekämpft haben, die das erkämpfte Glück gleich wieder hingeben müssen und die der Dichter uns lieben lehrt.

So leidenschaftlich und komplizirt, so reich an Erlebnissen, Wechselfällen und dramatischen Vorgängen sein inneres Leben war, so einfach und bescheiden spielte sich seine äußere Existenz ab. Er hatte viele lockende Pläne; er sehnte sich in die Welt hinaus, wollte in weite Fernen führende Reisen machen, am bunten Glanz fremder Länder sich erfreuen. Aber aus Alledem hat nie Etwas werden können. Das Schicksal nahm weder auf seine Wünsche noch auf sein hohes Künstlerthum Rücksicht: in seinen besten Jahren sperrte es ihn in die trockene und langweilige Sphäre einer Kanzleistube; und als es endlich etwas heller um ihn wurde, als sein amtliches Pflichtenmaß sich verringerte und ihm so mehr Zeit für sein dichterisches Schaffen ließ, riß es ihn nach kurzem Kranksein aus dem Leben. Er wurde nur fünfunddreißig Jahr alt. Am vierten August 1874 wurde er in Cerilly in der Landschaft Bourbonnais als Sohn eines Holzschuhmachers geboren. Er besuchte bis zu seinem zwölften Lebensjahr die Volksschule seiner Vaterstadt und setzte dann seine Studien auf den Gymnasien in Montluçon und, seit dem Jahr 1891, in Moulins fort. Seine Bemühungen, an der Ecole Polytéchnique in Paris Aufnahme zu finden, scheiterten; doch erhielt er, nachdem er eine Weile Beschäftigung in der „Pharmacie centrale du service de santé militaire" gefunden hatte, Anstellung in der pariser Stadtverwaltung. Nach kurzem Krankenlager starb er am einundzwanzigsten Dezember 1909 an einem Nervenfieber.

Das Produziren fiel ihm nicht leicht. Die Worte flossen ihm nur langsam aus der Feder und er feilte unablässig an seinen Sätzen. Sein Schreiben war ein zäher, hartnäckiger Kampf mit der Sprache. Wie er bei seinem Schaffen gerungen, was für Qualen er gelitten, erfährt man aus den nach seinem Tode veröffentlichten Briefen an seinen Freund Henri Vaudeputte. Das alberne Geschwätz der Bureaukollegen, das er während des ganzen Tages über sich ergehen lassen mußte und das noch lange peinvoll in ihm nachklang, machte es ihm unendlich schwer, sich in den Abendstunden zu einer ruhigen, produktiven Stimmung zu sammeln. Oft ist er so mürb und zerschlagen, daß er weder zu schreiben noch ein gutes Buch zu lesen fähig ist, daß er Paris verwünscht und sich nach einem bescheidenen Handwerkerdasein in einer friedlich stillen Provinzstadt sehnt. Doch diese Verstimmungen dauern nicht. Er hat zwar unter vielerlei Mißgeschick zu leiden, sein armseliges Gehalt zwingt ihn zu allerbescheidenster Lebenshaltung; aber er lernt doch ein großes Glück kennen: den Rausch des Schaffens. In einem seiner Briefe an Vaudeputte spricht er von einem gemeinsamen Bekannten,

einem wohlhabenden jungen Schriftsteller, der von schönen Kunstwerken umgeben sei und ein elegantes, sorgloses Leben führe. Und dann meint er, daß sie doch keine Ursache hätten, ihn zu beneiden, denn sie führten ein stärkeres Innenleben, ihre Bücher würden von ihrem Charakter bestimmt sein und durch ihre innere Erregung würden sie gut und stark werden. Jetzt brauche man Barbaren. Kraft sei nöthig, Wuth sogar und ein tiefes Erschauen des Lebens. Man müsse Gott ins Antlitz geschaut haben. Die Zeit der Leidenschaft beginne jetzt wieder.

Von der strömenden Lebenskraft und der starken Sinnlichkeit, die Philippe für den Roman fordert, sind nun seine Werke übervoll. Was ihn ergriffen und erregt, was Stürme von Trotz und Zorn durch sein Blut gejagt, was sein Mitleiden geweckt, ihm die Tage verdunkelt und ihn in schlaflosen Nächten gequält, hat er mit leidenschaftlicher Gluth wieder in seine Bücher hineingegossen. Und so spiegelt sich in der flimmernden Schönheit seiner Sprache das Feuer seiner inneren Ekstasen und durch seinen Stil klingt der kraftvolle Rhythmus seines Blutes. Menschen, Stimmungen, Geschehnisse weiß er mit der selben suggestiven Kraft zu veranschaulichen. Eine außerordentliche Fähigkeit zur Assoziation ermöglichte ihm, scheinbar ganz fernliegenden Dingen das ihnen Gemeinsame zu finden und geheimnißvolle, bisher nie erkannte Beziehungen zwischen ihnen aufzudecken. Glücklich vereinigten sich in ihm ein kraftvoll gesunder Realismus, der auch vor derben und brutalen Situationen nicht zurückschreckte, und ein tief in die Dinge eindringendes visionäres Schauen, das ihre transszendentale Bedeutung und ihr Verhältniß zum Weltganzen ahnungvoll fühlte. Er war einer von den großen Neugierigen, die immer tieferen Erkenntnissen zustreben und die es vor Allem reizt, verborgene und dunkle Zusammenhänge zu verstehen und zu enthüllen. So versenkt er sich voll mystischer Gluth in die Geheimnisse des Weltgeschehens und in heißem Forscherdrang taucht er in die Untergründe menschlicher Seelen, um das unsicher Flackernde, das schwanke Auf und Ab ihrer Zustände zu belauschen. Bei diesen Versuchen, kaum noch zu entziffernde und darstellbare Regungen uns anschaulich zu machen, versteigt sich der Dichter oft zu einer Sprache von allzu überladener Bilderpracht. Man fühlt und genießt mit Entzücken den zarten Lyrismus, der durch die Zeilen bebt, und voll Wohlbehagen läßt man sich von der Worte holdem Klange wiegen; doch nicht immer vermag der nachprüfende Verstand dem Flug des Dichters in seine phantastischen Traumreiche zu folgen; zu nebelhaft mystisch webt sich dort Alles durcheinander.

Philippes Stil ist in seinen früheren Werken, besonders in „La mère et l'enfant", von einer prachtvollen Knappheit. Die Sätze sind stark und wuchtig und durch die häufige Wiederholung mancher Worte scheinen lange Satzreihen wie durch ein gemeinsames Band fest zusammengehalten. Einem Trupp Krieger gleichen sie, die mit hellem Spiel und siegesgewiß ins Feld rücken. Doch des Dichters Drang nach immer tieferer menschlicher Erkenntniß, sein Bemühen, auch die schattenhaf-

ten Zwischentöne der Seele zu malen und Unfaßbarem den Schein des Lebens zu leihen, verlangte eine Modelung seines Stils. Die Sätze werden breiter, verwickelter; mit leisem, singendem Rauschen fließen sie dahin. Es ist, als ob des Dichters erregte, schaffenstrunkene Seele nicht immer die Macht besessen habe, die Fülle seiner Visionen zu bändigen, die Fluth der ihn bedrängenden Bilder einzudämmen. Vielleicht hat Philippe selbst empfunden, daß ihm seine frühere einfache und wuchtigere Ausdrucksweise stärkere künstlerische Wirkungen ermöglichte; denn in den Novellen, die er in den letzten Jahren seines Lebens schrieb, und in den wunderbaren Fragmenten des Romans „Charles Blanchard" ist er wieder zu ihr zurückgekehrt.

Wie sich des Dichters Existenz in seinen Werken spiegelt, zeigt deutlich ihre vergleichende Betrachtung. Tief blicken wir, wenn wir in seinen Büchern lesen, in die Geschichte seines Lebens hinein. Wir erfahren aus ihnen, wie seine Kinder-, seine Jünglings- und seine Mannesjahre beschaffen waren. Wir lernen Männer kennen, die er seiner Freundschaft gewürdigt, mit denen er in der Dämmerzeit plaudernd im Kaffeehause saß und mit denen er (was er besonders gern that) an dienstfreien Tagen über Land gewandert ist. Die Seelen von Frauen enthüllen sie uns, die er geliebt, durch die er Glück erfahren und tiefen Schmerz erlitten, von denen er sich endlich befreit oder denen er nach langer Trennung wieder hilfreich zur Seite gestanden hat. Und viele von den Kleinbürgern der Heimathstadt, deren Art ihm von den Tagen der Jugend her in lebendiger Erinnerung geblieben war, und von anderen, deren Wesen sich ihm im Getriebe der Weltstadt für einige flüchtige Tage erschloß, hat er mit ein paar kräftigen, suggestiven Strichen festgehalten.

Die Zeiten, die der Dichter nach Beendigung seiner Gymnasialjahre im Haus der Eltern und in schlechten pariser Quatieren verbrachte, bis er schließlich nach langem Suchen und Harren einen bescheidenen Posten in der Stadtverwaltung fand, gehören zu den schmerzlichsten seines Lebens. Seine Thätigkeit in der Mairie des vierten Stadtbezirkes entsprach zwar weder seinen Fähigkeiten noch seinen Kenntnissen; er hatte aber jetzt wenigstens festen Boden unter den Füßen und brauchte nicht länger zu besorgen, eines Tages verhungern zu müssen. Kein Zufall ists, daß Philippes erster pariser Roman, „Bubu de Montparnasse" (1901), in der Sphäre der sozial niedrigsten Menschenklasse, der Dirnen und Zuhälter spielt. Tief in seinem Wesen war begründet, daß er gerade diesen verachteten Geschöpfen zunächst seine ganze Antheilnahme zuwandte; glaubte er doch, in ihnen die Aermsten der Armen zu sehen. Immer wieder liest man in seinen Briefen, wie lebhaft ihn das Problem der Prostitution bewegt und beschäftigt hat, wie er sich bemühte, die Ursachen, die so viele junge Menschenleben in Krankheit, Lastern und Verbrechen verkommen lassen, zu ergründen.

Ein persönliches Erlebniß gab ihm die Möglichkeit tieferer Ein-

blicke in das Wesen und Treiben dieser Kreise. Er machte die Bekanntschaft einer jungen Blumenarbeiterin, die, außer Stande, sich durch ihrer Hände Arbeit zu erhalten, zur Dirne geworden war. Dieses kleine sanfte Geschöpf, das in trüben Stunden Schutz bei ihm gesucht, das er bei sich aufgenommen und in Tagen der Krankheit gepflegt und getröstet hat, ist die Heldin seines ersten Romans geworden. Philippe hat Berthes gutmüthige, bescheidene, leichtsinnige, von ewig wechselnden Stimmungen hin und her gerissene Seele mit tiefem Verstehen gezeichnet. Und den ganzen Lebensbezirk, dem sie entstammt und in dem sie immer trüberen Tiefen zugleitet, hat er voll visionärer Kraft gebannt: das nächtliche, unruhig bewegte Paris mit den endlos sich hinziehenden Boulevards, auf denen die Dirnen, nach einträglichen Abenteuern ausspähend, rastlos hin und her wandern; die jungen, noch unverbrauchten, die verführerisch zu blicken und die Männer leicht anzulocken wissen; und die alten, vom Laster zerrütteten, die ihre welken Reize immer wieder vergebens anbieten und schweren Tritts, müde und zerschlagen, durch das Dunkel hintrotten.

Philippe hat Berthe zwischen zwei Männer gestellt, den gütigen, feinfühligen Pierre Hardy und Bübü, den Zuhälter, der sie verführt und später in den Dirnenberuf hineingedrängt hat. Als Bübü wegen eines Diebstahls ins Gefängniß gesteckt wird, wendet sich Berthe, angewidert von ihrem bisherigen Leben, an Pierre um Hilfe. Er nimmt sie bei sich auf, sorgt für sie und es gelingt ihr, wieder Arbeit und ehrlichen Erwerb zu finden. Doch Bübü spürt nach seiner Rückkehr aus dem Gefängniß ihren Aufenthaltsort auf. Nachts dringt er mit Freunden in das Zimmer ein, in dem Pierre und sie weilen, und zwingt sie, zu ihm und damit in ihr unwürdiges Leben zurückzukehren. Wie so viele andere Situationen des Buches hatte Philippe auch diese erlebt; er selbst hatte Berthe in jener Nacht zur Seite geruht. Da er gegen die Uebermacht der Zuhälter nichts ausrichten konnte, mußte er sie ziehen lassen, aufs Tiefste erschüttert von der Erkenntniß, daß alle Bemühungen dieser Mädchen, gegen ihr Schicksal und ihre Unterdrücker anzukämpfen, ganz aussichtlos seien. Erst nach Jahren ist ihm gelungen, Berthe aus den Händen ihres Peinigers zu befreien. Wie die Gestalt des Mädchens ist ihm auch die Bübüs geglückt: es ist ein Kerl, der von Lebensgier und brutaler Energie sprüht, doch auch er kennt die Stunden der Schwäche, der Angst und Verzagtheit. Philippe kann in Bübü auch nur ein nothwendiges Produkt unserer sozialen Verhältnisse sehen, einen Menschen, der nicht schlechter ist als andere, die sich allgemeinen Ansehens erfreuen, weil ein günstiges Geschick besser im Leben für sie gesorgt hat. Auch an ihm entdeckt er gute Regungen, auch er besitzt in seiner Weise Ehrgefühl; und auch ihm bleibt schweres Leiden, schmerzlichste Lebensbitterniß nicht erspart. Und so, aus tiefem menschlichem Begreifen heraus, vermag er mit ihm zu fühlen und zu leiden.

Französische Schriftsteller haben behauptet, daß Philippe sich in den Hauptgestalten seiner Bücher selbst geschildert und ihnen genau

geglichen habe. Das haben seine näheren Freunde nie gesagt; sie kannten ihn zu gut. Philippe hat allerdings diesen Figuren Manches von seinem Charakter mitgegeben, aber sein Wesen darin nicht erschöpft. Er besaß nämlich nicht nur eine große Güte und Sanftmuth, sondern auch Härte und Willenskraft; er war zugleich sentimental und ironisch, nachgiebig und starrköpfig, schüchtern und selbstbewußt. Bei all seiner Sensibilität steckte viel gesunde, unverbrauchte Kraft in ihm und ein starker Hunger der Sinne. Die tiefe Schwermuth, unter der er in den zwanziger Jahren oft so namenlos litt, hatte nicht zum Wenigsten ihren Grund darin, daß er, den es so sehr nach Liebe verlangte, sich unfähig glaubte, eines Weibes Zuneigung erringen zu können. Mit dreiundzwanzig Jahren wünscht er sich nichts sehnlicher als Frau und Kind und schreibt: „Il y a des moments où la vue d'une jeune femme au bras d'un homme me fait du mal comme un coup de couteau." Und als er endlich eine kleine Freundin, wie er sie sich gewünscht, findet, meint er resignirt: „C'est une exquise petite fille, mais je suis trop sincère vis-à-vis de moi même pour croire qu'une femme puisse jamais m'aimer." Vielleicht waren es seine kleine unansehnliche Figur, sein keineswegs hübsches, dazu durch eine unschöne Narbe entstelltes Gesicht und seine ärmlichen Verhältnisse, die ihm in dieser Hinsicht so wenig Selbstvertrauen gaben.

Von seiner übergroßen Gefühlsweichheit (immer wieder berichtet er in seinen ersten pariser Jahren von vergossenen Thränen und vom Verweilen in melancholischen Zuständen) sucht er sich bewußt zu befreien. Mit aller Energie kämpft er dagegen an; ihre Ueberwindung bedeutet für ihn einen wichtigen Theil seiner Selbsterziehung. Dostojewskijs Schriften hatten ihn wohl in seinem sentimental pessimistischen und altruistischen Empfinden bestärkt, vermuthlich auch die Tolstois, die er eifrig gelesen hat. Anders wirkte Friedrich Nietzsche auf ihn; er erzog ihn zu größerer Wesenshärte, zu einer lebenbejahenden Weltanschauung.

In „Marie Donadieu" hatte er gezeigt, wie sich der Held nach dem Verlust der Geliebten, der ihn zuerst tief erschüttert, wieder auf sich selbst besinnt, sich von aller unfruchtbaren Empfindelei befreit, um seine ganzen Kräfte auf eine Höherentwickelung seines Menschenthums zu konzentriren. Wieder waren es eigene seelische Erlebnisse, die er hier dichterisch gestaltet hat: „J'ai été la victime d'une femme d'ailleurs extrêmement intelligente, très fine, très femme, mais menteuse par hystérie, maladivement menteuse. J'ai classé, numéroté, épinglé mes documents et maintenant que, degagé de tout, je suis célibataire à nouveau, je me sens plein de force pour la vie à venir avec du Nietzsche dans mon sac et tout mon tonnère de Dieu de volonté. Car j'ai bien de la volonté, c'est même un jour sous lequel tu ne me connais pas." Und in dem selben Brief betont er noch einmal sehr energisch seines Wesens Wandlung. Ihm ist schmerzlich, daß der Freund, der ihn lange nicht gesehen, ihn noch immer für

einen so sanften und gutherzigen Menschen hält, und so entwirft er, um ihn vom Gegentheil zu überzeugen, mit ein paar kräftigen Strichen ein neues Selbstportrait. Er sei stark, voll Muth und Widerstandskraft, besitze einen leidenschaftlichen Willen, sei nichts weniger als ein „bon type" und stehe jetzt wahrscheinlich näher bei Nietzsche als bei Dostojewskij. Doch wenn er auch dem Typus des harten Willensmenschen zustrebte, für kraftvolle, brutale, unbekümmerte Naturen Bewunderung empfand und ihnen in seinen Dichtungen stets den Sieg gab, so gehörte seine heimliche Liebe doch den Gütigen und Sanften, den rein und einfach Empfindenden, den innerlich Vornehmen, die nicht so glatt und gewandt mit dem Leben fertig zu werden vermögen.

Nachdem er die ersten, entbehrungreichen Jahre seiner Beamtenlaufbahn überstanden und seine materielle Lage sich etwas erfreulicher gestaltet hatte, gewann er wieder viel von dem Frohsinn seiner frühen Kinderjahre zurück. Auch wuchs sein Selbstgefühl mit dem Fortschreiten seines Künstlerthums. Außer Nietzsche war es namentlich der französische Dramatiker Paul Claudel, dessen Dichtungen ihn einer helleren Lebensauffassung zuführten. Deutlich tritt in den letzten Werken, in „Croquignole" und einer Reihe der späteren Novellen, ein heiter strahlender Humor hervor, der sich früher selten gezeigt hatte. Doch sein Leben war voll von Aufregungen und Kämpfen bis in seine letzten Tage hinein. Sein heißes Mitempfinden mit Allen, die unter den sozialen Verhältnissen unserer Zeit zu leiden haben, sein Drang, Anderen hilfreich beizustehen und für Das, was ihm als das Rechte erschien, leidenschaftlich einzutreten, hielten seine Seele ständig in Unruhe; in ewigem Wechsel glitten Lichter und Schatten über sie hin. Die Freude, seine Dichtungen, in denen eine so warme und hingebende Liebe für das Volk glühte, auch in breitere Schichten des Volkes dringen zu sehen, erlebte er nicht mehr. Die vielen neuen, oft schwer verständlichen Gedanken und Bilder, seine Neigung zu Symbolen und Allegorien erschweren geistig ungeschulten Köpfen den Zugang zu ihnen. Da ihm seine Selbstachtung verbot, selbst irgendwie für seine Werke Propaganda zu machen, sich Denen zu nähern, die ihm nützen konnten, so beschränkte sich sein Leserkreis im Wesentlichen auf eine kleine, qualitativ allerdings sehr hochstehende Gemeinde, die seinem Schaffen mit großer Aufmerksamkeit und Bewunderung folgte.

Besonders in den Kreisen der jungen französischen Dichter genießt Philippe heute eine außerordentliche Verehrung. Auch außerhalb Frankreichs sammelt sich um sein Werk eine stetig wachsende Schaar von Bewunderern. Sein Ruhm hat sehr bald nach seinem Tod begonnen. Das glühende, im Zorn gewaltige, leidenschaftliche und doch gütige Herz hat dem Künstler viele Freunde geworben. Schon ist sein Werk in viele Sprachen übersetzt und sein Name in allen Ländern den Besten vertraut geworden. Und eines Tages werden gewiß in liebender Verehrung auch die Schichten sich zu ihm wenden, für die er gekämpft und mit denen er gelitten hat.

Wilhelm Südel.

Kapitalsteuern.

Im Wirthschaftleben regirt nicht immer die Vernunft. Als in Amerika die Millionäre unter den Sammelnamen „reiche Räuber“ rubrizirt wurden, war die Oeffentliche Meinung von des Gedankens Bläſſe angekränkelt. Als nach Morgans Tod die Flaggen auf Halbmaſt geſetzt, die Börſengeſchäfte auf fünf Minuten unterbrochen wurden (die höchſte Ehre, die einem toten Finanzmann erwieſen wird), als in einer Adreſſe Morgan der „größte Bürger Amerikas“ genannt, alſo neben Waſhington und Lincoln geſtellt wurde, trug die Oeffentliche Meinung die friſche Farbe der Entſchließung. Vor wenigen Monaten ſaß Morgan auf dem Bänkchen und wurde von dem Herrn Untermyer peinlich über die Herkunft ſeines Geldes befragt. Die Reporter durchforſchten ſein Minenſpiel und kamen zu dem Ergebniß, er habe wie ein verängſteter Löwe ausgeſehen, den die Jäger in die Ecke getrieben haben. Noch in den Nekrologen ſprach der Eine von Augen, die wie ſchwarze Höhlen zweier Flintenläufe ausſahen, der Andere von kleinen, lebhaften, grauen Aeuglein. Weder das Aeußere noch das Innere des großen Geldmannes ſcheint durchſichtig geweſen zu ſein. Wie ihn ſein Biograph ſchilderte, erwähnte ich hier ſchon. Das Größte, was er geleiſtet hat, war: daß er eine Nation von Geſchäftsleuten in den Glauben brachte, mit ihm ſtehe und falle der amerikaniſche Reichthum. Er hatte durch die Hingabe von 125 Millionen im Oktober 1907 die Börſe gerettet. Jetzt freilich war ſein Tod längſt erwartet worden. Nach Harrimans Tod war die newyorker Börſe Tage lang nervös; Morgans hatte ſie escomptirt. Harriman ſtarb als Fünfziger, Morgan wenige Schritte vor der Schwelle ins achtzigſte Jahr. Er war geiſtig nicht vom Wuchs Harrimans; aber er hat einer Wirthſchaftepoche den Stempel ſeines Weſens aufgedrückt. Und die Gegner der Truſts dürfen ſagen: „Er ſtarb uns ſehr gelegen.“ Der Entſchluß vom Oktober 1907 hat ihm den dickſten Ruhmeskranz eingebracht. Intereſſanter war aber ſein Kampf gegen Harriman; der Kampf um die Herrſchaft über die Illinois-Central-, die Erie-, die Northern-Pacific-Bahn. Der Sieg hat zuerſt den Jüngeren, der ſich dem Rieſen Rockefeller verbündet hatte, dann den Aelteren, der den Präſidenten Rooſevelt für ſich zu gewinnen verſtand, den in der Beſitzesfülle Ueberlebenden gekrönt. Vor neunzehn Jahren konnte Morgan höhniſch noch Harriman fragen, wen er (im Eriebahngeſchäft) eigentlich vertrete, und geringſchätzig die Achſeln heben, als die Antwort kam: „Mich.“ Allmählich hat er dann die Perſönlichkeit des Gegners richtig ſehen gelernt; doch wohl kaum je erkannt, daß Harriman, neben Cecil Rhodes, das ſtärkſte Hirn war, das der engliſch ſprechenden Menſchheit in Jahrzehnten erwuchs.

Das Urtheil über den Reichthum ſchwankt je nach dem Bedürfniß. Das Deutſche Reich ſucht in ein freundſchaftliches Verhältniß zu den Höchſtbeſteuerten zu kommen. „Reiche Räuber? Ihr ſeid reich und ich, der Fiskus, räubere.“ Als die „Flüſſigkeit“ der Vermögen er-

örtert wurde, las man, die Neubildung des Kapitals vollziehe sich zu langsam; investirt werde mehr bares Geld als produzirt. Das Ergebniß dieser Feststellung ist der Versuch, sechs Milliarden Mark zum Besten des Fiskus in Bewegung zu setzen. Eine Milliarde auf den Tisch; dazu die Zinsen von fünf anderen Milliarden. Durch diese Anzapfung soll wahrscheinlich die Produktivität des Volksvermögens gesteigert werden; lehrt nicht alte Erfahrung, daß die Kaufkraft wächst, je höher die Steuern steigen? Und handelt sichs nicht um eine weltgeschichtliche That? Vogue la galère! Selbst die Börse ist nachgerade ängstlich geworden. Schließlich stehen ihr die Aktiengesellschaften doch nicht ganz fern; und eine bis ins dritte und vierte Glied reichende Schröpfung ist schlimmer als eine Kotirungsteuer. Der Aktionär muß nach dem Kurswerth seines Besitzes zahlen und die Aktiengesellschaft ihr Vermögen noch einmal zur Steueroperation hingeben. Als Trostspende wird der Abzug der Nominalsumme des Aktienkapitals gewährt. Dann bleiben vom Betriebskapital die offenen Reserven und Obligationen. Aber damit ist natürlich der wirkliche Werth des Vermögens einer Aktiengesellschaft nicht erschöpft. Man kann sich auf niedliche Veranlagungen gefaßt machen. Der Streit, ob die „Stillen Reserven“ mit daran glauben müssen oder nicht, ist ziemlich müßig. Da der Aktionär nach dem Kurs besteuert werden soll, wird ja den „Stillen“ alle Ehre erwiesen. Die Aktiengesellschaften erfreuen sich, so meint der Autor der neuen „Finanzreform“, einer hohen Rentabilität. Der Statistiker merkt nichts von allgemeinem Wachsthum. Die neun berliner Aktienbanken hatten 1912 einen Reingewinn von 144 Millionen. An Steuern zahlten sie 12½ Millionen. Das sind 8 Prozent des Gewinnes. Die Liquidität wird nicht größer, sondern kleiner; und die Rentabilität wird durch die Launen der Konjunktur oft genug gestört. Ist unter solchen Umständen die Neubelastung wirklich so harmlos? In der Industrie sieht es noch schlimmer aus. Da steckt das Kapital in Betriebsanlagen, die beschäftigt sein müssen. Die Abhängigkeit von der Konjunktur ist noch enger und das bare Geld wird wie das tägliche Brot gebraucht. In der Gelsenkirchener Bergwerkgesellschaft betrug die Summe der öffentlichen Lasten im vorigen Jahr 13,3 Millionen oder 68 Prozent des Reingewinnes. Die Industrie muß sich durch die Vermehrung ihres Effektenkapitals liquid halten; die Rente durch Verminderung der Unkosten stabilisiren. Dazu braucht man immer wieder Kapital. Die neuen Steuervorlagen vertheuern die Lebensbedingungen; sie ersetzen die alten Aktiensteuern durch einen Stempeltarif. Der Ausgabestempel für Aktien beträgt, nach dem geltenden Reichstarif, 3 Prozent vom Nennwerth des Aktienkapitals. Dazu kommt ein landesgesetzlicher Stempel für den Gesellschaftvertrag, der höchstens 1½ Prozent beträgt. Die beiden Abgaben werden ersetzt durch eine einheitliche Reichssteuer von 4½ Prozent, die aber nicht nach dem Nennwerth, sondern nach dem Ausgabekurs berechnet wird. Bei der Gründung einer Aktiengesellschaft soll also der innere Werth

des Kapitals die Grundlage der Besteuerung sein. Werden Vermögen, Grundstücke, Rechte in die Gesellschaft eingebracht, so gilt deren Werth, nicht die von den Gründern aufgestellte Berechnung. Ein Unternehmen, das mit 10 Millionen Mark Aktienkapital gegründet wird, kann einen inneren Werth von 20 Millionen haben. Bei vorsichtiger Bilanzirung wird sich eine solche Differenz stets ergeben. Was thut der Fiskus? Er setzt eine Prämie auf die Solidität. Aber nicht für den Anderen, sondern für sich. Die 10 Millionen hätten nach dem alten Modus 450 000 Mark Stempelsteuer aufzubringen; nach dem neuen 900 000 Mark. Bei Kapitalserhöhungen ists eben so wie bei Neugründungen. Nun giebt es Bundesstaaten, die überhaupt keine Abgaben für Gesellschaftverträge haben. Für sie sind die 1½ Prozent Erhöhung reiner Zuwachs. Jeder kann sich vorstellen, wie Das auf die Struktur des gewerblichen Kapitals einwirken muß. Der Gesellschaften mit beschränkter Haftung nimmt sich der Fiskus besonders liebevoll an. Nach dem preußischen Stempelgesetz sind ¼ bis 1½ Prozent zu zahlen, je nach dem Stammkapital. Der Gesetzentwurf fordert einheitlich 3 Prozent. Grund? Die G. m. b. H. treten „in immer bedeutenderem Maße an die Stelle von Aktiengesellschaften". Weil eine Gesellschaftform sich als brauchbar durchgesetzt hat, muß sie zwölf- bis dreifach besteuert werden. Lacht Jemand? Eine G. m. b. H. mit 20 000 Mark Kapital zahlt 50 Mark; später kostet der Stempel 600 Mark. Zuwachssteuer und Grundstückumsatzstempel sind oft in der Versenkung einer beim Besitzwechsel gegründeten „Grundstückverwerthungsgesellschaft" verschwunden. Das soll gebüßt werden. 5 Prozent Stempel drauf. Bei 100 000 Mark Stammkapital 5000 Mark statt 250 Mark nach dem alten Tarif. Kein Auge bleibt trocken. Aber der Staat schenkt einen Trost: die 1300 Millionen, die in den nächsten zwei Jahren in Festungen, Kasernen, Flinten angelegt werden, fließen ja der Industrie zu. Alles, was gebraucht wird, muß in deutschen Fabriken hergestellt werden. Die Schornsteine werden rauchen und die Räder werden sich drehen. Aber viele Rohstoffe müssen aus dem Ausland bezogen werden; ein Theil des Geldes rutscht also hinüber. Und einen anderen Theil schicken die fremden Arbeiter nach Haus. Man denkt nicht so weit, sondern ist froh, wenn das Opferfest endlich vorüber ist. Die Minderung der heimischen Kaufkraft wird überhaupt nicht in die Rechnung gestellt. Da bleibt schließlich vom Segen für die Industrie nicht viel übrig. Die Bundesstaaten müssen, zum Besten des Reiches, auf einen Theil ihrer Steuern verzichten. Dafür sollen sie sich „durch Ausbau und Erhöhung" schadlos halten. Als Surrogat wird ihnen die berühmte Abgabe vom Vermögenszuwachs in Aussicht gestellt. Ein Monstrum, an dessen Geburt man nicht zu denken wagt. Aber das Einkommen, die ergiebigste Quelle des Wohlstandes, wird geschmälert und die Neubildung von Kapital erschwert. Ein circulus vitiosus. Wirthschaftkrisen entstehen, wenn die Lebenskraft des Kapitals nachläßt. Aber wenn man ihm zu viel aufbürdet, muß es erlahmen.

Die Vermehrung der Zahlungmittel wird gefordert. Der Kriegsschatz soll verdoppelt, von 120 auf 240 Millionen gebracht und für 120 Millionen Mark Silber ausgeprägt werden. Die 120 Millionen Gold sollen aus dem Verkehr heraus-, dafür 120 Millionen Mark Kassenscheine zu 5 und 10 Mark hineingepreßt werden. Was die Reichsbank darüber zu sagen hat, las man schon. Es läßt sich hören und wirkt, in diesem Fall, überzeugender als die Gründe der Gegner. Die unbegrenzte Vermehrung kleiner Banknoten besprach ich. Man konnte von dieser Neuerung nicht begeistert sein. Aber die starken Argumente, mit denen die Reichsbank den neusten Vorschlag stützt, verscheuchen manches Bedenken. Die Reichskassenscheine sind in jedem Sinn unangenehm; doch sie werden gebraucht und sind in die Qualität nicht von den Banknoten zu unterscheiden. Sie tragen ein Kennzeichen, das dem Publikum nicht auffällt: man braucht sie nicht zu nehmen. Die Banknote ist gesetzliches Zahlungmittel (auch erst seit 1909); sie darf man nicht zurückweisen. Der Kassenschein wird von jeder öffentlichen Kasse genommen; ist aber kein vollwerthiges Geld im Sinn der Währung. Eben so wenig wie das Silber. Die Frage, die als letztes Destillat aus allen Bedenken bleibt, ist: „Steht das Dogma der Währung über den Nothwendigkeiten der Praxis?“ Die Hüter des Schatzes sagen: Nein. Zeigt man ihnen sorgenvolle Skepsis, so heißt es: „Wer weiß denn besser als wir von der Reichsbank, was an kleinen Zahlungmitteln gebraucht wird? Habt Ihr denn eine Ahnung, was allein die Militärkassen in den ersten Tagen nach der Mobilmachung verschlingen?“ Millionen von Silbermünzen und Banknoten sind nicht in acht Tagen geprägt und gedruckt. Das dauert Jahre. Soll mans auf den Ernstfall ankommen lassen und dann nicht gerüstet sein? Daß weder Silber noch Kassenscheine gutes Geld sind, geben die Herren von der Reichsbank zu. Nur sagen sie: „Wir brauchen es; und wir machen es zu gutem Geld, indem wir die Qualität der Banknote wahren.“ Ich glaube, die Parteien könnten sich auf eine brauchbare Formel einigen. Zu schärfstem Ausdruck müßte gebracht werden, daß die Silberreserve nur Katastrophen vorbeugen soll. Das Wort „Krisis“ ist zu oft mißbraucht worden, als daß es noch wirken könnte. Scheidemünzen und kleines Papiergeld werden vom Verkehr rasch aufgesogen; und der Bedarf wächst ungeheuer schnell, sobald Gefahr im Anzug ist. Man muß also den theoretischen Widerwillen gegen das ungedeckte Zettelgeld unterdrücken. Präsident Havenstein ist sehr ängstlich. Manche sagen: Zu ängstlich; und denken an seine Mahnreden an die Banken. Aber diese Aengstlichkeit bürgt am Ende auch dafür, daß nichts geschieht, was die Währung schädigt. Der Zwang, eine Reserve zu schaffen, engt die Wahl der Mittel ein. Wer weiß einen glatteren Weg? That is the question. Die Reichsbankherren sagen: „Wir kennen die Fehler unserer Vorschläge, mißbilligen sie aber nicht, weil sie besser sind als alle schönen Theorien, die uns doch nicht helfen.“ Ladon.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß & Garleb A. m. b. H. in Berlin.

Die Zukunft.

Berlin, den 19. April 1913.

Petits Fours.

Kernmast.

Am siebenundzwanzigsten Juli 1830 hatten, nach dem von Thiers gegen die Ordonnanzen Karls des Zehnten veröffentlichten Aufruf, die Pariser den Straßenkampf begonnen und der Bourbonenregirung die Hölle so rasch geheizt, daß Karl nicht wagte, in seine Hauptstadt zurückzukehren. Er hatte dem Thron entsagt, war schon auf der Flucht nach England, das System der Parlamentsregirung und die Krönung des Herzogs Louis Philippe von Orleans gesichert, als die Kunde vom Ausbruch der Revolution ins stille Weimar kam. Am sechsten Tage nach dem Ereigniß. Eckermann eilt zu Goethe, der dem Eintretenden entgegenruft: „Der Vulkan ist zum Ausbruch gekommen und Alles steht in Flammen! Was denken Sie von dieser großen Begebenheit?“ Bald ergiebt sich, daß der Jünger den Meister mißversteht. Dem ist der Vulkan nicht die französische Volksleidenschaft, sondern der zwischen Cuvier und Geoffroy de Saint-Hilaire entstandene Naturforscherstreit, der am neunzehnten Juli in der Akademie der Wissenschaften zum ersten Mal öffentlich ausgefochten worden ist. „Die Sache ist von der höchsten Bedeutung und Sie können sich kaum vorstellen, was ich empfinde, seit heute der Bericht von der Sitzung hierher kam. Ich juble über den endlich erlebten allgemeinen Sieg einer Sache, der ich mein Leben gewidmet habe und die ganz vorzüglich

auch meine ist." Der abgesetzte König? Interessirt ihn nicht. Erst ein Halbjahr danach bespöttelt er Karls spitzen Schädel und spricht lächelnd: „Das Organ der Religiosität scheint bei ihm sehr entwickelt zu sein; übergroße Frommheit hat ihn wohl auch gehindert, seine Schuld zu bezahlen. Wir aber verdanken seinem Geniestreich, daß Europa so bald nicht wieder zu Ruhe kommen wird." Uns schiene der Zustand, den die weimarer Excellenz unruhig und drum unbehaglich fand, einem theokritischen Idyll ähnlich. Mit der Staatsreligiosität wird immer noch gefackelt und geangelt, hitziger sogar als anno 30, wo man die stete Frömmelei und unnützliche Führung des Herrgottsnamens nicht in so ruchloser Geduld hingenommen hätte; und von den wichtigsten Wandlungen der Erkenntniß und technischen Vermögens erfahren wir aus dem Zeitungpapier so wenig, daß heute noch von der künstlichen Synthese unentbehrbarer Nährmittel und von dem Ersatz fester Heizstoffe durch flüssige Millionen nichts ahnen. Jahre könnten, Jahrzehnte vergehen, bis eine Entdeckung vom fortzeugenden Werth der Galvanis in das Bewußtsein unserer Dichter dränge (die viel „weltfremder" als unsere Richter sind und sich modern dünkeln, wenn sie auf Haeckel schwören oder Tolstois Skopzengekreisch gegen Wehrpflicht und Volksrüstung wiederholen). Mit „Ereignissen" aber werden wir gefüttert wie eine Mastgans, deren Leber für eine Pastete bereitet werden soll, mit Maismehlnudeln und Pfeffer. Der Augustmontag, der Eckermann in Hast zu Goethe trieb, hatte, nach stillen Hochsommertagen, zwei bedeutsame Meldungen aus Paris gebracht; deren eine nur Gipfelgeister als für die Menschheit beträchtlich empfanden. Was lasen wir am vorigen Montag auf den drei Textseiten eines Abendblattes? Ein Anarchist, aus der Schule des von deutschen Künstlern und Gelehrten himmelhoch bejauchzten Sennor Ferrer, hat auf den König von Spanien geschossen. (Dieser gescheite und, trotzdem er sich gern und reichlich vergnügt, gewissenhaft arbeitende Monarch, der sich nicht scheut, in freundlich intimem Gespräch das Wollen ernster Republikaner zu ergründen, hat sich auch in der neuen Fährniß gut gehalten und den Zweiflern bewiesen, daß die Schaar der tapferen Könige, die sich nicht hinter Polizeihecken verkriechen und in Attentaten nur „les petits inconvénients du métier" sehen, noch nicht ausgestorben ist.) Die Pest will, wieder einmal, nach Europa vorrücken und hat

schon am Rothen Meer ihr fahles Banner in durchglühten Küstenfelsstein gerammt. Des Papstes Lebenslicht flackert nur leise noch und scheint dem Verlöschen nah. (Daß der zehnte Pius, ein im Herzensgrund gütiger, phrasenlos frommer und durchaus nicht, wie mancher Protestant wähnt, in dumpfe Einfalt geschränkter Mann, nach Menschenvoraussicht nicht mehr lange zu leben habe, wurde schon im vorigen Jahr hier erwähnt; auch, daß damals die Nachfolge des pisaner Kirchenfürsten als wahrscheinlich galt. Für den von vielfarbigem Schmerz gepeinigten Papst und für die Römerkirche wärs besser gewesen, wenn Pius im Herbst das Auge geschlossen und das Konklave auf Petri Stuhl einen kräftig Wollenden und rüstig Handelnden gesetzt hätte. Im Balkankrieg war für Rom viel zu retten; ist ihm viel verloren worden. Das nie völlig zu verschmerzende Schisma zwischen Rom und Byzanz hat sich, seit der erste Papst Nikolaus die Bulgaren an sich zu ketten trachtete und Photios, der gelehrte Patriarch von Konstantinopel, wider ihn aufstand und den päpstlichen Primat leugnete, noch vertieft; und die Vorstellung, nach dem ungeheuren, so schnell nicht erahnten Slaventriumph vom Weißen, vom Bering- und vom Ochotskij-Meer bis an die Adria, von Wladiwostok bis Janina die Orientkirche der Griechisch-Orthodoxen herrschen zu sehen, kann treue Römer nicht heiter stimmen. Weder der friedlich heilige Eifer Gregors des Zehnten noch der bequeme Idealismus Urbans des Zweiten hat die Einung der beiden Kirchen auf die Dauer zu sichern vermocht; und durch den zwischen den zwei Christenheiten, des Westens und des Ostens, klaffenden Spalt sind die Türken in Südosteuropa bis auf den Machtsitz vorgestürmt, der ihnen nun, allen Zunfteseln zum Leid, doch aller Menschheitkultur zum Heil, entrissen ward. Von den im Besitzrecht thronenden Orthodoxen, die von einem neuen Konstantin, Symeon, Duschan träumen, wird, hinter dem thurmhohen Russenwall, Wesentliches nicht leicht zu erlangen sein. Im Herbst und im Winter war ein Bündniß mit Rom aber, auch für die germanische Sache im Südost, wichtiger, als die Fridoline der Wilhelmstraße verstanden, die just in dieser Zeit, um ein Appläuschen zu haschen, ihren Jesuitenquark auftischten und deren jüngere Spalierzierden von Rom, dem schwarzen, so wenig wissen, daß sie, nach dem netten Diplomatenscherz, bei dem Namen Merry del Val ein Papstliebchen im Nachtge-

wand der Borgiazeit, nicht einen hispanisch-würdigen Kardinal-Staatssekretär, mit ihres Geistes Aeuglein erblicken.) Herr Anton von Werner, ein Patriot und in allem Handwerklichen tüchtiger als Mancher, der über den alten Anekdotenmaler die feuchte Nase rümpft, veröffentlicht Erinnerungen an Wilhelm den Ersten, der ihm, nach der Kritik eines Bildentwurfes, bescheiden, der achtzigjährige, mit dem Lorber dreier Kriege geschmückte Kaiser dem Anfänger, gesagt hat: „Ich wollte Ihnen nur erklären, wie ichs als Soldat ansehe. Das Künstlerische ist Ihre Sache. Das verstehen Sie besser als ich.“ (Das gab es einmal; im Deutschen Reich; in Preußen; in Berlin.) Neuer Konflikt zwischen Japan und den Vereinigten Staaten; wieder wegen kalifornischer Abwehr des gelben Andranges. (Da reift ein Geschwür, das die Japan verbündeten, den Yankees verwandten und benachbarten Briten noch arg schmerzen und vielleicht Kanada kosten wird.) Herr Woodrow Wilson will auch als Präsident der Vereinigten Staate leben wie andere sterbliche Menschen. Seine Antrittsproklamation hob sich hoch über alles von Europens Potentaten und Ministern Verkündete; seine Absage an das Ceremoniale erquickt jedes nicht höfisch verfettete Herz. Kein Galakram. Kein lungernder Dienertroß. „Ich habe mich dreiundfünfzig Jahre lang allein an- und ausgezogen und will mich so vernünftigem Brauch nicht entwöhnen.“ Keine Guirlande, kein Logenputz, Massengruß, Orchesterlärm, wenn der Präsident ins Theater kommt. Keine Weisung mehr, daß seinem Wagen andere auf der Straße ausweichen oder Platz machen müssen. „Alle gebildeten und sauberen Menschen sind im Weißen Haus willkommen. Und jede Woche bin ich zweimal zwei Stunden lang für die Journalisten zu sprechen, von denen gewiß oft nützliche Anregung und Warnung gebracht werden wird. Reichen Leuten, die nur Geld zu bieten haben, ist meine Thür verriegelt.“ (Du hast es, Amerika, noch heute besser. Deinem Haupt gilt ein Armour nicht höher als ein Finder neuer Denkpfade.) In Belgien hat der Generalstrike begonnen. Hunderttausende feiern; schon am ersten Ausstandstag. (Wächst die Wucht der Bewegung, dann bringt jeder Striketag einen Werthverlust von mindestens vier Millionen Francs. Dann wird in Berlin eine Kohlenhausse eben so wahrscheinlich wie in großen Industriegebieten die Lust, aus dem Phantom des Generalstrike ein greifbares, im

Kampf um politische Rechte brauchbares Schreckgebild zu machen. Dann aber werden aus dem Grubenland von Charleroi und dem Borinage bald Meldungen kommen, die an Germinalgräuel erinnern.) In den Kongostückchen, die der kranke Kiderlen und der von ihm als „Bedenkenmacher" (schwäbisch klangs derber; gab die Verdauungfolgen in deutlicherem Wortbild) gehöhnte Kanzler den Franzosen abgedrückt haben und die jetzt Neu-Kamerun heißen, wird unsere Schutztruppe von eines Kriegerstammes tückischer List bedrängt. (Das ist, wie man, nach der Schilderung Ortskundiger, fürchten muß, leider erst ein schüchterner Anfang. Ganz andere Schwierigkeit ist vorauszusehen und ohne einen sehr hohen Millionenhaufen wird das üble Land nicht halbwegs zu saniren, nicht, wenigstens an den Rändern der Verkehrswege, zu pazifiziren sein. Hoffentlich verzaudert der Ewig-Unschlüssige die Geldforderung nicht wieder, bis das Sumpfwasser den Kolonialpionieren dicht an die Kehle geht.) In Nancy sollen Deutsche beschimpft, geschlagen, bespien, zum Kniefall gezwungen worden sein. (Sollen. Noch wird nicht einmal der Name der nach der Angabe schuldlos Mißhandelten genannt. Vielleicht ein Zwist Angezechter, in den ein Häuflein des Sonntagspöbels hineinplärrte. Daß französische Offiziere der Belästigung einer Frau ruhig, aus fröhlichem Auge, zusahen, wird ohne bündigen Beweis kein Unbefangener glauben. Schmählich, daß in großen Zeitungen der Bericht prompt zu einer Franzosenhetze ausgebeutet wird. Was würden wir sagen, wenn auf dem schwanken Grund vager Gerüchte pariser Schreiber sich zu der Behauptung erfrechten, dem Deutschen fehle jedes Anstandsgefühl und der deutsche Offizier lächle wonnig, wenn drei Schritte vor ihm einer Frau von einer wüthenden Horde die Pelzstola und das Stirnhaar bespuckt wird? Erwiesener Schimpf würde ernste Sühnung fordern; und, gerade unter Pichon, der ein gutes Verhältniß zu Deutschland wünscht, schnell finden. Muß aber die täppische Dummheit des Preßtheiles, der ein Großmaul für das Wesenszeichen der Tapferkeit hält, immer wieder dem Weizen unserer Feinde in Blüthe helfen? Wartet still; wer vor dem Abschluß unparteiischer Untersuchung ein Urtheil fällt, hat nicht das Recht, über Anstandsfragen mitzureden.) König Nikola von Montenegro giebt dem Staatssekretär des Gossudars aller Reussen eine lustig schroffe Antwort und erbietet sich zu dem Beweis, daß

die Hohe Excellenz wissentlich Unwahres behauptet habe. (Rußland, dessen Wirthschaft in Tropenüppigkeit prangt, braucht, nach langer Pause, Geld. Will endlich die siebenhundert Millionen sibirischer Eisenbahnpapiere, für die der kluge Dawidow vorgesorgt und deren Aufnahme Herr Poincaré schon als Ministerpräsident zugesagt hat, in Paris unterbringen. Wünscht also die für solche Emission nöthige Ruhe. Raschen Friedensschluß, der den Bulgaren die Versuchung erspart, über Tschataldscha auf dem von ihrer nun frei gewordenen Feldartillerie leicht zu bahnenden Weg nach Konstantinopel zu marschiren. Heischt von den Tschernagorzen blinden Gehorsam und wird grob, weil sie ihn weigern. Ueber die Nothwendigkeit, den Widerstand des gekrönten Stipendiaten Nikola zu brechen und den Sibirerschuldscheinen die pariser côte zu sichern, ist Iswolskij mit seinem petersburger Statthalter eines Sinnes. Aber Herr Sasonow, der, wie alle Kränklichen, eher brutal als stark sein kann, wollte zugleich die wogende Fluth des allslavischen Empfindens dämmen und seinen Zaren, dessen Wille nicht aus Bronze ist, so fest an ein öffentlich sichtbares Staatsdokument binden, daß die Töchter und Schwiegersöhne des Montenegriners ihn nicht losschnüren können. Deshalb das plump zupackende Communiqué, das dem Urheber aus Europa Lorber und Hymnen eintrug, in Rußland aber, am Hof und im Volk, bittere Pein schaffen wird. Und den strammen Greis Nikola nicht einen Tag lang einschüchtert. „Daß Ihr uns Getreide geschenkt habt, giebt Euch noch nicht das Recht, die Tschernagorzen gegen ihren König aufzuhetzen und Europa vorzulügen, er habe Euch in den Krieg hineinzuzerren versucht.“ Familienzank; in dem Nikola Petrowitsch ums Tausendfache mehr Slaven hinter sich hat als Nikolai Alexandrowitsch. Das hilft ihm freilich nicht in den Besitz von Skutari. Doch das Rumpf-Albanien, das mit Zangen aus dem Türkenleib geholt ward, wird, weil der unter österreichischem Feuer zu haltende Theil zu klein ist, sich bald in Italiens Sphäre neigen und den Papa oder Bruder Elenas freundlich anblicken. Der erhält auch Land und Geld. Fürs Erste ist die Hauptsache: die Sibirer können endlich ans Licht.)

All diese Thatsachen und Gerüchte (nicht ihre Deutung) stehen auf den drei Seiten eines Abendblattes. Madrid, Aden, Rom, Berlin, Tokio, Montreal, Franzisko, Washington, Charleroi, Dzalong, Nancy, Cetinje, Petersburg, Paris: nicht einem Hoch-

schulfuchs nur würde von Alledem so dumm, als ging' ihm ein Mühlrad im Kopf herum. Was davon nach vier Wochen noch Ereigniß sein oder scheinen wird? Die Antwort hängt am Blick des Betrachters. Als Goethe mit dem Reichsfreiherrn vom Stein im Lahnthal gewesen und von Koblenz nach Köln gefahren war, dankte er ihm „für die genußvollen und lehrreichen Tage" in einem Brief, der in die Sätze mündet: „Ich finde mir eine neue Ansicht des Lebens und der Erkenntniß eröffnet, indem ich durch Dero Vertrauen hellere Blicke in die uns zunächst umgebende moralische und politische Welt richten und eine freiere Uebersicht über Fluß und Landgegenden gewinnen konnte. Hinzu kommt noch, daß die schönen Stunden, die mir in Ihrer Nähe gegönnt waren, Vorboten eines höchst bedeutenden Ereignisses geworden sind." Ein paar Wochen nach Ligny und Belle Alliance; wenige Tage nach Napoleons Verzicht auf den Thron und dem zweiten Preußeneinzug in Paris. Was war dem Faustdichter damals ein höchst bedeutendes Ereigniß? Nicht die Wendung in einem Forscherstreit, sondern: „ein ehrenvolles Handschreiben des Fürsten von Metternich Erlaucht", das dem greisenden Poeten die Verleihung des Kommandeurkreuzes vom Kaiserlichen Leopold-Orden ankündete. Stein, der nach dem Empfang des Rothen Adlers geschrieben hatte: „Ich bin also bebändert", mag gelächelt haben, da er las, worin der Genius deutscher Volkheit ein höchst bedeutendes Ereigniß sah. An sich ist nichts klein oder groß; Umfang und Werth wird von dem betrachtenden Auge ermessen. Wer weiß? Die Vorgänge, deren Widerhall ein Abendblatt uns zutrug, dünken einen auf seine besondere Weise für Freiheit, Gleichheit, Bürgerrecht Schwärmenden vielleicht nicht politisch so höchst bedeutend wie das Gerücht, unterm Jubiläums- und Brachmond solle Herr Karl Johannes Kaempf Excellenz werden.

Apollini et Musis.

Die preußischen Staatsminister haben lange schon gute Tage. Die Kabinetsordre vom achten September 1852, mit deren Aufhebung vor dreiundzwanzig Jahren, um den lästig gewordenen Bismarck aus dem Amt zu scheuchen, gedroht wurde, gilt de facto nicht mehr. Dennoch brauchen die Ressortminister nicht zu fürchten, daß ihr König sie allzu oft zu Arbeit heranziehen, zu Vor-

trägen nöthigen werde. Sie sehen ihn selten; viel seltener als die russischen Reichssekretäre den Zaren. Auch einen Ministerpräsidenten, der wirklich den Entschlüssen präsidirt und die ganze Verwaltung, ihr Oben und Unten, mit seinem Willen durchdringt, mit seinem Geist durchleuchtet, haben sie längst nicht mehr über sich. Die Zeit, da der König dieser (nach dem Sinn der Verfassung mit Geschäftspflichten überbürdete) Präsident sein konnte und wollte, liegt hinter uns; und der Kanzler ist auf den Firnen seiner Weltallpolitik den preußischen Dingen entfremdet und kann sich höchstens noch um die Gegenstände bekümmern, die Zufallswind ins „Allerhöchste Interesse" gewirbelt hat. (Auch um die berliner Stadtbahn? Die soll elektrifizirt werden. Weils der König wünscht. Weil die großen Elektroconcerns noch höhere Einnahme ersehnen. Weil der Geheime Baurath Wittfeld, wie jeder klug und zäh Wollende, sein System durchsetzen möchte. Nothwendig? Die Industrie hat dem Staat, umsonst, zur Probe, eine Lokomotive geliefert, die eine ungemein erhöhte Fahrgeschwindigkeit sichert. Die Elektrische Lokomotive, mit der des neuen Systems Ersinner rechnet, sah bis heute weder sein noch irgendeines anderen Sterblichen Auge. Durch Kurzschluß, sabotage, Wagengeknäuel, Gleissperrung könnte, gerade auf dieser Strecke, die Mobilmachung arg gefährdet werden. Und schließlich würde die unnöthige Ausführung eines unfertigen Phantastenplanes zweihundert Millionen kosten. Das ist in einer Zeit verschämt beginnender Vermögenskonfiskation kein Pappenstiel. Die berliner Stadtbahn fährt langsam, ist unbequem und theuer. Ihr Gleisbezirk ist um drei Fünftel zu klein; mit ihren langen Eingangstunnels und hohen Treppen wird sie nur von Denen benutzt, die keine bessere Verkehrsmöglichkeit haben. Auch unter der Dampfherrschaft kann viel für sie geschehen. Die Elektrische Lokomotive müßte erst im Fernbetrieb bewährt sein, ehe mans auf dieser empfindlichen Stelle mit ihr, als einem Ersatz des alten Dampf- und des neuen Triebwagensystems, wagen dürfte.) Die Ressorthäupter haben also ein selbstherrliches Leben. Ein Stein, auch nur ein Hardenberg zupft sie nicht am Ohrläppchen, Weitausschauendes wird nicht unternommen oder schleppt sich (Verwaltungreformplan) wie eine ewige Krankheit fort; und ist ihr Etat „im Landtag durch", dann sind sie wieder für ein Jährchen Kleinkönige mit unbeschränkter Herrsch-

gewalt. So kommt Elend zu hohen Jahren. Beseler, Dallwitz, Lentze, Sydow, Trott zu Solz: „So viel der Helden, tapfer, deutsch und weise; ein stolzer Eichwald, herrlich, frisch und grün.“ Jeder von eigenen Gnaden ein Schöpferkopf. Der köstlichste Nährstoff, den Borussia in die Pfanne zu werfen hat. Was könnte in diesem täglich vom Fleiß bereicherten Land, in dessen leicht regirbarem Volk die Neuerungsucht endemisch ist, wohlthätig geschehen!

Was geschieht, lehrt uns, schneller und schmerzloser als die Betrachtung der Hauptaktionen, ein Blick ins Kapitel der Pflege von Wissenschaft und Kunst. Kultusminister in Preußen: Das müßte ein souverainer Kopf sein. Einer, den Einfalt und Klügler-verstand als überlegenen, von den großen Zeichen der Zeit geweihten Hüter der Volkskleinodien empfänden. Herrn von Trott zu Solz wirbt eine sichtbare Lebensleistung nicht solches Vertrauen. Er läßt die Dinge sacht an sich kommen und waltet dann „wohlwollend“ des Amtes. So lange Schmoller, als Wirthschafthistoriker und Lehrer ein Mann von selten erreichtem Wuchs, in der Sonne stand, verfügte er über die Katheder der Staatswissenschaft; seit ihn die Ungnade der Ministerialen beschattet, werden, wo es irgend geht, seine Gegner auf wichtige Lehrstühle gehoben. Im weiten Reich Bildender Kunst gebietet, noch immer mit Tyrannenmacht, Excellenz Bode. Die Erinnerung an sein großes Verdienst ist durch gehäufte Mißgriffe und häßliche Vertheidigungmittel nicht ausgelöscht worden. Jetzt sucht und findet er an der Spree Maecene und Donatoren, in deren für alles Musische entflammten Herzen der Sinn für Titel, Orden, Kaiserbesuche nicht erstorben ist; läßt renoviren und firnissen, was ihm allzu verrunzelt scheint (und tauft, wie der Volkswitz sagt, in dem Gneisbecken vor dem Alten Museum Schinkels die Bilder und Büsten; „Rembrandt soll man Dich heißen und Dich Leonardo“). Was ihm nicht schmeckt, kauft er nicht; und wenn es so billig wäre wie vor drei Jahren noch der Greco. Einem geschenkten Magnasco aber leuchtet der Weise nicht in die Valeur. Der Minister beschränkt sich auf die Wahrung der heiligsten Güter. Beispiel: „Während der Gottesdienststunden dürfen die Museen nicht geöffnet sein.“ Giebt es im dunkelsten Dorf einen Pastor, der meint, die Gottesdienststunde werde durch den Anblick von Kunstmeisterwerken entweiht? Anno 1913? Die Galeriediener haben gewiß, sämmtlich, den unzähmbaren Drang, an jedem

Sonntag mit ihrem Gott im Kirchenschiff Zwiesprache zu halten; ich unterschätze ihr metaphysisches Bedürfniß nicht, das am Ende sogar der Versuchung durch eine Feiertagzulage trotzen würde. Hunderttausende aber, die nie dran dachten noch je denken werden, in eine Kirche zu gehen, können, weil sie zwischen Zwölf und Drei ihre Eß- und Nachtischzeit behaglich, einmal in sieben Tagen, auskosten möchten, nur die Gottesdienststunde zu Museenbesuch nützen. Räth Vernunft, ihnen die Kunsthallen zu sperren? Die selbe Unkenntniß großstädtischer Lebenspulse, die an kirchlichen Buß- und Trauertagen die Theater schließt, Konzerte, Lichtspiele, Vorträge verbietet und die nach bunter Lust gierige Menge in den Dunst und Lärm der Kneipen treibt. Wenn Herr von Trott zu Solz gesehen hätte, wie es am Karfreitag, zwischen Sieben und Elf, in der Friedrichstraße zuging, würde ihm vor dem Segen solcher Verbote vielleicht bang. Muß bei uns jeder Zopf erst verfilzen, ehe er abgeschnitten wird? Zweites Beispiel kunstpolitischer Erwägung: „Das Meisteratelier für Architektur ist allerdings seit einiger Zeit unbesetzt; aber die Wahl will reiflich überlegt sein und man darf die Behörde nicht deshalb tadeln, weil sie, um eine falsche Wahl zu vermeiden, bisher gezögert hat.“ (Regirte dieser Grundsatz in allen Staatsstockwerken, dann wäre mancher Ministerstuhl „seit einiger Zeit unbesetzt“.) Das Parlament, das danach nicht laut lacht, verdient den Ruhm der chambre introuvable. Hat aber mehr innerlich ernsthafte, selbständig denkende Mitglieder als das beliebtere Produkt des allgemeinen Wahlrechtes. Der Abgeordnete Strosser, ein alter Offizier, hat schon oft durch menschenverständige, nicht auf fraktionellen Gemeinplätzen gewachsene Rede erfreut (und ist drum, natürlich, verschrien). Diesmal erzählte er, was den meisten Berlinern neu war: daß Preußens Hauptstadt die schönste Sammlung von Musikinstrumenten besitzt. „Ungefähr dreitausend Instrumente im Werth von fast fünf Millionen Mark; darunter viel aus dem Nachlaß großer Komponisten.“ Eine dem Staat gehörige Sammlung, die kaum Einer kennt und um die sich Niemand zu kümmern scheint. „Ich bin erstaunt über die Art, wie die Instrumente aufbewahrt werden. Drei, vier stehen in engen Räumen über einander. Siebenzig werthvolle Klaviere, darunter Geschenke preußischer Könige, mußten auf den Oberboden gebracht werden. Unter den dreitausend Instrumenten finden Sie kaum ein

einziges, das noch nicht gesprungen oder sonstwie beschädigt ist. Geht es so weiter, dann ist in fünf Jahren die ganze Sammlung ruinirt. Und viele der in diesen unzulänglichen Räumen verdorbenen Instrumente hatten sich Jahrhunderte lang in gutem Zustand erhalten." In dem Sitzungbericht fand ich keine Antwort des Ministers, keine des Dezernenten. „Die Etatpositionen für Kunst und Wissenschaft werden bewilligt." Wozu der Lärm? Die Herren der Ministerien habens nachgerade allzu bequem. Kein wachsam thätiges Präsidium; kein Widerstand in einem der beiden Häuser des Landtages; und nirgends das Schreckgespenst der Schadenersatzpflicht. Phoibos verstaubt; die Neun äugeln mit Traugott.

Konsortium.

Jubilate: stand unter der rothen Ziffer des Kalenderblattes; und die Fröhlichkeit währt in die vierte Woche nach Ostern fort. Waffenstillstand auf der Linie Enos-Midia. Fürst Lichnowsky hat wieder öffentlich bejauchzt, daß der deutsch-britische Verkehr in unerträumte Intimität gediehen ist; zum dritten oder zum vierten, hoffentlich aber zum letzten Mal. Denn eines Tages muß ihm „eröffnet" werden, daß solche Feststellung dem Wirth, nicht dem Gast, ziemt und daß Leute, die Einem nach nüchterner Geschäftsberedung treu ins Auge schauen, bieder die Hand schütteln und der Freude über die so schnell erreichte „Innigkeit der Beziehungen" zärtlichen Ausdruck geben, über die Achsel angesehen werden. (Britanien steht, trotz dem Krieg, in einem Jahr üppigsten Clearing- und Exportgewinnes und will vor der vollen Schüssel nicht gestört sein. Deutschland hat sich ihm in allem Wesentlichen gefügt. Zu fürchten war, daß es entweder den Türken helfen oder sich am Aegaeischen, Marmara- und Schwarzen Meer für den Bulgarenanspruch einsetzen und zwischen Nord und Süd des Slavenglobus einen harten Keil treiben werde. Nichts davon ward versucht. Michel hat seinen Türkentrumpf verloren und sieht den einzigen Kampfgenossen in neuer Gefahr. Die Slavenmacht wird riesenstark, bleibt fürs Erste unter dem Kreuzszepter des Weißen Zaren, der in der Mongolei und der Küstenprovinz, in Persien und im Franzosenkredit verwundbar ist, zwingt Germanien in festere Rüstung und lenkt ihren Blick einstweilen von den Weltmeeren weg. Die Mondsichel schrumpft in Europa; doch jeder Türke weiß, daß er Konstanti-

nopel sammt dem Dardanellenschlüssel, dem Marmarameer und dem Inselrest fortan den Briten verdankt und auf ihr Wohlwollen angewiesen ist. Und der Khalif bleibt unter der Dreizackdrohung des British Empire, dessen muslimanische Bewohner an Kopfzahl dem deutschen Reichsvolk gleichen. Wozu also jetzt grollen? Ueber den Frieden wird in London, über Rumäniens Dehnungwünsche in Petersburg, über das münzbare Osmanenerbe in Paris verhandelt. Triple Entente. Deutschland giebt für Wehrmittel, die keine Flanke Englands bedrohen, in einem Hui fünf Viertelmilliarden aus. Gründe genug zu britischer Freude. Nur ein blitzdummes Kind würde unter solchen Umständen den artigen Nachbar mit Steinen bewerfen. Wollen im Deutschen Reich die Wachen nicht endlich erkennen, warum, „bis auf Weiteres", das Verhältniß zu Britanien leidlicher geworden ist?) Im Reichstag herrscht die schönste Ordnung. Herr von Bethmann stolzirt als Triumphator. Herr von Jagow liest allerliebste Sächelchen vor (leider auch, ehe über den Studentenunfug aus Nancy irgendwelche zum Urtheil berechtigende Klarheit gekommen ist, Rügen des französischen Chauvinismus, die, acht Tage nach den unnöthigen Dankdepeschen im Trauerfall Zeppelin-Lunéville, doppelt schrill tönen). Und der ins Olympische wachsende Herr Zimmermann spielt den Bismarck, dessen von Feindesblut dampfende Pranke den präsidialen Einspruch wie eine lästige Mücke zerknickt. Jeder Zoll ein König aus eigenem Recht. Jubilate! In Lachthränen ist wenig Salz.

Der Reichstag, der das Alles, in Engelsgeduld, hinnimmt, der ernsthaft glaubt, die Durchführung allgemeiner Wehrpflicht sei erst im November nothwendig geworden, der nicht fragt, ob man mit so ungeheurem Kapital in der Konjunktur des Orienthandels überhaupt noch schlechtere Geschäfte machen könne, als unseres war, und der jedesmal wiehert, wenn ein würdiges Mitglied über das darbende, für Staatsehre blutende Montenegro und dessen immerhin kühnen König schnöd witzelt, — dieser Reichstag schluckt auch die neuen Steuern wie junge Spargelstangen. Vielleicht schneidet er die holzigsten Stücke zuvor ab. Technisch, wirthschaftlich, politisch ist der ganze Steuerplan ja eine Mißgeburt ohnegleichen; und hohe, sehr aktive Reichsbeamte knirschen, außer den Bankparagraphen dürfe kein einziger in Gesetzeskraft durchschlüpfen. Thut nichts: „Der Grundgedanke ist ein außerordentlich glück-

licher", spricht der fünfte Kanzler. Der vierte hat diesen Grundgedanken (die Rüstung von der Vermögenssubstanz der Bürger zu zahlen) frivol genannt und, vor dem selben Stuhl, auf dem jetzt sein Adorant von 1908 thront, gesagt: „Der Wunsch, die breiten Massen gar nicht zu den neuen Steuern heranzuziehen, ist unerfüllbar. Jede Steuer, soll sie einigermaßen ergiebig sein, muß auch die Genußmittel der Allgemeinheit treffen. Diese Erwägung mußte die Verbündeten Regierungen in erster Linie auf die indirekten Steuern führen. Für sie sprach aber auch die Reichsverfassung, welche die direkten Steuern den Einzelstaaten vorbehalten hat und vorbehalten muß, wenn die Lebensfähigkeit dieser Staaten, ihre Leistungfähigkeit, die Grundlage des Reiches, nicht gefährdet werden soll." Damals: „Bravo!" „Sehr richtig!" Jetzt? Der Vorschlag einer Kopfsteuer, die ins Mittelalter oder in verscharrte Anfänge des geistlosesten Kommunismus zurückweist. Ein Ausnahmegesetz gegen die gemeingefährlichen Bestrebungen des Kapitalbesitzers. Auch des winzigsten. Witwen, Sieche, Krüppel müssen zahlen, wenn sie zehntausend Mark auf der Sparkasse haben und damit bis ans kühle Grab auskommen sollen. Wer nichts erspart hat, aber auf eine Jahreseinnahme von neunundvierzigtausend Mark rechnen darf, zahlt keinen Pfennig. Eine Parzelle, deren Werth seit dem Kauf gesunken ist und die nur Geld kostet, muß zum Wehrbeitrag steuern. Wer, um der neuen Zinspflicht zu entwischen, sein Vermögen in Diamanten, Perlen, Bildern, Skulpturen, Rennpferden, Gobelins, Meißener oder Limoges anlegt, bleibt von der Steuer frei. Der kleine Landwirth, der sich auf fruchtloser Suche einer Zweiten Hypothek die Hacken wund rennt, muß an die Steuerkasse. Der Junggeselle mit vierzigtausend Mark Gehalt lehnt sich ungeschoren in seinen Klubsessel. Das sind nur Zufallsproben. Ward solcher Unsinn je einem Parlament zugemuthet? Dennoch: die Verständigung kommt. Vielleicht, via Schiffer-Westarp, ein neues Blöckchen (an dem sich die Wogen der Landtagswahl brechen). Der Grundgedanke, jeden Deutschen, Knecht und Kaiser, nach seinem Vermögen zahlen zu lassen, wäre ja nicht ein so „außerordentlich glücklicher"; würde nicht von Abermillionen gepriesen, die nun, ohne Beitragspflicht, aus entzücktem Sinn ins „Opferjahr" blicken. Zu den in Wallots Saal innig Gesellten aber spricht des Dichters Mund: „Behaltet einander; Ihr seid einander werth."

Disraeli.

Benjamin Disraeli ist eine so unwahrscheinliche Persönlichkeit, daß sie als Romanfigur von der besonnenen Kritik abgelehnt werden würde. Ein getaufter Jude, der auf sein Judenthum so stolz ist, daß er zwei Drittel der aragonesischen Hidalgos für Judensprößlinge erklärt, dabei aber ein gläubiger Christ, der die Freigeisterei verabscheut, die Hochkirche stützt, persönlich der niederkirchlichen (freieren) Richtung nah steht und sich einen Katholiken ohne Papst nennen kann; und mit Alledem seiner eigenen Ueberzeugung nach ein echter Engländer. Ein phantastischer Romanschreiber und ein Dandy, der die londoner Klubs und die englischen Mittelmeergarnisonen mit papageifarbiger gestickter Gewandung, schwarzen Locken und einem Kinnbart, wie ihn sonst Niemand trägt, verblüfft, auf den Jonischen Inseln in der Tracht der griechischen Piraten glänzt, im Orient „auf wollüstigen Diwans ruht, köstliche Pfeifen raucht und sich täglich den Luxus eines Bades erlaubt, das zu seiner Vollkommenheit ein halbes Dutzend Diener verlangt"; in London mit der weniger korrekten Gesellschaft verkehrt, wo er Abenteurer und Verbannte wie Louis Napoleon trifft, so daß er als Parteiführer seinen jungen Anhängern rathen muß: Haltet Euch zu Lord Northcote; Der repräsentirt in unserer Partei die Respectability; ich selbst bin niemals respektabel gewesen. Und der mit solcher Abstammung, einer solchen Jugend, solchen Sitten, in Schulden erstickend (bis ihm die Vermählung mit einer reichen Witwe zur Grundlage einer bürgerlichen Existenz verhilft), im Lande der Korrektheit, der Respectability und des stolzesten Adels Premierminister wird, Ideale seiner Romanhelden (wie die Annexion von Cypern) verwirklicht, im Grenium der erlauchten Nobility als Earl of Beaconsfield Platz nimmt und mit seiner Liebenswürdigkeit die korrekteste aller Königinnen bezaubert. Als junger Rechtsanwalt wurde er von einem Gönner, der ihm behilflich sein wollte, Lord Melbourne, gefragt, was er zu werden gedenke. „Prime-Minister!" Der Lord rieth ihm ernstlich ab und bewies ihm die Aussichtlosigkeit seines Strebens.

Diese märchenhafte Persönlichkeit nun führt uns Oskar A. H. Schmitz vor (Die Kunst der Politik. Lord Beaconsfield. Benjamin Disraeli. Berlin bei Meyer & Jessen, 1911), nicht in einer chronologisch geordneten Biographie, sondern in einer Reihe schöner Essays, welche die verschiedenen Seiten des Mannes und seines Wirkens darstellen. Dem Darsteller half ein Vortheil, den kein anderer Staatsmann seinen Biographen bietet: Disraeli hat sein po-

litisches Herz in seinen Romanen ausgeschüttet; seine Helden und Heldinnen verrathen alle seine Ansichten und Pläne: und es ist klar, daß diese Art der Selbstdarstellung zuverlässiger ist als die in Parlament- oder Ministerreden, wo der Politiker kaum je ganz wahr sein, jedenfalls niemals die volle Wahrheit sagen darf. Die öffentliche Wirksamkeit des großen Tory konnte also mit seinen literarischen Bekenntnissen illustrirt werden.

Nach seinem Eintritt in die politische Laufbahn dauerte es ein Weilchen, ehe er in den festen Kurs hineinfand. Das Torythum, bekannte er einer Vertrauten, hat sich überlebt; und ein Whig zu werden, kann ich mich nicht entschließen. Nach und nach kam er mit sich ins Reine; er gründete eine Jungenglandpartei zur Verjüngung des Torythums. Dieses war erstarrt, hatte weder Ideale noch Ziele mehr, wurde von den Whigs tot gesagt und glaubte an seinen Tod. Es sah das Wesen konservativer Gesinnung darin, daß man Alles beim Alten lasse, ja, es gab Tories, die sich einbildeten, ein Tory habe gar nicht das Recht, Etwas zu verändern und zu verbessern; Neuerungen und Fortschritt müsse es freilich geben, aber dafür zu sorgen, sei die Sache der Liberalen. Disraeli mühte sich, sie vom Gegentheil zu überzeugen; gerade sie seien zu Führern des Fortschritts berufen; nur aus der machtvollen Autorität eines herrschenden Standes könne die Kraft zu Neuschöpfungen erwachsen.

Sein Konservatismus entsprang einer doppelten Wurzel. Die eine war sein ästhetisches Gemüth, eine Frucht der Kreuzung des jüdischen Blutes mit einigen Tropfen Arierblut. Das Leben des englischen Landedelmannes erschien ihm als der Boden, auf dem am Ehesten die Kalokagathie gedeihe. Alle Gleichmacherei ist ihm verhaßt. Die Armen, die Kleinen sind ihm nicht gleichgiltig, noch weniger verachtet er sie, aber statt nach radikaler Manier die Großen auf das Niveau der Kleinen herabzuziehen, will er die Kleinen heben und den Hervorragenden annähern, ohne den Unterschied zu verwischen. Statt Privilegien abzuschaffen, fordert er neue Privilegien. Das Wahlrecht soll nicht das allgemeine gleiche sein, sondern ein Privileg für die Tüchtigen. Wenn er die Judenemanzipation empfiehlt, so geschieht es nicht mit der den Liberalen geläufigen Begründung, daß auch der Jude ein Mensch sei; vielmehr sollen dem Juden die höchsten Würden zugänglich sein, gerade weil er ein Jude ist, einer ausgezeichneten vornehmen Rasse angehört. Der englische Adel, der bekanntlich keine Kaste ist, sondern sich durch die Entlassung der jüngeren Söhne in den Bürgerstand und durch die Aufnahme von reichen und verdienten Bürgerlichen beständig

verjüngt, erschien ihm als das Ideal einer Aristokratie. Diese Eigenthümlichkeit sei zu pflegen, für die aus anderen Ständen auftauchenden Talente und Charaktere seien immer wieder neue Adelsprivilegien zu schaffen. Deshalb dürfe auch das Parlament kein sogenanntes Volkshaus sein; so, wie es in England sei, als eine Vertretung des herrschenden Standes, sei es gut; so habe es auch in Preußen der Freiherr vom Stein gemeint. Und es sei in der Ordnung, daß daneben das Oberhaus stehe, in dem nicht gewählte Vertreter des herrschenden Standes, sondern die Mitglieder der höchsten Schicht dieses Standes in Person sich versammeln. Der Sinn dieser Institution sei, daß die endgiltige Entscheidung über die Gesetze in den Händen von Männern liege, die nicht von kleinlichen Interessen abhängen. Die ästhetische Forderung, daß den Gesellschaftbau ein Stand der Schönen und Guten kröne, deckt sich mit Dem, was politische Weisheit gebietet.

Diese ist die andere Wurzel von Disraelis konservativer Gesinnung. Man kann sie auch historischen oder Wirklichkeitsinn nennen, Sinn für das Werden und Wachsen, für das auf natürlichem Wege Gewordene und Gewachsene. Dieser Sinn ist dem Engländer angeboren und charakterisirt das englische Leben im Gegensatz zum französischen. Der Franzose ist Theoretiker, ein zum Radikalismus neigender Doktrinär. Nach seiner Doktrin soll sich die Wirklichkeit richten, nach ihr will er sie modeln; in einem Tag macht er eine Staatsverfassung, während die Natur Jahrhunderte braucht, eine wirkliche, lebendige und lebensfähige Verfassung zu schaffen. Nach der großen Revolution in England eindringend, nahm dort dieser Doktrinarismus vom gröberen Bestandtheil der englischen Eigenart den Charakter des Utilitarismus an; als ideale Staatsverfassung galt die, bei der sich am Meisten Geld verdienen läßt. Indem die Whigs, die bis dahin nur ein Klub großer Familien gewesen waren (während die Torypartei das Gros der gewöhnlichen Landedelleute, der Junker, enthielt), sich mit den radikalen Utilitariern bürgerlicher Abkunft verbündeten, entstand die Partei, die sich nach der schlechten Mode des Kontinents die liberale nannte. (Ganz wie ich findet Schmitz den Namen schon deshalb verhängnißvoll, weil er eine Herzenseigenschaft bezeichnet. Eben so gut, habe ich, freilich nach Bismarck, gesagt, könnte man eine politische Partei der guten Menschen oder der Freigiebigen oder der Keuschen gründen; die verkehrte Benennung steigert den Zwang zur Lüge, den alles politische Parteiwesen mit sich bringt, ins Groteske. Vom englischen Liberalismus unterscheidet sich der deutsche dadurch, daß in ihm Ideale, die sich über das englische

Ideal des Schachernutzens erheben, eine Rolle spielen; Ideale freilich, die entweder nebelhaft sind oder durch den Doktrinarismus, mit dem ihre Verwirklichung erstrebt wird, zur Unwirklichkeit verurtheilt bleiben.) Sofern der neue Parteiname ernst genommen und als politisches Ziel die Freiheit proklamirt wurde, verspottete Disraeli ihn mit der Bemerkung: unter der Herrschaft des Liberalismus dürfe sich Alles frei ausbreiten, besonders auch der Hunger und das Elend.

Die Bekämpfung des Elends machte er zu einer Hauptaufgabe des Jungtorythums und trat deshalb energisch für Sozialreform ein, entschuldigte sogar die Chartisten. So sind die Tories eine sozialreformerische Partei geworden, während die Whigs durch ihr Bourgeoisanhängsel gezwungen wurden, Arbeiterschutzgesetze abzulehnen. (Meine Erwartung, man werde über die Beziehungen Disraelis zu den Christlich-Sozialen, der Seele der Sozialreform, Näheres erfahren, wurde getäuscht; nur ganz flüchtig werden diese Oxforder einmal gestreift.) Die Arbeiter haben sein Wirken anerkannt und ihm ihre Dankbarkeit durch manche Ovation gezeigt. Ein Hauptvorwurf, den er den Liberalen machte, war der, daß ihre Parlamentsreform (die erste von 1832; die zweite, von 1867, war sein Werk) antidemokratisch, nur für das Großbürgertum zugeschnitten sei. Diese Reform hatte sogar dem aussterbenden Bauernstand vollends den Rest gegeben, indem sie etwa fünfzigtausend kleinen Freibauern, die bis dahin als Grundbesitzer stimmberechtigt gewesen waren, durch den zu hohen Census das Stimmrecht nahm, was ihren Untergang beschleunigte.

Als warmer Freund des ländlichen Grundbesitzes war Disraeli auch Schutzzöllner. Er protestirte gegen die Behauptung Peels, daß England aufgehört habe, ein Agrarstaat zu sein; dieses Ziel werde erst von den Freihändlern erstrebt; es sei unverantwortlicher Leichtsinn, die moralischen Werthe, die sich in einem Ackerbau treibenden Volke beständig erneuerten, der Bereicherung durch die Industrie zu opfern. Die neue Schicht der Plutokraten erstrebe die Beherrschung des Weltmarktes durch Verbilligung der Waaren, die nur bei niedrigen Arbeitlöhnen möglich sei, was wiederum die Verbilligung der Nahrungmittel voraussetze. Er prophezeite, wohin Das führen werde. Die Landwirthe müssen verarmen und von der Scholle weichen; das Land werde in das Eigenthum von nicht residirenden Besitzern übergehen, die es als Luxusgegenstand behandeln, gleich einer gewöhnlichen Waare kaufen und verkaufen, das Band des patriarchalischen Verhältnisses zwischen Landvolk und Herrschaft nicht kennen und so die Feindschaft zwischen Arm

und Reich aus der Stadt aufs Land hinaustragen würden. (Meine Kenntniß der englischen Geschichte reicht nicht hin, mich zu einer kritischen Prüfung dieser Darstellung zu berechtigen. Doch glaube ich, mir die Bemerkung erlauben zu dürfen, daß Peel wahrscheinlich gegen Disraeli Recht gehabt hat. Disraelis Versuch, die englische Landwirthschaft zu retten, kam zu spät; England war damals wirklich schon industrialisirt und es blieb nichts übrig als der Versuch, sein Heer von Industriearbeitern durch die Einfuhr wohlfeiler Lebensmittel vorm Hungertod zu schützen. Auch darf nicht übersehen werden, daß die Lords selbst den Industrialisirungprozeß eingeleitet haben, als sie von den Stiftsgütern die Pächter vertrieben und der rentableren Wollproduktion wegen den Acker in Schafweide verwandelt hatten. Endlich, daß die selben Lords mit der Auffassung des ländlichen Grundbesitzes als einem angenehmen Luxus den Anfang gemacht hatten, was dem Kampf des radikalen Lloyd George gegen sie Berechtigung verleiht. An eine wichtige Wahrheit mahnt der folgende Satz aus einer Unterhausrede Disraelis: „Freihandel entwerthet die Arbeit, weil das ungeschützte Land mehr Arbeit hergeben muß im Austausch mit den Produkten des geschützten Landes; so wird, an der Arbeit gemessen, das fremde Produkt, und damit auch Gold und Silber, die eingeführte Produkte sind, theurer.“ Ganz abgesehen von Freihandel und Schutzzoll, erschließt weiteres Nachdenken über das angedeutete Verhältniß des Arbeitswerths zum Waarenpreis die Einsicht, daß ein Volk, welches seine Lebensmittel mit exportirten Industriewaaren bezahlen, diese darum wohlfeiler als seine Konkurrenten liefern muß, für andere Völker Sklavenarbeit verrichtet.) Vom Liberalismus wird dann noch gesagt, daß er, weil die Menschen von liberaler Gesinnung nicht zahlreich genug für eine Parteibildung sind, darauf angewiesen ist, mit allerlei demagogischen Mitteln Anhänger zu werben. Er sammelt alle Unzufriedenen, die ja durch Versprechungen, durch Reformprogramme jederzeit leicht zu gewinnen sind. Schmitz zeigt bei dieser Gelegenheit, wie die französische Revolution der Doktrin Macht verliehen hat, indem sie den Grundsatz zur Geltung brachte, daß sich die Wirklichkeit nach der Doktrin richten und vor der Doktrin rechtfertigen müsse, während doch das Bestehende eben durch sein Bestehen gerechtfertigt sei. (Zu dieser hegelischen Ansicht ist allerdings ein Fragezeichen zu machen.) Die Doktrine:. aber werden seitdem zu Reformprogrammen verwendet, denen parteibildende Kraft innewohnt. Denn Jedermann sieht genau, was ihn drückt, und glaubt gern Dem, der ihn vom Druck zu befreien verspricht; dagegen sieht er nicht, was das Reformpro-

gramm Undurchführbares und Schädliches enthält. Das hat erst die Zukunft zu enthüllen. Schmitz meint, während auf dem Kontinent die Regirungen sich abgemüht haben, die Hydra Revolution mit Gewalt zu vernichten, dieser aber für jeden abgeschlagenen Kopf ein paar neue Köpfe gewachsen seien, bis sie endlich die drohende Gestalt der Sozialdemokratie angenommen habe, sei es in England dem Juden Disraeli gelungen, den Tories zur Erkenntniß ihrer Aufgabe zu verhelfen, die darin bestehe, daß sie als Herrschende berechtigt Forderungen der Beherrschten zur rechten Zeit bewilligen, das Neue, das werden will, aus seinen Keimen entwickeln und dem noch lebensfähigen Alten anpassen; dadurch habe er England vor einer Revolution bewahrt. (Das Hauptverdienst dafür kommt wohl dem englischen Volkscharakter und gewissen englischen Zuständen zu, die oft dargestellt worden sind; diese Eigenthümlichkeiten und Zustände weise benützt zu haben: darin wiederum besteht das eigentliche Verdienst Disraelis.) Dieser Jude war ein Phantasiemensch, der erkannte, daß ein Mann ohne Phantasie kein großer Staatsmann sein, keine großen Pläne konzipiren könne, und er begriff, wie wichtig es für die Erhaltung der englischen Herrschaft in Asien sei, auf die Phantasie der Orientalen zu wirken. Der Titel einer Kaiserin von Indien, den er der Königin Viktoria empfahl, war ein Mittel solcher Einwirkung, und die prunkvolle Kaiserkrönung des fünften Georg zeigt, wie diese Mahnung heute noch beherzigt wird.

Das Buch ist eine Tendenzschrift; Schmitz will sein eigenes Ideal des konservativen Fortschritts oder fortschrittlichen Konservativismus an dem englischen Staatsmann demonstriren; und man muß ihm lassen, daß er kein dazu geeigneteres Objekt finden konnte. Der Vergleich mit Bismarck lag nah und wird in geschickter Weise durchgeführt. Auch sonst enthält das Buch schätzenswerthe Beiträge zur Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts, vor Allem einen guten Abriß der neueren Geschichte Englands, seines Parlaments, seiner Parteien (zum Theil in Anlehnung an Ranke) und Charakteristiken englischer Staatsmänner; die schönsten sind die von Gladstone und Palmerston. Von den Nutzanwendungen auf unsere deutschen Verhältnisse möchte ich besonders eine der Beachtung empfehlen: die Forderung der vollkommenen Gleichstellung der Juden, begründet mit dem Nachweis der konservativen Natur des Judenthums.

Neisse. Karl Jentsch.

Russische Religion.*)

Wer, vom Abendland herkommend, zum ersten Mal einen Gottesdienst der Griechischen Kirche besucht, Der mag zu einer Aufgabe, wie wir sie uns gestellt haben, leicht den Kopf schütteln. Die äußeren Formen, in denen sich dort die Religion darstellt, sehen zunächst so gar nicht danach aus, als ob sie Lebenskräfte, vollends kulturschaffende Kräfte in sich bergen könnten. Fremd muthet uns an schon die Einrichtung des Gotteshauses, die Abscheidung des Schiffes vom Altarraum durch eine hohe, mit Bildern geschmückte Wand; noch räthselhafter erscheinen die Vorgänge an dieser Bilderwand selbst: das Oeffnen und Schließen der Thüren, das Heraustreten und Wiederhineingehen des Priesters, dazwischen hinein das endlose „Herr, erbarme Dich unser", die langgedehnten Gebete, das Sichniederwerfen und Bekreuzigen der Gemeinde. Das Alles macht auf den ferner Stehenden fast den Eindruck, als ob hier nur eine Art feierlichen Spieles vorgeführt würde. Und wenn die aufrichtige und tiefe Ergriffenheit der Gemeinde auch den Zweifler zu der Anerkennung nöthigen mag, daß in diesem Gottesdienst wirklich eine Seele vorhanden ist, so scheint doch diese Seele mehr einem Gespenst aus der Vergangenheit als einem lebendigen Gebilde der Gegenwart zu gleichen. So völlig jenseits der uns vertrauten Wirklichkeit, so außer allem deutlichen Zusammenhang mit der Welt, die uns umgiebt, spielt sich der ganze Vorgang ab.

Man rührt in der That an die tiefste Frage, um die es sich für das heutige Rußland handelt, wenn man sich darauf besinnt, wie weit diese Religion geistige Kräfte von bleibendem Werth in sich birgt und in welcher Beziehung sie etwa zu den Aufgaben unserer Zeit stehen. Ohne Frage hält die Kirche in Rußland ein großes Stück Kultur aufrecht, die alte Kultur von Byzanz, deren Fortleben man zumal in Moskau und Kiew überall mit Händen greifen kann. Aber ist die Verbindung zwischen Kultur und Kirche, die dort dem Beschauer entgegentritt, nicht nur eine äußerliche, nur in dem zufälligen geschichtlichen Verhältniß zu Byzanz begründete und ist nicht diese ganze Kultur heute eine Rückständigkeit, ein Hinderniß für den wirklichen Fortschritt des Lebens? Muß nicht Beides, ererbte Kultur und Kirche, mit einander fallen, wenn Rußland den Anschluß an unsere Zeit gewinnen soll? Oder wäre es wirklich denkbar, daß auch hier die Religion Kräfte in sich enthält, die dem russischen Volk ermöglichen, aus dem Eigensten heraus Gegenwartwerthe zu schaffen?

Wenn man durch die äußere Form einer Religion zu ihrem in-

*) Fragmente aus dem werthvollen Band „Rußlands Kultur und Volkswirthschaft", den (im Auftrag der Vereinigung für staatswissenschaftliche Fortbildung) Herr Professor Max Sering in der Göschenschen Verlagsbuchhandlung herausgiebt und der über Rußlands Religion, Kultur, Recht, Wirthschaft wichtige Auskunft bringt.

neren Leben hindurchdringen will, so gilt es überall, zunächst die Gottesvorstellung zu erfassen. Sie ist in der Russischen, wie in der Griechischen Kirche überhaupt, ihrer Art nach näher bestimmt durch den Gegensatz, der dort zwischen einer oberen, der geistlichen, und einer unteren, der sichtbaren Welt aufgerichtet wird. Das Verhältniß, in das diese beiden Welten zu einander gesetzt sind, erinnert an den platonischen Gegensatz zwischen Ideenwelt und Erscheinungwelt. Und es erinnert nicht nur daran: platonischer Schwung und platonische Sehnsucht leben thatsächlich in dieser Anschauung der Griechischen Kirche fort. Das Diesseits der Ort des Lastenden und Drückenden, des Dunkels und der Unvollkommenheit, des Streits, des Uebels und des Bösen; hoch darüber die obere Welt als die Stätte des Friedens, der Ruhe, der Eintracht, des Glanzes, des Glückes und der Freude.

Die Vorstellung dieser oberen Welt ist aber für den Russen nicht nur eine Häufung gestaltloser Wünsche, sie wird als Anschauung und damit als Wirklichkeit erfaßt in der Form eines lebendig sich aufbauenden Bildes. In der höchsten Höhe droben thront Gott als Herrscher in dem Reich des Lichtes. Um ihn her stehen als seine Diener die Engel in bestimmt festgesetzter Rangordnung; in dreimal drei Stufen steigt ihre Reihe durch Engel, Erzengel, Herrschaften, Gewalten, Mächte bis zu ihm empor. Es unterliegt keinem Zweifel, daß hier das byzantinische Herrscherbild in das Religiöse hinübergewirkt hat. Wie der Kaiser umgeben ist von einer peinlich abgestuften Beamtenhierarchie, in deren Zahl und mannichfacher Gliederung seine Größe sich spiegelt, so meint man, auch Gott sich denken zu müssen. Hier wie dort ist die lange Reihe der Zwischenglieder das Mittel, um die Erhabenheit des Herrschers und den Abstand von ihm dem Menschen gewissermaßen sinnlich fühlbar zu machen. Oft genug haben die Prediger in rednerischer Ausschmückung dieses Bild den Gläubigen vor Augen geführt. Wer Gott in Gedanken erreichen will, Der muß hinausgehen über das Sichtbare, hinaufsteigen über die Gestirne, über Engel und Erzengel; weit über ihnen noch, hoch über Allem, was er geschaffen, thront Gott.

Auf diesem Hintergrund empfindet der griechische Christ die Tiefe des christlichen Erlösungsgedankens. Jene beiden Welten, die sonst durch eine breite Kluft geschieden sind, sind einmal thatsächlich zusammengekommen; Himmel und Erde haben sich einmal wirklich berührt. Das war in der Erscheinung des Gottmenschen. Nur durch ein Gottteswunder ward hier das Unmögliche möglich, aber zugleich nur vermöge einer unsagbaren Menschenfreundlichkeit Gottes. (Menschenfreundlichkeit sagt man nach altgriechischem Sprachgebrauch öfter als Liebe.) So tief hat sich der Höchste geneigt, daß er den Menschen zu Liebe bis in die Sichtbarkeit, ja, bis ins Leiden herabstieg.

Erhabenheit und herablassende Güte, die gleichzeitige Erinnerung daran, wie hoch Gott über dem Menschen steht und wie nah er sich doch zu ihm begeben hat: Das sind die beiden Züge, die das griechische Gottesbild seinem Wesen nach ausmachen. Die Spannung, in der sie zu einander stehen, bildet den Hebel der griechischen Frömmigkeit.

In der Auffassung der Erhabenheit Gottes liegt es begründet, daß hier die Religion zunächst verstanden wird als eine heilige Ordnung. Die Griechische Kirche ist außerordentlich reich an Satzungen. Mit dem künstlerischen Geschmack, der den Griechen niemals ganz abhanden gekommen ist, haben sie das Einzelne im Lauf der Jahrhunderte gestaltet. Schon der Aufbau des Kirchenjahres ist sinnvoll gefügt. Jeder Tag ist mit einem Heiligen besetzt. Das bedeutet: die ganze Zeit soll für eine heilige Zeit erklärt werden. Aber aus der gleichmäßigen Reihe der heiligen Tage heben sich kräftig die großen Festzeiten heraus. Sie sind dadurch ausgezeichnet, daß ihnen ein längeres Fasten (das bedeutendste ist das vierzigtägige Fasten vor Ostern) vorausgeschickt wird. Die Fastenzeit dient dem Doppelzweck, die Einkehr des Menschen in sich selbst zu fördern und gleichzeitig die Spannung zu steigern auf die zu erwartende Offenbarung. Denn nach altchristlicher (und jüdischer) Anschauung ist Fasten die Bereitung auf eine Offenbarung. Und wie eine jetzt, in diesem Augenblick, neu an den Menschen ergehende Offenbarung soll der Grundgedanke des Festes jedesmal vom Volk aufgenommen werden.

Für jedes Ereigniß von der Geburt bis zum Tod, für jede schwierige Lage hat die Griechische Kirche ihre Weihe. Sie steigert aber den Eindruck ihrer heiligen Handlungen, indem sie die einmal festgesetzte Form unabänderlich festhält. Damit erweckt sie die Vorstellung, daß in der heiligen Handlung etwas in sich selbst Fertiges, etwas Göttliches, von dem zufälligen Vertreter Unabhängiges an den Menschen herankäme. Alle ihre Ordnungen, zumal die Mysterien (so nennt sie die Sakramente), aber auch der Gottesdienst und das Dogma gelten ihr bis in die Kleinigkeit des Wortlautes hinein als unverbrüchliches Gesetz. Nicht nur die amtliche Kirche hält streng darauf, daß in Alledem die hergebrachte Ordnung befolgt wird; auch die Gemeinde überwacht in diesem Stück ihre Priester sorgfältig. Man darf nicht vergessen, daß der Gottesdienst in der östlichen Kirche in der Muttersprache gehalten und dadurch dem Volk eine viel lebhaftere Betheiligung am Gottesdienst ermöglicht wird als bei uns in der abendländisch-katholischen Kirche. Wie peinlich gerade die Masse auf die Beobachtung auch der kleinsten Kleinigkeiten achtet, Das hat das bis zum heutigen Tage noch fortdauernde Schisma der Altgläubigen in Rußland geschichtlich bezeugt. Denn um was für Dinge hat es sich dabei gehandelt? Nicht nur darum, ob die alte, überlieferte Form der Kirchenbücher beibehalten werden sollte; auch um Unterschiede wie die, ob man das Kreuz mit zwei oder mit drei Fingern schlagen, ob man den Namen Jesus Issus oder Jissus aussprechen müsse, hat damals der große Streit begonnen.

Auf diese Eigenthümlichkeit der östlichen Kirche gründet sich nun bei uns der Eindruck, daß ihr ein starrer gesetzlicher Zug anhafte. Allein die Empfindung, mit der der griechische Gläubige diesem Ganzen von Vorschriften und Bräuchen gegenübersteht, ist doch innerlich freier, als es auf den ersten Blick erscheint. Die peinliche Einhaltung

aller dieser Formen gilt ihm als eine Huldigung, die er Gott darbringt; an Gott als seinen Gebieter denkt er bei diesem Dienst, so wie er ihn etwa von dem Gewölbe der Kirche in dem Bilde des „Pantokrator" auf sich herniederblicken sieht. Denn von Gott stammen zuletzt alle diese Einrichtungen her, die die Väter geschaffen haben. Sie sind nichts Anderes als das Ceremoniell, mit dem er sich umgiebt. Die reiche Fülle der Satzungen gehört zur Sache; je höher der Herrscher, desto umfassender muß auch die Ordnung sein, mit der er das Einzelne regelt. Die echt griechische Freude an einem Kosmos, an der Herrschaft der Form über den plumpen Stoff, schlägt an dieser Stelle auch beim Russen noch durch. Dadurch verliert aber die Unterwerfung unter das strenge Gesetz für sein Bewußtsein alles Erniedrigende und Beklemmende. Im Gegentheil: er fühlt sich dadurch gehoben, wie Der sich gehoben fühlt, der die Form beherrscht. Ja, man muß noch mehr sagen: er fühlt sich dadurch geheiligt und begnadigt. Gerade wenn er sich ängstlich an die göttliche Regel hält, so empfindet er zugleich seine Zugehörigkeit zu einem höheren, der Welt überlegenen Reich, sieht er sich getragen und umhegt durch die Majestät, vor der er sich beugt. Auch die uns so übermäßig „byzantinisch" anmuthenden äußeren Bezeugungen erscheinen dem Russen von seiner Grundauffassung aus nur als selbstverständlich: das Sichniederwerfen, das lange sich dehnende Beten mit dem immer wiederholten „Herr, erbarme Dich", das Anrufen der Fürsprache der Heiligen. So schickt es sich, daß man mit dem Herrscher, daß man insbesondere mit Gott verkehrt. In den Staub muß das Geschöpf sich beugen, wenn es vor seinen Schöpfer tritt. Niemand darf erwarten, daß der in der Höhe Thronende auf seine Bitten rasch eingeht. Darum muß man oft und lange beten, und wer bei dem Herrscher ankommen will, thut gut daran, sich durch einen Freund des Herrschers (Das ist der Heilige) bei ihm empfehlen zu lassen.

Tiefer hinein in das innere Empfinden führt uns die andere Seite des Gottesgedankens: die Vorstellung von der Güte Gottes. Hier fühlt man erst den eigentlichen Herzschlag der griechischen Frömmigkeit. Der Satz, daß Gott dem Menschen in Christus nahgekommen ist, wird innerhalb der Griechischen Kirche in ganz wörtlichem Sinn verstanden. In der Person Christi sind Kräfte der oberen Welt, Kräfte des Lebens und der Unsterblichkeit in die Sichtbarkeit hineingetragen worden. Sie wirken fort in den heiligen Handlungen. Das heißt: in den Mysterien. So erscheint denn jene von Gott gesetzte Ordnung zugleich als ein Ganzes von Kräften und Segnungen, das sich vom Himmel herab auf die Erde herniedersenkt. In jedem Stück dieser Ordnung ist eine geheimnißvolle Wirkensmacht verborgen. Die Anschauung, daß die heilige Handlung Trägerin einer übernatürlichen Kraft und daß diese Gabe die Gabe der Religion ist, hat das alte griechische Christenthum aus den Mysterienreligionen übernommen. Wenn wir, von unserem Standpunkt aus, eine solche Auffassung materialistisch nennen, so nimmt man dort diesen Ausdruck ohne Bedenken auf. Man er-

klärt uns, darin zeige sich eben die ganze Größe des göttlichen Erbarmens, daß Gott bis ins sinnlich Faßbare, bis ins stofflich Greifbare heruntersteige; hätte er Das nicht gethan, so wäre die ganze Erlösung nur ein Gedankending, also nach ihrer Anschauung etwas Luftiges, etwas Unwirkliches gewesen.

Auf dieser Ueberzeugung ist vor Allem auch der ganze griechische Gottesdienst aufgebaut. Dort wird nicht, wie bei uns, in erster Linie geredet (was nützt das viele Reden?), sondern die Sache selbst wird vorgeführt. Das heilige Geheimniß der Verbindung des Göttlichen mit dem Sichtbaren wird in der Liturgie vor den Gläubigen und für die Gläubigen, wie der bezeichnende Ausdruck lautet, „vollzogen". Darin liegt für den Griechen der Sinn des Gottesdienstes. Die Handlung selbst verläuft in höchst lebendiger Spannung. Stimmung schaffend wirkt für den Griechen schon die uns befremdliche Einrichtung des Gotteshauses. Von den Wänden und den Pfeilern herab grüßen ihn die Bilder der Heiligen und der Engel und die erhabene Gestalt des Pantokrator. Das bedeutet für den Griechen: beim Eintritt in das Gotteshaus fühlt er sich unmittelbar aufgenommen in eine Gemeinschaft, die hinausreicht über diese sichtbare Gemeinde, fühlt er sich versetzt in einen himmlischen Kreis, der mit ihm das große Ereigniß feiert. Aber auch die Bilderwand (ein Stück, das die Griechische Kirche in Justinians Zeiten aus dem alten Theater herübergenommen hat; sie entspricht dem Proskenion des griechischen Theaters) bedeutet für den Griechen etwas Besonderes. Sie entzieht den Altarraum den Blicken des Gläubigen und macht ihn dadurch zum Adyton. Von dort her muß sich das Geheimniß offenbaren. Allmählich, stufenweise wird die Gemeinde zu ihm emporgeführt. Den Anfang des Gottesdienstes (ich rede vom Standpunkt der Gemeinde aus und übergehe den Theil des Gottesdienstes, den der Priester für sich hinter verschlossenen Thüren verrichtet) bilden lange sich hinziehende Bittgebete. Dann folgt mit dem sogenannten kleinen Einzug die Eröffnung der eigentlichen Feier. Der Priester verläßt, das Evangelienbuch tragend, den Altarraum durch die nördliche Thür, geht in das Schiff etwa bis in die Nähe der Zuhörer, biegt dort um und kehrt durch die mittlere, die „königliche" Thür wieder in den Altarraum zurück. Der Umgang soll (so will es die heutige, seit dem Mittelalter aufgekommene Deutung) Christus darstellen, wie er das Evangelium in der Welt verkündet. Daran schließt sich die Schriftverlesung; die Lehre (Das ist dabei der Gedanke) soll den Grund legen für die eigentliche Handlung. Mit dem zweiten, dem „großen" Einzug hebt der Weiheakt im engeren Sinn an. Der Priester geht wieder den selben Weg von der nördlichen Thür aus in die Nähe der Gemeinde, dann zurück zur mittleren Thür; nur trägt er diesmal das Brot auf dem Diskus und den Kelch. Denn jetzt soll er Jesus auf seinem Leidensweg darstellen. Vor dem Altar bleibt er stehen; er spricht dort eine Reihe von Gebeten, mit denen er die Gemeinde auf das Letzte vorbereitet. Sie münden aus in die Epiklese, in die Anrufung des

Heiligen Geistes. Der Priester hebt das Brot und den Wein hoch und ruft den Heiligen Geist an, daß er herniederfahren und sich mit den Elementen verbinden möge. Das ist der Höhepunkt der Feier. Nun ist Gott sichtbar gegenwärtig in der Gemeinde. Jetzt kann Alles zum Wort kommen, was man auf dem Herzen hat; unmittelbar kann man Gott alle seine Anliegen vortragen. Diesen Sinn haben die Gebete, die auf die Epiklese folgen.

Man hat ein Gotteswunder erlebt, man hat Gott selbst in der Nähe gespürt, ja, geschaut. Darin faßt sich für den Griechen die Bedeutung des Gottesdienstes zusammen. Wie in diesem Fall die Offenbarung Gottes für die Empfindung den Kern der ganzen Feier bildet, so auch in jedem der vielen anderen heiligen Mysterien. Sie sind, jedes einzelne, eine Ausstrahlung der Kraft des Heiligen Geistes.

Unter diesem Gesichtspunkt wird aber namentlich auch das Erbauungmittel erfaßt, das in der öffentlichen wie in der persönlichen Gottesverehrung die größte Rolle spielt, nämlich das Bild.

Das Bild gilt dem Russen nicht als etwas von Menschen nach ihrem Belieben Gefertigtes, sondern als eine Erscheinung des Heiligen selbst. Man glaubt an eine innere Beziehung zwischen dem Bild und der dargestellten Person. Philosophisch haben im neunten Jahrhundert die Vertheidiger der Bilderverehrung diesen Zusammenhang zwischen Bild und dargestellter Person begründet, thatsächlich freilich nur die neuplatonische Theorie über das Götterbild in das Christenthum hinübertragend. Ich brauche wohl nur das Wort Sympathie auszusprechen, um den Grundgedanken des Beweises anzudeuten. Wo das Bild ist, ist darum auch der Heilige selbst gegenwärtig. Er sieht aus dem Bild heraus, was vorgeht, und ist als Freund und Helfer, aber auch als Warner und Rächer überall, wo sein Bild hängt, zur Stelle. Darum kann man mit dem Bild verkehren wie mit einer lebenden Person, man kann es anreden, kann es küssen, kann ihm Weihrauch spenden: und man ist dabei gewiß, daß der Heilige selbst diese Huldigung empfindet. Heiligenverehrung (man darf nicht Heiligenanbetung sagen, dagegen hat sich das siebente Konzil verwahrt) ist hier so viel wie Bilderverehrung. Mit einer gewissen Zärtlichkeit übt der Russe diesen Dienst. Kein Haus, kein Zimmer, vollends keine Kirche, worin sich nicht ein Heiligenbild befände. Dadurch bekommt der Raum für den Russen erst etwas Trauliches, etwas Geweihtes. Nicht alle Bilder stehen dem Rang nach einander gleich, so wenig wie alle Heiligen sich auf der gleichen Stufe befinden. Am Höchsten gelten die wunderbar entstandenen Bilder, die vom Himmel gefallenen oder vom Apostel Lukas gemalten, die Achiropiiten. Ihre Zahl ist naturgemäß beschränkt; aber auch Nachbildungen schreibt man oft eine ähnliche Kraft zu wie dem Urbild. Das berühmteste Bild in Rußland, das Bild der iberischen Gottesmutter in Moskau, ist nur die Nachbildung eines Bildes im Iwironkloster auf dem Athos. Aber dieser Nachahmung wird vom Volk ganz der gleiche Werth beigelegt wie dem Urbild und selbst das für

Ausnahmefälle bereit gehaltene Ersatzstück genießt in der allgemeinen Schätzung das selbe Ansehen wie die ursprüngliche Wiedergabe.

Aber so weit auch der Glaube an das Bild gehen mag: gewisse Rücksichten und Grenzen werden bei der Darstellung und Verehrung doch innegehalten. Gott selbst abzuschildern, ist streng verboten. Das hieße den Unendlichen menschlicher Beschränktheit unterwerfen. Bilder der Dreieinigkeit, wie wir sie im Abendland so häufig haben, könnte der Grieche und der Russe nur mit Abscheu erblicken. In die Lücke tritt für sie die Darstellung Christi als des Pantokrator. Aber auch die Werke der Bildenden Kunst sind aus der Kirche verbannt. Die Bildsäule erscheint als ein Götze; sie könnte dazu verleiten, daß das Bild selbst angebetet würde, während dem Lehrsatz nach die Verehrung doch nur dem Heiligen selbst gelten soll. Und auch für die allein zugelassenen gemalten und Mosaikbilder gelten gewisse beengende Regeln. Jedem Beschauer fällt sofort die Starrheit, der Mangel an Tiefe der Auffassung vor russischen Heiligenbildern auf. Gerade die berühmtesten Heiligenbilder stehen im Kunstwerth nach unserer Auffassung am Allerniedrigsten. Das liegt nicht etwa am Unvermögen des Künstlers, sondern beruht auf bestimmter Satzung und Absicht. Der Künstler darf nichts von Eigenem in das Bild hineinlegen; damit würde er es verfälschen und entwerthen. Er muß den Heiligen so darstellen, wie er (der Ueberlieferung gemäß) wirklich ausgesehen hat. Wie könnte denn sonst der Heilige in dem Bilde da sein? Je alterthümlicher, je fremdartiger ein Bild erscheint, desto glaubhafter dünkt es den Russen. Eben so wenig darf der Künstler sich beifallen lassen, irgendetwas von Bewegung in die Züge des Heiligen hineinzutragen; denn (der alte stoische Gedanke wirkt hier nach): jede Bewegung führt letztlich auf Gemüthswallung, auf ein πάθος, zurück. Aufregung ist aber Etwas, das vom göttlichen Wesen ausgeschlossen ist. Die feierliche Ruhe ist die allein für den Heiligen geziemende Haltung.

Die heilige Ordnung, die in den Einrichtungen der Kirche zur Erscheinung kommt, ist, als Ganzes gewürdigt, Gnade; Gabe, mit der Gott zu den Menschen herabsteigt. Ihr muß nun antworten das Aufstreben des Menschen zu Gott. Diese Seite der Frömmigkeit hat innerhalb der Griechischen Kirche das Mönchthum kräftig entwickelt. Sein Vorbild zieht die übrige Masse nach sich. Denn der Mönch gilt seit alten Zeiten im Orient als der Christ; und diese Auffassung steht in Rußland noch heute fest. Dort hat das Mönchthum im Unterschied von anderen Gebieten der Griechischen Kirche (die Türkei, Das heißt: den Athos ausgenommen) noch seine alte Art und seine alte Ehrenstellung behauptet. Die Natur des Landes leistet dabei Vorschub. Abgelegene, unwirthliche Gegenden, wie das Weiße Meer, haben für das russische Mönchthum eine ähnliche Bedeutung erlangt wie in alten Zeiten und in anderen Gegenden etwa die Wüste. Von dort her, von der Gegend des Weißen Meeres, tauchen immer wieder, auch in neuster Zeit noch, Gestalten auf, die uns ganz an die großen Heiligen der früheren Jahr-

hunderte in Egypten und in Palästina erinnern. Rußland hat sogar noch eine eigenartige Fortbildung des Mönchthums hervorgebracht, den ruhelos wandernden Mönch, den „Strennjk". Deutlich kommt darin, wie auch in der Vorliebe für ausgedehnte Pilgerfahrten, der alte Hang zum Nomadenleben im russischen Volk wieder zum Durchbruch.

Das griechische Mönchthum unterscheidet sich stark von dem uns aus der abendländischen Kirche bekannten. Vor Allem: im griechischen Mönchthum gab und giebt es keine Orden, keine umfassende Organisation. Jedes Kloster steht rechtlich auf sich. Es giebt auch keinen Zwang für den Einzelnen, in dem Kloster, in das er einmal eingetreten ist, bis an sein Lebensende zu bleiben. Er kann, wenn er den Trieb in sich spürt, als Gereifter das Kloster verlassen, um ganz einsam zu leben. Denn bis heute noch hat sich die alte Anschauung erhalten, daß erst der Einsiedler, der Anachoret, das mönchische Ideal ganz verwirklicht. Damit hängt zusammen, daß das orientalische Mönchthum grundsätzlich keinen Beruf in der Welt sucht. Für die Welt will es nur tot sein; es kennt kein anderes Ziel als das, die Seligkeit der eigenen Seele zu schaffen. Aber diese Aufgabe hat es (freilich nur in den ausgeprägtesten Vertretern; die Masse bleibt überall stumpf) mit ganzer Anspannung erfaßt. Es gilt, die Sinnlichkeit, die niedrigen Leidenschaften in sich niederzukämpfen, damit der Geist frei werde, Gott zu schauen und in ihm zu leben. Diese Aufgabe füllt das ganze Leben. Hier offenbart die Spannung, die in dem griechischen Gottesgedanken liegt, erst ihre ganze, Seelen bewegende Kraft. Dem Gott, der sich so tief zu den Menschen herabgelassen hat, kann man durch unablässige Arbeit an sich selbst nah kommen. Man kann ihn fassen in Augenblicken der Erhebung; doch der eben so ganz nah Geschaute entweicht sofort wieder in unermeßliche Fernen. Denn er steht zu hoch, um jemals von Menschen ganz begriffen zu werden. So hebt das Ringen immer von Neuem an. Gerade in dem Wechselspiel zwischen Auftauchen und Wiederentschwinden des Zieles liegt aber der Antrieb und die Möglichkeit zu einem ins Ewige sich erstreckenden Fortschreiten. Im unendlichen Streben nach dem unendlichen Gott kann der Mensch selbst ins Unendliche wachsen. Jeder muß fühlen, wie stark dieser Gedanke auf Tolstoi und auf seine Auffassung von der Religion gewirkt hat.

Ohne daß das Mönchthum eine Thätigkeit in der Welt gesucht hat, oder vielleicht gerade, weil es sie nicht gesucht hat, ist ihm eine zugefallen. Sie kam ihm schon daher, daß die Griechische Kirche selbst das Ideal des Mönches, das Verlangen nach Vereinigung mit Gott, als das höchste Ziel der Frömmigkeit anerkennt. Wer die Welt nicht verlassen kann, Der bemüht sich wenigstens, in eifrigem Besuch der Kirche und der heiligen Stätten, in persönlicher Steigerung des Fastens, der Wohlthätigkeit, des Gebets innerhalb seiner Verhältnisse etwas Aehnliches zu verwirklichen wie der Mönch.

Aber die Weltleute suchten auch seit alten Zeiten den Mönch auf als ihren geistlichen Führer und Berather. Denn der Mönch besaß

und besitzt im Unterschied vom Priester persönliches Ansehen. Der Priester gilt nur so lange Etwas, wie er die Gewänder anhat und am Altar steht. Ist der Gottesdienst vorüber, so ist er ein gewöhnlicher Mensch. Anders ist es mit dem Mönch. Er erscheint dem Volk als der Erfahrene in geistlichen Angelegenheiten. Von ihm glaubt man, daß ihn Gott auch in Dingen erhört, wo dem gewöhnlichen Menschen seine Bitte abgeschlagen wird; denn er ist, wie der stehende alte Ausdruck lautet, „ein Freund Gottes", einer, der freien Zugang zu ihm hat. Noch heute ist es in Rußland so wie vor Jahrhunderten, daß man in allen Fällen, wo persönliches Vertrauen erforderlich ist, sich nicht an den Priester, sondern an den Mönch wendet.

Durch die eigenthümliche Gestaltung der Coelibatsvorschriften hat das Mönchthum in der Russischen Kirche die herrschende Stellung erlangt. Die Griechische Kirche verlangt seit Justinian (oder seit dem Trullanischen Konzil von 692) nur vom Bischof vollkommene Ehelosigkeit. Dem Priester und dem Diakon ist zwar nicht gestattet, nach der Weihe noch eine Ehe einzugehen, wohl aber, eine vor der Weihe geschlossene Ehe fortzusetzen. Von der Freiheit, die damit gegeben ist, wird regelmäßig Gebrauch gemacht. Es giebt nur verheirathete Popen. Nun wäre es an und für sich kirchenrechtlich möglich, daß ein Pope zum Bischof aufstiege, unter der Bedingung, daß er seine Frau entläßt, die dann in ein entferntes Kloster gehen muß. Aber aus nah liegenden Gründen wird davon niemals oder so gut wie niemals Gebrauch gemacht. Es ist einfacher, die höheren Stellen Denen zu übertragen, die ehelos sind. So ist innerhalb der russischen Geistlichkeit der Unterschied zwischen dem „schwarzen" und dem „weißen" Klerus entstanden. Schwarz, das Zeichen der Trauer und Buße, ist die Farbe des Mönchsgewandes. Die Bezeichnung „weißer Klerus" für die Weltgeistlichkeit ist freilich mehr uneigentlich; denn thatsächlich ist das Sticharion des russischen Priesters in der Regel nicht weiß, sondern braun oder blau. Der schwarze Klerus, das Mönchthum, stellt die Oberschicht dar. Er regirt die Kirche.

... Auch in Rußland ist die Frömmigkeit nicht überall gleichartig. Wenn man von Denen absieht, die an der Grenze der Kirche stehen oder über sie hinausgetreten sind, von den Sektirern in ihren verschiedenen Verzweigungen, von modernen Freigeistern und Gottesleugnern oder von Prophetengestalten wie Tolstoi, so sind doch auch auf dem Boden der kirchlichen Frömmigkeit noch mannichfache Abtönungen möglich. Das Christenthum der Schiffer auf der Wolga und das der Samojeden, das der bäuerlichen und das der städtischen Bevölkerung weist eigenartige Züge auf. Immerhin drücken in Rußland die Formen der Kirche so stark, daß man mit mehr Recht als irgend anderswo das ganze Volk als eine Einheit schildern kann.

Wenn man nun die seelische Haltung des russischen Volkes gegenüber der Kirche und der Religion darzustellen unternimmt, so muß man den Satz voranstellen, daß der Russe seine Kirche wirklich liebt.

Er gehorcht ihr nicht aus Zwang; es zieht ihn selbst zu ihr hin. Denn in der Kirche findet er vor Allem eine Zufluchtstätte, in der er ausruhen kann von der Mühe des Daseins, auch von dem harten Druck, mit dem der Staat auf ihm lastet. Die Kirche tritt ihm in erster Linie und fast allein als Trösterin und Helferin gegenüber. In ihrem Bereich fühlt er sich in eine höhere Welt versetzt, fühlt er sich umfangen von Wärme, von Zärtlichkeit, von Güte. Durch die Kirche kommt etwas Freudiges, etwas Festliches in das eintönige Grau seines Lebens hinein. Ihre Feiern sind darum dem Volk am Meisten ans Herz gewachsen; und diese Stimmung wirkt auch bei Solchen noch nach, die mit dem Kirchenglauben zerfallen sind.

Aber die Eindrücke gehen beim Russen noch tiefer. Der griechische Gottesdienst ist darauf eingestellt, in dem Schauer, den er zunächst erwecken soll, zugleich Rührung zu bewirken. Die Menschenfreundlichkeit des Allmächtigen wird hier im Abendmahl erlebt; dort spürt es der Einzelne, wie sie ihn, ja, gerade ihn meint. Und der Russe ist empfänglich für dieses Gefühl. Man muß die Gemeinde sehen, wie sie in dem Augenblick, wo das Sakrament ihr nah gebracht wird, bis zu Thränen ergriffen ist. Es ist nicht slavische Weichheit, was hier zum Ausdruck kommt, sondern allgemein griechische Empfindung. Auf griechischem Boden ist zuerst der Ausdruck „Thränengnade" geprägt worden. Dort hat man angefangen, die geistige Feinfühligkeit nach dem Maß der vergossenen Thränen (Freudenthränen sind gemeint) zu beurtheilen. Aber man darf vielleicht sagen, daß nirgends in der Griechischen Kirche dieser Zug so in seiner ganzen reinen Kindlichkeit stehen geblieben ist wie in Rußland. Man würde jedoch dem russischen Volk schweres Unrecht thun, wenn man aus der heftigen Erregung schließen wollte, daß das Gefühl sich dann auch in diesem Ausdruck verbraucht. In der Rührung während des Gottesdienstes schmilzt thatsächlich Hartes in den Herzen und werden Antriebe gesetzt, die in den Alltag hinüberreichen. Die Gemeinsamkeit des ergreifenden Erlebnisses, in dem Jeder sich als unwürdig Begnadeten empfindet, schafft zunächst ein starkes Gefühl für die Zusammengehörigkeit des Menschen mit dem Menschen. Die gewohnten Anreden „Brüderchen", „Väterchen" sind nicht bloße Redensarten. Die natürliche Gutmüthigkeit des Russen ist unter dem Einfluß des christlichen Gedankens gesteigert und vertieft. Man würde es in Rußland sich übel nehmen, wenn man gegenüber einem menschlichen Unglück stumpf bliebe; mag der Betroffene sein, wer er will, auch ein Verbrecher. Und man würde es eben so als unverzeihliche Härte betrachten, wenn man die Hand nicht öffnete, um einen Nothleidenden zu unterstützen. In allen christlichen Kirchen ist anerkannt, daß nirgendwo die Wohlthätigkeit so frei, so als selbstverständliche Pflicht geübt wird wie gerade in Rußland. Hier steht der Grundsatz noch ungebrochen in Kraft, den das älteste Christenthum aufgestellt hat, daß das Almosen gegeben werden müsse ohne Verzug und ohne daß der die Gabe Heischende erst

auf seine Würdigkeit geprüft wird. Ist er es nicht werth, heuchelt er nur eine Noth, so trägt er die Verantwortung. Der Christ hat nur ohne Besinnen die Pflicht zu erfüllen, die die sich bietende Gelegenheit von ihm fordert: „Nimm das Gute, wirf es ins Meer; sieht es der Fisch nicht, so sieht es der Herr."

. . . Uns Westeuropäern treten gerade an den schönen Zügen des russischen Christenthums zugleich auch seine Schranken ins Bewußtsein. Das Mitgefühl mit dem Unglück wird dort leicht zur Schwäche; es stumpft die Schärfe des sittlichen Urtheils ab. Der Verbrecher, der seine Strafe abbüßt, ist in den Augen des Volkes eben nur ein Unglücklicher. Bezeichnend dafür ist vielleicht Dostojewskijs Raskolnikow. Er hat einen doppelten Mord auf dem Gewissen. Aber was von ihm in sittlicher Hinsicht verlangt wird, ist nur, daß er seine Schuld bekennt. Sobald er sich dazu herbeigelassen hat, ist Alles, die Freunde, das Publikum, selbst der Richter nur darauf bedacht, ihm zu helfen. Daß er trotz seinem Geständniß noch ein Befleckter ist, ward vergessen.

Nicht anders verhält es sich mit der russischen Wohlthätigkeit. Wir achten die edle Gesinnung, die in dem Augenblick, wo eine Noth sich zeigt, sofort auch die Willigkeit zur Abhilfe erschwingt; und wir verstehen die Gründe, um deren willen das alte Christenthum die Prüfung des die Wohlthat Heischenden verbot. Aber wir verlangen von Dem, der wirklich helfen will, doch mehr. Wir machen Den, der giebt, allerdings verantwortlich für Das, was er mit seinen Almosen anrichtet; und wir wollen nicht nur eine Hilfe von Fall zu Fall, sondern eine durchgreifende Besserung der Zustände, die die Noth verursachen. Jedoch dieser Gedanke einer planmäßigen Hilfe fällt beim Russen überhaupt aus. Auf die gleichen Grenzen stößt man beim russischen Vorsehungsglauben. An ausharrender Geduld wird Uebermenschliches geleistet. Aber daß man im Vertrauen auf Gott auch Etwas wagen könnte, daß man die Verhältnisse im Ganzen umgestalten könnte, wird nicht als eine Forderung des Glaubens empfunden. Ja, die Stimmung der Frömmigkeit schließt einen solchen Aufschwung geradezu aus. Die Erde ist nun einmal nicht darauf eingerichtet, den Menschen vollkommenes Glück zu gewähren. Es hieße Gott meistern wollen, wenn man sich mit großartigen Weltverbesserungplänen abgeben wollte. Oder wo, wie bei Tolstoi, aus dem Gewissensdrang ein leidenschaftlicher Wille zur Neugestaltung hervorbricht, da setzt sich der Glaube kühn über die Bedingungen der Wirklichkeit hinweg. Die Befolgung der Gebote des Evangeliums soll von selbst und unmittelbar alle Nöthe beenden. Der Gedanke, durch absichtvolle Arbeit an Menschen und Dingen allmählich eine Höherentwickelung herbeizuführen, wird hier erst recht abgelehnt. Die religiösen Kräfte, die das russische Christenthum erzeugt, sind mehr auf das Ertragen als auf das Schaffen angelegt. Sie verleihen die Fähigkeit, sich in die Welt zu schicken, aber sie enthalten keinen Antrieb, in sie einzugreifen.

Charlottenburg. Professor Dr. Karl Holl.

Am Scheideweg?

Die deutsche Roheisenindustrie verzeichnet Glanzleistungen. In einem Jahr acht Rekorde. Das bringt der beste Steepler nicht fertig. Der März gab 1,63 Millionen Tonnen; wieder einen Gipfel. Wer bestreitet, daß es der Eisenindustrie noch so gut geht wie vor dem Kriege? Man merkt ein Nachlassen der Aufmerksamkeit für Ereignisse, die sonst sehr wichtig genommen wurden. Der essener Roheisenverband, der bis Ende 1915 fest gemacht war, ist um zwei Jahre verlängert worden; ein gewichtiges Syndikat. Zehn bis fünfzehn Zeilen, dann: Schwamm drüber. So war es früher nicht. Heute werden alle Empfindungen von der Politik aufgesogen, wie Tinte vom Löschpapier. Angst verengt das Gesichtsfeld; und Kurzsichtigkeit hat der Wirthschaft noch nie Heil gebracht. Der neue Roheisenverband war kein Geschenk des Zufalls. Er entstand aus der Noth und hatte dann noch lange sich mit Außenseitern (im Siegerland und in Luxemburg) herumzuschlagen, bis er lückenlos war. Nun ist er uns bis Ende 1917 sicher. Schlimm wäre, wenn der Konjunktur am Scheideweg neue Syndikatkonflikte sich aufgedrängt hätten. Weiß man doch nicht, wie es werden wird. Im Gebälk des englischen Roheisenhandels knistert es schon seit Wochen. Ende Februar gab es einen Preissturz in Eisen-Warrants, auf dessen Ursprung der Schleier des Geheimnisses lag. Fachleute leugneten, daß die Konjunktur unterhöhlt sei. Gelockert ist sie jedenfalls. Die Ausfuhr von Eisen und Stahl ist im März schwächer geworden. Sie betrug 389 000 Tons gegen 506 000 im März 1912. Die Eisenindustrie Großbritaniens scheint nicht mehr ganz up zu sein. In Deutschland gehts dem Rohmaterial noch gut; fertiges Fabrikat wird nicht mehr so lebhaft verlangt. Die Verbraucher scheinen zu zögern.

Schlecht steht es um Stabeisen und Träger. Dort der Mangel eines gut organisirten Marktes, deshalb Preisunterbietungen; hier der unmittelbare Einfluß der Baukrisis. Die Stabeisennoth zeigt, welche Mängel bei der Erneuerung des Stahlwerkverbandes geblieben sind. Der bindet nur Halbzeug, Träger und Schienen. Das Andere, Stabeisen, Walzdraht, Bleche, Röhren, blieb frei. Vor einem Jahr wehrte sich die Ueberzeugung gegen das Eingeständniß eines Risikos. Was produzirt wurde, verschlang der Markt. Wo sollte eine Gefahr sein? Später werde man für Syndikate sorgen. Nun ist es so weit; aber die Syndikate? Fehlen. Wie schwer es ist, die Produzenten zu binden, lehrt die Geschichte des Walzdrahtverbandes. Verhandlungen bis zum Ueberdruß; aber keine Gewißheit, daß das Kartell erneuert wird. Den Kohlenleuten macht die Zukunft ihres Verbandes keine Sorge; die hohen Preise beglücken und an das Schicksal wird keine Frage gestellt. Die Kohlenzechen dürfen mit ihrem Ertrag zufrieden sein. Seit dem ersten April gelten die im Oktober 1912 erhöhten Preise. Vielleicht hatte die leidende Partei gehofft, das Syndikat werde, mit Rücksicht auf den Balkankampf und die Einschüchterung des Geschäftes,

die (unter anderen Verhältnissen beschlossene) Preiserhöhung wieder streichen. Aber was man hat, hält man. Polen ist noch nicht verloren; und das Kohlensyndikat ist konservativ. Wer wird sich jetzt, wo die Wehrsteuer droht, die Einnahmen schmälern? Beschwert fühlen sich ja nur die „Außenseiter". Die großen Universalwerke sitzen im Fett. Daß in Nordfrankreich und Belgien die Kokspreise erhöht wurden, gilt als Friedenssymptom. Der Hüttenindustrie kann es nicht schlecht gehen, wenn man ihr eine neue Vertheuerung des Brennmaterials zumuthet. Die Besteuerung der französischen Kohle bringt dem ausländischen Bergbau eine Chance. Jede Tonne versandter oder verkaufter Steinkohle wird künftig mit einem halben Franc besteuert. Das bringt dem Importeur eine eben so große Minderung des Einfuhrzolles; denn der französische Produzent wird seinen Preis natürlich um den Betrag der neuen Steuer erhöhen. Deutschlands Kohlenausfuhr nach Frankreich umfaßt etwa 10 Prozent des Gesammtexportes.

Was der amerikanische Reformtarif dem deutschen Eisen- und Stahlgewerbe bescheren wird, hängt von der Entscheidung des Kongresses ab. Die Solinger scheinen vergnügt zu sein. Der Entwurf will für Stahlwaaren aller Art die Zollsätze im Durchschnitt halbiren und Bemessungchicanen abschaffen. Wenns dabei bleibt, wird die bergische Kleineisenindustrie ihre Messer, Gabeln und Scheren, Nägel und Nieten, Fahrradtheile und Schirmgestelle bequemer in Amerika absetzen. Aber die neue Zollaera ist nicht für den Importeur gemacht, sondern will den amerikanischen Fabrikanten zu höchster Konkurrenzfähigkeit stacheln. Alle Bestimmungen sind auf das Wohlergehen der Amerikaner zugeschnitten. Das versteht sich von selbst. Aber das Ausland wird sich, zum Beispiel, wohl gegen die Bestimmung wehren, daß allen Waaren, die in amerikanischen Schiffen landen, noch eine fünfprozentige Zollermäßigung bewilligt wird. Sehr schlau; denn die Frachten, die der Yankee sich dann holt, gleichen die Extraprämie reichlich aus. Die deutschen Rheder sind gerade jetzt auf Amerika nicht gut zu sprechen. Die Canadian Pacific hat den Frieden des nordatlantischen Pools gestört und einen Schatten auf die hellen Zukunftbilder geworfen. Ein Ratenkampf entstand aus der neuen Taktik der Kanadierin. Die Eröffnung einer Dampferlinie von Triest nach den kanadischen Häfen leitete den Krieg ein. Die Canadian Pacific setzte den Passagepreis so tief herunter, daß von irgendwelchem Nutzen nicht mehr die Rede sein kann. Die Austro Americana, als unmittelbar betroffene Rivalin, mußte folgen. Die englische Cunard Line kam hinterdrein; und die deutschen Gesellschaften dürfen nicht zurückbleiben; sie haben schon im Januar die Rate um 30 auf 140 Mark erniedrigt. Daß gerade die Canadian Pacific der Störenfried ist, macht den Kampf zur Tragikomoedie. Deutsches Geld und deutsche Begeisterung sind in ansehnlichen Quantitäten für die Aktien der Kanadabahn aufgebracht worden. Der Kurs der Kanada-Aktie hat manchmal die Tendenz der Börse bestimmt. So wurde die Schlange am Busen genährt. Die Aus-

wanderung nach Kanada nimmt zu. In den ersten drei Monaten des Jahres wurden über Hamburg 35 500 Auswanderer befördert (23 400 im Vorjahr). Und an dem Zuwachs hat der Verkehr nach Kanada beträchtlichen Antheil. Die Zeit der Minimalzölle scheint drüben vorbei. Wilson will Maximalsätze, die nur da herabgesetzt werden, wo dem amerikanischen Handel eine Konzession gemacht wird. Wer sich des Umschwunges freut, darf aber nicht vergessen, daß nicht erleichterte Einfuhr nach Amerika das Ziel ist, nein: Kräftigung der amerikanischen Produktion durch einen Wettbewerb, der sie so stark macht, daß sie nicht nur im eigenen Land über alle Eindringlinge siegen, sondern sich auch weiter ausdehnen und fremde Märkte erobern kann.

Das Glück der deutschen Schiffahrt ist ein wesentlicher Faktor in der Wirthschaftrechnung. Die Konjunktur schien höchst günstig, bevor die Kanadier Ballins Diplomatenkunst auf eine harte Probe stellten. Der „Imperator" darf kein Schattenkaiser werden; er kostet ungefähr 40 Millionen; drei Kaiser dieser Sorte verschlingen also eine Summe, die beinahe die ganze Breite des Stammkapitals einnimmt. Da darf mit den Abschreibungen nicht geknausert werden und der Gewinn muß wachsen, damit die Dividende keinen Schaden nimmt. Wären auf drei Titanen im Jahr 15 Millionen abzuschreiben, so müßte der letztjährige Gewinn um mehr als 25 Prozent in die Höhe schießen. Sonst stimmts nicht. Für die Europareisen der Amerikaner, auch der Sonderklasse aus der Fünften Avenue, wäre die Herabsetzung der Luxuszölle ein Reizmittel gewesen. Aber diese Zölle bleiben und werden vielleicht noch erhöht. Sogar die Einfuhr von Reiherfedern soll verboten sein. Ein Glück, das die pariser Modedynasten dem Reiher abgesagt haben. Die Dollarkönigin findet neue Schöpfungen der französischen Modegenies; doch die Strenge der Zollbehörden, die schon manche Lady in arge Verlegenheit brachte, wird sich verschärfen; denn Schmuck, Spitzen, Bilder, Edelsteine müssen ersetzen, was andere Gegenstände nicht mehr bieten. Und wenn dem reichen Amerikaner der Einkauf von Preziosen in Europa verleidet wird, schwächt sich ihm der Reiz des alten Kontinentes, den er ja nur als „Sehenswürdigkeit" und Kaufhaus nimmt.

In newyorker Blättern stand neulich, amerikanische Eisenbahnshares, insbesondere aber die Aktien der Canadian Pacific, seien in den Tagen der deutschen Geldnoth in gute Dollars umgetauscht worden. Die Ordres seien einander rasch gefolgt; aber man habe genommen, was herübergekommen sei. Ein Loblied, das nicht einmal übertrieben ist. Nur fehlt als Einleitung die Nachricht, daß Deutschland fähig war, sich Geld in Amerika zu machen, weil es vorher so viele Yankees-Werthe aufgenommen hatte. Geld ist dicker als Blut. Michel und Jonathan sind die besten Freunde, weil die Liebe bei ihnen durchs Portemonnaie geht. Im Uebrigen sind die fetten Zinsen, die man in Deutschland findet, nicht zu verachten. Ein Weilchen wirds wohl noch dauern; nach dem Quartalsultimo sind die hoch getriebenen Ansprüche freilich zurückgegangen. Die Reichsbank plant noch keine Diskonter-

mäßigung; wahrscheinlich wird die Bank von England den Vortritt haben. Nur an einer Stelle sah man, daß der ärgste Druck der politischen Sorge nachzulassen begann: die Banken setzten den Zinsfuß für täglich kündbares Geld von 4 auf 3½, dann auf 3 Prozent herunter. Vielleicht hing damit eine kleine Schwenkung zum Rentenmarkt zusammen. Wo 4½ und 5 Prozent Zinsen winken, fehlts nicht an Zulauf. Die neuen Schuckertobligationen sind schnell abgesetzt worden.

Nun geht es in der Elektroindustrie weiter. Die Gesellschaft für elektrische Unternehmungen in Berlin, zum Loeweconcern gehörig, erhöht ihr Aktienkapital von 50 auf 60 Millionen; im Bereich von Siemens & Halske werden neue Obligationen ausgegeben von der Schweizerischen Gesellschaft für elektrische Industrie in Basel (5 Millionen Francs); aber allerletzte Neuheit sind fünfprozentige Obligationen der AEG. Das Bankenkonsortium, das die Stücke zu 97½ Prozent übernahm, beim Verkauf zum Parikurs also 2½ Prozent verdient, hatte mit klugem Vorbedacht einen besonders reizvollen Zinsfuß gewählt. Diesmal handelt sichs um 30 Millionen, die zur Finanzirung der neuen Hoch- und Untergrundbahn Gesundbrunnen-Neukölln dienen sollen. Später wird eine besondere Bau- und Betriebsgesellschaft gegründet werden; denn mit den 30 Millionen sind die Kosten des Baues nicht gedeckt. Die werden auf 85 Millionen, bei siebenjähriger Bauzeit, veranschlagt. Die AEG hat dieses große Objekt in eigene Regie bekommen. Sie darf also mit ihren Zinsbedingungen für neues Geld freigiebig sein, da der Bau sich lohnen wird. Aber man sieht, wie sich die Dimensionen der durchzuführenden Aufgaben auf das eigene Anlagekapital übertragen. Die AEG hat erst im vorigen Jahr ihr Grundkapital auf 155 Millionen erhöht. Nun wächst sie auch mit ihren Obligationen in die Hochgebirgsregion. Durch den Zuwachs werden es 110 Millionen. Die fünfprozentige Verzinsung soll übrigens nur für fünf Jahre bestehen bleiben. Dann senkt sich der Zinsfuß auf 4½ Prozent. So hat der Käufer des Papiers eine 2½prozentige Prämie in Ansatz zu bringen und darf sagen, daß er eine 4½prozentige AEG-Obligation zu 97½ erworben hat. Zu so niedrigem Preis giebt es nichts Aehnliches. Daß die Ausführung von Riesenprojekten Geld kostet, ist klar; eben so, daß die Industrie sich ihrer freuen muß. Der Geldbedarf ist also nicht zu vermeiden; wie man ihn deckt, hängt von der allgemeinen Konstellation ab. Ein allgemeiner Wechsel von 4½ auf 5 Prozent ist nicht zu erwarten; er würde das Obligationenkapital entwerthen. In diesem einen Fall ist der Bankstratege, der den Aufmarsch leitete, als Sieger heimgekehrt. Das war vorauszusehen. Die Obligationen sind wie warme Semmel weggeholt worden. Die Nachbarschaft klagte freilich, daß Karolus Fürstenberg ihr die Preise verderbe. „AEG zu 5 Prozent! Unerhört!“ Der Bedarf aber und die rasche Abnahme beweisen, daß es großen Provinzen der deutschen Wirthschaft, trotz allen Unkenrufen, noch recht gut geht.

Ladon.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H. in Berlin.

Die Zukunft.

Berlin, den 26. April 1913.

Berlin-Paris.

Nach Bismarck.

Als von der Zinne des berliner Auswärtigen Amtes nach Paris, an die Excellenz des Deutschen Botschafters, die Weisung gelangt war, am Quai d'Orsay grimmig zu blicken und Herrn Pichon die Igelstacheln fühlen zu lassen, mag Freiherr von Schoen sich seufzend gefragt haben, warum, immer wieder, gerade sein sanfter Muth auserseh'n sei, zwischen den von Lucanus behaupteten furor teutonicus und die von Bouchet gepriesene francisque fureur eingeklemmt zu werden. Auf allen Sprossen der Ehrenleiter; als Botschafter in Paris (Agadir), Staatssekretär (Muley Hafid-Mannesmann), Botschafter in Petersburg (Algesiras). Nancy: Der fünfte Streich. Den ersten trennen zweiundzwanzig Jahre von unserem Jubellenz. Sah der Freiherr sich, als jungen Botschaftrath, mit Münster und dessen Tochter, Lord Lytton, deutschen und britischen Botschaftsekretären in der ersten Stunde des neunzehnten Februartages 1891 auf dem pariser Nordbahnhof zu feierlichem Empfang der Kaiserin Friedrich vereint? Deren Ankunft war erst sechsunddreißig Stunden zuvor dem Grafen Münster gemeldet worden. Welcher Zweck trieb sie nach Paris? Bismarck, den der junge Kaiser nur „verschnaufen lassen" wollte, war endlich weggeschafft; und was er nicht zu erlangen vermocht hatte, sollte nun blitzschnell erworben werden: die Freundschaft Frankreichs. Die zur Internationalen Arbeiterschutzkonferenz aus Frankreich Ab-

geordneten wurden durch besondere Zeichen kaiserlicher Huld geehrt. Auf dem Aerztekongreß bat Virchow (wie rasch ist der unermüdliche Organisator seines Ruhmes vergessen worden!) die französischen Kollegen, den Nachhall alten Haders aus dem Gedächtniß zu tilgen. Alles mußte sich, wie in Uhlands Frühlingsglaubenslied, nun wenden. „Die Welt wird schöner mit jedem Tag; man weiß nicht, was noch werden mag.“ Zunächst: eine Internationale Kunstausstellung in Berlin. Die hatte Bismarck nicht gewünscht; weil er den Parisern die Pein der Betheiligung, die nicht geringere der Ablehnung ersparen wollte. Jetzt aber weht Maienluft aus dem Wasgenwald. Wilhelm sagt fröhlich: Ja; erbietet sich sogar zum Protektorat. Davon räth Herr Anton von Werner ab (ders in seinem bei Mittler erschienenen Buch „Erlebnisse und Eindrücke“ erzählt). „Eure Majestät muß weit aus der Schußlinie bleiben.“ Abgemacht. Des Kaisers Mutter wird Protektorin sein. Der Vorsteher der berliner Stadtverordneten spricht, sachlich, frei, sinnig: „Wenn die Kaiserin Friedrich bei der Sache ist, bewilligt die Stadt, was Sie wollen.“ Bewilligt, die sonst so amusische Gemeinde, wirklich hunderttausend Mark. Alles in bester Ordnung. Der Kaiser wird die Ausstellung eröffnen. Der Botschafter Herbette will seine Regirung, Herr von Schoen in Paris die Künstler dem Plan günstig stimmen. Ihnen werden die besten Säle vorbehalten. Am letzten Januartag schreibt Herbette an Herrn von Werner (der in seinem Buch diesen wichtigen Brief leider nicht erwähnt): „Die Regirung der Republik ist von der freundlichen Mittheilung angenehm berührt worden; wenn sie auch nicht offiziell in eine Privatangelegenheit eingreifen kann, wird sie doch mit Vergnügen hören, daß die Künstler Ihrem Ruf zu folgen bereit sind.“ Il ne peut intervenir officiellement dans une entreprise privée: Das war so deutlich, wie Freycinets Händchen zu schreiben vermochte. Nicht deutlich genug für die Firma Caprivi-Marschall. Statt zu verstehen, daß die pariser Regirung, so kurze Zeit nach der Auflösung der Patriotenliga und der Verurtheilung des Generals Boulanger, aus dem Spiel bleiben und die Ausstellung als eine (unpolitische) Angelegenheit der Künstlerschaft betrachtet haben wollte, ließ Marschall den Brief Herbettes in die Norddeutsche Allgemeine Zeitung setzen. Das genügte noch nicht. (Herr Pierre Albin, der die amtlichen Akten

benutzen durfte, hat den Hergang in der Revue de Paris erzählt.) Am Tag des Briefdatums ist Meissonnier gestorben. Generaladjutant Graf Wedel (jetzt Statthalter in Straßburg) muß im Auftrag des Kaisers an Herbette schreiben; ihm und der pariser Akademie der Schönen Künste aussprechen, welchen Schmerz der Tod des großen französischen Armeemalers Seiner Majestät bereitet habe. Auch dieser Brief wird, weil der Kaiser es wünscht, veröffentlicht. Und Freycinet, der die höfliche Handlung nicht unerwidert lassen will, ernennt Helmholtz zum Großoffizier der Ehrenlegion. „Seht Ihr nun, wie glatt wir, ohne Bismarcks Kürassierstiefel, auf dem Weg nach West vorwärts kommen?“ Für den zwölften Februarabend sagt Wilhelm sich bei Herbette zum Essen an; bringt Bruder und Schwägerin, Caprivi und Marschall, den Fürsten Radziwill und Herrn von Werner mit; und schwelgt im Lob der französischen Malerei (von Watteau bis zu Meissonnier, Detaille und der süßen Schwachheit des Bouguereau; Frankreichs grand crû, Manet und seine Schaar, ist ja verpönt). Noch nicht genug. Friedrichs Wittwe, Dilettantin in allen Künsten und Kunstgewerben, wird selbst nach Paris fahren und, als Patronin, die Künstler zur Ausstellung einladen. Ihr kann Keiner widerstehen. Solcher Huldaufwand muß den Galliergroll entwaffnen; die letzte Spur der Erinnerung an den Schnaebelestreit und den Weltausstellungzank aus den Herzen harken. Und haben wir die Franzosen erst in Berlin, dann bezaubert sie der Kaiser und ein Völkerfrühling ist uns gewiß. „Der alte Nörgler im Sachsenwald wird sich quittegelb ärgern!“ Herrn Herbette, der nicht gefragt, nur von der Absicht informirt worden ist, überläufts. Er kennt sein unberechenbares, durch jeden Rochefort oder Déroulède aufzuregendes Paris; auch im neuen Berlin das Klima gut genug, um zu wissen, wie plötzlich da Sturm hellstem Sonnenschein folgt. Drum empfiehlt er jede mögliche Vorsicht. Und tröstet sich schließlich mit dem Gedanken, daß die Kaiserin incognito, als Gräfin von Lingen, reist, als Zweck der Fahrt den Kauf von Kunstgegenständen für ihr Schloß Cronberg angeben läßt und in der Republik allen Inhabern staatlicher Aemter und Würden fern bleiben wird.

Aber: sie wird feierlich, von deutschen und englischen Diplomaten, empfangen, wohnt in der Deutschen Botschaft, ladet den Britenbotschafter in die Rue de Lille, fährt mit Münster nach Saint-

Cloud (wo 1815 Blücher und Wellington die Kapitulation von Paris unterzeichneten, 1870 das Schloß Ludwigs des Vierzehnten durch das Feuer der Festungsgeschütze in Brand gerieth), frühstückt in Versailles dicht neben dem Palast, in dessen Spiegelsaal 1871 die Proklamation des Deutschen Reiches verlesen ward. Und offiziöse Stimmen rufen aus Berlin, die Reise der Kaiserin-Witwe sei ein „historisches Ereigniß", ein unüberbietbares Zeichen versöhnlichen Sinnes und müsse die Franzosen zum Verzicht auf rachsüchtige Wünsche zwingen. So ists gemeint? Die Atelierbesuche sind nur Vorwände, die den Gimpelfang dem Auge verbergen sollen? Schnell umwölkt sich der Himmel. Im Wagramsaal beschließen die Häupter des Patriotenbundes, das Denkmal des im Krieg gefallenen Malers Henri Regnault zu kränzen; und die zur Huldigung Erwählten vereinen sich vor der Statue der Stadt Straßburg zum Weihegruß. Paul Déroulède mahnt, in einem hitzigen Brief, seinen Freund Detaille an die Pflicht, der berliner Lockung zu widerstehen; und der Maler antwortet: „Ich bin überrumpelt worden, gehe aber nicht hin." Die von Herbette gewarnte Regirung läßt den Kranz wegnehmen. Wilhelms Mutter ist in einem mit dem Wappen der Deutschen Botschaft geschmückten Wagen durch den Park von Saint-Cloud gefahren. Unerhört! „In welchen Rinnstein soll die Knechtseligkeit dieser Regirung uns noch schleifen?" Freycinet und Floquet (der Kammerpräsident) erwirken von Déroulède die Zurücknahme einer Interpellation, die zu gefährlicher Erörterung Anlaß gäbe; verpflichten sich aber, den Kranz wieder vors Regnault-Denkmal legen zu lassen. Zu spät. Die Presse der alten „boulange" tobt. Im Helliotsaal fordert Herr Francis Laur die Pariser auf, durch den Ausdruck ihres Unmuthes über die Anwesenheit der Mutter zugleich dem Sohn einen Backenstreich (un soufflet) zu geben; und drückt den Beschluß durch: „Die Patrioten werden nicht dulden, daß Wilhelm der Zweite, Kerkermeister von Elsaß-Lothringen, nach Paris komme." Vierundzwanzigster Februar. Nun hagelts aus den Ateliers Absagen. Am siebenundzwanzigsten reist, morgens, die Kaiserin Friedrich still nach London ab. Ein paar Stunden danach hört Freycinet, der Kaiser sei in höchstem Zorn und habe am Vorabend mit dem Generalstabschef Grafen Waldersee ein langes Gespräch gehabt, nach dessen Schluß für den Fall der

Mobilmachung Befehle an die Corpskommandos ergangen seien. Am Abend kommt von Herbette ein Bericht über seinen Empfang im Auswärtigen Amt. Nie hat Bismarck so schroff zu einem Vertreter der Republik gesprochen. Marschall, gestern noch zuckersüß, spritzt nun alle Säure aus, die sein Magen gespeichert hat. „Was von einer starken Regirung zu erwarten wäre, kann man von den pariser Machthabern ja freilich nicht verlangen; aber unsere Geduld hat ihre Grenzen.“ Der Botschafter betont mit ruhigem Nachdruck, daß seine Regirung, deren Meinung über den Reiseplan nicht erfragt worden sei, alles ihr zum Schutz der Kaiserin Mögliche gethan und sich sogar dem Verdacht schwächlicher Nachgiebigkeit ausgesetzt habe; doch weder, wie man in Berlin wisse, für Versammlungen noch für die Presse über eine Praeventivcensur verfüge. Umsonst. Der Staatssekretär rügt und droht; der Botschafter wird steif und geht nach kaltem Gruß. Zwei Schüsse folgen: und Papierkugeln fallen ins Land. Havas muß melden, daß die Regirung der Republik den Reiseplan der Kaiserin Friedrich nicht gekannt und nie einem Künstler zugeredet habe, nach Berlin zu gehen; W. T. B. darauf hinweisen, daß Frankreichs Oeffentliche Meinung, selbst unter einer Regirung, die man für stark hielt, durch Schreihälse vom Schlag eines Déroulède und Laur zu stimmen, nur von dieser Westseite aus also der Friede gefährdet sei. Kein französischer Künstler stellt in Berlin aus. Im Mai läßt Freycinet fünfzehn russische Nihilisten in Paris verhaften und aburtheilen. Im Juli hört Alexander der Dritte, als Gast des vor Kronstadt ankernden französischen Geschwaders, entblößten Hauptes die Marseillaise („Que veut cette horde d'esclaves, de traîtres, de rois conjurés?“). Iswolskijs Bemühung bei Rampolla wird von der französischen Diplomatie unterstützt. Am zweiundzwanzigsten August in Paris der erste franko-russische Vertrag unterzeichnet. Am dreiundzwanzigsten Januar 1903 sagt Ribot in der Kammer: „Unmittelbar nach der Abreise der Kaiserin Friedrich hat Kaiser Alexander uns die Anerbietungen gemacht, die wir angenommen haben.“ Zwischen der Republik und dem Deutschen Reich ist die Kluft tiefer als je seit der Stunde, da dieses Reiches Krone im Feuer des großen Krieges geschmiedet ward. Und Frankreich, das so lange in Einsamkeit schmachtete, hat im Osten die Freundschaft gefunden, die schon Nikolai Pawlowitsch ihm, für den Fall deutscher Einung, vor Tocquevilles Gesandten, verheißen hatte.

Vor Agadir.

Nach Sedan, als das Kaiserreich gestürzt und Trochu der erste Herr der Dritten Republik geworden war, wurde, am sechzehnten September, im Journal des Débats ein Offener Brief veröffentlicht, den Ernest Renan an David Friedrich Strauß geschrieben hatte. Dessen Hauptsätze sind heute noch lehrreich. „Das große Unglück der Welt ist, daß Frankreich Deutschland, Deutschland Frankreich nicht versteht; und dieses Mißverständniß wird sich jetzt nur noch verschlimmern. Im Jahr 1866 haben wir (ich spreche im Namen einer kleinen Gruppe wahrhaft liberaler Männer) mit aufrichtiger Freude gesehen, daß Deutschland sich als eine Macht ersten Ranges zu konstituiren begann. Wir glaubten, wie wahrscheinlich auch Sie, das geeinte Deutschland werde Preußen, dem es diese Einheit zu danken hatte, in sich auflösen; nach einem allgemein giltigen Gesetz verschwindet der Sauerteig ja in der Masse, die er in Gährung gebracht hat. An die Stelle des anmaßenden und engherzigen Pedantismus, der uns an Preußen manchmal mißfällt, wird, so dachten wir, allmählich und für die Dauer der deutsche Geist treten und mit seiner wundervollen Weite, seiner philosophischen und poetischen Sehnsucht uns erquicken. Doch unserem Traum ist der Anblick harter Wirklichkeit gefolgt. Wie groß man die Fehler unserer Regirung darstellen möge: auch das Verfahren der preußischen Regirung muß getadelt werden. Bismarcks Pläne sind 1865 dem Kaiser Napoleon mitgetheilt worden, der ihnen im Allgemeinen zustimmte. Wenn diese Zustimmung dem Glauben an die historische Nothwendigkeit deutscher Einigung entstammte, dem Wunsch, diese Einigung möge sich in freundschaftlichem Einverständniß mit Frankreich vollziehen, dann hatte der Kaiser tausendmal Recht. Einen Monat vor dem Beginn des Krieges von 1866 glaubte (wie ich weiß) Napoleon an Preußens Sieg; wünschte ihn sogar. Das Zaudern, die Neigung, gestern Gesagtem heute zu widersprechen, hat dem Kaiser auch bei dieser Gelegenheit, wie bei so vielen, Unheil gebracht. Der Sieg von Königgraetz kam: und nichts war vereinbart. Unfaßbarer Wankelmuth! Der Kaiser, dem die Großsprecherei der Kriegspartei und die Vorwürfe der Opposition den Blick trübten, ließ sich verleiten, in einem Ereigniß, das er gewollt und herbeigeführt hatte und das er als einen Sieg betrachten mußte, eine Niederlage zu sehen. Wir Philosophen sind

so naiv, zu glauben, daß der Erfolg nicht Alles rechtfertigt und auch der Sieger Unrecht gethan haben kann. Auch ohne Vereinbarung schuldete Preußen dem Kaiser und Frankreich Dank und Sympathie. Ihr berliner Ministerium dachte darüber anders; es ließ sich von einem Stolz leiten, der eines Tages üble Folgen haben wird. Gebietserweiterungen sind für ein Volk von dreißig oder vierzig Millionen Menschen gewiß nicht allzu wichtig. Die Erwerbung von Savoyen und Nizza hat uns mehr Last als Nutzen gebracht. Dennoch darf man bedauern, daß die preußische Regirung in dem luxemburger Handel die Strenge ihrer Ansprüche nicht gemildert hat. Durch die Angliederung Luxemburgs wäre Frankreich nicht größer, Deutschland nicht kleiner geworden; aber diese unbeträchtliche Konzession hätte die aus flüchtiger Impression entstehende Meinung beschwichtigt, die in einem Lande allgemeinen Wahlrechtes geschont werden muß, und unserer Regirung gestattet, ihren Rückzug zu maskiren. Der Krieg, den wir jetzt erleben, war nicht unvermeidlich. Frankreich wollte ihn durchaus nicht. Diese Dinge darf man nicht nach Zeitungphrasen und Boulevardgeschrei beurtheilen. Frankreich liebt im tiefsten Herzen den Frieden; es will sich mit der Ausschöpfung seiner ungeheuren Reichthumsquellen beschäftigen, will den Fragen der demokratischen und sozialen Zukunft die Antwort suchen. Die Schwäche unserer konstitutionellen Einrichtungen, der unheilvolle Rath, den ruhmsüchtige und beschränkte Offiziere, unwissende und eitle Diplomaten dem Kaiser gaben: da haben Sie die wirklichen Ursachen des Krieges; die einzigen. Zwei Meinungen sind jetzt in Frankreich hörbar. ‚Lasset uns diesen widrigen Handel so schnell wie möglich enden; Alles, was verlangt wird, abtreten: Elsaß und Lothringen; jeden Friedensvertrag unterzeichnen; dann aber: tötlicher Haß, rastlose Rüstung, Bündniß mit Jedem, ders haben will, schrankenlose Erfüllung aller russischen Wünsche; als einziges Ziel und allein treibende Kraft des nationalen Lebens: Vernichtungskrieg gegen die germanische Rasse!‘ So spricht eine Partei. Die andere sagt: ‚Wir müssen Frankreichs Integrität retten, unsere Verfassung bessern, unsere Fehler ablegen und, statt von Rache für einen von uns als ungerechten Angreifern begonnenen Krieg zu träumen, mit Deutschland und England einen Bund schließen, der die Menschheit auf den Wegen freier Gesittung vorwärts zu

führen vermag. 'Welche Politik Frankreich wählen wird: Das hängt von Deutschlands Verhalten ab; und damit wird zugleich auch über die Zukunft der Civilisation entschieden werden. Der Friede kann nur das Werk Europas sein; und diese Europa will nicht, daß ein Glied ihrer Familie allzu sehr geschwächt werde. Mit gutem Recht fordern Sie eine Bürgschaft gegen die Wiederkehr ungesunder Träume; die stärkste Bürgschaft hätten Sie, wenn Europa die heute geltende Grenzregulirung bestätigte und Jedem verböte, die durch alte Verträge geschützten Marksteine zu verrücken. Jede andere Lösung öffnet endloser Rachsucht das Thor. Wir brauchen die Centralmacht vereinigter Staaten." (So alt ist der holde Traum.)

Strauß antwortete am zweiten Oktober. „Wenn von einem Dank geredet werden soll, so gehörte für eine blos negative Unterstützung (im Jahr 1866) auch nur negativer Dank: wenn Napoleon einmal Lust empfand, etwas Aehnliches auszuführen, durfte Preußen ihm nicht in den Weg treten. Und dieses Negative hatte ihm ja Preußen schon im Voraus geleistet, indem es der Einverleibung von Savoyen und Nizza in das französische Kaiserreich keinen Widerstand entgegengesetzt hatte. Wir hätten durch die Abtretung Luxemburgs der französischen Regirung den Verzicht auf weitere Forderungen erleichtern sollen? Der König von Preußen hatte sich auf den Platz der alten Kaiser gestellt. Durfte er als Minderer des Reiches debutiren? Nachdem er soeben mehrere deutsche Provinzen für sich erobert hatte: durfte er in die verrufenen Spuren der habsburgischen Kaiser dadurch treten, daß er dagegen, wie sie so oft gethan, eine deutsche Provinz, die ihm nicht gehörte, an Frankreich kommen ließ? .... Liebenswürdig ist auch uns, den preußisch gesinnten Süddeutschen, das spezifisch preußische Wesen nicht. Aber als ‚politisches Thier' ist der Preuße dem Süddeutschen überlegen. Ohne den preußischen Kriegsplan, der sie leitete, ohne die preußische Heereseinrichtung, der sie sich anschließen konnten, würden die Süddeutschen mit all ihrem guten Willen, all ihrer Stärke und Mannhaftigkeit doch nichts gegen die Franzosen ausgerichtet haben. Wir rechnen auf einen Siegespreis und glauben nicht, daß wir Frankreich durch eine schonende Behandlung versöhnen könnten. Ein Volk, das für Sadowa, also für eine ihm ganz fremde Niederlage, Genugthuung haben wollte, wird für Wörth und Metz, für Sedan und Paris zehnfach um Rache schreien, wenn

wir ihm auch weiter nichts zu Leid thun, als daß wir es so oft geschlagen haben. Da wir von seinem guten Willen unter keinen Umständen Etwas zu erwarten haben, müssen wir darauf bedacht sein, daß sein übler Wille uns fortan nicht mehr schaden kann. Die Festungen, die Frankreich bisher benutzt hat, um von ihnen aus in unser Land einzufallen, werden wir ihm wegnehmen; nicht, um von ihnen aus künftig das französische Land anzugreifen, sondern, um unser deutsches Land zu sichern. Durch die Vermittlung der neutralen Mächte wollen wir unser Zerwürfniß mit Frankreich nicht schlichten lassen; bei dem letzten Schiedsgericht dieser Art, das uns mit Frankreich ins Gleiche setzen sollte, dem Wiener Kongreß, sind wir zu schlecht gefahren. Wir werden das Schwert, das wir nur nothgedrungen ergriffen haben, zwar nicht eher aus der Hand legen, als bis der Zweck dieses Krieges erreicht ist; aber wir werden es auch keinen Tag länger in der Hand behalten."

Am einundzwanzigsten März 1871, als in den versailler Präliminarien die deutsche Zukunft der umstrittenen Provinzen gesichert war, sprach im Weißen Saal des Zollernschlosses Kaiser Wilhelm zum Deutschen Reichstag: „Wir haben erreicht, was seit der Zeit unserer Väter für Deutschland erstrebt wurde: die Einheit und deren organische Gestaltung, die Sicherung unserer Grenzen, die Unabhängigkeit unserer nationalen Rechtsentwickelung. Möge dem deutschen Reichskrieg, den wir so ruhmreich geführt, ein nicht minder glorreicher Reichsfriede folgen und möge die Aufgabe des deutschen Volkes fortan darin beschlossen sein, sich in dem Wettkampf um die Güter des Friedens als Sieger zu erweisen. Das walte Gott!" Noch einmal, im Herbst (Thiers war schon zum Präsidenten der Republik gewählt), schrieb Renan an Strauß. Der Friede war längst unterzeichnet, für Frankreich nichts mehr zu erwirken; und die Bitterniß des Besiegten schwingt in dem Ton des Briefes. Strauß hatte den Briefwechsel in einer Brochure veröffentlicht, deren Ertrag einem deutschen Invalidenhaus zufließen sollte. Dadurch fühlte der Franzose sich verletzt. „Wenn Sie mir erlaubt hätten, von Ihnen Geschriebenes zu veröffentlichen, wäre mir nie, unter keinen Umständen, der Einfall gekommen, den Ertrag unserem Invalidenhause zuzuweisen. So grundverschieden sind wir. Der Gedanke an den Zweck reißt Sie hin; Leidenschaft hindert Sie, Das zu sehen, was der Muthwille bla-

sirter Leute Geschmack und Takt nennt.“ In dieser Tonart gehts weiter. „Daß Deutschland seinen Gegner vernichtet hat, war ein Fehler; es hat Frankreich behandelt, als ob es nie einen anderen Feind haben könne. Auch im Haß soll man aber bedenken, daß man einst die Bundesgenossenschaft des heute Gehaßten brauchen kann. Lothringen hat zum Germanenreich gehört? Gewiß. Das gilt aber auch für Holland, für die Schweiz, selbst für Italien (bis nach Benevent) und, wenn man über den Vertrag von Verdun hinaus zurückgeht, für ganz Frankreich. Der Elsaß ist, nach Rasse und Sprache, heute ein deutsches Land, war aber, wie ein Theil Süddeutschlands, ein keltisches, bevor die Germanen eindrangen. Wir folgern daraus nicht, daß Süddeutschland französisch sein müsse; doch soll man auch nicht behaupten, nach altem Recht müsse Metz und Luxemburg deutsch sein. Wo sollte solche Archäologie enden? Wer die Menschheit mit allzu scharfem Grenzstrich in Rassen scheidet, sündigt nicht nur gegen die Wissenschaft, die lehrt, daß wirklich reine Rassen nur in sehr wenigen Ländern wohnen: er treibt auch zu ‚zoologischen‘ Kriegen, zu Vernichtungskämpfen, wie die verschiedenen Gattungen der Nager und Fleischfresser sie manchmal gegen einander führen. Im Glanz seines Kriegerruhmes kann Deutschland seinen wahren Beruf verfehlen. Wir müßten gemeinsam den sozialen Fragen die Antwort suchen. Das Handeln der preußischen Staatsmänner hat aber bewirkt, daß Frankreich nur ein Ziel vor sich sieht: die Rückeroberung der verlorenen Provinzen. Unsere Lage zwingt uns, den Deutschenhaß der Slaven zu schüren, den Panslavismus zu hätscheln und ohne einschränkende Bedingung fortan dem russischen Ehrgeiz zu dienen.“

So war, auf beiden Seiten, vor vierzig Jahren die Stimmung. Die Biographen des Christenheilands sprachen besser, fühlten aber nicht anders als ihre gebildeten Landsleute. Wir haben, hieß es in Deutschland, unser Reichshaus verschlossen und den Schlüssel in die Tasche gesteckt. Schlüssel und Schloß, wurde aus Frankreich geantwortet, haben zwei Jahrhunderte lang uns gehört; wisset Ihr, die auf Eure Naturforscherleistung so stolz seid, nicht, daß Wesen von straff centralisirtem Lebensbau den Verlust eines wichtigen Gliedes nicht ertragen? Der Gallier verschmerzt nicht, wie Lateiner, Slaven, Germanen selbst, ein ihm angethanes Leid; tröstet sich nicht, wie sie, an dem Gedanken, als ein Tapferer

einem Tapferen erlegen zu sein. Und Gallier ist, trotz aller Infusion römischen und germanischen Blutes, der Franzose geblieben; seit das Fallbeil die Häupter des besten Adels, der fremden Stammes war, gemäht hat, ist der Galliergeist, ein nach den Tagen des großen Juliercaesars kaum veränderter, zur Herrschaft gelangt. Der ruht nicht, bis auf seinem Schilde die Scharte ausgewetzt, seiner Kleinodienkrone das geraubte Juwel wieder eingefügt ist. Ihr habt uns verkannt. Alles wäre anders gekommen, wenn Euer blinder Bismarck (einen Tollhäusler nannte ihn, im Gespräch mit dem feinen Poeten Prosper Mérimée, am biarritzer Strand Louis Napoleon) uns in Versailles behandelt hätte, wie Oesterreich in Nikolsburg von ihm behandelt worden war: als ein vom Waffenglück besiegter Gegner, auf dessen Freundschaft man für die nächste Woche rechnen wollte und durfte ... Das hätte der Kanzler gern gethan; gern, nach freiem Willensermessen, über alle Felder des Schachbrettes verfügt. Als die potsdamer Kamarilla ihn des Bonapartismus, also der Sünde wider den Heiligen Geist der Legitimität, verdächtigte, schrieb Bismarck an Gerlach: „Frankreich zählt mir, ohne Rücksicht auf die jeweilige Person an seiner Spitze, nur als ein Stein, und zwar ein unvermeidlicher, in dem Schachspiel der Politik, in welchem ich nur meinem König und meinem Land zu dienen Beruf habe. Ich will nichts weiter als: anderen Leuten den Glauben benehmen, sie könnten sich verbünden, mit wem sie wollten, aber wir würden eher Riemen aus unserer Haut schneiden lassen als sie mit französischer Hilfe vertheidigen.“ Zehn Jahre danach, als er den Dritten Napoleon zum vorletzten Mal sah, sagte, am Tisch des Kaisers, ein Marschall von Frankreich zu ihm: „Eines Tages werden wir die Bayonnettes kreuzen. Der Hahn kann nicht dulden, daß ein anderer Hahn lauter als er kräht; und bei Sadowa habt Ihr gar zu laut gekräht.“ Der Angeredete hat, mit artigem Lächeln, versprochen, pünktlich beim Rendezvous zu sein; und das Wort des alten batailleur nicht vergessen. Daß es mehr war als die weindunstige Zufallsrede eines Draufgängers, lehrte ihn, Jahrzehnte lang, jeder Vorgang erkennen. Ob Frankreich nur den Elsaß oder, nach dem Wunsch der Hofgenerale, auch das französische Lothringen verlor, ob es die Grenzen von 1815 behielt oder sich gar wieder im Besitz der Landstrecken von Landau und Saarlouis sonnen durfte: der Verlust des Primates

würde wie die ärgste Schmach schmerzen und kein Mittel unversucht bleiben, das Rache für die in dem gegen Ludwigs und Richelieus Schatten geführten Krieg erlittene Niederlage verhieß. Auch in Deutschland blieb kein Mittel unversucht, von dem eine Linderung des Gallierschmerzes zu hoffen war. Vor jedem Handeln, jedem Verzicht auf Handeln bedachte der Kanzler die Wirkung auf Frankreich. Das schlechte Verhältniß der beiden Nachbarländer war ihm das „Geschwür von Europa"; ohne gewaltsamen Chirurgeneingriff, durch Erweichung, Enteiterung, Deutschlands Westflanke von diesem lähmenden Uebel zu befreien, hat er lange getrachtet. Als von Ost her den Geschlagenen eine neue Morgenröthe mit rosigem Finger winkte, ward von deutschen Augen das Taggestirn begrüßt, als bringe es auch dem jungen Leib Germaniens das Heil aus dem Meer herauf. Ein Kolonialreich ersehnt Ihr Franzosen? So groß, wie Ihrs wollt und erlangen könnt, soll es Euch werden. Marokko? Wir geben Euch Blankovollmacht; sichern jedem Antrag, den Ihr in Madrid stellt, unsere Unterstützung. Indochina? Unsere besten Wünsche geleiten Euch und wir sind bereit, gegen britischen Einschüchterungversuch unsere Stimme für Euch hören zu lassen. Nicht auf die Schwächung Frankreichs wars abgesehen. Jede Expansion war ihm gegönnt. Nur in Europa sollte es sich in den Grenzen des Frankfurter Friedens bescheiden. Das wollte es nicht. Die berliner Regirung ist für den französischen Anspruch auf Tunis eingetreten und hat der Republik den Ertrag des franko-chinesischen Krieges gesichert. Vergebens. In der deutschen Bereitschaft zu kolonialpolitischer Hilfe witterte zorniger Argwohn den Mausfallenspeck. Nicht ein neues Frankreich, riefen Ferrys Feinde über den Rhein, erwünschen wir, sondern den Wiederaufbau des alten; was Ihr erreichen möchtet, merken wir: je weiter wir uns dehnen, desto empfindlicher wird unser Centrum, das von keiner Gefährdung der Peripherie unberührt bleiben kann. Das Mißtrauen schien unausrodbar und der für das deutsche Reichsgeschäft Verantwortliche mußte sich, nach jeder Enttäuschung, wieder sagen, daß der Narbenbrand, die Erinnerung an die Niederlage und den Verlust funkelnder Praestigia, Frankreich stets den Mächten gesellen werde, denen es die Kraft zur Ueberwältigung Deutschlands zutraute. Was blieb zu thun? Manche Probleme, mahnte Renan, sind nur dadurch zu

lösen, daß man die Lösung nicht erst versucht; manche Konflikte nur durch geduldiges Warten auszugleichen. Auch wir mußten warten; in ruhiger, stetiger Höflichkeit jedem Franzosenherzen die Gewißheit einpflanzen, daß nur des Siegers Schwert den frankfurter Friedensvertrag zerfetzen könne. Wir lieben das schöne Land und das streitbare Volk, das scharfen Verstand mit Phantasie, Grazie mit Tüchtigkeit, witzige Flinkheit mit lyrischer Schwunggewalt paart. Wir gönnen ihm jeden Ruhm, wünschen ihm jede Mehrung seiner überseeischen Macht (der einzigen, die seine Zukunft zu sichern vermag) und werden seinem Thatendrang, wenn er nicht unser enges Haus bedroht, nie uns entgegenstemmen. Wir ehren auch den Schmerz, der heute noch das Empfinden seiner Kinder färbt, achten das Gefühl, das die Trübung nationalen Glanzes nicht verwinden kann, und wollen es weder mit Drohung noch mit Zärtlichkeit reizen. Dann findet es eines Tages sich still mit dem historisch Gewordenen ab und lernt auch in dem lange leidenschaftlich gehaßten Preußen das nützliche Glied der Menschheitfamilie erkennen; in einem Preußen sogar, das nicht, nach Renans Wunsch, wie Hefe in die Teigmasse aufgegangen, nicht, wie die Urbs der Römer, vom Weltreich aufgezehrt worden ist. So haben verständige Deutsche stets gedacht; redliche Schätzer der französischen Kultur, der die wichtigsten Provinzen des Germanengeistes Unersetzliches danken. Frankreich verlernt mählich wohl die Hoffnung auf einen Sieg der Rachsucht. Die Wirthschaft der Republik blühte üppig, ihr mohammedanisches Reich wurde zum Land der Verheißung und in der Wärme des Wohlstandes konnte die alte Wunde endlich nun verharschen. Im Frieden ist nichts zu erschmeicheln noch zu erpressen; vom Krieg nichts zu erwarten. Hinter dem Rhein wimmelt ja nicht mehr die Horde dumpfsinniger Barbaren, aus der nur ein Häuflein weltfremder Dichter und Denker vorragt. Durch Germaniens massigen Körper rieselt längst ein feines Feuer, dessen Widerschein den Wasgenwald durchglüht. Jeder sah es; und konnte nur fragen: Wann schlägt die Stunde, die zwei einander im Raum und im Geist so nahen, so wohlthätig einander ergänzenden Völkern eine dem Recht und der Ehre genügende Verständigung gestattet? Wann wird Europa von dem alten Geschwür befreit und zwischen zwei starken und tapferen Völkern gleichen Rechtsanspruches der unerträgliche Zustand geendet?

Unerträglich ist er geworden. Mit täppischer Werbung haben wir erwirkt, daß eingesargte Hoffnung den Deckel sprengte und, blinzelnd zunächst, wieder ins Licht lugte. Mit Nadelstichen, mit Demüthigungen, denen keine Schwächung des Nachbars folgte, haben wir den Gallierdünkel im Brennpunkt verwundet. Soll es so weitergehen? Nach jedem Vorsprung französischer Kolonialpolitik der Lärm und das ewig fruchtlose Diplomatengezänk sich erneuen? Schon ist das unbedachte Wort eines deutschen Zeitungschreibers Anlaß zu pariser Protestversammlungen, in denen Deutschland beschimpft, zu marseiller Meetings, in denen das Bild des Deutschen Kaisers verbrannt wird. Bleibt gerecht! Seit wir die Ruhe des Starken verloren und mit einer Nervosität, die zwischen schmeichelnder Zärtlichkeit und plumper Nöthigung schwankte, die Franzosen angesteckt haben, wissen sie nicht mehr, was wir eigentlich von ihnen wollen. „Qu'est-ce que l'Allemagne a voulu?“ Das war schon im Algesirasjahr, dann während des Deserteurzwistes ihre ärgerliche Frage. Sie müssen erfahren, endlich, was Deutschland will. Nicht eine sanftere, versöhnliche Stimmung. Die nützt uns nicht; lüde dem Reich nur eine Schonungpflicht auf, die an dunklen Tagen höchst lästig werden könnte. Wir wollen nicht länger gelähmt sein; nicht bei jedem Schritt die Gewißheit mitschleppen, daß Frankreich für die erste Stunde deutscher Noth Bundesgenossen zusammentrommelt. Vorwärts wollen wir; und könnens nur, wenn wir Frankreich noch einmal besiegen oder in ein festes, hinterhaltloses Bündniß überreden. Ungemeiner Rhetorenkünste bedarf es zu diesem Zweck nicht; nur der Rückkehr des Glaubens an die deutsche Willensbereitschaft zum Krieg. Herr Grand-Carteret hat in einer Artikelreihe, die sich mehr mit dem Kaiser als mit der deutschen Nation beschäftigt, gesagt, unter seinen Landsleuten sei die Furcht verbreitet, nach dem Ausbruch eines europäischen Krieges werde durch den Vogesenspalt der Ruf schallen: Wer nicht für mich ist, Der ist wider mich. Sicher; Germanien braucht nicht milder zu sein als der von Pharisäern bedrängte Heiland des Matthaeus-Evangeliums. Gelingt eine anglo-deutsche Verständigung, dann schwindet den Franzosen die Aussicht auf Machtzuwachs und der Einfluß ihrer Politik versickert; kommts zum Krieg, so haften auch sie uns für die Kosten. Wir geben in jedem Jahr jetzt mindestens fünfzehnhundert Millionen Mark für unsere

Reichswehr aus, können mindestens fünf Millionen Mann, felddienstfähige Leute, auf den Kriegsschauplatz stellen und haben auch in Strategen und Technikern, Industriellen und Kaufleuten unübertroffene Kämpfer. Dagegen ist kein Kraut gewachsen; weder die Bourbonenlilie noch ein Spätling vom Stamm des Korsen könnte helfen. Obs ein Degen der Republik vermag, muß Frankreich ermessen. Nach vier Jahrzehnten, als die Heimath mündiger Menschen von feinstem Geistesschliff, wissen, ob es noch eine Waffenprobe wagen oder die Zukunft seiner Großmacht von Deutschland verbürgt sehen will, das ihm mehr geben, mehr nehmen kann als irgendein anderer Staat. Sehet! An zwei Weltmeeren schaaren sich die Angelsachsen zweier Erdtheile zur Einheit des Wollens. Ihnen muß morgen die Hegemonie weißer Rasse zufallen, wenn wir den alten Hader nicht schlichten. Vereint sind wir unüberwindlich; zu Land und zu Wasser, als reichlich mit Gold gedüngtes Wirthschaftgebiet und als Hüter des Kulturhortes. Wer nicht mit mir sammelt, Der zerstreut. Zwischen den Nachbarn kanns nicht so bleiben, wie es jetzt ist. Deutschland hat die Wucht, Frankreich die Flamme. Die kann beiden Völkern zu friedlichem Sieg voranleuchten. Die müssen wir in Blut ersticken, wenn sie auch fortan nur den Zorn unserer Feinde hitzen soll. Morgen. Denn das vor vierzig Jahren verschlossene Haus wird allzu eng. Und jeder deutsche Enkel würde die Folgen spüren, wenn die Ahnen die zur Dehnung des nationalen Machtbereiches ihnen gewährte Frist in ertragloſem, applaussüchtigem Spiel schmählich vertrödelt hätten. Frankreich braucht den nicht von den Presidios beherrschten Haupttheil von Marokko; Deutschland die Erlösung von vierzigjährigem Uebel; der Kontinent die Möglichkeit, gegen das vordrängende Angelnthum einig zu werden. Die Hilfeleistung Rußlands, dessen große Städte nur die Kerntruppenmacht vor neuen Putschen schützt, wöge fürs nächste Lustrum nicht schwer. Edward ist tot und der Marinekönig zu stockbritischer Puritaner, um die Franzosen lieben zu können; sein Weltreich auch mit Hausarbeit bebürdet, die keinen Aufschub duldet. Die Gunst der Gestirne ruft zu rascher Entscheidung. Die Republik kann einen Freund haben, der ihr allen Glanz der Sonnentage zurückbringt und dessen Same im Schoß ihres Gartens eine neue Blüthe europäischer Menschheit zeugt. Doch auch einen Feind, der, seit sie ihn kennen lernte, nicht entmannt worden ist.

Heute.

Die Sätze, die dem Nachbar die Nothwendigkeit schneller Wahl zeigen wollten, wurden geschrieben, ehe der „Panther" die deutsche Drohung nach Agadir trug. Seitdem hat das Verhältniß zu Frankreich für uns nicht mehr das Schwert, das es vierzig Jahre lang gehabt hatte. Die Schneide ist stumpfer geworden. Da wir eine schon beglichene, von uns quittirte Rechnung noch einmal in Paris vorlegten und, mit dräuender Geberde, Nachzahlung heischten, haben wir, zum ersten Mal, den Franzosen Unrecht gethan. Bismarck hätte solchen Vorschlag als das Hirngespinnst eines Tollen abgewehrt. Kiderlen war, erstens, als vom Hause Bismarck abtrünnig Gewordener und als dessen zähester Feind in allen Froschpfuhlen Oeffentlicher Meinung beliebt und hatte, zweitens, die Suggestivkraft, die den schillernden Vorstellungen beginnender Psychose oft schwache Köpfe gewinnt. Ueber ihm ein europäischer Politik völlig Fremder, der gar zu gern dem Erdkreis so unermeßlich scheinen möchte, wie er selbst sich findet; unter ihm ein ewig Subalterner; und in der Nation der unklare Wunsch, nach all dem Gesäusel und Irrlichteliren endlich wieder eine kräftige Handlung zu sehen. So geschah, was niemals geschehen war: einer Großmacht (der von uns mit redlichster Gerechtigkeit zu behandelnden) wurde im Frieden ein langer Fetzen alten Siedlungslandes abgedrückt. Das im point d'honneur empfindlichste Volk wurde gedemüthigt und zugleich (nicht geschwächt, sondern) gestärkt: denn von der Sierra Leone reichte, über kleine Enklaven Portugals und Spaniens hinweg, seine Herrschaft nun bis nach Gabes. Die Folgen des Pantherspunges und des Rückzuges in den Kongosumpf sind jedem unbefangenen Auge sichtbar geworden. Ohne Agadir noch kein libyscher Krieg; ohne Italiens Sieg über die Türkei kein Vorstoß des Balkanbundes; ohne Kirkkilisse und Kumanowo kein Zwang zu hastiger Heeresvermehrung ins Ungeheure. Neu-Kamerun ist heute schon theurer als das ganze Bündel deutscher Kolonien in Ost- und Westafrika. Nicht so leicht wahrnehmbar wurde die Wandlung der französischen Seele; wer sie spüren will, muß die Zeitung „L'Action Française", Pinons Buch „France et Allemagne", Agathons Berichte über den Geist französischer Jugend, aber auch „Aux écoutes de la France qui vient" von dem jungen protestantischen Republikaner Gaston Riou lesen. Verschiedene Weltanschauung und Tonart; der selbe Rhythmus.

„In den schmerzlichen Stunden, die hinter uns liegen, durchbebte das ganze Land ein Gefühl“: sagt Herr René Pinon; und schließt sein Buch mit Gortschakows Mahnung: „Frankreich muß stark und klug sein.“ Das Geschlecht, das sich mit Skepsis und Sozialismus brüstete, in jedem Priester einen Wicht, in jedem General einen Gecken sah, auf Anatole France schwor und sich mit dem Stolz der ganz feinen, ganz freien Geister décadent nannte, diese Schaar müder Genießer ist enthront. Frankreich will wieder glauben: an seine Zukunft und an den Gott, der sie bereiten hilft. Frankreich will wieder handeln: das Gesetz erfüllen, das der Genius der Volkheit an des Himmelsdomes Azurkuppel schrieb. Von dem Sektenzwist und der Schachermachei der alten Parteiengarde will die Jugend nichts mehr hören; nur von Frankreichs unverjährbarem Ruhm und von nationaler Macht, die sich würdiger Freiheit gesellt. Dann läuft ihrs feurig durch die Wangen und sie wiederholt das Wort Rious: „Wir haben gelobt, niemals am Vaterland zu verzweifeln.“ Ihre Heimath soll nicht wehrlos, nicht von fremder Gnade abhängig sein; nicht zum Luxushotel oder Lupanar reicher Müßiggänger werden. Stärke hat wieder Werth und das Heer wird, als eine Hoffnung, umjubelt. Als eine Hoffnung auf Hilfe aus drückender Noth; nicht als das zu Angriff und Sieg sicher taugliche Werkzeug. Die Zahl Derer, die den Krieg gegen Deutschland herbeiwünschen, ist winzig. Vierzig gegen fünfundsechzig Millionen: ein Augenblickserfolg könnte nicht dauern. Doch neuer Demüthigung würde das Land und jeder Einzelne den gefährlichsten Krieg vorziehen. Und das Trachten nach solcher Demüthigung traut man uns zu. Nichts Heroisches (etwa den Wikingerplan, die Champagne und Burgund zu erobern oder aus Toulon ein deutsches Gibraltar zu machen); aber den Willen zu lästigem Aergerniß, das den Vorwand zur Erpressung von „Kompensationen“ liefert. Haben nicht deutsche Thoren geschrien, noch sei über Marokko nicht für immer entschieden und den Zipfeln müsse bald die Hauptmasse des französischen Kongobezirkes folgen? Weil er jede Zumuthung dieser Art abzuwehren verhieß, ist Herr Poincaré, wider den Willen des mächtigsten Klüngels, Präsident geworden. „Den Panslavismus zu hätscheln und ohne einschränkende Bedingung dem russischen Ehrgeiz zu dienen“: Das scheint wieder, wie Renan den Vätern vorausgesagt hat, Patriotenpflicht.

Rußland erholt sich viel rascher, als irgendwo geahnt worden

war; seine Industrie blüht üppig auf und die neue Agrarordnung verspricht köstliche Frucht. Die Macht des Slaventhumes wächst in drei Monaten über alles Erwarten hinaus. Das Deutsche Reich stemmt sich ihr nicht entgegen; thut aber auch nichts, um sie der austro-ungarischen Monarchie zu versöhnen, und sieht ruhig, als ginge der Handel es nicht an, der Entwicklung zu, die den Oesterreichern wildesten Haß einbringt und Rußland zum Hort der Balkanmenschheit macht. Frankreich jauchzt (leise): sein Schuldner, der Türke, wird, ohne die Last europäischer und afrikanischer Verwaltung, nach der Rückkehr an den anatolischen Kraftquell erst recht ein im Sinn Shylocks guter, zinsfähiger Mann, der obendrein, wenn er im Zahlen säumig wird, in Syrien bequem zu pfänden ist; und Deutschland wagt nicht, für die zwanzig Jahre lang zärtlich beäugte Mondsichel gegen den Dreibund England-Frankreich-Rußland ins Feld zu rücken. Doch in den Freudenbecher sickert Bitterniß: Deutschland erhöht die Heereszifferin einen Friedenspräsenzstand von fast neunhunderttausend Mann; und Frankreich kann nur auf dem Aktenpapier des Kriegsministeriums mehr als fünfhunderttausend Mann unter die Trikolore stellen. Hier bleibt keine Wahl. Die männliche Jugend muß die Last dreijähriger Dienstzeit, ohne alle Ausnahmen und Privilegien, auf sich nehmen; sonst gleitet die Republik vom ersten in den zweiten Machtrang hinab. Begeisterung hallt von der Nordsee bis an das Mittelmeer wider; weicht aber schnell mattem Bedenken. Darf man den freien Bürger der Republik in Dienstzeit kerkern, die länger ist als des Wasserpolen und des Kroaten? Können wir, die schon jetzt halb Untaugliche einstellen, auf dem Acker und im Gewerbe so viele Männer entbehren? Wäre die Einrichtung haltbar und wie müßte sie auf die Wirthschaft des Staates und Volkes wirken? Im ersten Vierteljahr sind an fünfundzwanzig Milliarden dreiprozentiger Staatsrente beinahe achthundert Millionen Francs verloren worden. Die Regirung muß, zum zweiten Mal in kurzer Zeit, für eine Eisenbahnanleihe vier Prozent gewähren und kann kein Agio dafür fordern. Auch aus französischem Erdreich wächst kein Baum bis in den Himmel. Schlimme Zeit. Der Rebe und dem Enthusiasmus schadet der Märzfrost. Die Kammer verzaudert, verschiebt die Wehrvorlage (die vor der deutschen Gesetz sein sollte). Elsässer und Lothringer sprechen offen aus, daß sie den Rachekrieg nicht ersehnen, nicht an Frankreich zurückfallen, sondern sich das Recht

auf einen selbständigen deutschen Bundesstaat erobern wollen. Der Radikale Sembat räth öffentlich, jeden Gedanken an Rache für 1870 jetzt zu verbannen und mit Deutschland ein Bündniß zu schließen. In der „Action Française“ wird gefragt, ob die Flamme, die der Agadirstreich aus allen reinen Herzen schlug, schon verglommen sei. Da naht den Mißgestimmten Trost; dreifacher. Ein Zeppelinschiff, das sich auf der Probefahrt verirrt hat, dem der Triebstoff fehlt und das (leider) der Führer nicht opfern will, muß in Lunéville landen; wird, ein paar Stunden nach der höchst offiziösen Mahnung, das theure Geheimniß des starren Luftschiffes noch sorgsamer als bisher zu hüten, den Franzosen, zu gefälliger Ansicht, auf einen Exerzirplatz gelegt und hat französischen Soldaten, die es Tag und Nacht im Sturm an Seilen festhalten, sein Leben zu danken; der Koloß scheint einer Windstärke nicht trotzen zu können, die drei pariser Aeroplanen gestattet, durch die Luft auf den Platz der Nothlandung zu kommen. Das alte Gallierlachen heitert die gestern noch trüben Mienen auf. Die unkluge Magisterrede des Reichskanzlers schürt das fast schon von Asche erstickte Feuer der Werbung für dreijährige Dienstzeit. Der freche Unfug einer Nachtbummlerhorde, die in Nancy Deutsche geschimpft und gepufft hat, wird zu einer Staatsaktion aufgebauscht; von der Regirung der Republik aber, nachdem das Wesentliche der ersten Berichte als unwahr erwiesen ist, schnell und anständig gesühnt. (Durchaus anständig; zwei Schutzmänner sind aus dem Dienst gejagt, zwei Kommissare versetzt und dem Präfekten ist ein anderes Amt aufgenöthigt worden, das ihm nicht, wie bei uns behauptet wurde, den Sold erhöht und das ihm die Laufbahn des politisch Beamteten sperrt. Mehr konnte nur Trunkenheit fordern.) Was von der eklen Sache übrig blieb, war nicht zu unseren Gunsten als Saldo zu buchen. Die Landsleute, die sich selbst bescheinigen, daß sie sich „Alles, ohne jeden Widerstand, gefallen ließen“ („sonst wären wir schließlich gar nicht lebend nach Metz retour gekommen“), hätten dem eigenen Interesse und, besonders, dem ihrer Heimath besser gedient, wenn ihre Haltung der des Grafen von Charolais, der bis zum letzten Wank vor Nancys Mauern Karl der Kühne blieb, mindestens ein Bischen ähnlicher gewesen wäre. Der Deutsche gilt auch an der Meurthe für einen Mordskerl mit Hörnern und Klauen; zwei junge Deutsche, die sich vor Pöbelgekeif ducken, schädigt leicht der Verdacht, daß sie Uebles auf dem

Kerbholz haben und deshalb nicht wagen, derb dreinzuhauen. Unsere Oeffentliche Meinung ist arg entgleist. Daß der Fall benutzt werden sollte, um dem neuen Staatssekretär ein Ansehen zu schaffen, ist ja recht nett; doch konnten Erfahrene Herrn von Jagow und den offiziösen Schreibern sagen, daß die der amtlichen Untersuchung voraus keuchende Rügerede als ein Bruch internationaler Verkehrssitte wirken müsse. Und wars nöthig, im Bereich großer Blätter zu thun, als sei so widriger Nachtspuk, solche Mißhandlung Fremder noch niemals und nirgends erschaut worden, den Franzosen das Anstandsgefühl abzusprechen und das Recht auf den Namen einer ritterlichen Nation höhnisch zu weigern? In Paris leben hunderttausend, auch in Nancy ungefähr fünftausend Deutsche. Niemand belästigt sie, ihre persönliche Freiheit und ihr Gewerbe. Der Ungebühr bezechter Bummler kann selbst die stärkste Regirung nicht vorbeugen; unzulängliche Polizeiorgane die gewissenhafteste nur streng bestrafen. Das ist geschehen. Wer zweifelt, daß von Calais bis nach Perpignan der Vorgang als ein Fleck auf Frankreichs Ehre empfunden wird, kennt die Franzosen nicht. Diese Empfindung ist nur durch das häßliche und ganz undeutsche Schimpfgestöber, das über die Vogesen drang, gelindert worden. War vorbedachter Frevel zu ahnden, dann genügte Rede und Papier nicht. Hatte Nachtgesindel seinen Rausch ausgejohlt, dann wars unfein, die Nation dafür verantwortlich zu machen.

Frankreichs Rechenfehler ist, daß es den Krieg meiden, auf die Grimasse der Kriegsbereitung aber nicht verzichten will; daß es, in der Zuversicht, die Furcht vor deutscher Uebermacht werde ihm stets Helfer werben, den Nachbar mit leiser Drohung zu kitzeln, mit lauter zu striemen wagt. Wir haben seit 1890 oft lüstern um Frankreichs Gunst gebuhlt, uns, wenn es spröd schien, launisch gezeigt und, wo wir ein Damentemperament witterten, manchmal die im Verkehr mit Dirnchen übliche Umgangsform gewählt. Auf beiden Seiten muß der Mißbrauch rasch enden. Der Kaiser hat zu dem Botschafter der Republik einst gesagt, er sei müde, die Hand auszustrecken, in die der Nachbar nicht einschlagen wolle. Wer rieth ihm, sie auszustrecken? Wir wollen höflich und ruhig sein; Unglimpf weder thun noch dulden. Und auch in der neuen, festen Rüstung nicht vergessen, daß in Nancy Kaunitz den Bund geknüpft hat, der einem Preußen ohne Fritz das Leben gefährdet hätte.

Cohens Aesthetik.*)

Aus dem Nachlaß Konrad Ferdinand Meyers ist ein Gedicht bekannt geworden, das der Abschied von Rom in der Heimath nach sechs Jahren hervorgerufen hat. Die dritte Strophe lautet:

„Nun laß mich scheiden, Stadt der Welt, von Dir
Und laß mich Dein gedenken früh und spat,
Daß die Betrachtung thätig werde mir
Und ruhig meine That."

Was hier „thätige Betrachtung" heißt, Das nennt Hermann Cohen „reines Gefühl". Beim „letzten Strahl der Sonne" schaut der Dichter „auf das erblichne Rom". Menschlich erlebte Natur und Weltgeschichte wirken zugleich auf ein Selbst, in einem Selbst; und die Stimmung wird schöpferisch, in der Art, daß Aufnahme des Künstlerischen (im Blick nach der Peterskirche vom hohen Garten aus) und der Vorsatz zu künstlerischer Erzeugung in einander übergehen. Es ist gleich das Klassische, was der Dichter sich vorsetzt: „Den Sinn des Großen raubt mir Keiner mehr"; und solcher Sinn stellt ihn über Tag und Stunde: „Und keine Welle fluthet mehr allein im tiefen Strom der Zeit." Aber Wollen und Denken werden in dieser Fluth des Fühlens nicht verspült. Die „ruhige That" sammelt ihre beste Kraft und „der Gedanken reicher Hort" ist unversehrt. Erkenntniß und Wille bleiben rein in sich.

Es war ein Wagniß, die Theorie auf Gefühl zu gründen. Gerade auf ihr Gefühl als ein ursprüngliches berufen sich ja Kunstfreunde, um alle Theorie abzuweisen, die über Regeln der Technik und Daten der Kunstgeschichte hinausstrebt. Ist es möglich, das Prinzip der Aesthetik gegenüber den Gebilden der Kunst zart, weit und biegsam zu erhalten und es doch so zu befestigen, daß es in der philosophischen Systematik fruchtbar und in seinem eigenen Gebiete anwendbar wird? Die Reinheit soll das Gefühl dazu befähigen. Rein aber wird das Gefühl durch den systematischen Zusammenhang mit den Prinzipien der Logik und der Ethik und Kraft seiner eigenen Methodik, also durch seine Bethätigung als eine gesetzliche. Den Nachweis dieser Gesetzlichkeit führt Hermann Cohen in einer vorwärts dringenden Darstellung. Dabei zeigt sich, daß das reine Gefühl als ein geistiges und schaffendes dem Urgefühl nicht fremd ist, zu dem jene Kunstfreunde vor auf-

*) System der Philosophie. Dritter Theil. Zwei Bände. Berlin, bei Bruno Cassirer.

gedrungenen Gesetzen ihre Zuflucht nahmen, daß es ihm verwandt ist bis in die Physiologie hinein, bis zum Temperaturgefühl und zum Tastsinn.

Erkenntniß, Wille und Gefühl wirken in der Kultur zusammen, aber für die Begründung der Logik müssen wir von Willen und Gefühl, für die Begründung der Ethik vom Gefühl absehen. Der Gewinn der reinen Erkenntniß ist Vorbedingung für den Erwerb des reinen Willens; für das reine Gefühl werden reine Erkenntniß und reiner Wille vorausgesetzt. Wie kann dabei „die positive Kraft des Willens auf dem Affekt beruhen" und wie das Gefühl aus dem Fühlen hervorgehen? In den Fels sind drei Stufen eingehauen; wir gelangen zur zweiten nur über die erste, zur dritten nur über die erste und zweite, aber von jeder Stufe aus reicht das Gestein bis zur Sohle. Die Anlage des Systems in Verbindung und Selbständigkeit der drei Bewußtseinsgebiete mag uns so verständlich werden. Weiter gilt das Gleichniß nicht. Die verschiedene Höhe der drei Stufen bedeutet kein Werthurtheil. Es giebt „mehrere Arten höchster Bedürfnisse des Geistes" und „keine der drei Einheiten kann die Einheit des Bewußtseins überhaupt sein". Wir sahen schon die Logik von der Ethik her vertieft und gesichert; und reicher Zuwachs wird den beiden ersten Theilen des Systems aus dem dritten. Bei jeder einzelnen Erörterung scheint das Ganze einen Augenblick zu wanken und die Grundlegungen werden wieder geprüft. So ergeben sich für die Allheit des Raumes neue Einsichten durch die Architektur, die Zeit als Antizipation erschließt sich im musikalischen Rhythmus und die „Tugenden zweiten Grades" zeigen nun offenkundig ihren ästhetischen Einschlag. Alles ist unaufhörliche, unermüdliche Wechselbeziehung; immer dichter laufen die Fäden, bis das Gewebe als eine Wirklichkeit Form und Farbe annimmt.

Wie das reine Gefühl Logik und Ethik und zwar Jene als Natur-, Diese als Geisteswissenschaft voraussetzt und umsetzt, möchte ich erläutern an dem Erlebniß des „Grünen Heinrich" in der münchener Universität. Er hört ein Kolleg über physische Anthropologie und hält sich an die „sachliche Form", an den „geschlossenen Kreis der Thatsachen", aber zugleich nehmen die Dinge eine „phantastisch typische Gestalt" an. „Das rührte von der Gewöhnung des malerischen Bildwesens her, die sich jetzt einmischte." Er liest Bücher über griechische Geschichte und vergegenwärtigt sich dabei „die schönen Landschaften, die Inseln und Vorgebirge, wenn ihre wohllautenden Namen genannt werden". Man beachte wohl, diese Regungen sind ihm zunächst nicht willkommen, er schilt sie

„phantastisch“ und begiebt sich von der Anthropologie zu Reflexionen über die Willensfreiheit, von der Historie zum Nachdenken über die Dauer geschichtlicher Bildungen. Er lernt „Achtung vor dem reinen Erkennen“ und er fragt ernstlich, „in welchem Verhältnisse überhaupt die Summe des moralischen Inhaltes zu dem Rhythmus der Jahrhunderte stehe“. Also Logik und Ethik sind nicht vernichtet oder auch nur abgeschwächt, während die ästhetische Energie sich anmeldet. Daß aber der künftige Dichter sich selbst noch als Maler betrachtet, erhöht den Werth seiner Bekenntnisse: die Einheit der Kunst über den Künsten und in den Künsten verräth sich in dieser Selbsttäuschung. Keller sieht die „typische Gestalt“ noch im Gegensatz zur „sachlichen Form“, weil die ästhetische Stimmung noch umschweift, noch nicht zum Kunstwerk versachlicht ist; ein ungeordnetes Ich wagt sich nur scheu hervor gegenüber einer durchdachten, sittlich gegliederten Welt. Hier beobachten wir das Gefühl in seiner Entwickelung zum reinen Gefühl. Im Zuge der Logik und der Ethik soll uns das Ich als ein individuell erkennendes und wollendes nicht angehen, in der Aesthetik findet eine Rückbeziehung Statt auf das Ich, das reine Gefühl ist Selbstgefühl.

Wir kommen noch einmal zum „Grünen Heinrich“. Die ästhetischen Regungen traten auf, als während der Vorlesung „die Lehre von unserer Menschennatur sich zusehends abrundete“. Sie rundete sich ab; und doch drängte sie zu einer Ergänzung über die Lehre hinaus. Die Natur des Menschen, wie Keller sie meint, kann von keiner Physiologie fertig erklärt werden, auch keine Einsicht in den Sinn von Recht und Staat kann ihr genügen: sie muß sich erfüllen in der Kunst. Die Arbeit und die Ergebnisse der Logik und der Ethik werden stofflich im Rückgang auf den „Ursprung“ (wir erinnern uns wieder an die Sohle unterhalb der Felsentreppe) und nun erfolgt der Aufstieg vom Urgefühl aus. Gelingt es, „unsere Menschennatur“ zu ergreifen, so haben wir in einem das Ich und die Kunst. Dazu verhilft uns die Liebe als Liebe zum Menschen. Die Liebe „verwandelt sich in das ästhetische Gefühl“. Was will Das sagen? Goethe hat uns gelehrt, daß „Idee und Liebe“ bleibt auch nach dem Hingang der „eigentlichen Lust des Sinnespieles“. Bedarf es denn neben der Idee noch einer besonderen Liebe? Die Idee stammt doch vom Eros, muß also Liebe in sich enthalten. „Man darf wohl gleichnißweise sagen, daß alle systematischen Richtungen des Bewußtseins im Eros, im Künstlergeist des Menschen ihren Ursprung haben.“ Aber diese Liebe innerhalb der Idee führte uns in Höhen und Tiefen; sie

kehrte nicht heim zum Ich. Also die besondere Liebe hat ihren Beruf. In der Aesthetik des reinen Gefühls darf sie selbst zur Macht und Klarheit einer Idee sich erheben. Das Persönlichste wird nun gemeingiltig. Es ist ein stilistisches Zeugniß für diese Aesthetik, wenn Citate aus Goethes Gedichten nicht als Anführungen wirken, sondern in Cohens Prosa als Satzglieder sich einstellen. Unwillkürlich vermittelt die Sprache zwischen dem Genius und seinem Interpreten.

Wir lesen im Laokoon: „Wie Manches würde in der Theorie unwidersprechlich scheinen, wenn es dem Genie nicht gelungen wäre, das Widerspiel durch die That zu erweisen", und in der Hamburgischen Dramaturgie: „Jedes Genie ist ein geborner Kunstrichter. Es hat die Probe aller Regeln in sich." Soll die Aesthetik immerdar durch die Thaten des Genies zugleich bedroht und bestimmt bleiben? Es kommt darauf an, daß wir in den Regeln das Gesetzliche erfassen. Das Gesetzliche ist nämlich gar nicht ein Kodex erstarrter Satzungen, es liegt tiefer als alle Formeln: zwischen den Aussprüchen de lege lata und den Ansprüchen de lege ferenda; die Griechen haben es gemeint mit dem „ungeschriebenen Gesetz". Ließe sich darthun, daß die Thaten des Genies die Liebe zur Menschennatur in solcher Gesetzlichkeit bewähren, so brauchte die Theorie kein Widerspiel mehr zu befahren. Die Gesetzlichkeit kann in keinem Fall von außen herangetragen, sie muß in jeder Kunst, in jedem Künstler, in jedem Kunstwerk neu gewonnen werden; und jenes Etwas, die Liebe zur Menschennatur, muß dabei immer reichhaltiger und immer durchsichtiger sich herausheben. Das unternimmt Cohen; das Genie wird ihm, wird sich eine dialektische Aufgabe. „Die Eigenart der Originalität Rafaels beruht auf der Eigenart der ästhetischen Problemstellung, die er bildet." Die Ehrfurcht ist als solche kritisch; sie gelangt zu besseren Einsichten als die Respektlosigkeit und als der Heroenkult, in dem sich der Bewunderer selbst bewundert. So ringt der Kunstfreund um das Verständniß der Thaten des Genies und das Genie mit seinem Vorwurf. „Ich lasse Dich nicht, Du segnest mich denn!" Auch hier gilt die „Analogie des Gebetes". Cohen prüft das Genie an jener Liebe und jene Liebe am Genie; die Darstellung hält sich in einem schwebenden Gleichgewicht ohne Verzagen, ja, recht eigentlich in ihrem Element beim stärksten Ausschlag des Pendels, da, wo es um die Humanität des Aristophanes oder um die Rechte der Liebe und der Ehe in den „Wahlverwandtschaften" geht oder wo an den Grenzen einer Kunst das Lächeln der Mona Lisa Deutung verlangt. Hier, in der Aesthetik des rei-

nen Gefühls, reift sichtbar die Ernte der Logik der reinen Erkenntniß; jenes tiefste Durchpflügen des Bodens trägt sich aus. Bewußtsein und Bewegung sind Wechselbegriffe. In der Bewegung als einer beharrlichen ist die Ruhe eingeschlossen. Wie das Suchen nach der Wahrheit unsere Wahrheit selbst ist, so darf angesichts des Kunstwerkes die Tendenz zur Vollendung der Vollendung selbst gleichgesetzt werden: energon und energeia klingen zusammen wie in der Sprachphilosophie Wilhelms von Humboldt. Die biographische Bedingtheit des genialen Künstlers durch den gesellschaftlichen Zustand und die Machtverhältnisse seiner Epoche, seine Bindung durch Schule und Herkunft und die Aufträge, die eine nach politischen Bedürfnissen formulirte Religion ertheilt, sie können doch dem reinen Gefühl nichts anhaben. Eine „ideale Aufhebung der Zeitunterschiede" macht den israelitischen Prophetismus einem Michelangelo in der Sistina und Beide uns gleichzeitig. Giottos Frömmigkeit bleibt unbefangen gegenüber Franz von Assisi; ihn ergreift die „sittlich-soziale Bewegung", nicht die eingezäunte Heiligkeit der Kirche.

Als „Idee" wird die „Gestalt" zur „Trägerin des tiefsten Inhalts der Seele". So wollte es „das Schicksal der Sprachvernunft". An diesem Schicksal webt Cohen selbst. Wir haben bemerkt, daß der Terminus des Gefühls zu Ehren kommt und daß doch der Wortsinn nicht verschoben, sondern geschärft wird. Das „Erfühlen" ist viel tragfähiger als das „Einfühlen"; es schafft sich seinen Gegenstand. Der Humor aber gelangt in dieser Aesthetik zuerst zum wirklichen Leben, weil er befreit wird von der Zugabe der Melancholie und dem Beisatz der Satire und dennoch das menschlich Weitherzige bewahrt. Der Humor ist als humour physiologischer und sogar pathologischer Abkunft und trachtet dabei nach dem Geistigen und Gesunden. Die ausgelassene und doch trübe Laune des Tristram Shandy schien uns immer der Rückschlag unterbundenen shakespeareschen Geistes gegen den Puritanismus. Jetzt galt es nur, den Humor in seiner Freiheit wiederzufinden in Shakespeares Ineinander von Tragoedie und Komoedie und rückwärts bis zum griechischen Drama mit seiner Ergänzung durch das Satyrspiel. Diese Freiheit offenbart sich eben nicht in „Sonderwerken des Humors", sie steht in Wechselwirkung zum Erhabenen. Das Erhabene und der Humor ergeben sich aus dem Verhältniß des reinen Gefühls zu den systematischen Vorbedingungen. Im Erhabenen überwiegen die Logik und die Natur, im Humor die Ethik und der Mensch. Die Wage wird von der Schönheit gehalten. Das Schöne ist Aufgabe und Ideal, nicht

gegebenes Maß; unter diesem Ideal erfolgt die „Vermittelung zwischen dem Subjekt des Selbst und dem Objekt des Kunstwerkes". Wir verstehen jetzt, wie diese Vermittelung, und zwar nach beiden Seiten und für das Selbst des Künstlers sowohl als des Kunstfreundes, zugleich Erzeugung ist; das Selbst und das Kunstwerk werden erst in ihrer Relation zu einander vollendet.

Die Schönheit hat in der Aesthetik eine ähnliche Funktion wie die Wahrheit in der Ethik und die Richtigkeit in der Logik. Das Schöne leuchtet über dem Streben nach Vollendung und behütet die Nacktheit, „das Werkzeug der Liebe für die Entdeckung des Menschen" vor dem Verdachte der Lüsternheit, den Eros vor dem Rückfall in den Satyr. Aber auch das Ueberschwanken ins Barock erweist sich unter diesem Gesichtspunkte für Michelangelo und Beethoven und Beider Würdigung als falscher Schein. Der Humor triumphirt, wenn er das Häßliche eben in seiner Körperlichkeit vergeistigt und so dem Schönen einverleibt. Rembrandt, nicht unwerth seines Landsmannes Huyghens, hat für seine Kunst die Energieform des Lichtes behauptet; vor Allem aber ist er der Maler des echten, weil nicht herablassenden Mitleids mit dem Häßlichen und der „theodizeischen Kraft" dieses Mitleids. Rafael konnte nicht zum Hofmaler werden. Er betheiligt durch einen Zug der Sinnlichkeit seinen Leo den Zehnten an der Schwäche alles Menschenthums. Es ist ja dieses selben Menschenthums Stärke, daß es seine Schwäche nicht verkennt.

In der Schwebe des Erhabenen und des Humors erschafft das reine Gefühl seine Gestalten als Liebe zur Natur des Menschen; Das will auch heißen zu seiner Würde. Diese Sorge für die Menschenwürde eignet aller hohen Kunst in allen Zeitaltern, aber erst in der unserer Gegenwart näheren Zeit darf die Achtung vor jedem Menschenantlitz sich unverhohlener bezeugen, erst Meuniers Standbilder der Arbeit erklären uns, was Michelangelo sagt mit den „Sklaven". Auf dem Weg zur Natur des Menschen findet sich auch der Mensch der Natur und beseelt Millets Landschaft, athmet sein Selbstgefühl in den Bauern von Leibl und Israels. „In seiner Klarheit und Geradheit" steht Homer am Eingang der europäischen Poesie, er wirkt über die „Komplikationen der Kulturrichtungen" hinweg, „die den Menschen aus ihrem Verhältniß zu den Göttern entstehen". Mir scheint es bedeutsam, daß Werther in Wahlheim den Homer liest und nicht etwa den Theokrit. Aus der Idylle schöpfen nach einem Wort Jean Pauls „die Großen nur eine matte Idee von dem Landmann"; und Lotze nennt das Idyll „kein menschenwürdiges Dasein, wo es Eins und Alles

sein soll". So wendet sich die Kunst wieder zum Epos; und jetzt wird die Staffage ein gleichberechtigter Theil des Bildes. Dabei ist es wichtig, daß die Malerei von ihrer Technik, von ihrer Berührung mit der Physik aus dahin gewiesen wurde, Helden nicht mehr, wie einst, zunächst in den Größen der Weltgeschichte zu suchen.

Cohen bekennt sich in der Vorrede zu einem „methodischen Rationalismus". In seiner Aesthetik vernehmen wir den Ton der „unbestochnen, von Vorurtheilen freien" Menschenliebe. Wie aber in der „Menschennatur" der Mensch nach den selbstlosen Anstrengungen der reinen Erkenntniß und des reinen Willens wieder leibt und lebt, so verleugnet des Autors „reines Gefühl" nicht die Verwandtschaft mit dem Urgefühl. Sie enthüllt sich in der Triebkraft seines Pathos, in den zartesten und den stärksten Schwingungen seiner Perioden da, wo er in funkelnder Prägnanz oder in ausgiebiger herzlicher Aussprache die „unbegreiflich hohen Werke" schildert. Er „durfte sich der Vivisektion nicht entziehen, von seinen Lebenserfahrungen an den großen Kunstwerken bekenntnißfreudig zu berichten". Ist Das Subjektivität, so verdient sie Lob. Denn die Aesthetik kehrt ja zurück zum Ich, wenn sie auch der Erkenntnißmittel sich bedient, wenn sie auch bis ins Einzelne der Korrelationen die stetige Begegnung des reinen Gefühls und der beiden systematischen Vorbedingungen beachtet; in ihr senkt sich doch Erkennen und Wollen zum Erleben ein und dies Erleben dürfen wir am Ziel des Weges wieder unmittelbar und ursprünglich nennen. Dieses Ich ist das edelste Wir, die Aesthetik die Probe auf die Verbindung der Philosophie mit dem persönlichen Dasein. Das Recht auf solche Subjektivität hat sich Hermann Cohen durch objektive Strenge in den beiden ersten Theilen des Systems und wahrhaftig nicht zuletzt in dieser Aesthetik selbst verdient.

Gießen. Dr. Robert Fritzsche.

Was wissen wir denn und wie weit reichen wir denn mit unserem Witz? Der Mensch ist nicht geboren, die Probleme der Welt zu lösen, wohl aber, zu suchen, wo das Problem angeht, und sich dann in der Grenze des Begreiflichen zu halten. Die Handlungen des Universums zu messen, reichen seine Fähigkeiten nicht hin; und von seinem niedrigen Standpunkt aus Vernunft in das Weltall bringen zu wollen, ist ein vergebliches Bestreben. Die Vernunft des Menschen und die Vernunft der Gottheit sind zwei sehr verschiedene Dinge. Höhere Maximen sollen wir nur aussprechen, wenn sie der Welt zu Gut kommen; andere sollen wir bei uns behalten, aber sie mögen und werden auf Das, was wir thun, wie der milde Schein einer verborgenen Sonne ihren Glanz breiten. (Goethe.)

Telepathie.

Auf dem Portiertisch in der Nische des Empfangsraumes liegen Briefe und Zeitungen. Der Hotelportier hat gegessen und hält nun in seinem Stuhl Mittagsruhe.

Ausgestorben ist das Haus. Ein prachtvoller Tag. Kein Sommergast anwesend. Große Stille herrscht und Schwüle. Nur die schwarzgerahmte runde Uhr an der mit Fahrplänen und bunten Reklamebildern behangenen Wand tickt.

Verdrießlich, des Expreßweges halber, radelt der Postbote die heiße Straße aus dem Dorf zum Hotel hinauf. Er muß absteigen, das Rad schieben; der Weg ist steil. Dann geht er ins Haus, wirft gleichgiltig die Depesche auf den Tisch und radelt, etwas erleichtert, ins Dorf hinunter. Der Portier hats nur mit einem Auge gesehen und es wieder geschlossen, um weiter zu schlafen.

Aus ihrem Versteck guckt eine Maus, läuft schnell unter den Tisch, holt sich Krümel und verschwindet flink hinter der Fußbodenleiste.

Leichter Luftzug spielt mit den wenigen rothblonden Haaren am sommersprossigen Schädel des Portiers, der vom kühlen Hauch erwacht und mit seinen wässerig blauen Augen nun auf die vor ihm liegende Depesche stiert. Lange blickt er, wie im Traum, auf das zusammengefaltete, mit dem schwarzgelben Papiersiegel versehene Telegramm. An: Dr. Franz Welten. „Hm! Morgen, nein, übermorgen kann er zurück sein", denkt er. Der Hochkofel ist nicht leicht und das Thal bis zum Aufstieg lang ... Was mag in der Depesche stehen? ... Das gefaltete Papier liegt unschuldig vor ihm. Ob ichs aufmache? Das noch feuchte Siegel löse? Seine Neugier wächst. Ob ich ... Aus Langeweile hält er das Telegramm wägend in der flachen, plumpen Hand, dann läßt er es tanzen, wie einen Federball.

Ei was! Ich schau' nach! ...

Unter dem Treppenpodest in der Nische verschwindet er. Dort schläft nachts der wachhabende Hausdiener, dort steht auch das Waschbecken. Vorsichtig löst er das Siegel, entfaltet das Blatt und liest: „Ew. Wohlgeboren Mutter ist heute gestorben; kommen gnädiger Herr doch schnell. Joseph."

Ganz gegen seine Erwartung, die sich auf Anderes gespitzt, war Das. Er ist nicht befriedigt. Aber behutsamer noch als zuvor faltet er das Blatt an den Kniffen wieder zusammen, pickt das schwarzgelbe Siegel darauf und legt es auf den Tisch, separat, an die freie Ecke. Als Ordnung liebender Mann beschwert er es mit einem Stein.

Vom Inhalt weiß ich mal nichts, Das ist gewiß, und verrathen werd' ich mich ... Da reißt ihn die Telephonklingel aus seinen Gedanken; er springt auf, eilt zum Apparat.

Hallo! Hier Hotel Obergrain ... Ja! Hotel Obergrain ... Nein! Doktor Welten ist auf den Hochkofel ... Hochkofel ... Ja! ... Nein! Keine Unterkunfthütte, auch kein Telephon ... Wie, bitte? ... Mor-

gen oder übermorgen... Unmöglich... Dringend? ... Ja! Bitt' schön... Ist Etwas passirt, bitte?... Die Nummer, wie, bitte?... Zweiundachtzig, dreiunddreizig interurban, römische Zehn ... Ja, bitte!... Werde sofort Herrn Doktor bei Rückkehr ersuchen... Nicht Telegramm... telephonische Verbindung... Ausgeschlossen... Danke! ...Bitt' schön, Herr Primar... Ganz verläßlich, ungenirt... Totsicher... Auch nachts... Absolut... hab' d' Ehre, Herr Primar... Obergrain... Schluß!

Befriedigt, sogar etwas stolz, nimmt er höchst wichtig das Telegramm vom Tisch und steckt es, als wüßte er vom Inhalt gar nichts, in die Seitentasche seines Portierrockes.

Nachmittag kommen neue Gäste zugereist. Gegen Abend kehren die Ausflügler zurück. Das Hotel ist nicht wieder zu erkennen. Aus der Stille über Mittag hat sich ein lustiges, lautes Treiben entwickelt. Der Portier ist an allen Ecken und Enden beschäftigt, wie Kellner und Mägde.

Spät erst wird es endlich ruhiger; allmählich, bis das letzte Paar Stiefel im obersten Stockwerk auf den Korridor gepoltert ist.

In der Nische flimmert über der Namenverzeichnißtafel spärliches Licht... Dr. Franz Welten, Zimmer Nr. 7... ganz im Dunkel.

„Schranz! Heut steig' ich mich leicht!"

„Habs scho g'merkt, Herr Doktor; was hats denn?"

„Famos geschlafen! ‚Wie ich froh bin, daß ich frei ward... Nimmer kehr' ich zurück!'"

„Singen kennens a, Herr Doktor?!"

„Hier oben muß man ja singen, in dieser herrlichen Luft. Schranz! Sie wissen gar nicht, wie glücklich ich in meinen Bergen bin."

„Meiner Seel' i glaubs; s'ist wahr, in der Stadt drunten ists bös!"

„Wie lange haben wir noch, Schranz, bis zum Grat?"

„Ja mei! Wanns so fort radeln, Herr Doktor, in 'ner Stund, leicht!"

Wie die Katzen klettern Schranz, der Führer, und Doktor Welten den steilen Felsen hinan. Und wirklich: kaum eine Stunde verrinnt, so stehen die Beiden hoch oben am Grat, den sie kühn, mühelos und sicher passiren. Dann noch zum Spitz, der gleichfalls glatt genommen wird. Schranz macht Alles zum Morgenimbiß bereit. Der junge Welten sieht in die Runde und ist entzückt von der Prachtaussicht. Kalter Thee, Speck, Brot, Eier. Das schmeckt da droben nach sechsstündigem Aufstieg in der freien, leichten Luft.

„Wie war der Winter, Schranz?"

„Müld, Herr Doktor, weng Schnee; ja mei! Winter... Winter, wie früher, giebts ja nimmer. D' Welt hat 'n Riß kriegt, sich verschoben... und d' Menschen a!"

„So?"

„Meiner Seel! Auto fahrens wie die Wülden, in d' Luft fahrens umanand, unterm Wasser schnüffelns; aber laufen, Berg steigen will halt Kaner mehr. Drunten treibens tollen ‚Wintersport', d' Jungen: I mog nit ... Ueberhaupts, Herr Doktor, i setz' mi zur Ruh! ... Wüll ka Maskarad! Bin z' alt!"

„Aber Schranz!"

„Ja, Du Gott! Mal muß der Mensch sei Ruh' haben. Sehgens Herr Doktor! I bin jetzt zweiundsechzig; mit zwanzig hab' i scho gführt. Das ist halt gnug, mein' i. D' Leut frein mi a nit mehr. Dös Jahr führ i mei letztes!"

„Schranz, Das haben Sie im vorigen Jahr auch gesagt!"

„Wohl, wohl, Herr Doktor, aber heuer ists gwiß!"

Eine Pause. Sie ließen sichs gut schmecken. Der junge Welten saß, von der Sonne beschienen, gegen einen Felsstein gelehnt und sah immer wieder in die klare Ferne. Schranz, etwas abseits, beobachtete ihn und hatte so Gedanken aus seiner Jugendzeit; dann fragte er: „Sagens, Herr Doktor, was habens da für 'nen Fleck auf der Backen?"

„Ein Muttermal, Schranz, kennens Das nicht?"

„Kennen scho, aber wie mans heißt, wißt i nit ... Nämli ... Herr Doktor, i hab' selber ans; aber, man siehgts halt nit, weils am Rücken sitzt. Möchten mir tauschen, gelt, Herr Doktor?"

„Das genirt mich gar nicht, Schranz, im Gegentheil: ist ja eine Auszeichnung der Mutterliebe, und wenn ich nach Italien komme, wird es als Schönheitfleck bewundert. Mutterschönchen ... ja wohl!"

„So? Lebt d' Mutter noch, Herr Doktor?"

„Freilich! Bald siebenzig, rüstig und fidel, immer gesund und gut, sag' ich Ihnen, ... so gut!"

„Mei Mutter selig hab i gar nit kennt. Grad' wie i an d' Welt kommen, ist's gstorben. Z' Grund gangen ists an mir, weil i so a Starker war."

„Nun sind Sie immer noch stärker und so riesig groß geworden. Die Uniform muß Sie famos gekleidet haben."

„Uniform? I war nie beim Mülitär!"

„Sie, untauglich? Kann es mir nicht denken. Wo hat es denn gefehlt?"

„Eigentli feilts nix, Herr Doktor, aber hier d' zwei Fingerspitz .."

„Das habe ich, weiß Gott, noch nicht bemerkt; die rechte Hand?"

„Wohl. Derfroren ... sehens! Und ..., übrigens ... 's Mülitär! Daderzu hätt' i scho nimmer g'paßt! Wissens, Herr Doktor, a Zorn krieg' i, wann i's seh! E' gputztes Oelend! ... Und a Göld kostts! Das mir zahlen müssen! ... Andreas Hofer hat ka Mülitär braucht, um die Bagasch n' aus zu schmeißen, daß d' Fetzen gflogen san ... Aber nacha, in Mantua, sakrament, da habens das Mülitär ghabt, um ihn zu derschießen!"

„Das war damals, Schranz; heute ist es doch ganz anders geworden, Gott sei Dank!"

„I krieg a Zorn, wann i's seh!"

„Schranz, ich muß lachen!"

„I lach' ja a, aber grandig, wissens ... Das ist halt mei Blut, da kann man nix machen."

„Sie möchten immer so frei sein wie hier oben. Das glaub' ich!"

„Wohl. Unten aber a, freili! Warum denn nit? Das ginget scho! Wanns halt anders wär'!" Dabei fängt er an, seinen Rucksack zu packen. Der junge Welten versteht das Zeichen.

Noch einen langen, langen Fernblick in die Runde; dann seilen sie sich zum Abstieg bei der Nordwand an.

Absteigen ist immer schwieriger, besonders, wenn es so steil geht, Felsstücke und Geröll sich lösen. Da heißt es: Vorsicht, Geistesgegenwart und kaltes Blut. Das haben Beide.

Wenn auch die Perlen auf der Stirn stehen und über die Nase auf die entblößte Brust tropfen: es geht abwärts, Schritt vor Schritt.

Vorsichtig prüft Schranz jeden Tritt; dann erst wird fester Fuß gefaßt. Bei einer Drehung scheint die Sonne auf den Schnee, der in der Scharte liegt. Schranz bleibt stehen, zieht das Seil ein Wenig nach und wirft einen prüfenden Seitenblick auf den Doktor, der frisch und froh mit seinen jungen Augen in die Weite schaut.

„Jetzt langsam, Herr Doktor!"

„Jawohl, Schranz!"

Der Wind pfeift über den Schnee.

„Schranz, hören Sies?"

„Was?"

„Wie es pfeift!"

„'s wird ander' Wetter geben."

Immer stärker jagts dahin; unheimlich tönt es.

„Hallo!"

Da fliegt der Hut vom Kopf des Doktors über den Schnee. Schranz bemerkt es unwillig. Macht nichts. Nur weiter. Bald ist der schützende Kamin erreicht ...

„Schranz, hören Sies?"

Schranz, der keine Unterbrechungen liebt und abergläubig ist, antwortet nicht.

„Schranz, hören Sie nicht, wie es ruft?!"

Schranz bleibt stumm und arbeitet sich weiter im Schnee, Schritt vor Schritt.

„Schranz!" schreit plötzlich wie toll der Doktor, „es ruft, es ruft mich, ... Die Mutter!"

Ein Fehltritt; er stürzt, kann sich nicht halten, reißt den zitternden Schranz, dem der Rucksack in das Genick schlägt, mit sich: und Beide sausen in die Tiefe.

Scharfling am Mondsee. Paul Kalisch.

Luxuswerth.

Die nach demokratischen Grundsätzen zu behandelnde Tarifrevision in den Vereinigten Staaten soll die hohen Zölle auf Luxusartikel (Edelsteine, Gold- und Silberwaaren, Spitzen, Kunstgegenstände) unverändert lassen. Der Amerikaner weiß, daß Bevölkerung und nationaler Besitz sich im gesegneten Lande der Sterne und Streifen rascher vermehren als in der älteren Kulturzone; deshalb stellt er die Einfuhr von Luxuswaaren als sicheren Faktor in die Rechnung. Draußen dürfte man zufrieden sein, wenn die Prognose sich als richtig erweist; denn an der Kaufkraft der Amerikaner hängt ein Theil des Schicksals aller Luxusindustrien. Der Edelsteinhändler kann ein Lied davon singen. Von den 8 Millionen Karat Diamanten (im Werth von 200 Millionen Mark), die jährlich produzirt werden, kaufen die Yankees den größeren Theil. Die südafrikanischen Gesellschaften hätten, ohne die Regsamkeit Amerikas, viel kleineren Gewinn. Die Premier Diamond Mining Co. schloß ihr Geschäftsjahr mit einer Förderung im Werth von 2 Millionen £ (gegen 1,43) ab und gab ihren Aktionären 440000 £ (267000), nachdem der Staat seinen Antheil von 403000 £ erhalten hatte. Die gute Organisation des englischen Diamantenhandels sichert schon einen Theil des Erfolges. Die Waare ist so theuer, daß nur mit zahlungfähigen Händlern das Geschäft zu machen ist. Das scheint von Denen, die eine neue Verfassung für den deutschen Diamantenhandel wünschen, manchmal vergessen zu werden. Den Kampf der Hanauer gegen die Diamantenregie habe ich im vorigen Jahr geschildert. Trotz der Opposition kam es zu einem neuen Abschluß mit dem bewährten antwerpener Händlersyndikat, das der Regie eine Million Karat abnahm. Wenn dieses Geschäft erledigt ist, muß weiter für die südwestafrikanische Ausbeute gesorgt werden; und schon jetzt wird mit Eifer gegen eine Wiederholung der alten Methode gearbeitet. Die Antwerpener sollen, wenn es geht, ausgeschaltet werden.

Eine öffentliche Ausschreibung soll den deutschen Händlern die Gelegenheit bieten, ihre Offerten zu machen, die dann zu prüfen wären. Ob für die Produzenten mehr herauszuholen ist, scheint nicht so wichtig wie die Sorge für die deutschen Händler und Schleifer. Die Diamantenregie hat nun nicht etwa eine unbegrenzte Macht; sie wird kontrolirt, damit die Diamantenförderer ganz sicher sind, daß auch sie wirklich gefördert werden. Trotzdem fließen die Redeströme noch immer in dem behaglich breiten Delta der Vorurtheile und Schlagwörter zusammen. Wie aber hätte der Diamantenmarkt ohne die antwerpener und londoner Syndikate in der Kriegsatmosphäre ausgesehen? Luxus und politische Sorgen sind schlecht mit einander zu vereinen. Daß die Diamantenpreise auf der Höhe blieben, dankten sie nur den starken Händen, die sie hielten. Will man riskiren, daß sie ins Bodenlose fallen? Deutsch-Südwest hat neue Chancen bekommen: die Steuer, die an das Reich zu zahlen ist, wurde geändert und dadurch ermäßigt;

neue Felder sind in Abbau genommen worden. Statt der hohen Abgabe vom Bruttowerth der Diamanten wird seit dem ersten Januar (das Gesetz hat auf ein Jahr rückwärts wirkende Kraft) die Steuer vom Reingewinn erhoben. Der Fiskus bringt mit dieser Aenderung zunächst ein Opfer, für das ihn aber die vermehrte Produktion entschädigen wird. Die Produzenten, denen die Unkosten über den Kopf gewachsen waren, werden durch die Verminderung der Steuerlast neuen Muth bekommen. Aber das Steigen der Förderung ist ohne die Sicherheit des Absatzes ein fruchtloses Vergnügen. Nach der Steuerreform braucht man erst recht zahlungfähige Händler. Vor acht Monaten wurde die Pomona-Diamanten-Gesellschaft gegründet, der man eine schöne Zukunft prophezeit. Die auf ihren Feldern gefundenen Steine sind größer als die anderen und könnten eher mit denen aus Südafrika konkurriren. Was der Boden Südwestafrikas bisher lieferte, war meist Mittelwaare, die den Karatgewaltigen der Debeers nicht gefährlich wurde. Tritt die Pomona aber mit großen Steinen in den Wettbewerb, so kann sie Einfluß auf die Taktik der Engländer gewinnen. Aber man darf nicht vergessen, daß nur der Bund mit dem Starken reizt. Wer solche Möglichkeit sieht, muß wünschen, daß der deutsche Diamantenbergbau nicht unsicheren Reformversuchen ausgesetzt werde.

Bei dem Umsatz der Edelsteine sind die wirthschaftlichen Beziehungen des Luxus deutlich sichtbar; nicht so leicht bei den Edelmetallen, besonders beim Gold. Als es noch keine Goldwährung gab, war das Wesen des Goldes als einer Waare klarer erkennbar. Man sah in ihm ein werthvolles Material, das dem Luxus diente; und der Standard des privaten und allgemeinen Reichthums wurde an dem Besitz goldener Schmuckgegenstände gemessen. In den Prunkzeiten Roms und Venedigs, in den Tagen, da der Kaufmann König war, galt der Luxus als Krongut der Reichen und Vornehmen und der Goldschmied gehörte zur höheren Kaste. Heute giebts eine Goldwaarenindustrie; und der Begriff des Luxus hat sich verengt. Man müßte feststellen, ob das Gold als Münzstoff oder als Luxusgegenstand größeren Einfluß auf die Menschen gehabt hat. Trotzdem die Statistik über die Arten des Goldverbrauches keine ganz zuverlässigen Ziffern liefert, ist doch sicher, daß die Industrie einen beträchtlichen Antheil am Goldkonsum hat. Soetbeer schätzt die Goldproduktion von 1493 bis 1912 auf 62 Milliarden Mark; und man darf annehmen, daß Kunst und Gewerbe die Hälfte davon aufgenommen haben. Heute, unter der Herrschaft der Goldwährung, verbraucht die Industrie im Durchschnitt wohl nur ungefähr 25 bis 30 Prozent der Gesammtproduktion. Daß die Vereinigten Staaten an der Spitze marschiren, ist ein natürliches Ergebniß ihres Reichthums. Deutschland kommt hinter Großbritanien und Frankreich. Die Unterschiede sind nicht sehr groß und in mancher Zeit wäre vielleicht die deutsche Goldverarbeitung vornan zu finden. Von dem Ueberschuß der deutschen Goldbilanz von 1912 (sie wird auf 200 bis 225 Millionen geschätzt) ist nur der kleinere Theil in die Reichsbank und in die

Münze gekommen; den Löwenantheil verschlang die Industrie. Kunst und Handwerk können als Verarbeiter von Gold die Kreise der Währung nur stören, wenn der industrielle Verbrauch in ein Mißverhältniß zur Produktion geräth. Die Goldlager sind nicht unerschöpflich.

Im Lauf der Jahrhunderte sind neue Schatzkammern an die Stelle der alten getreten, die hergegeben hatten, was sie enthielten. Spanien, Nordafrika, Mexiko, Brasilien: da sind die Goldquellen entweder ausgetrocknet oder ihr sickernder Ertrag ist ohne Bedeutung für den Weltmarkt. Eine neue Aera begann, als vor siebenzig Jahren das Gold aus Kalifornien kam; und bald darauf wurden die australischen Minen entdeckt. Doch Amerika und Australien kommen gegen Transvaal nicht auf. In nicht zu ferner Zeit wird Australien nicht viel mehr liefern als Brasilien; und schließlich wird aller Golddurst aus den Quellen Südafrikas gestillt werden. Noch wächst der Ertrag der Transvaalminen von Jahr zu Jahr. Seit 1905, wo der Werth der Ausbeute 415 Millionen Mark betrug, hat sie sich fast verdoppelt. Und ihr Antheil an der Weltproduktion ist von 22 (1904) auf 40 Prozent gestiegen. Schlimm ist, daß der Ruf des südafrikanischen Goldbergbaues durch die Börsenspekulation geschädigt wurde. Die Kränkung der Kapitalisten hat sich gerächt. Die Goldmenenindustrie muß jetzt mit ihren eigenen Mitteln auskommen; neues Geld kann sie nur schwer erlangen. Die Konsolidirung ist nützlich. Aber Arbeitermangel und hohe Löhne bereiten große Schwierigkeiten. Schade, daß die Finanzirung der südafrikanischen Minen nicht in bedachtsamer Ruhe durchgeführt worden ist.

Gold hat das Silber verdrängt. Die Silberproduktion bringt dem Werth nach nur den vierten Theil der Goldsumme (nach dem Bericht einer londoner Metallfirma hatte das 1912 produzirte Silber einen Werth von 28, das Gold einen von 100 Millionen £); die der Qualität förderliche Eigenschaft der Seltenheit fehlt aber; denn Silber wird in größeren Mengen produzirt als Gold. 1912 waren es etwa 900000 Kilo gegen rund 750000 Kilo des gelben Metalls. Unsere Deutsche Reichsbank suchte bisher das Silber in ihrem Metallbestand auf einen möglichst schmalen Raum zu drängen. Im Etat für 1913 waren zur Ausmünzung in Gold 86, in Silber nur 19 Millionen (gegen 24) bestimmt. Im Ganzen können noch 290 Millionen in Silbermünzen ausgegeben werden; daß dieser Betrag niemals erreicht werden wird, ist sicher. Gebrauchsgegenstände aus Gold sind immer Luxus; silberne nur unter bestimmten Umständen. Die währungpolitische Aufgabe des Luxus, an die man noch kaum gedacht hat, ist nur auf Gold, nicht auf Silber eingestellt. Gold ist das beste Währungmetall, weil es relativ selten und im Werth beständig ist. Wenn die Notenbanken den Goldüberfluß in ihre Keller einsperrten, wäre die Wirkung der eines amerikanischen Corners ähnlich. Daran ist im Ernst nicht zu denken. Und vor Goldüberfluß schützt der Luxus, dessen Werth für die Volkswirthschaft noch immer, gerade in Deutschland, unterschätzt wird. Ladon.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H. in Berlin.

Die Zukunft.

Berlin, den 3. Mai 1913.

Skutari.

Unter der goldenen Kreuzkrone spreitet, im rothen Feld, ein Doppeladler, dessen blauer Brustschild einen gepardelten, auf grünem Grund rechtwärts ausschreitenden Goldlöwen zeigt, stolz die Silberschwingen. Montenegros Wappenbildadler. Seit dem dreiundzwanzigsten Aprilmorgen schwebt er über den Wällen der Festung Skutari. Hier hat, im alten Skodra, einst der Illyrerkönig Gentius geherrscht; hier, zwischen dem fast dreihundertachtzig Quadratkilometer großen See, dem Drin und der Bojana, wurde im Morgengrau des vierten nachchristlichen Jahrhunderts dem Kaiser Diocletianus Jovius gehuldigt; haben danach die Banner des Basileus von Byzanz, des Zaren von Serbien, der Republik Venedig, des Türkensultans geweht. Ein Pascha von Skutari hat bewirkt, daß die Hand des Zaren von Rußland heute bis an die Adriaküste blinden Gehorsam erwinken kann. Zweimal waren, 1623 und 1687, die Türken nach Montenegro vorgedrungen; hatten das Kloster von Cetinje zerstört und hunnisch in dem kleinen Ländchen gehaust. Danilo, der erste Wladika (Fürst-Bischof) aus dem Stamm Petrowitsch Njegos, rief die Tschernagorzen zum Aufstand und erreichte die Erlösung aus dem Türkenjoch. Noch einmal aber gelingt, 1714, dem Pascha von Skutari die Ueberrumpelung der Bischofsresidenz Cetinje; noch einmal verbrennt seine Horde das allen Südslaven heilige Kloster des Schwarzen

Iwan. Danilos Kraft ist erschöpft. Doch thront im fernen Norden nicht ein großmächtiger Kaiser, der verheißen hat, alle im Glauben ans Griechenkreuz Geeinten zu schirmen und die wimmelnde Slavenschaar zum Sieg über die Mondsichel der Osmanen zu führen? Danilo rafft sich zu dem Entschluß, in Rußlands Hauptstadt selbst um Hilfe zu bitten. Zar Peter („der Große") empfängt ihn huldvoll, schenkt ihm zehntausend Silberrubel und gelobt der darbenden Tschernagora seinen allgewaltig scheinenden Schutz. Das Karstvolk, das mit den Venezianern, dann mit Russen und Oesterreichern gegen die Türken kämpft, wird frei; bleibt fortan aber, an goldener Kette, unter russischer Vormundschaft und jeder Wladika muß in Petersburg erst die Weihe erschmeicheln, ehe er den Bauernvolksgenossen als der Investitur Würdiger gilt. Peter Petrowitsch schlägt 1796 bei Krusa den Pascha Kara Mahmud von Skutari (das der Türke Ischkodar, der Slave Skadar nennt) und gliedert das östliche Bergland (Brda) seinem winzigen Reich an. Mit den Russen ficht er gegen das Heer Bonapartes, das Ragusa und die Kattaromündung besetzt hat. Napoleons Genie, das die Vernichtung Rußlands besinnt, ahnt von Weitem die Gefahr allslavischer Verbrüderung und möchte die Freundschaft des Bergvölkchens mit hohem Preis bezahlen. Am ersten September 1807 schreibt der Kaiser an Eugen Beauharnais, den Vicekönig von Italien, General Lauriston müsse die Liebe der Montenegriner gewinnen („les gagner et s'en faire aimer"). Das ist nicht so leicht, wie der ferne Imperator träumt. Peters Krieger metzeln die Franzosen und benutzen deren Schädel zum Kegelspiel. Als Marmont in Kattaro diesen Barbarenbrauch vor dem Wladika rügt, den er endlich geschlagen hat, antwortet Peter gelassen: „Ja, unser Volk köpft die Gefangenen; aber Ihr Franzosen habt ja öffentlich sogar Euren angestammten König geköpft." Und sagt ihm, eben so ruhig: „Rußlands Feind ist unser Feind; ist der Feind aller Slaven. Denn die Russen sind unsere Brüder und von ihnen, die dem selben Stamm und dem selben Glauben angehören, erwarten alle Slaven das Heil." Noch giebt Napoleon die Hoffnung nicht auf. Warum, fragt er, „reden Sie mir nie von den Montenegrinern? Nur sich da nicht steif und hochmüthig zeigen! Man muß Agenten hinschicken und die Volksführer versöhnen." Daß es nicht gelang, vergißt er nicht; noch 1811 schreibt er, der doch von der Feindschaft größerer Mächte

bedroht ist: „Ich muß, früh oder spät, die Macht des montenegrischen Bischofs brechen.“ 1813 vertreibt Peter, dem freilich die Britenflotte hilft, die Franzosen aus den Bocche di Cattaro; wird von den Oesterreichern aber gezwungen, den lange sehnlich begehrten Zugang ans offene Meer wieder herauszugeben. Trotz dem Widerspruch der serbischen Kattaresen, die, als Bertrand, Bonapartes Statthalter in Illyrien, nach den Niederlagen der Großen Armee zum Rückzug genöthigt war, einstimmig die Einverleibung in die Tschernagora gefordert hatten. Wo Rom, Byzanz, Venedig, Normannen und Serben, Magyaren und Franzosen geboten, herrscht seit 1814 wieder Habsburg-Lothringen. Dicht unter dem fast achtzehnhundert Meter hohen, von Montenegro heute stark befestigten Lowtschengebirg, dessen Batterien die Stadt, den Kriegshafen, das ganze Becken von Kattaro unter Feuersgefahr halten. Wer die Schlangenwindungen der Bergstraße, hinauf, hinab, Kreide und Humusoasen, hinter sich hat, sieht das Dorf Njegos, die Geburtstätte der Dynastie. Zwölf Griechenkirchen: auf je fünfzig Einwohner eine. Hier wurde, in einem Bauernhaus, von einer Bäuerin, die Eier und gehacktes Buchenholz über den felsigen Lowtschen auf den Markt von Kattaro schleppte (und deren Enkelin jetzt die Krone des Königreichs Italien trägt), dem Dorfschulzen Mirko Petrowitsch am siebenten Oktober 1841 der Knabe Nikola geboren, der nun König von Montenegro heißt. Auch Cetinje, die Residenz, die ein hoher Schwarzer Berg von Njegos trennt, ist nur ein großes, sauberes Dorf, das, in einer Felsthalmulde, rings um das 1478 erbaute Iwanskloster entstanden ist. Das Biribi, die Hammelfleischhölle europäischer Diplomaten, die, wenn sie nach des Tages Last und Hitze Erquickung suchen, vom Belvedere (bei Rjeka) auf den Skutarisee niederblicken. Alle Noth der armen, tapferen Tschernagorzen wird ihrem Auge dort sichtbar. Der gute Boden der Ebene von Skutari: gestern türkisch, morgen vielleicht einem Königreich Albanien unterthan. Kattaro: österreichisch. Als 1876 Franz Josef die ihm zur Ehre auf dem Lowtschen geschichteten Holzstöße ihren Flammengruß ins Becken hinabsenden sah, sprach er zu dem Fürsten der Schwarzen Berge: „Mein Herr Bruder wohnt da recht hoch.“ Und hörte aus Nikolas flinkem Munde die Antwort: „Die Türken nahmen mir die Erde, die Oesterreicher das Meer; nur der Himmel ist mir geblieben.“

Damals hatte der Fürst dem Kaiser für diplomatische Unterstützung im Kampf gegen den Türkendrang zu danken; und sein Generalissimus Martinowitsch sagte dem (mit dem Kaiser aus Venedig nach Kattaro gekommenen) Freiherrn von Beck, Montenegro sei bereit, einem in die Herzegowina einrückenden österreichischen Corps die Flanke zu decken, und schloß den Antrag mit der alten Formel: „Wir Tschernagorzen sind klein an Kopfzahl, doch groß an Willenskraft." Solche Stunden austro-montenegrischer Freundschaft waren aber selten. Fast immer galt in der Steinwüste der Schwarzen Berge neben dem Türken, den er seit Metternichs Zeit begünstigte, der Oesterreicher als der Erbfeind, wider den nur Rußland das Karstvölkchen schützen könne. Als Danilo, der Neffe des zweiten Wladika Peter, aus dem Bisthum ein Fürstenthum machen und den Titel Gospodar annehmen will, erbittet er, 1851, von dem Zaren Nikolai Pawlowitsch die Erlaubniß. Dessen Gunst verliert er, weil er im Krimkrieg neutral bleibt; wird in Paris aber, 1857, von Louis Napoleon ungemein gnädig empfangen und, da er, nach seinem Sieg bei Grahowo (den die Gebirgsbarden als die Rache fürs Amselfeld preisen), von der türkischen Ueberzahl bedrängt ist, durch Frankreichs Geschwader an der Adriaküste, durch Frankreichs Intervention in Konstantinopel unterstützt. Im Sommer 1860 mordet ihn in Kattaro ein Albaner. Auch sein Neffe und Nachfolger, der auf dem pariser Lyceum Louis-le-Grand erzogene Nikola, sieht sich zunächst auf Frankreichs Hilfe angewiesen. Rußland hat, als Omer Pascha in die Tschernagora einbricht, mit den Polen zu thun, Palmerstons England stellt sich auf die Türkenseite und der Friede von Skutari erspart dem von Louis Napoleon begünstigten Ländchen zwar die Rückpferchung ins Joch, giebt aber dem Sultan das Recht, auf montenegrischem Boden Festungen zu bauen. Ehe es zur Ausführung kommt, hat Frankreich den „Tirolern des Balkans" Weizen und Mais geschickt; hat der Minister Fould eine Loterie genehmigt, aus deren Ertrag Nikola die Darbenden speisen, neue Flinten und Munition kaufen kann. In dem Türkenkrieg, der im Juli 1876 beginnt, führt er wider die Mondsichel den ersten, den letzten Streich. (26000 Montenegriner wehren 117000 angreifende Türken ab, töten 18000, verwunden 23000, nehmen 4000 in Gefangenschaft; ihr eigener Verlust ist: 1360 Tote, 3400 Verwundete, ein Gefangener.) Und kehrt Ruß-

land das kleine Kriegervolk richtig schätzen. Dem wird im Friedensvertrag von San Stefano, weil Ignatiew darauf besteht, nicht nur bosnisches und albanisches Land und als Ostgrenze der Limfluß, sondern auch Skutari zugesprochen. Das nimmt ihm der Berliner Kongreß wieder; giebt ihm aber, außer herzegowzischen Bezirken und einem Theil des Skutarisees, den Adriahafen Antivari und, am oberen Lim, Gusinje und Plava. Mehmed Ali, der Zweite türkische Bevollmächtigte, protestirt: „Von muselmanischen oder katholischen Albanern bewohnte Landstriche den Montenegrinern auszuliefern, wäre im höchsten Grade ungerecht.“ Noch im selben Jahr wird er, in Diakowa, von Albanern getötet. Der mit Osmanengold gestiftete und genährte Albanerbund hindert Nikola, bis an den oberen Lim oder ins Gebiet der katholischen Stämme seine Herrschaft zu dehnen. 1879. Europa ist für Montenegro und gegen Albanien. Flottendemonstration vor Dulcigno; Drohung, der Türkei, wenn sie nicht schnell für Montenegro sorge, Smyrna zu nehmen. Am sechsundzwanzigsten November 1880, fast dreißig Monate nach dem Schluß des berliner Kongresses, wird Nikola endlich, durch Europens Gnade, von dem ihm abgezwackten Limgebiet entschädigt: im Hafenbezirk von Dulcigno darf er, wie am Ufer des Skutarisees, seine Flagge hissen und herrscht nun vom Lowtschen bis an die Bojanamündung. Ueber Krieger. Jeder Tschernagorze ist vom achtzehnten bis ins sechzigste Lebensjahr wehrpflichtig, jeder will Soldat sein; Ackerbestellung, Lastträgerei, Handel ist Weibersache. Der Mann verdingt sich, wenns sein muß, als Steinklopfer; athmet aber auf, sobald der Feldherr ihn zu neuem Kampf ruft. Seit 1879 hatte er nur noch in Scharmützeln gegen Albanerbanden gefochten. Ist Nikolai in Sanftmuth bekehrt? Im Jahr 1883 besucht er, von dessen junger Hand so viele Türken fielen, den Sultan im Yildiz Kiosk. Fünf Jahre danach scheint seine ganze Sorge der Einführung des (im Westen laut gepriesenen) Bürgerlichen Gesetzbuches zu gelten, das, im Auftrag des zweiten Zaren Alexander, der aus Ragusa stammende russische Staatsrath Bogischitsch den Tschernagorzen geschenkt hat. 1905 gewährt er dem Land eine Verfassung und Volksvertretung. 1907 wird er in Berlin vom Kaiser empfangen, sieht den österreichischen Admiral Montecuccoli als Gast bei sich und schickt, den Erzherzog Franz Ferdinand zu begrü-

ßen, seinen Aeltesten nach Dalmatien. Während des Zweikampfes zwischen Aehrenthal und Iswolskij fürchtete er, in dem Krieg, dessen Ausbruch sicher scheint, im Rücken von den Albanern angegriffen zu werden. Sein Konsul hat aus Skutari gemeldet, Oesterreich werbe die albanischen Malissoren nicht nur mit Gold, sondern auch mit dem Versprechen, ihnen nach dem Sieg Dulcigno zurückzugeben. Von Gewissensskrupeln war Mirkows Sohn nie geplagt. Er läßt einen Malissorenhäuptling nach Cetinje laden und wie einen Fürsten bewirthen; und schickt, in den letzten Märztagen des Jahres 1909, den Feldmarschall Wukotitsch nach Skutari, wo er also spricht: „Ein aufgezwungener Kampf wird uns den Türken, den größten Helden der Weltgeschichte, verbündet finden. Unter den geeinten Zeichen des Kreuzes und der Mondsichel werden wir den Sandschak und unser Bergland vertheidigen.“ Gegen Oesterreich; im Allslavenbund mit der Türkei. Italien und die Triple Entente erwirkt die Befreiung Antivaris von österreichischer Vormundschaft. Am Neujahrstag 1910 kann Nikola dort den französischen Contreadmiral Pivet „als ersten Gast in dem freien Hafen“ und als Kommandanten eines stattlichen Geschwaders begrüßen. Im August feiert er seine Goldene Hochzeit und krönt sich zum König. Hussein Hilmi Pascha vertritt bei diesen Festen den Sultan. Der wird zwei Jahre danach von Nikola angegriffen. Am dreiundzwanzigsten April 1913 hebt Montenegros Wappenbildadler sich über die Wälle von Skutari. Und der Befehl über die Stadt wird dem selben Marschall Wukotitsch anvertraut, der vier Jahre zuvor dort sich den Türken verbrüdert hat.

Skutari ist eine albanische Stadt, in die ein Slavenhäuflein eingewandert ist. Noch reiner prägt das Albanerthum sich in der von den katholischen Hoti und Grudi besiedelten Stadt Diakowa aus: die dennoch, auf Rußlands Wunsch und, leider, auf Deutschlands drängenden Rath, den Slaven zugesprochen worden ist. Fordert irgendein Lebensinteresse Oesterreichs, daß Skutari den Tschernagorzen gesperrt werde? Nein. Graf Berchtold könnte sich erinnern, daß sein Kollege San Giuliano die Schulkinder in Skutari die italienische Königshymne singen und der Majestät Victor Emanuels Hochrufe schmettern hörte; daß die uralte Skodra der Illyrer heute Italiens albanischer Hauptmarkt (auf dem Oesterreichs Absatz schnell sinkt), der sicherste Ankergrund römischer Hoffnung auf die Umklammerung der Adria geworden ist.

Italien weiß, warum es, so gern sein Volk dem Vater der Königin jede Machterweiterung gönnte, sich für ein selbständiges Albanien einsetzt. Oesterreich, das doch nun einmal kein deutscher Staat ist, könnte eines nicht fernen Tages bereuen, daß es nach Skutari und San Giovanni di Medua den Slaven nicht lieber als den Italienern den Weg geöffnet hat. Ehre steht auf dem Spiel, seit zwischen Petersburg und Wien der Pakt Diakowa-Skutari geschlossen wurde? Mag sein. Jeder redliche Freund Oesterreich-Ungarns muß aber wünschen, daß die ehrwürdige, doch im Innersten nicht ganz wetterfeste Monarchie nicht, wie von Piemont aus Italien und von Preußen aus dem Deutschen Bund, von einer slavo-italischen Koalition aus der Balkanzukunft gedrängt werde. Die gerühmte „Verständigung" mit Rom, die alte Wünsche Italiens der Erfüllung nähert, verleitet in ein neues Schleswig-Holstein und belastet, um die Serben Peters und Nikolas abzuhalten, das Grundbuch der östlichen Adriaküste mit einer italienischen Hypothek. Oesterreich-Ungarn hat Grund genug, sich aus dem londoner Konzert zu lösen; hat Kraft genug, ehe die letzte Gelegenheit ihm entgleitet, das vom Irrthum Verlorene zurückzuerobern. Aber es müßte zu stolz sein, um für Albanernester, zu klug, um für eine Negation („Skutari nicht den Montenegrinern!") zu fechten: statt für seine Position auf dem Weg nach Saloniki. Da es nicht wünschen kann, daß Wuth oder Hunger die Tschernagorzen zum Anschluß an das Königreich Peters treibt, bleibt ihm nur die Wahl, die Serbenmacht zu brechen oder sich zu befreunden. Zum Verhängniß müßte ihm werden, wenn es aus der Türkenmasse nur den Haß aller Rajahvölker heimbrächte und dem Weißen Zaren noch einmal auf den Thron der Slavenhoffnung hülfe. San Giuliano, der den Schwiegervater seines Königs nicht bändigen darf, überließe dieses undankbare Geschäft gern einem österreichischen Armeecorps. Dessen Sieg brächte der in Racconigi geweihten Politik italo-russischer Balkaneintracht reichen Ertrag: den Oesterreichern, die sechs Monate lang jedem Starken nachgiebig waren, den Ruf des kleinlich grausamen Bedrängers der Schwächsten und den Allslavenzorn, der das lockere Reichsgefüge zerfressen muß. Glaubt Oesterreich, sich zu Entschluß und Handlung fähig zeigen zu müssen, dann mag es, statt Italiens Büttel und Wegbahner zu werden, im Sandschak den zwei Serbenstaaten die Möglichkeit der Einung vermauern. Skutari? Eines Pyrrhus Sieg.

Die polnischen Bauern.*)

Ein vierbändiger Roman ist nichts für die an die rasende Flucht wechselnder Wandelbilder gewöhnten Hirne von heute. Aber die „polnischen Bauern" sind auch kein Roman, obwohl von einer Romanfabel durchflochten, die nichts spezifisch Polnisches hat, da sie im Bauernleben aller Länder nicht selten spielt: der alte Witwer heirathet eine junge Frau und entzweit sich dadurch mit seinen erwachsenen Kindern; daß ein verheiratheter Sohn einer der Liebhaber der schönen Stiefmutter ist, komplizirt den Fall. Aber die novellistischen Episoden haben Bedeutung nur als Bestandtheile einer Schilderung des polnischen Bauernlebens; sie ist von überzeugender Naturwahrheit. Wir sehen sie leibhaftig vor uns, diese Bauern eines Dorfes in Russisch-Polen, wie sie in den vier Jahreszeiten kümmerlich leben und mühsam arbeiten. Wir beobachten ihr Thun und Treiben, beinahe jeden ihrer Handgriffe in Haus und Hof, in Stall und Scheuer, auf dem Acker und im Wald; ihr intimstes Familienleben und ihre Seelen liegen aufgedeckt vor uns. Bei aller Armsäligkeit und Mühsal kein Stumpfsinn, keine Verkümmerung: Menschen voll Feuer und Geist, mit reicher Phantasie begabt, sangesfroh, jede Arbeit mit einem Liede begleitend, wilde Tänzer, gegen Nöthe, gegen Widersacher zornmüthig aufbegehrend, in der Leidenschaft jeder Unthat fähig; mit einem grausigen Kollektivverbrechen, einem Akt der Lynchjustiz an der Heldin des Romans, schließt der letzte Band. Diese Menschen denken nach über die Ereignisse und über ihre eigene Lage. Sie erkennen, daß sie von den Adeligen zu Revolutionen aufgehetzt und dann im Stich gelassen werden; auch dem Pfarrer stehen sie, bei aller Frömmigkeit, kritisch gegenüber. Sie beklagen ihre Unwissenheit; gern würden sie Opfer bringen für eine Schule, aber gegen die russische, die man ihnen aufdrängen will, sträuben sie sich: wenn die Gans brüllen wird wie ein Ochs, werden wir eine Schule bezahlen, in der nicht unsere Sprache geredet wird. Den tiefsten Eindruck hat auf mich das Walten des katholischen Glaubens in diesem Volke gemacht. Dieser Glaube versetzt die Seelen aus der drückenden, häßlichen Wirklichkeit in eine Phantasiewelt, in der sich die Heilige Geschichte und das Volksmärchen in Eins verweben. Dieser Glaube unterbricht das harte Alltagsleben mit Festen, an

*) Die polnischen Bauern von W. S. Reymont. I. Herbst. II. Winter. III. Frühling. IV. Sommer. Berechtigte Uebersetzung aus dem Polnischen von Jean Paul d'Ardeschah. Eugen Diederichs Verlag in Jena.

denen eine weihevolle Stimmung auch die Rohsten ergreift und schon das friedliche Familienmahl zur heiligen Kommunionfeier erhoben wird. Dieser Glaube erhält auch im Verbrecher noch das Gewissen lebendig, macht gütig gegen Menschen und Thiere und erfüllt das Herz des alten Bettelweibes mit einem Reichthum edler Gefühle, um den sie ein Morgan beneiden könnte. Ist es nicht ein trauriges Verhängniß, daß zwei benachbarte Völker, die einander so schön ergänzen könnten, Deutsche und Polen, einander hassen?

Neiße. Karl Jentsch.

Der Königssohn.

Im Palast zu Echebedze herrschte Bestürzung. Als die Großen des Reiches sich in des Königs Schlafgemach begeben hatten, um nach Brauch und Sitte dem Lever beizuwohnen, lag der König erschöpft in den Kissen und sein wie Ebenholz glänzendes Antlitz drückte Qual aus, die wulstigen Lippen zitterten, die breiten, unförmigen Hände streckten sich in kindischer Geberde ihnen entgegen.

Und doch näherten sich die Männer behutsam, langsam und katzenhaft; die Furcht, die der König ihnen einflößte, schien nur noch zu wachsen, da sie ihn so seltsam verändert vorfanden. Dämmerung und Kühle herrschten in dem Gemach, das bunte Rolläden vor der Gluth des Tages schützten; die goldenen Sterne an der blauen Decke funkelten matt, das bizarre Blattmuster der Tapete verwirrte sich vor den Blicken der Höflinge, die das Auge schweifen ließen, als halte es nicht dem Bilde Stand, das sich ihnen bot. Der schwarze Seidenmantel, den Mancher von ihnen über den weißen Gewändern trug, knisterte, der Athem dieser erschreckten Schaar ging fast hörbar, eine silberne Wanduhr, deren Zifferblatt mit zwölf Edelsteinen verziert war, tickte; sonst aber war jeder Laut verstummt, denn des Königs Lippen zitterten immer noch, als vermöge er kein Wort hervorzubringen, und gaben ihm den Anschein, als wolle er vor diesen Männern in hilflose Thränen ausbrechen. Da plötzlich durchdrang die Stille ein dünner, schneidender Wehlaut, als rühre unkundige Hand an eine Violinsaite, und nun erst erblickten die Höflinge ein mißfarbiges Etwas, das auf dem niederen Kissenlager kauerte, dem erhöhten Prunkbett des Königs zur Seite. Sie wichen zurück, doch heftig winkte der Herrscher sie heran, und als sie ihn im Halbkreis umstanden, gewahrten sie, daß es eine verendende Katze war, die neben dem König lag und mit bösen Augen nach ihnen blickte. Es schien ein Räthsel, wie sie hierher gelangt sein mochte, denn Allen war wohlbekannt, daß der Herrscher diese Thiere haßte, an die sich für ihn eine unheilvolle Prophezeiung knüpfte. So

that sich nun auch Jeder hervor, die Katze zu entfernen. Sie faßten sie mit ihren Krückenstöcken an, daß sie zangengleich den zuckenden Thierleib umschlossen, doch entglitt er und fiel schwer auf das Lager zurück. Langsam näherten sie Hände und Arme, aber wie toll schlug das Thier um sich und röchelte schauerlich auf. Da vergrub der König das Haupt und sah nicht, wie der oberste Richter das Thier beherzt auf seinen Schild hob und mit höhnischem Lächeln davontrug, wie auf einem silbernen Teller. Dabei flatterten die rothen und gelben Federchen seines Nacken- und Kopfputzes, daß Alle, die ihn sahen, nachher aussagten, ihnen schien, als sei eine Flamme aus des Königs Schlafgemach gedrungen, die sich anschickte, das Reich in Brand zu stecken. Der König aber verließ nicht mehr das Lager, weil er wußte, daß seinem Leben Gefahr drohe, nun das Zeichen mit der Katze eingetroffen war. Er meinte, ihr zu entgehen, umschlössen ihn die vier Mauern seines Gemaches, vor dessen Thüren eine starke Wache aufzog. Auch nahm er kaum Nahrung zu sich aus Angst, Gift könne den Weg über seine Schwelle finden. Uebermannte ihn der Hunger und wurde die Lockung der aufgestellten Speisen zu groß, so befahl er seinen Höflingen, davon zu essen, beobachtete ihre Mienen und machte sich, ausgehungert und wild wie ein Thier, über die Reste her, die er ihnen entriß. Keinen gab es, den er nicht verdächtigte, ihm nach dem Leben zu trachten, denn Einer von ihnen mochte die Katze in den Palast geschmuggelt haben. Weil er die Männer, die er durch seine harte Regirung gegen sich aufgebracht wußte, ängstlich und feig geworden, jetzt nicht persönlich anzugreifen wagte, so hielt er sich an ihre Gefolgschaft. Und aus der Dämmerung der weißen Mosquitonetze, aus der sich des Königs Silhouette schattenhaft hob, drang manch eilig gefertigtes Todesurtheil in die Hallen und Höfe des Palastes, daß es war, als sollte ein Wall abgeschlagener Köpfe des Königs Gemach vor Gefahr hüten. Der oberste Richter war der Vollstrecker dieser wahnwitzigen Urtheile, die sich häuften, daß im Palast kaum mehr eine Familie war, die des Königs Grausamkeit nicht traf. Scheinbar unbewegt, waltete er seines Amtes, aber als der Geruch des Blutes das Volk zu erhitzen begann, auf hohen Hölzern am Marktplatz und vor den Thoren die Geköpften zu Dutzenden zur Schau standen, die Aasgeier wie eine Wolke über der Stadt schwebten, da wußte er seine Stunde gekommen, mit entblößtem Schwert drang er furchtlos und allein in des Königs Gemach und hieß ihn sein Lager verlassen. Und nun, in äußerster Gefahr, geschah Seltsames mit dem König.

Die Feigheit fiel von ihm ab, wie die Decken, die seinen zitternden Leib umhüllt hatten. Sein Antlitz wurde starr und bewegunglos. Er erhob nicht einmal die Stimme, die seine Soldaten herbeirufen konnte. „Die Katze?“ forschte er, als schiene ihm Das allein noch wissenswerth. „Die schaffte ich auf Euer Ruhelager“, entgegnete lächelnd der oberste Richter. Der König nickte und wandte sich mit einer trägen und gleichgiltigen Bewegung dem Fenster zu, als wolle er nicht dem Mann in das Gesicht schauen, der nun an ihm Gericht übte. Dabei streifte sein

Blick die silberne Uhr. Dieses moderne Erzeugniß, Geschenk eines europäischen Herrschers, schien plötzlich sein Interesse zu wecken; er hob nochmals den Blick und gewahrte, daß die Spitze des Zeigers auf einen blutrothen Rubin wies. In diesem Moment sank er, im Rücken getroffen, zu Boden. Als die Leute zuströmten, des Königs Leichnam hoben und sich sonst noch zu schaffen machten, um die Spuren der Blutthat zu tilgen, thaten sie demüthig und unterwürfig gegen den Mann, den sie des Königs Mörder wußten; denn sie meinten, er würde sich kraft seiner That zum Herrscher aufwerfen. Aber der oberste Richter schritt ins Frauengemach, zerrte unter dem Gezeter der Weiber den jungen Sohn des Ermordeten vor das Volk und hieß es seinem König huldigen. Der Knabe an seiner Hand war nur die sanften, thierischen Liebkosungen der Frauen gewöhnt, blickte zu Boden und wußte nicht, was diese Schaar, die heulte und brüllte und bei seinem Anblick vor Freude rasend zu werden schien, von ihm wollte. Er spielte mit den bunten Kügelchen, an denen er einen Kompaß um den Hals trug, wendete den schlanken Hals wie ein Reh und endlich schlug er die Hände vor das Gesicht, als schämte er sich der Dreistigkeit der vielen Blicke, die auf ihm ruhten. Aber vollends diese Geberde erschien dem Volk, das unter argem Druck geschmachtet hatte, liebenswürdig und hinreißend.

Alle strömten herbei. Jeder wollte den jungen König sehen, antasten und sprechen hören, bis das Kind verschüchtert ihnen entschlüpfte. Schutz suchend vor dem Unbegreiflichen, das die Leute mit ihm vorhatten, war es nach des Vaters Gemach geflohen, das es nur selten betreten hatte, und schmiegte sich verstohlen in einen der langen weißen Vorhänge, die von dem Betthimmel hingen. Und weil der Vater ihn nicht davonwies und auch mit keinem Wort wehrte, sondern stumm und still auf dem Lager ruhte, begann der Knabe, Vertrauen zu fassen und zu dem Vater zu plaudern. Es machte ihn stolz, daß Der so geduldig lauschte; er kramte allerlei Dinge hervor, worüber die spielenden Weiber nicht Bescheid gewußt hätten, that auch manche Frage dazwischen. Daß der Vater schwieg, beirrte ihn nicht, sondern muthete ihn nachdenklich und feierlich an, da er das Lärmen des Frauenhauses gewöhnt war, wo den Tag über ununterbrochen geschwatzt wurde, Musikdosen und Orchestrions spielten und zahme Vögel betäubend krächzten. Auch kam es ihm nicht in den Sinn, daß der Vater schlafe oder tot sein könne, denn wie die Priester auf eine seltsame dreieckige Zeichnung wiesen, die sie Gottesauge nannten und von dem sie aussagten, es durchdringe die geheimsten Gedanken, meinte der Knabe bei sich, auch sein Vater, von dem Blut- und Heldenthaten im Munde der Frauen kreisten, besitze wunderbare und machtvolle Kenntniß von Allem, was sich abspielte, und hinter der weißen Gardine, die er nicht zu verrücken wagte, glaubte er des Vaters mächtiges Auge gottgleich auf sich und Aller Thun gerichtet. Und eben, weil der Vater, vor dem er, wie die Anderen, unbändigen Schrecken empfand, seinem Redefluß nicht wehrte, wuchs und wuchs des Knaben Freude, er empfand stolz und stark die

Gemeinsamkeit mit dem Höchsten im Land und fühlte zugleich solch eine süße Liebe in seinem Herzen für den Vater, daß ihn dieses Gefühl seltsam betäubte. Das Blut kreiste lebhafter in seinen Adern, die Augen glänzten und das wollige, runde Haupt lehnte sich vertrauensvoll an die Gardine, als schmiege es sich in des Vaters Umarmung. Als er so benommen saß, denn die Uebermacht der Empfindungen hatte seine flinke Zunge endlich zum Verstummen gebracht, öffnete sich die Thür: und in das stille Gemach ergoß sich ein Menschenstrom. Zoré, der Knabe, drückte sich tiefer noch in sein Versteck; da sah er, wie diese Meute sich an den König heranmachte, die Gewänder ihm vom Leib thaten, ihn in Tücher und Binden wickelten, ohne daß er sich wehrte. Und jetzt erst begann er, nicht zu fassen, warum der König schwieg; auch zu Jenen schwieg. Oder spielte sich etwa eine Ceremonie ab, von der er nicht Kenntniß besaß? Er streckte sich auf den Fußspitzen, schob die Gardinen auseinander, die er umkrampft hielt, mit tiefen Athemstößen hob sich seine Brust, daß die Kompaßnadel an seinem Hals wirbelte, und nun sah er gerade in das Antlitz des Toten. Der Knabe schrie gellend auf und stob wie ein Pfeil durch die Reihen der Männer, die sich vor ihm theilten.

Drei Tage und drei Nächte fand man den Königssohn nicht. Damit das Volk nicht murre und sich erhebe, sorgte man, daß die Nachricht seines Verschwindens nicht aus dem Palast drang. So suchten sie nach ihm erst, wenn Mitternacht war und Schlaf die Stadt umfangen hielt. Da huschten sie aus heimlichen Pforten, hielten die Fackeln in Thonkrügen verborgen und leuchteten vorsichtig die Wege ab, die in die Weite führten, durchsuchten die Euphorbiengebüsche und stiegen in die Höhlen hinab, in denen sie, eine Beute der Raubthiere, die Reste des königlichen Knaben zu finden meinten. Als aber der dritte Tag sich neigte, der rasche Uebergang zur Nacht sich vollzog und das Kreuz des Südens an dem Firmament aufflammte, stand Zoré mitten im Frauengemach, wo die Weiber auf den Teppichen hockten, während häßliche Buhalosklavinnen in ihrem Rücken Fächer an langen Seilen bewegten. Die Weiber stoben empor wie ein Flug bunter Vögel, drängten sich schnatternd an den Wiedergefundenen, überhäuften ihn mit Zärtlichkeit; plötzlich erinnerten sie sich, daß dieses Kind nun ihr König sei, warfen sich zu Boden und spähten demüthig zu ihm empor, während die Zärtlichkeit, die in ihren Zügen stand, sich blitzschnell in einen lauernden Ausdruck von Verschmitztheit wandelte. Des Knaben Mutter trug schwarzgefärbte Gewandung und war zarter und edler gebaut als die anderen Frauen. Ihr junges Antlitz mit dem sanften Blick war beinahe hübsch zu nennen, sie sah wie des Kindes ältere Schwester aus; scheu und hilflos stand sie fern, als wage sie aus irgendeinem Grund nicht, sich dem Sohn zu nähern. Aber Zoré schritt über die Anderen hinweg auf sie zu. Alle erhoben sich mit halbem Leib und die Buhaloweiber zogen die Schnüre der großen lautlosen Fächer und lauschten nach Kräften, was der Knabe sagen werde. Da klang seine

Stimme, die sie Alle kannten wie das Knurren ihrer Aeffchen und das Krächzen der buntgefiederten Vögel, die frei über ihren Köpfen flatterten, die sie kannten wie die Sprache des Windes in den Granatapfelsträuchern und das Surren der rosarothen Heuschreckenschwärme, die wie Schneewolken von den Bergen kamen und über ihre Dächer strichen. Aber es war des Knaben Stimme kaum mehr. Sie war hart und schrill geworden, daß die meisten Weiber erschrocken auf ihren Knien verblieben und die anderen die straffen Punkaschnüre leer in den Händen spielen ließen.

Der Knabe trat beinahe drohend an seine Mutter heran und fragte: „Wer hat meinen Vater, den König, getötet?“ Und Alle wußten, daß es der oberste Richter war; weil aber des Königs Witwe in ihrem Blute Schwäche für den kühnen Mann trug, den sie sich, ehe ihre Witwentrauer abgelaufen war, zum Gatten erkiesen würde, so schwiegen die Weiber und des Knaben Mutter entgegnete: „Blume, die aus meinem Herzen sproß, gieb Dich zufrieden und trachte nicht, Rache zu nehmen! Dein Vater erlag einem hitzigen Fieber. Auf seinem Prunklager ist er gestorben. Hast Du ihn nicht mit den dunklen Sternen Deiner eigenen Augen ruhen gesehen?“ Und hastig fügte sie noch hinzu: „Lag ein Schwert auf der Schwelle und sahst Du Blut aus des Königs Wunden fließen?“ Da hob sich die kleine schlanke Gestalt der Königin zuversichtlicher; ihre Weiber aber neigten sich, weil sie Freude an der Lüge hatten und allen ein grinsendes Lächeln im Antlitz stand. Der Knabe entgegnete nichts mehr. Doch stahl er sich aus dem lauen, duftenden Frauengemach und betrat den Gebäudeflügel, den der Vater bewohnt hatte. Unruhig wanderte er im Schein einer europäischen Moderateurlampe in dem Sterbezimmer auf und nieder, als suche er nach den Spuren des vergossenen Königsblutes, und als seine Glieder ihn nicht mehr trugen (denn in den drei Tagen und Nächten war er wie das gehetzte Thier durch die Weite gestreift), warf er sich auf die Galla und entschlummerte. Aber vor des Knaben Thür kauerte die Mutter, die Angst hatte und sich sorgte um ihr Kind und auch um den Mann, der viel bei ihr galt.

Am nächsten Tag war die Bestattungfeier, der Zoré mit gerunzelter Stirn beiwohnte, als ahne er, man verberge ihm ein Geheimniß. Priester in goldenen Mänteln, die bis an ihre nackten Füße reichten, hielten Prunkschirme über die Bahre, Weihrauchdampf und der Schall einer grellen und betäubenden Musik hüllten alle Geschehnisse in Mystik und Verworrenheit. Als man die Leiche in das Steingrab gesenkt und weiße Tücher über die Fliesen breitete, die in flatternder Bewegung gehalten wurden, um den bösen Blick von dem Toten zu bannen, schien es, als schwänge sich friedlich und schön ein Flug von Tauben aus Dunst und Lärm zum Himmelsblau empor. Nach der Bestattung zog sich der junge König wieder in des Vaters Gemach zurück und Keiner durfte ihm nahen. Manchmal saß er in Thränen und oft brütete er finster vor sich hin. Denn daß ihm der Vater genommen war, daß

er nicht mehr lebend vor ihm lag, als sein Herz laut und sehnsüchtig zu ihm gesprochen, erfüllte ihn mit tiefer Trauer.

Die Höflinge sahen den seltsamen Gemüthszustand des Knaben mit Sorge, denn niemals noch hatte man Aehnliches an einem von ihnen beobachtet; nur von dem Erbfeind, den Engländern, ging die Kunde, sie wüßten sich oft so in Melancholie zu versenken, daß diese einer Krankheit glich. Sie meinten aber, man müsse nur eine Weile Geduld üben; auch hegten sie, so schwach und hilflos er schien, irgendwie eine geheime Angst vor dem Erben eines Königs, der sie in harter Faust gehalten. Plötzlich und mit Ungestüm konnte der tote König in seinem Sohn erwachen.

Dem Volk verbarg man, was sich im Palast abspielte. Ihm wurde gesagt, der junge König habe sich zurückgezogen, um weise Ueberlegung zu pflegen, wie es einem Nachkommen Salomons gezieme (eine Abstammung, deren sich das Geschlecht ihrer Könige rühmte); er bedenke die große Aufgabe, die ihm bevorstand, seine einzige Erholung und Zerstreuung bilde das Spiel mit Zinnsoldaten; täglich liefere er den Engländern mörderische Schlachten, Helden- und Kriegsthaten würden dereinst seine Regirung zieren.

Unterdessen flatterten die Zügel der Verwaltung. Die Königin verstand nichts davon und war vollauf mit der Leitung eines Hotels beschäftigt, das sie in der Stadt besaß und das ihre Einkünfte mehren sollte. Ihr Günstling dagegen mied den Vordergrund. Sein Plan, sich des Reiches zu bemächtigen, war listig und weitsichtig angelegt; er harrte, bis man ihn selbst in Drang und Noth berufen würde. In dieser Zeit nun faßten die Fremden festen Fuß in der Stadt. Die Ansässigen erwarben käuflich Land, was ihnen zuvor verwehrt worden war, Handelsverträge wurden geschlossen, die Zölle in laxer Weise eingehoben, so daß ein Zuströmen von allerlei Handelstreibenden erfolgte und ein Ring von Europäern sich immer enger um die schwarze Bevölkerung schloß. Das Volk ließ es bedrückt geschehen, denn es wußte keinen Führer wider die Feinde, es lebte mühsälig und argwöhnisch dahin, seine Frauen bekränzten sich nicht das Haar und die Männer feierten keine Gelage. Das Hotel und Kaffeehaus in der Stadt wurde von den Eingeborenen gemieden und ihr Freudenruf: „Jlililil“, der manchmal Nächte lang zu hören war, wie das Zirpen der Grillen und das Gurren der Holztauben, war nun verstummt.

Im Palast begann sich eine Partei zu bilden, die dem obersten Richter und seinem heimlich gewonnenen Einfluß feindsälig gesinnt waren. Sie bemühte sich, die Melancholie des Königs zu bannen. Da ihr der Zutritt in das einzige Gemach, das den Knaben umschloß, immer noch verwehrt blieb, sandte man seine Mutter zu ihm. Erst weinte sie mit ihm, weil ihr Herz voll Sorge war, oder einfach, weil sie seine Thränen fließen sah; dann schmeichelte und spielte sie um ihn herum, that in der Einsamkeit die Trauergewänder ab und hüllte sich in bunte, leuchtende Stoffe, die ihr wohlgefielen, tanzte, zwitscherte und blies auf

dem elphenbeinernen Pfeifchen, das ihr vom Hals hing. Alles, wie sie sagte, um den Trübsinn von der Stirn ihres Kindes zu scheuchen. Er aber blickte kaum nach ihr hin. Hierauf führten sie des verstorbenen Königs Leibroß an den Fenstern des Gemaches vorbei. Während der Leichenfeier sollte es hingeschlachtet werden und schon saß ihm ein Streich in dem Nacken; das Thier bäumte sich hoch auf im Schmerz und mit jedem seiner silberbeschlagenen Hufe zerschmetterte es den Schädel eines der Schwarzen, die es hielten. Sein Auge flammte und Dampf entstieg den Nüstern wie eine Rauchsäule. Da hatten sie von ihrem Vorhaben abgelassen und das Thier blieb am Leben. Als es an des Königs Sterbegemach vorbeigeführt wurde, wieherte es heftig. Da zeigte sich das schmale, verweinte Antlitz des Knaben am Fenster; und plötzlich begehrte er, daß man das Roß für ihn sattle. Er ritt davon in Begleitung nur eines geringen Dieners, der seine Waffen trug. Aber auf den flachen Dächern des Palastes sammelten sich dessen Bewohner und blickten, wie nach einem Wunder, das sich begeben, nach der schlanken dunklen Silhouette des Kindes, das sich auf dem Schimmel eilig entfernte. Sie verharrten Stunden lang auf ihrem Späherposten. Die Sonne sank in einen gluthfarbigen Himmel, dann klomm der Mond empor, das Wasser der großen Ströme rauschte durch die Nacht und hinter den Stadtthoren hörte man die Hyänen und Schakale heulen. Schon bemächtigte sich Angst der Leute, die sich immer dichter schaarten und heftig gestikulirend nach dem Bergland der Ferne und dem Silbersaum der Wüste wiesen, als das Pochen der Hufe vernehmbar wurde. Der Knabe sprang vom Roß und in dem starken Mondschein konnten sie die breite Narbe am Widerrist gewahr werden, die einen Rubinengeschmeide glich. Sie konnten auch sehen, daß in des Dieners Angesicht fassungloses Entsetzen stand und des jungen Königs Züge traurig und gequält blieben wie zuvor. Und als sie seinen Begleiter zum Sprechen bewegten, was ihnen erst nach dringendem Befragen gelang, erfuhren sie, daß der Knabe sich von ihnen wenden und fliehen wollte und sein Roß deshalb zu immer behenderer Eile anspornte. Da hatte der schwarze Diener mit Aufbietung aller Kräfte die Verfolgung aufgenommen, das Roß, das wie ein großer schimmernder Vogel voranfauste, erreicht und dem Knaben bedeutet, er müsse sich vor dessen Augen ins Schwert stürzen, würde ihm Uebles geschehen oder wolle er nicht in den Palast heimkehren. Jener hatte blos traurig und schweigend nach ihm geblickt und fügsam den Heimweg angetreten.

Aber seitdem ritt er nicht mehr.

Nun versuchten die Höflinge ein letztes Mittel, solchen Wahn und Zauber zu zerstreuen. Sie wählten ein Weib, das in den Offenbarungen seiner Schönheit des Königs noch verschlossenes Herz einnehmen sollte. Es war älter als er, von fremder Rasse und kein jungfräuliches Weib mehr; aber in Verführungskünsten wohlbewandert, schamlos und klug zugleich. Die Frauen nöthigten sie in ihren Kreis, salbten ihren elphenbeinhellen Leib, daß er wie ein Gewürzschränklein duftete,

und die Königin selbst streute Goldplättchen in ihr langes Haar. Ihre Hände zitterten bei dem Geschäft, daß die kostbare Zierath zum Theil auf den Teppich glitt; denn ihr Sinn war von Zwiespalt zerrissen. Sie wünschte nicht, daß ihr Sohn in Stumpfheit verharre; aber der Günstling sollte mit königlicher Macht an ihrer Seite gebieten, die nur ein Spielzeug war in der Hand eines thörichten Knaben. So blickte sie mit Mißtrauen zu der hochgewachsenen Fremden empor, die sich anschickte, ihr den Knaben zu rauben, und vielleicht einen erhitzten Mann ihrer Umarmung entließ, der Allen zum Unheil wurde. Als man dem Weib bedeutete, sie müsse sich hüllenlos dem König nahen, warf sie einen geringschätzigen Blick auf die Rathgeberinnen und barg sich, so dicht sie konnte, in einen Mantel, der neben ihr lag. Es war ein Gewand der Königin. Und hocherhobenen Hauptes schritt sie nach dem Gemach, das man ihr wies. Die Anderen, ihr im Rücken, flüsterten hämische und boshafte Redensarten, obwohl Manche im Herzen ihr den Weg neideten.

Der König lag auf der Galla und that, als schliefe er, da er das Weib eintreten sah, das er dem Gewand nach für seine Mutter hielt. Die Fremde aber schritt unbekümmert heran und stellte sich, von der Gardine halb verborgen, auf den Platz, von wo das Kind zu seinem toten Vater gesprochen hatte. Dort verharrte sie regunglos; nur ihre Blicke glitten wie sprühende Schwerter über den Ruhenden hin, daß er gleichsam Schmerz zu empfinden begann, blinzelte und plötzlich das Auge voll öffnete.

Und sie sagte: „Da ruht der Schwächling wie ein Saugpüpplein auf dem Lager seines ermordeten Vaters...“ Zoré taumelte empor wie von einer Schlange gebissen. Höhnend fuhr das Weib fort: „Seines Vaters Blut, das auf dieser Schwelle floß, ist ihm Haschisch und Balsam zugleich; er träumt wie ein junger Sigwabaum, an dessen Wurzeln schon das Feuer frißt, und weiß nichts davon.“

„Wer sagt, daß mein Vater ermordet wurde?“ schrie der Knabe.

Sie hob die Achseln: „Jeder, den Du befragen magst; nur Deine Mutter und den obersten Richter frage nicht, denn diese Beiden wissen zu gut Bescheid!“

Da brüllte der König auf, daß es gräßlich und triumphirend zugleich klang. Denn alle Schwäche war von ihm genommen, Schaum stand ihm vor dem Mund, seine Augen schossen Wuth und die Haut an Gesicht und Armen glänzte, als bräche aus allen Poren Schweiß.

Und plötzlich war das Weib allein in dem Gemach. Doch ohne Reue sah sie ihre Beute scheiden. Sie hatte den König geweckt. Der Mann harrte noch ihrer und sollte ihr die Krone auf das Haupt setzen. Da hob sie die Arme, als senkte sich nun ein Geschick über sie herab, nach dem sie begierig langte, die Gewänder glitten nieder und hingerissen begannen ihre kleinen nackten Füße einen Tanz, lautlos wie der Flug der Schmetterlinge...

Wien. Emanuela Baronin Mattl-Löwenkreuz.

Amerikanische Geschichte.*)

Geschichte sollte inmitten des Volkes und des Lebens stehen. Sie hat nicht nur das stolze Amt, ruhmreiche Thaten und glücklich vollbrachte Pläne der Erinnerung zu erhalten. Sie soll auch belehren, soll Altäre errichten und auf ihnen die Leuchten der Erfahrung aufflammen lassen, auf daß sie beschrittene Pfade belichte und auch Bahnen, die zu betreten noch nie versucht wurde. Der Geschichtschreiber ist auch eine Art Prophet. Unsere Erinnerungen führen uns. Sie vermitteln uns die Kenntniß unseres Charakters, lassen uns seine Stärke und seine Schwächen ermessen: und damit gewinnen wir eine Richtschnur für unser Streben, empfangen unsere Warnungen und unsere Fackeln der Hoffnung. Wir erfahren, welcher Art von Volk und Nation wir angehören, und wir ahnen, welche Art von Menschen wir sein sollen.

Das offenbart sich nicht nur in den Geschichten der Nation. Der letzte Kern nationaler Geschichte ist die Lokalhistorie. Wenn Idylle nicht wahr wären, könnte es keine Epen geben, — und keine Vaterlandsliebe, wenn es keine Heimath, keine Nachbarn und keinen ruhigen Kreislauf der bürgerlichen Pflichten gäbe; ich für meinen Theil wundere mich nicht, daß gelehrte Männer, denen ein größeres Wirkungsfeld offen stand, auf dem alle Augen ihre Verdienste gewahrt hätten, doch vorzogen, ihr ganzes Dasein den eintönigen, verworrenen Chroniken irgendeines Landstriches zu widmen, wo es nichts gab als eine alte Kirche und ein armsäliges Dorf. Die Geschichte einer Nation ist nur die mit größeren Buchstaben geschriebene Geschichte ihrer Dörfer. Man wundert sich nur, daß viele Verfasser von Lokalgeschichten in ihrem Stoffe nicht mehr sahen, als sie zu erzählen suchten. In diesen alten Dörfchen, den Vorläufern der Städte, in diesen kleinen Gemeinden, die abseits stehen und doch ihr junges Leben der Nation darbringen, ruhen für wache Blicke Stoffe der Romantik und der Dichtkunst. Dort findet der forschende Blick Liebe, Werben um Liebe und das ernste Leben tiefer Hingabe. Wie viel Kraft, wie viel kühne Anstrengung waltete bei der Ausforstung der Wälder, wie viele Hoffnungen und wie viel Entdeckerfreude begleitet die erste Erforschung der nächsten Berge; wie viel Sehnsucht kam und ging mit den Schiffen drunten am Ufer, wie viel irdischer Stolz wirkte in dem Ehrgeiz der Gemeinde und wie viele göttliche Gedanken durchschwebten die Stille jener ländlichen Kirche! Den Werdegang vom Dorf zur Stadt konnte nur ein stetig wachsender Strom harter und zäher Bemühungen voll-

*) Fragmente aus dem Band „Nur Literatur; Betrachtungen eines Amerikanes", der bei Georg Müller (in einer vom Herrn Hans Winand sorgsam und fein hergestellten Uebersetzung) erscheint, und das Weltbild und das Strebensziel des Mannes entschleiert, der für das nächste Jahrfünft den Geschicken der Vereinigten Staaten präsidirt.

enden: und dramatischer Kampf tritt in dieses stille Ringen, wenn die Anlage sich dehnt und wächst und Schritt vor Schritt sich zu Staaten erweitert. In den Fäden dieses Gewebes liegen alle tiefen Farben der menschlichen Geschichte verborgen, die lebensvollen Züge der Wirklichkeit und der Spiegel des Volksdaseins.

Lokalgeschichte kann in ihrer Schilderung gewiß tötlich langweilig gemacht werden. Man hat oft das Gefühl, daß die Männer, die diese Art von Geschichte rekonstruiren, nur mit ausgedörrtem Material bauen; als wäre Das nöthig, um das Werk dauerhaft zu machen. Der Fehler liegt nicht im Stoff. Auch Nationalgeschichte kann schlecht geschrieben werden, wenn der Schreiber darauf bedacht ist, seinen Stoff gründlich auszutrocknen. Das ist vielleicht etwas schwieriger, weil es schwer zu vermeiden ist, in den Annalen nationaler Politik das Walten großer Kräfte zu verhüllen und Strömungen zu verwischen, deren Fluß vielleicht die Atmosphäre ganzer Erdtheile veränderte. Schon die Größe des Maßstabes giebt der Schilderung eine gewisse Würde und Getragenheit. Aber trotzdem bringen es Manche fertig, langweilig zu sein, wenn sie von Schöpfungen des menschlichen Willens sprechen. Die Abfassung lokaler Geschichte ist verhängnißvoll einfach. Manchen Ortsgeschichten fehlt jede Bedeutsamkeit; sie scheinen ohne Horizont und Perspektive. In der Geschichte jeder Gemeinschaft giebt es unzählige Ereignisse, belanglose Einzelheiten des Geschehens, die, sind sie einmal vorüber, keinen Menschen mehr angehen und mit Anstand in Chroniken beerdigt werden können. Die einzige lebensfähige Art von Lokalgeschichte ist eine, die mit offenen Augen geschrieben wurde, die einen Horizont und Perspektive besitzt. Manchmal mag es geschehen, daß in den Annalen einer kleineren Gemeinschaft irgendein seltsames Abenteuer beschlossen liegt, das auf diesem Schauplatz Anfang und Ende erlebte; aber Das ist ein seltener Glücksfall, der inmitten von Milliarden anderer Geschehnisse vereinzelt dasteht und vielleicht Anspruch darauf hat, für sich allein und um seiner selbst willen erzählt zu werden. In der Regel liegt die einzige und tiefere Bedeutung der Lokalgeschichte in dem Umstand, daß sie Theil und Glied eines größeren Ganzen ist. Sie gleicht einem Gasthaus an einer Landstraße, einer Station auf weiter Reise. Sie ist ein Punkt, den die Nationalgeschichte passirte. Die Menschheit hat dort Halt gemacht und kurze Zeit gerastet. Die Bedeutung der Lokalgeschichte im Verhältniß zur Nationalgeschichte ist die Bedeutung eines Theiles im Verhältniß zum Ganzen. Das Ganze kann ohne Theile nicht bestehen und kann nicht verstanden werden, wenn nicht auch die Theile verständlich sind. Lokale Geschichtschreibung untersteht der Nationalgeschichte nicht anders als jede Seite eines Buches dem Buche selbst. Auf keiner Seite wird man den ganzen Inhalt des Buches finden, aber jede Seite birgt einen Theil des Gesammtinhaltes. Selbst wenn die Geschichte einer einzelnen Gemeinde der Geschichte einer anderen Gemeinde genau gliche (was unmöglich ist), hätte sie ein Recht, zu

Wort zu kommen: und sei es auch nur, um die Geschichte der Nachbargemeinde zu bestätigen und sie als einen authentischen Theil in der Chronik der Rasse und der Nation zu beglaubigen. Die Alltäglichkeiten im Leben eines Volkes walten auch in den großen Elementen ihrer Existenz. Sie können in ihrem Wesen nie klar genug ergründet werden. Denn auf diesem Wege wird Geschichte zuverlässig und vermag einer dauernden Betrachtung Stand zu halten.

Die nationale Geschichte Amerikas zeigt ihr eigenes großes und weites Muster, das in seiner vollen Ausdehnung und Mannichfaltigkeit nur erkennbar wird, wenn der Stoff unseres nationalen Lebens in breiter Fläche und großem Maßstab vor uns ausgebreitet wird. Die Einzelheiten der Musterung aber, die individuellen Fäden des gewaltigen Gewebes werden nur in der Lokalgeschichte gefunden. Dort sieht man, in welcher Art die einzelnen Fäden in zarter Abtönung sich verschlingen, gewahrt die besonderen Feinheiten des Musters, sieht goldene Fäden neben baumwollenen, feine neben groben, Farbe neben Farbe. Das giebt der lokalen Geschichte Leben und Bedeutung. Und zugleich wird sie zu einem lehrreichen Prüfstein für ihren Antheil am Leben der Nation. Bei manchen Gemeinschaften finden wir eine restlosere und innigere Theilnahme am Nationaldasein als bei anderen. Um gleich ein Beispiel aufzugreifen: die Lokalgeschichten der Mittelstaaten der Union, die Geschichte New Yorks, New Jerseys und Pennsylvaniens ist im Organismus der Nation ein wichtigerer Theil als die Geschichte der neu-englischen Gemeinschaften oder der verschiedenen Staaten und Landstriche des Südens. Ich weiß, daß Dies vielen amerikanischen Ohren wie eine Ketzerei klingen wird; ich weiß, daß ich damit der allgemein anerkannten Lehre widerspreche. Aber Anerkennung, wie allgemein sie auch sein mag, ist kein Beweis für die Richtigkeit einer Lehre.

Die nationale Geschichte der Union wurde zum größten Theil von Neuengländern geschrieben. Ihnen gebührt die Ehre, die ihnen zuerkannt wird. Ihre Gelehrsamkeit und ihr Charakter haben ihnen unter den großen Namen unserer Literaturgeschichte ehrenvolle Plätze gesichert; und kein gerechter Mann wird versuchen, ihren wohlverdienten Ruhm zu schmälern. Aber trotz Alledem haben sie unsere Geschichte nur von einem Standpunkt aus betrachtet. Von ihrem Standpunkt aus erscheint die ganze große Entwickelung Nordamerikas wie eine Ausdehnung Neuenglands. Alle anderen Elemente werden in dieser Darstellung an die Peripherie des großartigen Prozesses verwiesen, durch den der Puritaner die Entwickelung und Verfassung der Nation schuf. Der Puritaner ist es, der auszog und Länder eroberte; er ist der Held des Schicksals, der Typus und die Verkörperung eines auserwählten Volkes. Und ähnlich ergeht es dem Geschichtschreiber des Südens, wenn er seine Schilderung bis zum Höhepunkt führt: bis zu dem letzten Sturm und der letzten Bedrängniß in der Tragoedie des großen Krieges. Ihm werden alle Ereignisse zu Bausteinen für

eine Geschichte der Unterdrückung des Südens. Trotz der bedeutsamen Mitarbeit des Südens bei der großen Aufgabe der Bildung einer Nation, trotz der langjährigen Führung der nationalen Geschicke durch aus dem Süden stammende Staatsmänner, trotz der Mitarbeit bei der Eroberung des Westens wurde der Süden stets übergangen, in den Hintergrund gedrängt, ausgeschlossen und vernichtet. Die Geschichte der Vereinigten Staaten war, so lernten wir, von der Besiedelung Jamestowns bis zur Uebergabe von Appomattox nur ein einziger langwieriger Kampf um die Oberherrschaft, die zwischen Neuengland und dem Süden ausgetragen wurde; und das Ende dieses Kampfes kennt Jeder. In diesen heroischen Tagen der Mühsal und der kühnen Thaten, da die Bevölkerung gleich einer Armee das Festland durchzog und ihre Lagerstätten immer weiter vorschob, tobte unter allen Breitegraden nur Kampf. Er begleitete den großen Strom, folgte den leicht ansteigenden Steppen bis hinauf zu Schneegipfeln der Rockies, wüthete jenseits von ihnen in den Goldfeldern und in den grünen Ebenen Kaliforniens. Und überall rang die Nation um die Herrschaft: bis der entscheidende Zusammenstoß kam, bei dem das aus den Gebilden Neuenglands stammende harte Volk siegte.

Das ist eine höchst dramatische Form der Geschichtdarstellung; man möchte fast wünschen, daß sie wahr wäre. Welche schöne Einheitlichkeit würde dadurch unserem Epos verliehen! Aber die Wahrheit fesselt vielleicht noch mehr. Die Entwickelung einer Nation kann nicht auf so einfache Bedingungen zurückgeführt werden. Die zwei großen Mächte, Nord und Süd, hatten sich bei der Eroberung unseres weiten Erdtheils gebildet und standen vor der Nothwendigkeit, sich zu vereinigen oder zu überwinden. Aber die Männer, die vom Norden auszogen, waren kein unvermischtes Volk; sie kamen eben so aus den großen Mittelstaaten wie aus Neuengland. Ihr Zug nach dem Westen war eben so wenig ein Erzeugniß Neuenglands oder New Yorks oder Pennsylvaniens oder New Jersey, wie etwa Massachusetts ein Erzeugniß Altenglands gewesen ist oder wie Neuholland ein Erzeugniß Hollands war. Die Bevölkerung des Südens aber, denen diese Eroberer an den westlichen Flüssen und auf den offenen Prairien begegneten, war gleich ihnen durch die rauhen Lebensnothwendigkeiten des Grenzerlebens umgeformt. Eine Vermischung von Völkern, eine Umwandlung von Anschauungen und Bräuchen, ein neuer Schatz von Erfahrungen und Anpassungen inmitten eines neuen Lebens auf dürrer, unbebauter Ebene oder in fernen Thälern zwischen jungfräulichen Urwäldern, ein neues Temperament, ein neuer Abenteurergeist, eine neue Entbehrungluft und eine neue Lebensbetrachtung: da sind die charakteristischen Eigenthümlichkeiten der Tage, da die Nation sich über das Land ausdehnte und aus einer Gruppe von Kolonien zu einer Staatenfamilie wurde.

Die Pässe der östlichen Gebirge waren die Lebensadern unseres nationalen Daseins. Der wahre Odem unseres Wachsens und unserer

Mannheit berührte uns zuerst, als unsere Pioniere auf den Gipfeln dieser östlichen Berge standen und auf einen neuen Erdtheil hinabblickten, der dem Zug nach dem Westen noch offen war. Auf dem Laufe ferner, im Sonnenlicht blitzender Flüsse zu Füßen der Hügel und weithinaus auf den breiten Gefilden an den fruchtbaren Ufern des „Vaters der Ströme", bis zu den gewaltigen Bergketten, die zum Stillen Ozean hinabsahen: dort lag das Land, in dem die Söhne aller Rassen und Zonen sich zusammenfanden, um eine große Nation zu bilden, deren Freiheit und stolzen Friedenswerke vor den Augen der Welt liegen. Dorthin kamen Franzosen, Skandinaven, Kelten, Deutsche, Slaven, Kinder der lateinischen Rassen und der Völker des Orients, Männer aus den alten Kolonien: Engländer, Schotten und Iren. Zu diesem großen Verschmelzungprozeß, aus dem ein neues Volk hervorging, waren die Kolonien, die ersten dreizehn Staaten, nur Vorstudien und erste Versuche gewesen. Die große Methode aber, durch die ein Erdtheil mit einem Volk gleichen Athems bevölkert wurde, war das Ergebniß der Versuche, die von Anfang an in den Mittelstaaten unserer atlantischen Küste sich vollzogen hatten.

Hier lebte von Anfang an eine Mischbevölkerung, hier waltete Verschiedenheit der Elemente, Verschmelzung von Typen, hier spiegelte sich im Kleinen das große Schicksal der Nationen. Hier gab es nie ein Volk unvermischten Blutes und gleicher Herkunft, hier gab es keine Bräuche und keine Verfassung, die vom Mutterland übernommen waren. Von Anbeginn an glich das Leben dieser Staaten dem Leben des ganzen Landes; es zeigt sofort nationalen Charakter, das nationale „Muster". In Neuengland und im Süden war Das ganz anders. Dort waren einige der wichtigsten Elemente unseres nationalen Lebens schon lange im Werden; aber nur vereinzelt und ohne individuelle Richtung, ohne Vermischung und Verschmelzung, lange Zeit sogar ohne Fortschritt. Niemand will bezweifeln, daß diese einzelnen Züge höchst bedeutsam waren und später wie Hauptfäden durch das Muster unseres ganzen Lebens liefen. Jedem Theil des Ganzen geben sie Farbe und Abtönung. Allein schon die Thatsache, daß sie sich so deutlich abheben und so nachdrücklich bemerkbar machen, beweist ihre besondere Herkunft. Alle anderen Elemente unseres Lebens, wie verschieden sie auch sein mögen und wie viel sie auch zur Zähigkeit und Widerstandskraft des Gewebes beitragen, erscheinen unlösbar hineingewebt: sie sind Theile eines Ganzen geworden. Sie sind kaum noch unterscheidbar, so vollständig sind sie eingeschmolzen. Aber (um im Bild zu bleiben) die von den Puritanern und die aus dem Süden stammenden Fäden machen nicht den Stoff aus, wenn sie ihn auch vielfach bestimmen und bei einer oberflächlichen Betrachtung wie Hauptelemente des Gewebes erscheinen können.

Was war in Wirklichkeit der Lauf der amerikanischen Geschichte? Wodurch unterscheidet sie sich von der Geschichte Europas? Welche eigenthümlichen Züge weist sie auf, die ihr ein klar bestimmtes Ziel

und eine bestimmte Richtung geben? Wir müssen befürchten, daß die vom Osten geschriebene Geschichte uns eine allzu enge Begrenzung und Einschränkung des Gesichtsfeldes auferlegt hat. Unsere Geschichtwerke hatten bis vor Kurzem einen stark lokalen Beigeschmack. Die Forschung hatte sich zu sehr und zu ausschließlich mit den Ursprüngen und mit der Ableitung unserer Historie aus der Geschichte der „Alten Welt" beschäftigt. Als unsere Historiker von der Meeresküste aus ins Land vordrangen, waren ihre Blicke rückwärts gewandt und hafteten auf den Landungstellen und den Heimstätten der ersten Ansiedler. Trotz der steten Einwanderung mit ihrem unaufhörlichen Zustrom fremden Blutes sprachen und dachten sie von unserem Volk stets als von einer ursprünglichen Einheit, als von einer Menge gleichen Ursprunges, als von einer Gesammtheit, die in allen ihren Verzweigungen und Theilen Familienähnlichkeit aufwies und gemeinsamen alten, vertrauten Traditionen gehorchte. Diese Anschauung leitet um so mehr in die Irre, als sie zum großen Theil wahr ist, ohne doch die ganze Wahrheit zu sein. Es war ein britischer Stamm, der zuerst das Land besiedelte und stets den Schritt angab. Ueberall längs der Küste gab es gemeinsame Traditionen und Anschauungen; sie hatten bereits ihre bestimmte Form und Widerstandsfähigkeit gewonnen, als die Wanderung nach dem Westen begann: jener gewaltige Zug, der jede Einzelheit unseres Lebens umgestaltete und bestimmen sollte. Selbst die nationale Regirung war eingesetzt und durch Erfolge schon mächtig geworden, während wir noch zum größten Theil an den östlichen Küsten umherirrten und eine zu weit entfernte Grenze fürchteten.

Als aber der Anfang gemacht war, setzte die große Umwandlung ein. Sie kam nicht völlig unvermittelt, denn langsame Veränderungen hatten von Anfang an gewaltet. Heute haben wir keine „Grenze" im Sinn jener Tage, es sei denn vielleicht hier und dort in einer unfruchtbaren Ecke der westlichen Staaten irgendein ungastliches Gebirge, das noch der Besiedelung trotzt, oder kleine Landstriche, in denen die gedörrte Oberfläche der unfruchtbaren Ebene noch nicht den Klauen einer feindsäligen Natur entrissen werden konnte. Am Anfang aber war Alles „Grenze"; nur ein schmales Band von Niederlassungen begleitete am Rande der Seeküste zögernd eine unbekannte Wildniß. Vor diesen Siedelungen lag ein unberührter Erdtheil und hinter ihnen ein einsames Meer, auf dem nur selten ein vereinzeltes Segel aufleuchtete. In dem langwierigen Prozeß der langsamem Besiedelung glich jeder einzelne Schritt dem vorhergehenden und dem ersten: er war nur das Vordringen zu einer neuen Grenze, die nicht anders war als die alte. Lange fehlte uns die neue Generation von Grenzleuten, die erst in späteren Jahren jenseits vom Gebirge erstand. Den ersten Grenzmännern lag noch ein Tropfen von der Schüchternheit der alten Welt im Blut: noch fehlte ihnen das Grenzerherz. Sie waren im Grunde „Pilger"; und lebten im Exil und nicht in einer neuen Heimath. Einen prächtigen Muth besaßen sie und bei ihren kühnen Unternehmen ent-

falteten sie eine trotzige Zähigkeit, auf die zurückzublicken einem schwachherzigen Zeitalter nützlich ist. Nie kam ihnen der Gedanke an ein Zurückweichen. Stetig, fast gemächlich dehnten sie ihre Wohnsitze aus. Sie bauten Hütten; und es galt ihnen als selbstverständlich, daß einst ihre Kinder diese Heimstätten bewohnen würden. Aber sie liebten das rauhe, entbehrungreiche Leben nicht um seiner selbst willen. Wie lange blieben sie, wenn es nur irgendwie anging, in Sehweite des Meeres! Die Wildniß ward ihnen Zuflucht: aber wie viel Zeit mußte verstreichen, ehe sie ihnen zugleich auch Freude und Hoffnung wurde! Hier lag ihr Schicksal: aber ihre Herzen zauderten und hielten sich zurück. Erst nach Generationen, als ihr Werk sich vergrößert und ihr Denken sich verwandelt hatte, kam ein neuer Pulsschlag in ihr Blut. Von dem ersten Tag in Wildniß an war ihr Leben neu und fremdartig gewesen. Ihre Häuser, ihre Nahrung, ihre Kleidung, ihr nachbarlicher Verkehr waren durch das Leben an der Grenze bedingt. Unmerklich wurden sie allmählich verwandelt. Das fremdartige Leben ward ihnen vertraut und zur Gewohnheit; ihre Anpassung vollzog sich unbewußt und ohne Anstrengung und bald war ihr Vorstellungskreis ein untrennbarer Theil und ein Erzeugniß des neuen Landes geworden. Aber so lange sie nicht dem Meere endgiltig und auf ewig den Rücken wandten, so lange sie die Franzosen nicht an den westlichen Grenzen weichen sahen, so lange die Bergpässe ihnen nicht vertraut wurden und so lange das jenseitige Land Stätte und Gegenstand ihrer Hoffnung geworden war, — so lange wurden sie nicht zu Amerikanern.

Als sie Amerikaner wurden, setzte die große, entscheidende Bewegung unserer Geschichte ein. Selbst die Gesichter der Menschen veränderten sich. Die schnelle Beweglichkeit des Auges, die Bereitwilligkeit, jeden kühnen und abenteuerlichen Gedanken aufzunehmen, das nomadische Gebahren, das keine bestimmte Heimath kennt und Pläne erweckt, die überall ausgeführt werden können: all diese Kennzeichen des echten „Amerikaners“ traten damals in unser Leben ein. Der Knall der Peitsche und der Gesang des Fuhrmanns, das Keuchen der Bootsleute, die ihre schweren Flöße auf den Flüssen vorwärtsschoben, das fröhliche Gelächter am Lagerfeuer und der Schall von Menschentritten in stillen Forsten wurden die charakteristischen Laute unserer Atmosphäre. Es war eine rauhe, von der Sonne verbrannte, durch ein hartes Leben wechselndes Glückes und ständiger Gefahren gehärtete Rasse, die damals erstand; unwegsame Urwälder waren das Paradies ihrer Unternehmungluſt, der Knall der Büchsen war ihren Ohren Musik, ihr Leben begann mit jenem Morgen von Neuem, ihr Handschlag war derb und freimüthig und feinfühlend ward ihr Finger nur, wenn er am Abzug des Gewehres lag. Auf den Spuren ihres Wanderzuges erstanden hinter ihnen die Städte: und als die Nothwendigkeit gekommen war, paßten sie sich auch dem geregelten Leben an und wurden ansässig. So war das amerikanische Volk geartet, dessen Großthat es wurde, sich seinen Erdtheil von einer Meeresküste bis zur

anderen zu erobern, noch ehe die Nation hundert Jahre alt geworden war. Das Bild ist seltsam. Geregeltes und wildes Leben Seite an Seite: die Civilisation schliff die Kanten ab, sie wurde rauh und bereitwillig, mit einem Lied und einem Prahlwort, willkommen geheißen, — nicht von Staatsmännern, sondern von Viehtreibern und Waldläufern, deren Hände Axt, Peitsche und Büchse führten.

Man hat behauptet, wir hätten hier Etwas von dem Urprozeß aller Geschichte wiederholt; das Leben und die Sitten unserer Grenzmänner führe zurück zu dem Leben und den Hoffnungen der Menschen, die durch Europa schweiften, als auch dort die Wälder noch dicht und dunkel waren. Aber der Unterschied ist groß und der Betrachtung würdiger als die Aehnlichkeit. Jene schattenhaften Massen von Menschen, die wir in fernen, unbekannten Tagen, als die ersten Staaten sich zu bilden begannen, über die Erdoberfläche ziehen, selbst die ehernen Gestalten, die wir so deutlich aus den tiefen Forsten Deutschlands auftauchen sehen, um den Römer aus seinen westlichen Provinzen zu verdrängen und neue Staaten aufzubauen, die wir noch heute bewundern und kennen, alle diese Menschen rangen mit Umständen, die mit der Entwickelung ihres Wesens auf gleicher Stufe standen. Sie streifen nicht erst die Erfahrungen eines langen Lebens inmitten alter und geordneter Staatswesen ab, brauchen nicht Städte, bebaute Felder und eine alte Civilisation zu vergessen, um den Kreislauf der Entwickelung noch einmal am Anfang zu beginnen. Auf dem Marsch ihrer Heere und auf dem Weg ans Lagerfeuer führen sie ihr Heim und ihren Staat mit sich. Sie werden zu Waldmännern und zu Menschen, die bereit sind, im offenen Boot den Kampf mit dem Meere aufzunehmen. Sie leben in ihren neuen Ländern nicht anders als in den verlassenen. Ihnen war die Welt von Anfang an „Grenze“ gewesen. In ihrer neuen Heimath beginnen sie das selbe Leben, das sie in ihrer früheren geführt hatten. Wie anders sind dagegen die Umstände, die unsere erste Ansiedelung und die Entstehung neuer Staaten auf dieser Seite des Ozeans bestimmten! In einem gesetzlich geordneten Staatswesen aufgewachsene Engländer, die auf stolze rechtliche Traditionen zurückblicken, verlassen eine alte Heimstätte und treten in eine Wildniß, in der Staaten nie bestanden hatten; sie verlassen ein Land hoher geistiger und künstlerischer Kultur, das erst gestern das große elisabethanische Zeitalter erlebte. Sie kehren einem Reich den Rücken, in dem Shakespeare im friedlichen Stratford die Muße seiner letzten Tage genießt, wo Städte vom Getriebe des Handels widerhallen und verwöhnte Menschen in kunstvoll gewebten goldenen Gewändern prunken. Das Alles lassen sie hinter sich, kehren in die Vergangenheit zurück, opfern die Errungenschaften von sechs Jahrhunderten, nein, von einem Jahrtausend und mehr, um wieder von vorn zu beginnen, um inmitten einer Wildniß Staaten aufzubauen. Die gefestigten Gewohnheiten und die abgeklärte Gedankenwelt ihrer alten Heimath bringen sie mit in die öde Wildniß eines unberührten Erdtheils. Zwischen ihnen und der

verlassenen Heimath liegt die mühsälige Ueberwindung eines gewaltigen Ozeans gleich einem Jahrtausend, das sie von jener Welt trennt, in der bisher ihre Gedanken verankert waren und Nahrung fanden. Sie stehen auf neuer Erde, ohne Werkzeuge, haben Jahrhunderte aus ihrer Rechnung gestrichen und sind wieder auf lange entschlummerte Instinkte und auf die vergessene Verwegenheit ihrer Rasse angewiesen: auf Fähigkeiten, die lange unbenutzt verkümmerten. Betrachte dies wunderliche Schauspiel: die Lebensarbeit einer primitiven Rasse soll mit der Gedankenwelt eines civilisirten Volkes vermählt werden! Nur dadurch erklären sich die seltsamen, manchmal grotesken Gedankensprünge und Thaten, die am Anfang unserer Geschichte sichtbar werden. Erfahrene Politiker sprechen mit dem Tonfall einer in allen Künsten feinster Diplomatie eroberten Gewandtheit: in Rathszimmern, die in Blockhäusern untergebracht sind. Ueber die einsamen Fußpfade wüster Wälder schreiten Männer in Halskrausen, Spitzenmanchetten und mit sauber geputzten Schuhspangen. Durch die Stille der Wildniß tönt der Klang von Predigten, in denen sich die spitzfindigen Unterscheidungen der einzelnen Sekten mit den Gedankengängen einer metaphysischen Theologie vermählen. Der Glaube an die begrifflich differenzirte Zuspitzung eines Dogmas wird zur Aufnahmeprüfung für Männer und Frauen, die sich zu einem Trupp von Pionieren gesellen wollen. Wann ward seit den Zeiten der Sintfluth gleich Seltsames gesehen? Tausende civilisirter Menschen werden zu Bauern und verrichten die Arbeit primitiver Völker. Europa wurde „Grenzer".

Natürlich vollzog sich eine tiefe Umwandlung; und wenn auch nicht bei diesen Männern, so doch bei ihren Kindern. Und mit jeder Generation mußte diese Verwandlung sich vertiefen. Jedem nachdenklichen Betrachter muß auffallen, wie im Verlauf dieser Umwandlung inmitten der klaren Luft der Neuen Welt sich in allen vielfältigen Dingen das in ihnen waltende einfache Prinzip enthüllt; von allen Regirungformen scheint das Zufällige abzufallen: und erkennbar werden die klaren, strengen ursprünglichen Gesetze; die sozialen Unterschiede werden abgestreift, enthüllen sich als die Masken und Hüllen, die sie waren, und jeder Mensch empfindet plötzlich wieder die Zusammengehörigkeit mit seinen Genossen. Es war, als hätte man Gelehrte und mit Wissen bebürdete Männer plötzlich aller Lebenstheorien und Trugschlüsse beraubt und als seien sie nur mit den Fähigkeiten eines erfahrenen und gereinigten Instinktes zurückgeblieben. Das ist die entscheidende Thatsache unserer Nationalgeschichte: durch drei Jahrhunderte bewahrten wir stets ein Element jenes Grenzerlebens; und noch heute eignet uns Etwas von dem Grenzvolk, das mit Pferd und Karren hinaus ins Unbekannte zog. „Osten" und „Westen" sind in unserer Geschichte eine sich stetig verändernde Grenzlinie, eine Grenzscheide, an der rastlos Erlebnisse erwachsen und zu Erfahrungen werden: und die Summe dieser Geschehnisse tritt mit umgestaltender Kraft in das Leben unseres Volkskörpers. Unablässig hat unser politisches

unser wirthschaftliches, unser soziales Leben den mächtigen Einfluß der uncivilisirten Grenzgebiete empfangen und aufgenommen. Der „Westen" ist das große Wort unserer Geschichte. Der „Westerner" war der Typus und der Meister amerikanischen Lebens. Heute haben wir diese Grenzen längst überschritten und die Schranken unseres Landes sind die Küstenlinien des westlichen Ozeans. Bald wird der Westerner auch uns unserem Dasein verschwinden, wie er längst aus dem Dasein der Alten Welt verschwand. Dann wird für uns eine neue Epoche beginnen; und vielleicht hat sie schon begonnen. Langsam werden wir alt werden, werden unsere Völkermassen zusammenballen und die schwierigen Anpassungmöglichkeiten studiren, die ein verwickeltes Gesellschaftleben fordert; wir werden um Kleinigkeiten und um Nuancen kämpfen, gewissermaßen um die Inneneinrichtung, wie wir bisher an dem Gerüst, an dem Mauerwerk unseres Regirungwesens arbeiteten.

. . . Lincoln verstand jede Menschenart und die Kinder aller Landestheile; es war, als könnten die Wesenseigenthümlichkeiten aller Menschen in seiner seltsamen Natur Raum finden. Er blieb in seiner knochigen Gestalt stets das Abbild des harten Grenzmannes. Sein Wesen verlor nie das Stückchen Derbheit, das ihn in seiner Jugendzeit manchmal sogar grob erscheinen ließ. Und doch wuchs er mit jeder neuen Aufgabe, bis er groß wurde: wie edel wurde seine Haltung, der die Anmuth doch nicht Bundesgenosse war! Er bewahrte stets das scharf spähende Auge des Jägers und Waldkindes und nie verlor sein Wesen die Spuren des wilden Lebens. Aber mit welcher Leichtigkeit erweiterte er sein Sehen, bis es die größten Probleme und Regirungfragen umspannte; wie sicher erkannte und beurtheilte er den Werth und die Bedeutung jeder Erscheinung und jedes Menschen, der in seine Nähe kam! Seine wunderbare Fähigkeit, alle Dinge, die in seinen Bereich kamen, ganz zu verstehen und ganz zu überblicken, ist ein charakteristischer Zug seines Wesens: wenn man die Entwickelung dieser Fähigkeit in ihm studirt, studirt man das Abbild unseres nationalen Lebens. Der Junge verlebte seine Jugend in Illinois, als es noch ein Grenzstaat war. Die Jugend dieses Staates fiel auch mit der Jugend Lincolns zusammen; auf dem Weg zur Volljährigkeit und zur Reife hielten der Mann und der Staat mit einander Schritt. Diese Grenzbevölkerung war eine ausgesprochen politische Bevölkerung. Sie fühlte unmittelbar jeden Athemzug der Nation, denn auf dem Zug nach Westen rollte das ganze Leben des Westens durch diesen Staat. Der Westen war von dem Osten nicht geschieden. Seine Gemeinschaften nahmen täglich neue Mitglieder auf, die aus dem Osten kamen, und mit ihnen neue Impulse und unmittelbare Beeinflussung. Aus den warmen Adern der älteren Gemeinden floß das Blut unmittelbar in die Adern der neuen. Auf diesem Schauplatz lernte Lincoln täglich die Lebensäußerung von Männern aller Art und aus allen Regionen kennen. Mit ihnen diskutirte er über die Politik: und während er sprach, reiste sein Gemüth in die Welt seiner Hörer und sein Sinn

lernte Menschen und Völker beurtheilen. Inmitten solcher Nachb... im jungen Illinois mußte man fühlen, daß die nationalen Fragen von Jahr zu Jahr mehr nach Westen gravitirten: bis Beide aufeinanderstießen. Auf langsamen Flößen, die mit Waaren beladen waren, fuhr Lincoln zweimal den Mississippi bis zur Mündung hinunter; und er sah dabei mit seinen an Beobachtung gewöhnten Augen Menschen und Verhältnisse, die für den Süden charakteristisch waren. Langsam und ruhig, mit der gelassenen Weisheit, die ihn stets auszeichnete, arbeitete er sich in die praktischen Fragen der Staatspolitik hinein; zweimal saß er im Staatsparlament, einmal im Kongreß; und sein feinfühliger und scharfsichtiger Geist stand immer allen Eindrücken offen. Die ganze Zeit hindurch erörterte oder betrachtete er jedes einzelne politische Geschehniß und seine Bedeutung nicht anders, als er es in früheren Tagen gethan hatte, da er mit seinen Freunden und Bekannten am Kamin saß, an den Straßenecken plauderte oder sie in der Wahlversammlung begrüßte. Nie verlor er die Fühlung mit den gewöhnlichen Anschauungen der gewöhnlichen Menschen. Und inzwischen las er, wie Keiner in seiner Umgebung las, und bemühte sich, die Meisterschaft über die Sprache zu erringen: mit dem festen Vorsatz, diese Meisterschaft auch anzuwenden. In seiner eigenthümlichen Vorliebe für mathematische Studien fand er Genuß; und die Gewohnheit, reine und nackte Wahrheit zu beweisen, verschaffte ihm Vergnügen und zugleich Sicherheit. All diese Thätigkeiten betrieb er regellos, aber eifrig; überall trieb ihn der gleiche Instinkt und überall fand er sich leicht und gründlich zurecht. Es gab keine plötzlichen Sprünge bei diesem Wachsthum der Fähigkeiten von Unreife zur Vollkommenheit, vom Verständniß für das Volk zu Illinois zum Verständniß für das Volk der Vereinigten Staaten. Und so kam er schließlich mit unendlicher Mühe und einem beispiellosen Aufwand an Ausdauer zu seinem großen nationalen Amt: mit einer Rüstung, die kein Anderer übertreffen konnte, mit einem Rüstzeug, das aus einer Vermählung mit dem Leben des Volkes hervorgegangen war. Keine Leistung erscheint nun zu groß, als daß dieser Mann sie nicht anpacken und vollenden könne. Er kannte das Volk und seine Gewohnheiten, wie kein Anderer es kannte oder kennen konnte. Mit ihm erobert in den Annalen unserer Geschichte dieser „tapfere, weise, weitblickende, geduldige Mensch“ seinen Platz, er, den der Dichter die „neue Geburt unserer neuen Erde, den ersten Amerikaner“ nannte.

In Lincoln führt ein nationalen Mann den Vorsitz über Partikularisten. Lincoln verstand den Osten besser als der Osten ihn; und er verstand ihn sogar besser, als das Volk ihn verstand, dem er entstammte. Das bleibt ein bemerkenswerther Umstand. Mir ist die Laufbahn dieses großen Mannes eine Lehre. Ist es möglich, daß der Osten partikularistisch bleibt, dieweil der Westen in ein größeres Gesichtsfeld hineinwächst? „Seid rückenstark, braunhändig, aufrecht wie die Tannen; formt Eure Pläne nach dem Maß der halben Weltenkugel“:

Das ist eine schöne Losung für den Pionier und den Mann des Waldes; aber wie willst Du in einem städtischen Bureau braunhändig bleiben? Wie, wenn Du nie die aufrechte Tanne sahst? Was nützt Dir ein so großer Vorsatz auf einem kleinen Theil der halben Weltenkugel? Mit zunehmendem Alter ist der Osten unzweifelhaft partikularistisch geworden. In den Straßen seiner Städte gemahnt nichts an die Prairie und in seinen gut gekleideten Bürgern gewahrst Du nichts vom Farmer oder vom Bauer. Die Häfen des Ostens sind vom Verkehr mit Europa und Indien erfüllt. Die Zeitungen des Ostens beschäftigen sich mit den Fragen der Alten Welt. Die Kunde von den großen Ebenen unseres Landes tönt dem Osten wie Kunde von fernen Ländern, die er nie anders als vielleicht vom Fenster eines Eisenbahnwagens aus erblicken wird. Sein Leben ist auf sich selbst gestellt und selbstsüchtig. Der Westen ist weniger in Gefahr, dem Partikularismus zu verfallen. Wer soll inmitten dieses weiten Landes sagen, wo eine Region endet und eine andere beginnt? Wer will in dieser freien und immer wechselnden Gesellschaft ergründen, wo die eine Klasse ansetzt und die andere sich abschließt?

Das aber ist der Sinn unserer Geschichte. Der Osten hat sich verausgabt und wurde für den Westen verausgabt: er gab seine Thatkraft, seine jungen Männer und deren Willenskraft; das Alles opferte er für die neuen Gebiete, die im Verlauf des vergangenen Jahrhunderts im Werden und Wachsen waren. Aber hat der Osten so viel gelernt, wie er lehrte, und so viel empfangen, wie er gab? Der Zug nach dem Westen ist an den Abhängen des Indischen Ozeans zum Stillstand gekommen. Nun verdichtet sich das Volk. Auf den alten Straßen kommen neue Menschen und besetzen die Stellen, die achtlos liegen geblieben waren, als zum ersten Mal der Marsch in das Gelobte Land begann. Neue Generationen siedeln sich an und beginnen ein Leben, wie es der Osten gleich dem Westen kennt; nein: ein viel besseres. Mit der Umwandlung, der Ruhepause, der Niederlassung wuchs unser Volk zu engeren Gruppen zusammen, stand sich Angesicht zu Angesicht gegenüber und lernte sich besser und gründlicher kennen. Jetzt ist für den Osten die Zeit zum Lernen gekommen; jetzt ist es an ihm, seine Auffassung der politischen und ökonomischen Verhältnisse nach dem „Maß der halben Weltenkugel" zu erweitern, das sein eigener Dichter verkündete. Wir entdecken unser nationales Temperament. Wir wollen unseren Sinn über den Erdtheil hinsenden, wollen Nachbarn seines Volkes werden und wollen es lieben, wie Lincoln es geliebt hat.

Lies die Geschichte richtig: und Du wirst finden, daß die Mühe nicht zu groß ist. Wenn Du tief genug blickst, wird Dir die Geschichte Deiner Gemeinde eine Lehre erzählen, die Du Dir zu Herzen nehmen mußt. Hier, an unserer eigenen Küste, war einst die Grenze der Nation, und ein älterer Osten lag jenseits von den Meeren. Hier verschmolzen verschiedenartige Völker und Elemente, die von anderen Stätten geschieden waren und hier eine duldsame und heilsame Vermischung

fanden. Hier floß einst auch mächtig und stolz der nationale Sti
und trug Tausenderlei auf seinen Fluthen. Lasset uns das Bild jene
Zeit nicht aus den Augen verlieren; lasset uns selbst und unsere Nach-
barn und unser Schicksal mit offenen Augen kennen lernen; wenn wir
die Geschichte so lesen, wie sie sich abspielte, und die großen Maße im
Auge behalten, wenn wir frei bleiben wie die großen Grundsätze, die
wir vertreten, dann sind wir das Volk, das noch einmal heroischen
Abenteuern entgegengehen wird. Damit aber erneuen wir unsere
Jugend und schützen unser Zeitalter vor dem Verfall.

Washington. Woodrow Wilson.

Aktionärrechte.

Paragraph 282 des Handelsgesetzbuches sagt: „Jedem Aktionär muß (im Fall einer Kapitalserhöhung) ein seinem Antheil an dem bisherigen Grundkapital entsprechenden Theil der neuen Aktien zugetheilt werden, so weit nicht in dem Beschluß über die Erhöhung des Grundkapitals ein Anderes bestimmt ist.“ Jeder Aktionär hat also bei der Emission neuer Aktien ein Bezugsrecht; es kann ihm aber durch Beschluß der Verwaltung genommen werden, deren Spruch die Generalversammlung bestätigen muß. Das ist oft nur eine Form und ändert nichts an der Thatsache, daß eins der Grundrechte des Aktionärs durch einen Federstrich beseitigt werden kann. Man darf sich darüber nicht wundern; denn der Aktionär ist in fast all seinen Beziehungen zur Gesellschaft vom Zufall eingehegt. Die Gefühle, die eine Beseitigung des Bezugsrechtes entstehen läßt, hängen von dessen Werth ab. Ist der Kurs einer Aktie hoch, so wird man, wenn sie Junge wirft, nicht gern auf deren Besitz verzichten. Am Wenigsten zum Besten Anderer. Die Aktiengesellschaft Gustav Genschow & Co. in Berlin beschloß eine Kapitalserhöhung unter Ausschluß des Bezugsrechtes. Die neuen Aktien wurden einem Konsortium zu einem Kurs übergeben, der um 35 bis 40 Prozent unter dem Börsenpreis stand. Die Gesellschaft, eine Waffen- und Munitionfabrik, hat in den letzten Jahren je 12 Prozent vertheilt. Vor der Generalversammlung hatten sich Aktionäre über den Modus der Aktienausgabe beschwert. In der Versammlung aber ging der Antrag ohne Widerspruch durch. Die Verwaltung hatte den Ausschluß des Bezugsrechtes mit der Angabe begründet, daß die Spannung zwischen dem Börsenpreis der alten und dem Begebungskurs der neuen Aktien nicht so groß sei, wie die Beschwerde angenommen habe. Immerhin bleibt, nach Abzug aller Kosten, dem Finanzkonsortium (Darmstädter Bank) noch ein Agio

20 Prozent. Das Bezugsrecht hätte, wie weiter gesagt wird, nur einen geringen Werth für die Aktionäre gehabt, da ihnen die neuen Stücke im Verhältniß von 1:5 angeboten wurden; und manchen Aktionär hätte die Geldknappheit oder die unsichere Börsentendenz vom Erwerb der neuen Aktien abgehalten. Um zu verhindern, daß Spekulanten das Bezugsrecht billig erwarben, die neuen Stücke kauften und dann mit Gewinn wieder losschlugen, sei das Recht ausgeschlossen worden; für die Aktionäre sei die Stabilität des Kurses wichtiger als ein kleiner Eintagsgewinn. Die Mehrheit scheint mit dieser Begründung einverstanden gewesen zu sein; aber es wäre nicht gut, wenn sie Schule machte. Die Gefahr, daß durch Aktienverkauf ein Kursdruck bewirkt wird, ist bei einem innerlich gesunden Papier nicht sehr ernst zu nehmen. Der Ausgleich kommt da immer bald. Gerade Genschow hat aber von den Verhältnissen, die der Allgemeinwirthschaft nicht förderlich sind, Nutzen. Waffen- und Munitionfabriken haben gute Tage, wenn Krieg droht. Je größer die Rüstungen, desto besser das Geschäft. In solchem Fall ist der Werth des Bezugsrechtes leicht auszurechnen. Der Aktionär hätte mit dem neuen Papier eine Möglichkeit höherer Dividendeneinnahme erworben. Warum denken andere Gesellschaften, die hoch im Kurs sind, nicht an das Risiko eines Druckes als eine Folge spekulativer Verkäufe? Genschows Konsortium wird die neuen Aktien zunächst nicht an die Börse bringen. Ob Das ein Vortheil für die übrigen Besitzer ist? Jede Vermehrung des Materials vermindert die Gefahr großer Kursschwankungen. Das Schicksal eines Papiers ist leichter zu kontroliren, wenn genügende Mengen von „marktgängigen" Aktien da sind, als in Fällen, wo der vierte oder fünfte Theil des Gesammtkapitals zurückgehalten wird. Die Finanzherrscher bleiben natürlich nicht für alle Zeit auf den billig übernommenen Aktien sitzen. Sind sie zum Verkauf reif (sobald der Kurs tüchtig in die Höhe geklettert ist), dann werden sie weggegeben. Den Erntesegen der den Aktionären gehören müßte, heimst das Konsortium ein.

Der Aktionär ist meist nur der Empfänger und Vollzieher (bewußt oder ignarus) fremder Kombinationen. Er fragt und hört von der Verwaltung, daß eine „angemessene" Dividende zu erwarten sei. Trotzdem senkt sich der Kurs und eines Tages heißt es, daß neue Umstände zur Minderung der Dividende zwingen. Nun gehts schnell abwärts. Schnell aber entsteht auch der Verdacht, der „unglückliche Zwischenfall" sei schon früher bekannt gewesen, aber geheim gehalten worden, damit Eingeweihte ohne Verlust verkaufen konnten. Manchmal gelingt der Nachweis, daß die Verwaltung selbst überrascht worden ist. Oft aber bleibt ein Bodensatz des Mißtrauens zurück, der für ein Weilchen den Geschmack der Aktien verdirbt. Wo sind die Grenzen des Bezirkes, den jeder Aktionär betreten darf? Er hört vom Prinzip der Oeffentlichkeit, das die deutsche Aktie vor den fremdländischen Artgenossen auszeichne; findet aber in der Praxis so viele Ausnahmen, daß er versucht ist, in ihnen die Regel zu suchen. Das Gesetz schreibt

nur die Grundbedingungen vor. Die Paragraphen 256 und 263 des Handelsgesetzbuches bestimmen die Rechte des Aktionärs im Bereich der Generalversammlung. Was er da zu fordern hat (rechtzeitige Bekanntmachung der Beschlüsse, Geschäftsbericht mit Bilanz und Gewinn- und Verlustrechnung), wird man ihm kaum je weigern. Sonst würden die Beschlüsse ja anfechtbar. Wie weit aber geht das Recht auf Auskunft? Darüber schweigt das Gesetz; es könnte auch gar nicht sagen, was in jedem Fall zur Wahrung des Geschäftsgeheimnisses verborgen, was dem fragenden Aktionär entschleiert werden muß. Was ist der Sinn des Begriffes „Oeffentlichkeit"? Gilt er allgemein oder nur für den Kreis der Aktionäre? Wer heute noch nicht Aktionär einer Gesellschaft ist, kann es morgen schon sein. Sein Wunsch, es zu werden, kann von der Kenntniß bestimmter Dinge abhängen. Er nimmt als sicher an, daß die Geschäfte gut gehen und eine hohe Dividende kommt; er kauft also und hört später, daß er geirrt hat. Darf er über „ungenügende Aufklärung der Oeffentlichkeit" klagen, obwohl er, als die Information ihm nützen konnte, noch nicht Aktionär war?

Das Oberlandesgericht Köln hat ein Urtheil gefällt, in dem die Gesammtheit der Aktionäre als Organ der Oeffentlichkeit betrachtet und die Auskunft als Pflicht der Verwaltung gefordert wird. Ein Aktionär hatte in der Generalversammlung gefragt, wie sich die in einer Summe ausgewiesenen Tantiemen auf Vorstand, Aufsichtrath und Beamte vertheilten. Die Antwort wurde geweigert; und der Aktionär focht die Giltigkeit der Generalversammlungbeschlüsse an. Erste und Zweite Instanz gaben ihm Recht. Das Oberlandesgericht nannte in seiner Entscheidung die Generalversammlung das „oberste Organ" der Aktiengesellschaft, dem die anderen Organe zu „gehorchen" haben. Das Recht, Aufklärung zu fordern, dürfe dem Aktionär nicht mit dem Hinweis auf die Oeffentlichkeit bestritten werden. Das Gesetz kennt solche Einschränkung nicht; sie sei also nicht begründet. Auf das geheime Wissen einzelner Aktionäre komme es nicht an; entscheidend sei allein die Generalversammlung. Dieses Urtheil könnte eine Revolution im Aktienreich bewirken. Im Allgemeinen sagt man dem Aktionär so wenig wie möglich; das „geheime Wissen" Einzelner ist keine Ausnahme. Neugierige werden nicht erst gewarnt, sondern gleich mundtot gemacht. Und die Fälle, in denen auf wichtige Fragen befriedigende Antwort gegeben wird, sind fast so selten wie weiße Raben. Mit dem Gehorsam ist es nicht weit her. Freilich werden oft thörichte Fragen gestellt, die man, beim besten Willen, nicht beantworten kann. Die wirklichen Geheimnisse des Geschäfts müssen als solche behandelt werden; und der vernünftige Aktionär, dem die Lebensbedingungen seiner Gesellschaft nicht ganz fremd sein dürften, wird falsche Neugier meiden. Daß der Aktionär Rechte hat, soll man aber nicht vergessen.

Das ihm liebste Recht ist das auf Dividende (wenn ein Gewinn zu vertheilen ist).. Den Dividendenschein kann er, wenn dessen Inhalt es nicht verbietet, weitergeben und damit das Recht auf die Dividende

einem Anderen übertragen. Das Reichsgericht hat neulich in drei Fällen über die Grenzen des Dividendenanspruchs entschieden. Des Aktionärs Gewinnanspruch sei eine Folge seines Gesellschafterrechtes, werde aber erst dann zu einem Gläubigerrecht, wenn die Generalversammlung einen Reingewinn festgestellt und dessen Vertheilung beschlossen hat. Die Nachzahlung von Vorzugdividenden war gefordert worden. Eine Montangesellschaft hatte Vorzugsaktien ausgegeben, die vor allen anderen aus dem Reingewinn 6 Prozent Dividende erhalten sollten. Ausdrücklich war bestimmt, daß die Vorzugsdividende nachzuzahlen sei, wenn die Zahlung ganz oder zum Theil unterbleiben mußte. Die Gewinne der späteren Geschäftsjahre sollten nur gegen Vorlegung des Dividendenscheines nachgezahlt werden. Nun erhielten die Vorzugsaktien niemals eine Dividende; weil kein Gewinn zu vertheilen war. Vier Jahre nach der Geburt der Vorzugsaktien wurden sie durch einen Beschluß der Generalversammlung mit all ihren Ansprüchen wieder beseitigt. Dann brachte ein Jahr einen vertheilbaren Reingewinn und man beschloß eine Dividende in der gewöhnlichen Form, also an alle Aktionäre in gleicher Höhe. Die Berliner Handelsgesellschaft besaß Dividendenscheine von den Vorzugsaktien (die ihr von der Niederdeutschen Bank verpfändet worden waren; sie hatte sie später verkauft und die Dividendenscheine zurückbehalten), focht den Beschluß der Generalversammlung, der die Rechte der ehemaligen Vorzugsaktionäre beseitigt hatte, als ungiltig an und forderte für ihre Scheine Nachzahlung der Dividenden. Die Unterinstanzen wiesen die Klage ab; das Reichsgericht entschied zu ihren Gunsten und stellte fest, daß ein Nachzahlungrecht auf Vorzugsdividenden zu behandeln sei wie jedes Dividendenrecht. Der Werth des Dividendenscheins hängt von der Höhe der Dividende ab. Wer den Coupon vorher von der Aktie abgetrennt und verkauft hat, kann niemals die Auszahlung fordern, wenn die Gesellschaft dividendenlos bleibt. Der Schein ist dann eben werthlos geworden. Auf dem Dividendenschein der erwähnten Vorzugsaktien stand aber ausdrücklich, daß der Inhaber ein Nachzahlungrecht habe. Das Recht war also auf Jeden übertragbar, blieb an die Urkunde geknüpft und konnte mit ihr geltend gemacht werden. Der Anspruch auf Dividende war ein Gläubigerrecht geworden und mußte aus dem ersten vertheilbaren Gewinn befriedigt werden.

Wie soll es aber mit der bereits vertheilten Dividende werden? Die ist, da die Aktien ihre Besitzer gewechselt haben können, weder ganz noch zum Theil zurückzufordern. Die Aktionäre, die von der 1911 gezahlten Dividende nichts bekamen, säßen auf dem Trocknen, während die beati possidents, die ihre Aktien vielleicht längst verkauft haben, von der Entwickelung der Dinge unberührt bleiben. Summum jus, summa injuria. Was die Gesellschaft belastet, ist natürlich von jedem einzelnen Aktionär mitzutragen. Doch wie lange bleibt ers? Nicht immer ist der Gewinner von gestern heute das Opfer. Ladon.

Für Schlesien.

In der letzten Zeit konnte man mancherlei Urtheile über die beabsichtigte Heeresvermehrung in den Zeitungen lesen. Die Tadler sagten unter Anderem: „Wenn die Vergrößerung in solchem Umfang nothwendig war, hätte schon längst Etwas geschehen müssen; aber wir werden keinen Krieg bekommen.“ Alles auf unserer Erde ist immer neuen Veränderungen unterworfen, und was gestern zutreffend war, gilt oft heute nicht mehr. Ich glaube, nicht zu viel zu behaupten, wenn ich sage, daß große Kreise der Bevölkerung diese Vermehrung unserer Truppen freudig begrüßen. Bestimmte Kreise freilich nur unter der Voraussetzung, daß für die lange vernachlässigte Ostgrenze unseres Vaterlandes endlich in ausreichendem Maß gesorgt wird. Obgleich die Situation in Posen und zum Theil auch in Preußen nicht viel besser ist, will ich meine Darstellung auf Schlesien beschränken. Dicht belegt ist die böhmische Seite. In Görlitz, Hirschberg, Schweidnitz, Glatz, Neisse, Neustadt, Leobschütz, Ratibor und Pleß stehen starke Garnisonen, trotzdem der hohe Gebirgszug der Sudeten die Länder trennt. An der russischen Grenze haben wir nur einige unbedeutende Flußläufe und Sümpfe; sonst liegt Alles offen und von Truppen ist dort nichts zu sehen als ein Dragonerregiment, ein Jägerbataillon und eine Maschinengewehr-Abtheilung. Wer fremd in unsere schöne Provinz kommt und nur gehört hat, daß Schlesien vom Feinde bedroht sei, kann unmöglich auf den Gedanken kommen, den Gegner im Osten zu suchen. Zur Beruhigung trägt es nun wirklich nicht bei, wenn allgemein gesagt wird, daß nur die Oderlinie gehalten, das rechte Oderufer aber dem Feind preisgegeben werden solle. Das ist zwar nur ein Gerücht, authentische Nachrichten liegen nicht vor; aber ganz unglaublich klingt das Gerücht nicht. Feldmarschall Graf von Blumenthal hat in seinen Erinnerungen gesagt, daß 1866 ursprünglich die Truppen bei Görlitz konzentrirt, die schlesischen Regimenter zurückgezogen werden sollten und daß es nicht zuletzt das Verdienst des damaligen Kronprinzen und seines Generalstabschefs gewesen sei, wenn der Aufmarsch der Armeen eine andere Richtung bekam. Was 1866 möglich war, könnte auch morgen wieder möglich werden. Blickt man aber in die schlesische Geschichte weiter zurück, so findet man immer wieder die Preisgabe des rechten Oderufers. Diese Absicht erregte einst solchen Unwillen, daß einzelne Landesherren ihre Städte neu befestigten und eigene Truppen warben, um sich vor den polnischen Einfällen zu schützen, und daß sie sich weigerten, Steuern zu zahlen, da sie hierdurch mehr als Andere belastet seien. Ich glaube also, nachgewiesen zu haben, daß das allgemein verbreitete Gerücht, man werde nur die Oderlinie halten, nicht gar so unglaublich klingt. Und der Ein-

wand, „die Verbrüderung der Menschen mache einen Krieg der Kontinentalstaaten unmöglich", ist nicht ernst zu nehmen. Daß Rußland systematisch die polnischen Truppen (also die kultivirteren) nach dem Osten abschiebt und durch ferner stehende ersetzt, weiß jeder halbwegs Sachkundige längst. Was sagte General Skobelew? „Wir müssen Feldschlachten vermeiden, aber hunderttausend Kosaken ins Land schicken, die morden, sengen, plündern und schänden. Dann sehen wir die Deutschen sicher schnell klein werden!" Aehnliches fürchtete Friedrich der Große. Nun könnte man ja darauf hinweisen, daß die modernen Verkehrsmittel binnen kürzester Zeit die Zusammenziehung großer Truppenmassen an bedrohten Punkten ermöglichen. Gewiß; aber wie werden diese Truppenmassen bei ungünstigen Witterungverhältnissen untergebracht? Will ich von meinen Leuten viel verlangen, so muß ich auch gut für sie sorgen. Aus Oesterreich hörte man in dem eben vergangenen Winter mancherlei neue Daten zu diesem Thema. Besser wäre es wohl, wenn schon in Friedenszeiten Garnisonen an der Grenze errichtet würden. Das flache Land und die kleinen Städte stellten bisher die größte Verhältnißziffer an Rekruten; sie werden es auch weiter thun, weil das Leben auf dem Lande gesünder ist. Aber man muß der Gefahr vorbeugen, daß dieser Brunnen der Gesundheit ausgeschöpft wird. Deshalb sollte die Militärverwaltung wieder Truppen in die Landstädte legen, damit diese Städte wachsen, ihrer Umgegend Etwas bieten können.

Klein-Wilkau.

Freiherr Rudolf von Seydlitz-Kurzbach.

Diese Anregung scheint mir nöthig und nützlich. Einst galt deutschen Offizieren als sicher, daß im Fall eines Krieges gegen Rußland unser Heer in der Richtung auf Warschau marschiren, so das Hinterland decken und die Entscheidung dann wahrscheinlich an der Küste fallen werde. Heute hört man vielfach, der Feind solle nur ruhig über die Grenze kommen; um so sicherer sei dann seine Vernichtung auf schlesischem Boden. Ueber den Werth des strategischen Gedankens mögen Sachverständige urtheilen. Immerhin ist die Vorstellung, das rechte Oderufer solle zunächst dem Feind geräumt werden, für die von solcher Taktik bedrohte Provinz nicht gerade erfreulich. Und was zur Beruhigung, was zur Förderung schlesischer Kleinstädte geschehen kann, müßte sofort geschehen. Leider ist die Gewißheit entschwunden, daß diese Dinge an den zur Entscheidung berufenen Stellen stets richtig gesehen und die als nothwendig erkannten Maßregeln schleunig und furchtlos durchgesetzt werden. Eine Militärverwaltung, die so oft geirrt, so oft sich selbst „berichtigt" und der im Preußischen Herrenhaus ein preußischer General „schwächliche Halbheit" nachgesagt hat, darf nicht fordern, daß die Nation ihr fortan noch blind vertraue.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß & Garleb G. m. b H. in Berlin.

Die Zukunft.

Berlin, den 10. Mai 1913.

Balkan-Memorial.

Das Ziel.

Großbritaniens Kraftquell entspringt zwischen den Himalayafirnen und der Palkstraße. Dieser Quell, der, wie der Paktolos einst ins Lyderland, in das größte Reich uns bekannter Erdgeschichte Gold schwemmt, muß versiechen, wenn Ostindien nicht mehr dem Willen Britaniens gehorcht. Seit den Tagen der Clive und Warren Hastings ist deshalb Indien der Angelpunkt britischer Politik; der Pivot jeder den londoner Taktikern nothwendig scheinenden Schwenkung. Wer mit übermächtiger Kriegsflotte in den Golf von Bombay, in die Bai von Bengalen vorzudringen oder auf trockenem Weg ein starkes Heer nach Haidarabad zu führen vermag, bedroht die Aorta im Leib des Britenimperiums. Der Absicht auf solche Bedrohung wird aber auch Jeder verdächtig, der in den Schein des Wunsches gelangt, sich und seine Großmacht fest und warm in die Gunst des Khalifen zu betten. Denn Indien wird unhaltbar, wenn gegen das Häuflein weißer Menschen, das eine Viertelmilliarde dunkelhäutiger Hindu beherrscht, in Fron- und Tributpflicht hält, die fünfundsechzig Millionen Mohammedaner sich waffnen, die auf anglo-indischem Boden leben, und, auf den Wink ihres Glaubenshauptes, des Sultans von Konstantinopel, das im Joch knirschende Gewimmel der Wedagläubigen in wilden Aufruhr mitreißen. Weil nur die Gewißheit, in

jeder Entscheidungstunde den Arm und die Zunge des Khalifen lenken zu können, den Besitz Indiens sicher verbürgt und weil solche Bürgschaft mit dem höchsten Preis nicht zu theuer bezahlt ist, waren D'Israeli und Salisbury bereit, für den Osmanensultan zu fechten. Weil das Deutsche Reich (besonders seit des Kaisers Reise nach und Rede in Damaskus) von dem Trieb bestimmt schien, in der islamischen Welt England zu überbieten und sich, ungehemmt von der Rücksicht auf eine große Schaar mohammedanischer Unterthanen, den Muslimanen als Schutzmacht und Hoffnunghort zu empfehlen, mußte zwischen Britanien und Deutschland der Spalt sich weiten und bis in den Wurzelboden der Volksthumsempfindung sich tiefen. Die wachsende Schwierigkeit im Handelswettbewerb wäre dem Briten erträglich gewesen. Eine Kriegsflotte, deren Kohlenfassungraum über den Aermelkanal kaum hinausreicht und die eben deshalb, ehe ihr überseeische Kohlenstationen offen stehen, nur im Kampf gegen England verwendbar ist, ein an Zahl und Zucht gewaltiges Heer, das vom Endstück des Bagdadbahnstranges aus nach Indien marschiren könnte, und die Freundschaft des Khalifen, der, mit so kräftiger Hilfe, in Asien und Afrika hundert Hindernisse, selbst dem unter der Goldfarbe geschmeidigen Britenleun unüberspringbare, zu schichten vermag: diese Häufung der Schädigungmöglichkeiten schien unerträglich. Das Wachsthum deutscher Menschen- und Vermögensziffer, der Neubau deutscher Kriegsschiffe war von England aus nicht zu hemmen. Was blieb? Der Versuch, ohne aufscheuchendes Geräusch die Tragbalken deutscher Macht in Südeuropa abzusägen und dem Deutschen Reich den Islam so völlig zu entfremden, daß fortan nicht mehr zu fürchten war, er werde den Tag anglo-deutschen Krieges nützen, um in Egypten und Indien sich aus britischer Vormundschaft zu lösen.

Eduard der Siebente hatte im engen Verkehr mit klugen Kaufleuten gelernt, daß die Sucht, den Geschäftspartner um ihm verheißenen Gewinn zu prellen, in der Welt großen Handelsstils längst, als altmodisch und abschreckend, verrufen ist: und hat drum Haupt- und Staatsgrundsätze seiner Heimath (keine starke Militärmacht darf am Eingang ins Mittelmeer, keine als Landnachbar einer wichtigen Britensiedlung geduldet werden) ohne zauderndes Bedenken aus dem Kodex englischen Reichsbrauches gestrichen. Dieser gemächlich rechnende König, in dem nichts vom

Wesen genialer Schöpferkraft war, hat die Genossenschaft, die ihn nothwendig dünkte, bar stets, wie ein in Genieland Gezeugter, bezahlt. Statt, wie Palmerston den Franzosen, Beaconsfield den Russen, jeden Kolonialgebietsfetzen, wenns irgend ging, aus den Zähnen zu reißen, hat er der Französischen Republik den Weg nach Fez gewiesen und dem Herrn aller Reussen im Perserland einen fruchtbaren Weideplatz eingeräumt. Weil er in West und Ost ein Schwert und einen Schild gegen deutsche Bedrohung zu brauchen glaubte und die Nothhelfer gesättigt und durch den von seiner Gnade gewährten Machtzuwachs dem Deutschen Reich erst recht verfeindet sehen wollte. Er kannte auch, nicht nur aus Erzählungen des ihm lange intim gesellten Eisenbahngründers Hirsch, den Türken und wußte, welchen Stoff dessen Kirchenstaatsgehäus herbergen könne, von welchem es gesprengt werden müsse. Des Mohammedaners metaphysisches Wesen saugt seinen Lebenssaft aus der Ueberzeugung, daß der Islam einen besseren, seelisch und sittlich edleren Menschenschlag umschließt als die Rajah, die Heerde der Christenvölker, der er, bei Todesgefahr, deshalb niemals das uneingeschränkte Recht des Herrenvolkes gewähren dürfe. Am letzten Augusttag des Jahres 1907 war von Grey und Iswolskij der anglo-russische Vertrag (über Persien, Afghanistan, Tibet) unterzeichnet worden, dem schon 1901 der Präsident Loubet, als er in Compiègne den Kaiser Nikolai Alexandrowitsch bewirthete, dann, in Algesiras, die Herren Arthur Nicolson, Donald Mackenzie Wallace und der Russengesandte Graf Cassini vorgearbeitet hatten. Am vierten Juni 1908 spricht Sir Edward Grey im Parlament: „Ich bin dafür, daß England und Rußland sich auf der Basis der Vernunft und der Ehrlichkeit über alle Fragen, die ein gemeinsames Interesse berühren, verständigen, und werde mit diesem Wunsch fallen, wenn das Unterhaus ihm die Erfüllung versagt." Die Mehrheit stimmt ihm zu. Am zehnten Juni ankert die Yacht „Victoria and Albert" (über deren Lebensalter, Bau- und Reparaturkosten Herr von Tirpitz dem Deutschen Reichstag noch Auskunft schuldet) vor Reval. Nikolai empfängt (mit Frau und Mutter) den König und die Königin von England; die Regirungen sind durch Iswolskij und Sir Charles Hardinge vertreten. Eduard spricht: „Ich bin gewiß, daß der neue Vertrag das Band, das die beiden Völker umschlingt, noch fester knüpfen und uns gestatten

wird, wichtigen Zukunftfragen in Freundschaft eine befriedigende Antwort zu finden." Damals sagte ich hier: „Auch über Makedonien werden Iswolskij und Grey einig. Mit dem Gouverneur und der sichtbaren Autonomie kann man noch ein Weilchen warten und inzwischen die Balkanerbschaft genau reguliren; wichtig ist jetzt nur, dem Sultan jeden Zweifel daran zu nehmen, daß Briten und Russen zusammengehen: dann optirt er im Nothfall nicht für den vereinsamten blonden Kaiser. England, Frankreich, Rußland: ein neuer Dreibund. Ein längst vorauszusehender. Nur von Denen nicht vorausgesehen, die sich von dem widrigen Rummel der Zeitungmacher-, Bürgermeister- und Pfarrer-Besuche blenden ließen und hofften, über des Königs Haupt hinweg in die Gunst des Inselvolkes klettern zu können. (Schämt sich heute denn Keiner von den Versöhnungschlemmern, die bei Lachs und Roastbeef, Hammel und Pudding Weltgeschichte zu machen wähnten und nicht merkten, daß Verachtung sie schlingen und schlürfen sah?) Ein ungeheures Ereigniß. Wers vor zwanzig Jahren, noch an Wilhelms Sarg, prophezeit hätte, wäre ausgelacht worden. Dennoch geschah es; wurde möglich, seit im Deutschen Reich die lärmvollste und sinnloseste Politik aufkam; wurde nothwendig. Die alte Kluft zwischen russischer und britischer Orientpolitik ist überbrückt; dreißig Jahre nach dem Berliner Kongreß. Jetzt läßt Sir Edward Grey mit sich handeln. Meint irgendein Wacher, daß es den beiden Edwards um die Gendarmerie, um Makedoniens Ruhe und Frieden zu thun war? Seit Iwans und Maximilians, seit Leopolds und Peters Tagen sind der Türkei Reformen immer nur empfohlen worden, wenn eine Großmacht oder Koalition den Herrschaftbereich der Mondsichel verengen wollte. Rußland muß von asiatischem Verlust in Europa entschädigt, Italien dem alten Bund entfremdet, Oesterreich dem neuen Concern gewonnen werden; und die Imperien, die mit Buddhisten, Shintoisten, Sonnenanbetern zu rechnen haben, müssen die Schwächung des noch allzu bündnißfähigen Islam wünschen." Da war (der durch fünf Jahreskreise rückwärts schweifende Blick sieht es bestätigt) das Ziel. Da mußte es Jeder ahnen, der Curzons Wort nicht vergessen hatte: „Indien ist das Centrum des Britenreiches, dessen Werth und Weltstellung man erst erkennen kann, wenn man den Standpunkt östlich vom Suezkanal gewählt hat. Warum mußten wir Egypten

haben? Weils auf dem Weg nach Indien liegt. Warum lassen wir uns den Einfluß in Persien so viel kosten? Weil das Wasser des Persischen Golfes sich mit dem des Indischen Ozeans mischt. Warum durften wir die Türkei nicht einer uns feindlichen Großmacht gönnen? Weil sie Indien bedrohen könnte." Warum (durfte man 1908 hinzufügen) mußten wir Briten in Gemeinschaft mit Rußland dem Sultan für Makedonien ein Reformprogramm aufzwingen, dessen Ausführung er als allmächtiger Großherr nicht überleben konnte? Weil er dem Deutschen Reich zugethan schien und des Willens verdächtig war, in der Stunde englischer Noth die indischen Muslmanen wider Britaniens Ostflanke zu hetzen.

Dreiunddreißig Tage nach Eduards Abfahrt aus der revaler Bucht, wo aus zwei Reformplänen für Makedonien einer, der anglo-russische, geworden war, kommts im Türkenheer zu offenem Aufruhr. Im Dritten Corps: in Makedonien. Von Saloniki und Monastir frißt das Feuer rasch weiter. „Die Türkei den Türken": wird die Losung. Aus der behutsamen Hand des Sultans gleitet die Macht den Führern des Jungtürkenkomitees für Einheit und Fortschritt zu. Patriotische, doch vor dem in der Wirklichkeit ihrer verwesenden Heimath Nothwendigen und noch Möglichen blinde Offiziere; ein paar schlaue, in Paris und London aufgefütterte Jakobiner; ehrgeizige und eitle Kaffeehauspolitiker; Gesindel. Europa (dem London still eine Oeffentliche Meinung macht) jauchzt; weil der Völkerfreiheit ein neuer Morgen dämmert. Triftigen Grund zur Freude hat die Triple-Entente: Abd ul Hamid, der „Freund" des Deutschen Reiches, ist entmachtet. Er muß die Verfassung von 1876, die kaum fünf Wochen lang gegolten hatte, wieder in Kraft setzen; die Verfassung Midhats, den er in der arabischen Festung Taïf einkerkern und erwürgen, dessen Schädel er (in einer Kiste, deren Begleitadresse die Angabe trug: „Japanisches Elfenbein, Kunstwerke für Seine Majestät den Sultan") sich in den Yildiz Kiosk schicken ließ. Die Verfassung, deren siebenzehnter Artikel allen Bürgern des Osmanenreiches, wider Mohammeds Gebot, gleiche Rechte und Pflichten, ohne durch das Glaubensbekenntniß bedingte Unterschiede, zuwies. Schwindel; Sand in die Augen der alten Topfguckerin Europa. Noch einmal entringt der listige Hamid sich den umschnürenden Stricken; für kurze Zeit. Dann wird er gezwungen, auf den Thron zu verzich-

ten, nach Saloniki verschleppt, ein von ihm in Trunksucht Genöthigter, von Alkohol Verwüsteter auf seinen Stuhl gesetzt. Einer, der mit gefalteten Händen die Bitte stammelt, ihn, der zum Sultan nicht tauge, in Ruhe zu lassen, den die Enver und Niazi, Schewket und Essad aber als Khalifenpuppe just brauchen. Eine demokratische Türkei, deren Häupter von den Westmächten Geld und Lehre empfangen haben, muß, so lange sie zu leben vermag, unter der Vormundschaft dieser Mächte bleiben und kann nicht daran denken, der berliner Politik den Kreis der Profitgelegenheit zu weiten. Kann sich aber auf die Dauer überhaupt nicht halten. Die Revolution, die unter den Klängen der Marseillaise begonnen und durchgeführt ward, bereitet in Europa der Türkenherrschaft das Grab. Danach? Südosteuropa fällt den Slaven zu, die dem deutschen Drang nach Ost einen Wall entgegenthürmen, und Oesterreich-Ungarn wird vor die Frage gestellt, ob es im alten Bund noch auf seine Kosten komme. (Herr Ernst Lemonon, der in seinem guten Buch „L'Europe et la politique britannique" meine lauten Warnungen aus dem Juni und Juli 1908 erwähnt, sagt offen: „Herr Harden hat nicht geirrt. Die anglo-russische Verständigung ist eine Gefahr für Berlin. Ihr Zweck war, dem der Entente Cordiale ähnlich, mindestens nach dem Willen der londoner Regirung, Deutschland einzuschüchtern und ihm auf dem Weg auf die Höhe der Welthegemonie neue Hindernisse zu bereiten. Die politische Gemeinschaft wird gerade auf der Balkanhalbinsel sichtbar. Und deutlicher noch als in Asien richtet in Europa die Front der drei Mächte England, Frankreich, Rußland sich gegen das Deutsche Reich.")

Aehrenthal mindert für eine Weile die Erntehoffnung der pax britannica. Schon im Januar haben seine Bahnbaupläne beunruhigt und aus Rom und Athen, Belgrad und Sofia andere Verkehrsprojekte hervorgelockt. Am dritten Oktober 1908 läßt er die Annexion Bosniens und der Herzegowina den Signatarmächten des Berliner Vertrages melden. Warum wird Franz Josephs Botschafter von Eduard, der ihm fast befreundet ist, an diesem Tag in Balmoral so übel empfangen und so rasch, ohne die gewohnte Einladung zur Tafel, verabschiedet? Warum sagt der King ärgerlich, schon die Anrede als „lieber Freund", die Franz Joseph sonst nie gewählt habe, zeige, daß der Brief ihm diktirt worden sei? Weil diese wiener Post die Ruhe der Jungen Türkei

stört und den Glauben weckt, Oesterreich wolle, über Mitrowitza hinaus, nach Saloniki marschiren. Nein: es verzichtet (leider, wurde, schon damals, hier, dreimal, gesagt) auf den Sandschak Nowibazar. Nimmt aber der Türkei zwei Provinzen, die ihr, nach formalem Recht, noch angehörten; beleidigt dadurch das islamische Nationalgefühl und läßt die Frage entstehen, ob die Rückkehr in den Zustand der hamidischen Zeit, der so schmerzlich jähe Ueberraschung erspart hätte, nicht zu erstreben wäre. Die Männer des Komitees für Einheit und Fortschritt heulen in Wuth auf und in ihrem „Tanin" wird geprahlt, der Tag, der ein Türkenheer vor Wiens Mauern sah, könne bald wieder dämmern. Boykott österreichischer Waaren in der Türkei. Bulgarien: unabhängiges, vom letzten Vasallenband gelöstes Königreich. Kreta: proklamirt sich als einen Theil des Hellenenstaates. Montenegro: entkettet sich der Sperrpflicht, die Artikel 29 des Berliner Vertrages ihm aufzwang. Bricht das Chaos herein? Kracht der Nothbau des Jungtürkenstaates schon in allen Fugen? Duell Aehrenthal-Iswolskij. Rußland kann noch nicht, Frankreich will nicht fechten („Erst, wenn Sie uns ein Landheer stellen; Ihre Flotte schützt uns nicht vor Invasion", sagt Clemenceau in Karlsbad zu Eduard). Aehrenthals ruhige Umsicht und Bülows leise, doch kräftig zugreifende Taktik sichern den verbündeten Kaiserreichen einen diplomatischen Sieg. Die Triple-Entente weicht und ratifizirt Oesterreichs Handel. Pflanzt ans Grab alter sofort aber das Panier neuer Hoffnung. Eduard schmunzelt: „Il faut, quelquefois, reculer pour mieux sauter." (Die Pose des ausgeplünderten Spielers: nennt es die immer siegesgewisse Hammannei.) Iswolskij, der nach der Niederlage sich als einen ungemein klugen, zähen, odyssisch verschlagenen Diplomaten entpuppt, tröstet die südslavischen Brüder, die ihren Traum vom Großserbien zerrinnen sehen, und weist sie auf den Schleichpfad in einen Balkanbund, dem, unter anglo-russischem Patronat, mehr gelingen könne als einem einzelnen, in allerlei Sippenfeindschaft verstrickten Haemusstaat. (Unsinn, meckerts bei uns; Todfeinde sollen sich, Bulgaren und Griechen, Karageorgewitsch und Njegos, verbünden? Der dümmste Bluff, den dieser Geck je erdacht hat.) In England ist man früh wieder ruhig geworden. In der Guildhall hat Asquith ausgesprochen, welchen Nutzen die lückenlose Einigkeit Englands und Rußlands über alle in Südosteuropa schweben-

den Probleme gebracht habe. Oesterreichs Botschafter ist in Sandringham mehrmals mit besonderer Huld aufgenommen worden und hat selbst in der Hofburg berichtet, wie gern der King der wiener Politik über die entstandenen Schwierigkeiten hinweghelfen würde. London hat den austro-türkischen Frieden gemacht, der den Osmanen vierzig Millionen Mark und das Recht zur Zollerhöhung, den Oesterreichern die Bestätigung der Annexion einbrachte. Auf diese Leistung war Eduard besonders stolz. Seine vorletzte ist das deutsch-französische Februarabkommen über Marokko (das Wilhelm schnell fertig haben will, um dem Onkel, der ihn endlich besucht, mit dem Erweis bonae voluntatis eine Freude zu machen). So. Die Türkei deutschem Vordrang verriegelt, Frankreich der Angst ledig, hinter dem Wandschirm des Scherifenzwistes Deutschlands Geisel zu werden, Oesterreich-Ungarn überzeugt, daß es ohne Britaniens Freundschaft nicht recht vorwärts komme. Was bleibt noch? Auch von West her muß Wien sich in seinen Balkanwünschen gefährdet sehen. Im Oktober 1909 ist der Zar, der Oesterreichs Gebiet wie einen Pestbezirk gemieden hat, mit Iswolskij in Racconigi. (Bülow ist nicht mehr Kanzler.) Und mählich wird nun offenbar, was Tittoni meinte, als er im Parlament rief: „Die italo-russische Verständigung ist ein Ereigniß, dessen ganze Wichtigkeit erst die Zukunft entschleiern wird."

Wie schnell die Balkanvölker von den Jungtürken enttäuscht, wie grausam sie von diesen Verkündern der Freiheit und Brudergleichheit gepeinigt wurden, hat der bulgarische Professor und Politiker Iwan Gheorgow am zwölften April hier erzählt. In Makedonien und Albanien, in Arabien und Armenien sogar machte, mit bethmännischer Emsigkeit, der regirende Klüngel jeden irgendwo, irgendwie möglichen Fehler. Und die Diplomatie der verbündeten Kaiserreiche, die doch die Erhaltung der Europäischen Türkei wünschten, versäumte, ihn eindringlich zu warnen. Dem Habsburgerreich hatte er ärgere Schmach angethan als je eines anderen Staates Regirung. „In der Stunde, die wir zu ruhiger Arbeit brauchen, stürzt Oesterreich, mit seiner gewohnten schmutzigen Gier, sich auf Bosnien und die Herzegowina. Keiner kaufe Oesterreichs schlechte Schleuderwaare! Kein Osmane darf auch nur einen Para für den ekelhaften Schund ausgeben, den Oesterreich in unserem Land feilbietet; denn dieses Oesterreich tritt Verträge und Völkerrecht frech mit Füßen, will uns durch Revolten und

Krieg lähmen und uns den Absolutismus zurückbringen, den wir durch die Herrschaft des Rechtes und der Gerechtigkeit ersetzt haben. "Das stand am zehnten Oktober 1908 im „Tanin"; Wochen lang danach Aehnliches in diesem Organ der Regirung. Nie hat, aus dem finstersten Winkel, trunkener Moskowiterzorn unflätiger geschimpft als hier die in Mohammeds Namen Schaltenden. In Wien wars rasch vergessen. Wurde die offiziöse Meinung schon damals von Ungarn gemacht, die, weil jede Stärkung des slavischen zugleich eine Schwächung des magyarischen Elementes bedingt, die Machtsphäre der Monarchie auf der Balkanhalbinsel nicht geweitet, die Türkentyrannei drum so lange wie möglich gestützt sehen wollten? Dem Magyarenwunsch verband sich der galizische Russenhaß, der sich gern mit der Farbe der Türkenfreundschaft gürtet, und die unkluge Lust manches Austro-Deutschen an jeder Kröte, die der Tscheche, Serbe, Kroat schlucken muß. Fast auf der ganzen Linie: blinde Turkophilie. Die Komiteemänner waren hehre und saubere Helden (und den Leiter des „Tanin" sah ich noch im Dezember 1912 im wiener Hotel Bristol huldvoll Cercle halten). Für uns mühte Marschall sich redlich; nicht so redlich: wäre redlicher gewesen. Er wollte flink erweisen, daß der hamidische Duft, der aus den Tagen der Yildizgunst an ihm haftete, ihn nicht hindere, auch den neuen Herren ein Liebling zu werden; und hütete sich deshalb, sie mit Kritik und Warnung zu belästigen. An die Stoßkraft und innere Tüchtigkeit der Balkanstaaten glaubte er so wenig wie sein Feind Kiderlen, trotzdem Beide in Bülows Instruktionen die Sätze gelesen hatten: „So lange die Türkei lebt, wollen wir aus ihrer Existenz den größtmöglichen Nutzen, politisch und wirthschaftlich, ziehen. Aber wir müssen uns auch die Balkanvölker, die sie eines Tages beerben werden, freundlich stimmen." Für diese Völker hatte Marschall nur lächelnde Geringschätzung, Kiderlen gröbsten Schwabenhohn. Und weil Marschalls Bethulichkeit und Ubiquität schließlich die Emporkömmlinge am Goldenen Horn rührte, weil sie ihn, aus dessen Hirn jede Erinnerung an Abd ul Hamid weggewischt schien, mit freundlicher Ehrerbietung behandelten, streckte er sich in den Wahn, Deutschland sei auch unter dem neuen Regime „obenauf". Schriebs nach Berlin; und fand bei der dort waltenden Einfalt Glauben. Briten, Russen, Franzosen aber sprachen zu den stambuler Kneipenherren: „Erkennt Ihr endlich nun, was Ihr an den Deutschen habt, die sich

überlaut stets ihrer Selbstlosigkeit rühmen? Eurem Sultan haben sie, wie dem von Marokko, trotz allen Versprechungen jede Hilfe geweigert; im Kampf gegen Oesterreich und den Koburger, wie 1906 im Streit um die Oase Tabah, Euch im Stich gelassen; und rennen Euch jetzt nur hastig nach, weil sie nach neuer Gelegenheit zur Ausbeutung Eures Bodens hungert." Weil heute, mit noch niemals erschautem Mangel an Scham, Alles gefälscht wird, muß an die Thatsache erinnert werden, daß durch frühe Warnung (die der Nachruhm des bosnischen Sieges stützen konnte), durch ernste Mahnung zu weiser Nachgiebigkeit und rascher Organisation des Heeres und der Verwaltung die Türkei noch zu retten war.

Daß sie, nach vier trüben Lenzen, völlig zusammenbrach, war eine Folge der Dummheit von Agadir, die uns zwang, den Franzosen das Protektorat über Marokko auf dem Präsentirbrett anzubieten. In einer Stunde, die solchen Antrag strenger als je eine andere verbot (und jedem Auswärtigen Amt, in dem nicht Unwissenheit mit Psychose faux ménage machte, schon den Gedanken daran gewehrt hätte). Daß, durch unsere Schuld, wieder ein islamisches Land in endgiltigen Europäerbesitz überging, der Khalifat, den wir stärken wollten, also abermals geschwächt wurde, war noch nicht das Schlimmste. Seit zehn Jahren hatte Frankreich einen Vertrag mit Italien geschlossen; der (England hat ihm, unter Delcassés geschickter Einwirkung, Ende 1902 zugestimmt) das Königreich verpflichtete, der Republik, die ihm Tripolitanien und die Kyrenaika überlasse, auf dem Weg nach Marokko jede erdenkliche Hilfe zu leisten. Den Geheimvertrag, der in Algesiras Italiens Haltung bestimmte. Da Frankreich nun Herr über Marokko, die von Berlin aus sechs Jahre lang verhehmte „Tunisifikation" des Scherifenreiches auf berliner Antrag Ereigniß werden sollte, mußte Italien zugreifen; sich, nach der Erfüllung der Pflicht, das vom Vertrag ihm zugesprochene Recht sichern. Wartete es, dann konnte die Junge Türkei sich innerlich stärken, Schützer werben und sich auch in Nordafrika fester verschanzen. Wer ihr Leben verlängern wollte, mußte jedes erlangbare Mittel benutzen, um Italiens Feldzug zu hindern. England erleichterte ihn und verbürgte, weil es türkischen Truppen und türkischer Munition den Weg durch Egypten nach Benghasi sperrte, den Italienern den Sieg. (Und wurde, trotzdem Egypten nach der Staatsrechtsfiktion noch Sultansland ist, in Konstantinopel nicht verhaßt. Wie neidenswerth klug ar-

beitet die Diplomatie dieses Reiches!) Berlin? Fand, wieder einmal, „Deutschland sei an diesen Dingen nicht unmittelbar interessirt“; that nichts, um den Krieg zu hindern, nichts, um die schmählich blöde Preßschimpferei auf den „Raubzug“ und die „Gräuelthaten“ der tapferen Italersoldaten zu hemmen. (Die Folgen spürt der Deutsche heute noch zwischen Turin und Palermo.) Auch Frankreich entgleiste diesmal in plumpe Fehler. Herr Poincaré, dessen Advokatenhand für die Entwirrung internationaler Fäden ungeeignet ist (auch in der Verhandlung mit Spanien, dem England den marokkanischen „Mittelmeerbalkon“ vorbehielt, hat sichs gezeigt), ärgerte in dem Zank über das Durchsuchungrecht der italischen Seepolizei die römischen Giolittiner mit so zwecklos kleinlicher Zähheit, daß im ganzen Königreich wieder Groll gegen die Französische Republik entstand, die von Delcassé und Barrère mühsam erneute fratellanza latina gefährdet schien und unsere offiziösen Gewohnheitlügner durch alle Gassen tuteten: „Todfeindschaft zwischen Frankreich und Italien! Hurra!“ Episode. Hauptsache: Die Ohnmacht der Türkei wurde, wider die Phrophetie Colmars von der Goltz und trotz der wackeren Arbeit der dem Herrn Enver unterthanen Ruhmbrutanstalt, jedem Auge sichtbar; der Sultan verlor die letzte Parzelle afrikanischen Bodens; Italien erwarb ein großes, politisch und wirthschaftlich wichtiges Gebiet, das aber, weils von Tunis und vom englischen Sudan aus bequem anzugreifen, vom Mutterland nur auf dem Weg über Malta zu erreichen ist, den Besitzer, das Königreich, noch enger an die Seite der stärksten Westmächte drängt. Am Bosporus schnellt die Wagschale, die das Gewicht deutschen Ansehens trug, leer in die Höhe. Wieder haben wir nicht geholfen; trotz der Rede von Damaskus, die eine Bürgschaft gegen neue Zerstückung des Osmanenreichskörpers schien, hat jeder unserer beiden Bundesgenossen der Türkei zwei Provinzen entrissen. „Ils n'ont pas su faire“, sagt Abd ul Hamid von den Jungtürken; sind allzu täppisch und in jedem Sinn lüderlich. Können sie (oder die „Liberalen“, die für ein Weilchen die Macht erraffen) sich halten? Vielleicht noch ein paar Jahre lang; wenn die Triple-Entente ihnen mit Rath und Geld hilft. Die? Ist jetzt ja, heißts in Berlin, zerfallen wie eine morsche Almhütte, über die eine Lawine hinging. Potsdam! Baltisch-Port! Wir! So innig war uns Rußland noch nie befreundet. Draußen glaubts Keiner; und als der neun Monate lang im Schoß gehegte Ver-

trag über Persien und die Bagdadbahn ans Licht kommt, umbraust unsere Blamage ein Höllengelächter. Da auf Nikolais weiches Herz aber nicht wie auf einen Granitfels zu bauen ist, wirds doch wohl Zeit, die Filmkurbel zu drehen. Die Türkei ist zu ernster Wehr ohnmächtig, hats in Afrika wieder gezeigt und wird von der Rajah grimmiger gehaßt als in hamidischen Tagen. Die Einung von Nord- und Südslaven ist das wirksamste Mittel gegen deutsch-russische Eintracht. In aller Hast und Heimlichkeit wird, mit Londons und Petersburgs Hilfe, der Balkanbund geknüpft. Nicht Tscharykows, der dem Sultan den Vorsitz gewähren wollte, sondern Iswolskijs, der die Spitze des Slavenschwertes gegen die Türkei zückt. Der letzte Türkenkrieg kann auf Europas Erde beginnen. Britanien hat sich entschlossen, die Assekuranz gegen deutschen Drang ins Weitere mit dem Wachsthum slavischer Macht zu bezahlen; den Nord- und Südslaven Osteuropa zu gönnen. D'Israeli verhüllt, im Himmel der Judenchristen, das Haupt. Pitt aber spricht tröstend zu Benjamin: „British policy is british trade."

Irrthum, laß los der Augen Band!

Daß Rußland im Geheimniß der Kriegsvorbereitung war, hat jeden etwa noch Zweifelnden der eben so treuherzige wie thörichte Erlaß des Ministers Sasonow (gegen Montenegro; vom neunten April 1913) erkennen gelehrt. Dieser kränkliche und deshalb den Gegnern mehr als den Partnern bequeme Mann hatte sich nicht erst im Herbst, weil König Nikola, ohne von Petersburg die Erlaubniß zu erbitten, losschlug, geärgert, sondern schon im Lenz: weil Bulgarien sich auf eigene Faust, im Groll über Tscharykows Abberufung aus Konstantinopel, am dreizehnten März den Serben verbündet hatte. Er kehrte den Geschow und Danew die kalte Schulter zu und weigerte sich, der Bulgarenanleihe durch Dawidow in Paris die Kotirung zu verschaffen. Kleinkram. Das große Spiel, dessen Regie Grey und Nicolson, Iswolskij, Delcassé und Paul Cambon, Bertie und Tittoni führen, konnte und wollte er nicht hemmen. Daß England „dans le mouvement" („im Bild", sagt man bei uns) war, braucht nicht bewiesen zu werden. Beide Mächte rechneten mit der Türkenniederlage; stimmten schließlich aber, weil das Kriegsglück den Klügsten narren kann, der Formel Poincarés zu, der, als Anwalt des Hauptgläubigers der Türkei, sicher gehen wollte: „Wahrung des status quo".

Diese grundlos verspottete Formel sollte, nach der Absicht Britaniens und Rußlands, nur sagen: Siegt, wider alles Erwarten, die Türkei, so wehrt unser Spruch ihr die Rückeroberung des von Christen bewohnten Landes. Der Vierbund bekümmerte sich nicht eine Minute lang um diesen Zettel; auch nicht um die Kollektivnote der Großmächte, die den Balkanregirungen räth, den Frieden zu erhalten, und ihnen, auch ihnen jetzt, feierlich jede Gebietsdehnung untersagt. Die Vorlegung dieser Note wird, von London aus, achtzehn Tage lang verzögert; sie kommt zugleich mit Nikolas Kriegserklärung. (Grey war verreist; wie immer, wenn er einen Handel hinziehen und Fragern nicht Rede stehen will. Deutscher Biedersinn, der meist im Ehrenkittel eines Kaiserlichen Legation-Rathes, allen Sachverständigen zu größtem Ergötzen, umhertappt, flüstert dann in Ehrfurcht, der Hexenmeister der Foreign Office sei leider der Erholung bedürftig und habe nur deshalb „dem weicheren Premierminister Asquith" seinen Platz überlassen. „Ein Kamel? Mich dünkt, es hat einen Rücken wie ein Wiesel.") Der Vierbund weiß, was die Glocke geschlagen hat und auf wen er zählen darf. Wien und Berlin (die aus Belgrad, wo für den Türkengeneral schon vorgesorgt wird, wohl ungefähr identische, der Wirklichkeit gleich ferne Berichte empfangen) glauben inbrünstig an den Osmanensieg; und Kiderlen bewirthet die Balkanmänner mit gesalzener Grobheit. „Krieg? Ihr werdet verhauen, daß die Lappen fliegen. Und halb Europa freut sich darüber." Fast so hatte der Auswärtige Minister des Sultans gesprochen. „Krieg? Erlauben Sie mir, laut zu lachen!" Noch einmal wäre das in Südost langsam erworbene, noch nicht ganz verlorene Ansehen zu retten; ein letztes Mal. Wenn Deutschland und Oesterreich zusammenstehen und keinen Zweifel darüber lassen, daß sie für ihren Rechtsanspruch, Machtanspruch im Nothfall das Schwert ziehen werden. Als Eduard in Reval war und der Kontur des Kommenden sichtbar wurde, habe ich hier eine wuchtige Stärkung des deutschen Heeres und die freiwillige Begrenzung der schwimmenden Machtmittel gefordert; am dreizehnten Juni 1908 gesagt: „Ein germanisches Volk darf nicht an vollen Tafeln winseln, ihm fehle das zum Erwerb der Waffe nöthige Geld. Mehrung der Landmacht: dann könnten wir mit ruhigem Gewissen die neue Morgenröthe erwarten. Nicht, wenn wir des Trachtens nach dem Weltarbitrium verdächtig bleiben und durch das alltägliche Friedensgegrein uns noch in den üblen Ruf listi-

ger Heuchelei bringen." Bosnische Krisis, Agadir, Tripolis: bis zur Ermüdung des Lesers war der Ruf wiederholt worden. Noch im Oktober war die Militärvorlage nicht, wie im März, das Eingeständniß, daß wir in unbequemere Enge gedrängt seien; konnte sie, zugleich mit einem bis ins Tiefste, Höchste durchdachten Orientprogramm, hinter dem sechs Millionen deutscher und österreichischer Bayonnettes starrten, nicht nur die Luftschlösser der Slavenhoffnung sprengen, sondern auch, in einer seit 1866 und 70 gewandelten Deutschenwelt, die Wahrheit des moltkischen Wortes aus dem Jahr 1841 erhärten: „Oesterreichs Schwert wird einst in die Wage der Entscheidung geworfen werden. Alle Flotten der Welt können die Theilung der Türkei weder vollziehen noch hindern: Oesterreichs Heere können das Erste vielleicht, das Zweite gewiß." Gewiß: im Bund mit Deutschlands und Rumäniens. Noch immer ist, wie in Andrassys Zeit, die diesen drei Mächten „gemeinsame Aufgabe, das Zusammenfließen der nord- und der südslavischen Elemente zu verhindern und gegen die Slavisirung des Orients eine Barriere zu bilden." Was geschieht? Nichts.

Der Sieg war, an Raschheit und Umfang, so ungeheuer, wie kein Ferner ihn erträumt hatte. Bulgaren und Serben (die Siege der Griechen waren, da Saloniki nicht, Janina kaum noch vertheidigt wurde, ohne äußersten Kraftaufwand zu erringen) haben so tapfer, mit so froher Hingebung jedes Lebenshauches gekämpft wie je ein Heldenvolk in der Geschichte. Grausam? In ihren Adern kreiste das Blut der vier Jahrhunderte lang von der Osmanenhorde gemarterten Rajah; wenn die Bulgaren (seltener die Serben) Wehrlose niederstießen, stand vor ihrer blutdürstigen Seele das Bild der gemetzelten Ahnen, der geschändeten Weiber, in den Harem verschleppten Jungfrauen ihres Stammes; aus Grüften lenkten Totenhände die Waffe. Doch wie raubthierisch auch jetzt noch die Türken gehaust haben, bezeugen zuverlässige Berichte und beglaubigte Photographien. Und die jetzt so zärtlich gehätschelten Arnauten, die muslimanischen Albaner, haben schwangeren Frauen die Frucht aus dem Leib gerissen und das Zeugerglied des Mannes oder Sohnes in den röchelnden Mund gestopft; Mädchen die Brüste geschlitzt, die dünnen Unterärmchen durch die frischen Wunden gezogen und die Jammergeschöpfe so, nackt, mit gefalteten, blutigen Händen, vor sich hingetrieben. Wer staunt darüber, daß die fast ein Halbjahrtausend nun an solche Gräuel ge-

wöhnten Slaven dem Türken, der ihnen Alles geraubt hat, Reich, ethnisches und menschliches Recht, Boden und Hausfrieden, nicht Pardon gaben? Das Türkenheer war verhungert und verlaust, von untüchtigen Parteibrüllern oder Ziergecken geführt; hat sich aber, wo nicht ein Schreckenswirbel es jäh in wirre Flucht warf, muthig geschlagen. Freilich: wofür? Für einen in Kneipenunrath und Schande versinkenden Staat? Für einen Islam, dem von schmutzigen Jakobinerfingern das Herz ausgebrochen war und der nur in saftloser Geilheit noch weiter wucherte? Auch mit besserem Proviant wäre, unter strammerer Führung, diese zusammengetrommelte Schaar, die der Gedanke an nahe Fremdherrschaft eher hoffen als zittern ließ, gegen die Bulgaren und Serben nicht aufgekommen. Deren heiliger Wille war dieser Krieg; nicht befohlene, von Kolbenstößen erzwungene Arbeit, sondern Erfüllung des inbrünstigsten Herzenswunsches. Ob es Tage lang nichts Anderes gab als trockenes Brot, Zwiebeln und Knoblauch, ob die Bleikugeln wie Hagelkörner prasselten: einerlei; jauchzend gings in den Kampf. (Ohne Alkoholpeitsche; fast alle Bulgaren und sehr viele Serben sind abstinent und Alle, besonders die Offiziere, ziehen Thee jedem anderen Trank vor.) Herr von Fenyes sagt in seinem „Tagebuch eines Mannes vom Rothen Kreuz", das die barbarische Grausamkeit mancher Bulgaren nicht verschweigt: „Diese Leute sind eins mit ihrer Regirung; die Ideen, für die sie in den Krieg zogen, entstanden im Gehirn des Volkes selbst. Das ist das Geheimniß der bulgarischen Erfolge. Kein Wort des Bedauerns darüber, daß sie im Krieg waren, kam von den Lippen der tausend Verwundeten. Ob es auch bei den Soldaten der österreichisch-ungarischen Armee so wäre? Ob es die Soldaten aus Südtirol wohl viel kümmern würde, wer im Banat ernten wird? Wären die Kroaten und Slovaken selbst um den Preis ihres Lebens bereit, die Großslaven aus einem Gebiet wegzujagen, dessen Bewohnern sie in Sprache, Kultur und allen Sitten weniger fremd sind als der ‚Feind'? Sie werden auf Befehl schießen, vielleicht geschickt und gut geführt sein; aber vermag die Kriegsleitung ihrer physischen Kraft auch die seelische Energie hinzuzugeben? Der Drill verflüchtigt sich beim dritten Kanonenschuß; der Selbsterhaltungtrieb aber wird ihnen nicht zuflüstern, was die Bulgaren empfanden, wenn sie sich am fünften Tag nach ihrer Rückkehr von den Pforten des Todes schon wieder nach dem Schlachtfeld sehnten." Dreimal, viermal sind Ver-

wundete, halb erst Ausgeflickte ins Feuer zurückgekehrt; ohne von anderem Befehl als des eigenen Willens dazu genöthigt zu sein. Lernet dieses Volk der Schollenbauer und Viehzüchter schätzen! Wer es befehden will, müßte es mindestens kennen. Die Steinwälle von Adrianopel (dessen allzu laut gefeierter Kommandant sich Wochen lang um die Festung kaum gekümmert hatte) sind, da die bulgarische Jugend schon hingemäht war, von Leuten zwischen Fünfunddreißig und Fünfzig, unter Iwanows Befehl, erstürmt worden; von Leuten, die Wochen lang kein Fleisch gegessen und oft im Wasser gelegen hatten. Deutsche Internisten und Chirurgen haben die Widerstandsfähigkeit, die an Urstände der Natur erinnernde Gesundheit der Südslaven bestaunt; ihre Gemüthsleistung, auch ihrer Weiber, ist nicht geringerer Bewunderung würdig. Nicht an dem besten Maschinengewehr oder Aeroplan hängt der Sieg; daran: daß ein Heer nicht nach totem Verfassungbuchstaben nur das Volk in Waffen ist, sondern der in blutiger Wirklichkeit gewaffnete Arm des nationalen Willens; daß jeder Einzelne, Mann vor Mann, den Krieg als eine unvermeidliche Nothwendigkeit, als seine ganz persönliche Sache empfinden gelernt und den Entschluß, überlebend zu siegen oder mit seinem Leib dem Feinde den Pfad zu verrammeln, mit allen Seelenkräften, wie den Heiland, umklammert hat; daß Jeder kämpft wie um Gott, ums Weib.

Der Krieg hat kaum vier Wochen, die Friedensmächlerei, bis heute, mehr als fünf Monate gewährt. Das war noch nicht; wird Dem aber schnell begreiflich, der weder von Betrügern noch von Betrogenen die Urtheilssubstanz bezieht. Der Sieg über das Deutsche Reich und dessen Gefährten schien nicht so leicht zu sichern wie einer über die Türkei: schon deshalb nicht, weil er dem Blick verborgen, dicht verschleiert, mit dem Beistand dieses Deutschen Reiches, gegen das der ganze Handel geführt worden war, errungen werden mußte. Deshalb mußten die vier Verbündeten immer wieder warten; durfte Adrianopel nicht, nach dem (durchaus vollstreckbaren) Willen des Generals Iwanow, im Winter, sondern erst im Frühling erstürmt werden; mußte Kiamil, weil er nach rascher Liquidation langte, sein Großwesirleben lassen. Als das Beben der Slavenerde den status quo sammt anderem Spinnengewebe verschlungen hatte, kam eine neue Trugformel auf: „Lokalisirung des Krieges.“ In eifernder Hast krochen unsere Matadores auch auf diesen frischen Leim. Wer mußte die Begrenzung des

Krieges denn wünschen? Jeder, dem sie, mit unzweideutiger Gewißheit eben nur sie, Vortheil verhieß. Also: Britanien, Rußland, Frankreich. Wer durfte die Begrenzung des Krieges, dessen Ausbruch nun einmal im Herbst nicht verhütet worden war, nicht dulden? Jeder, dem sie, mit unzweideutiger Gewißheit nur sie, Schaden bringen mußte. Also: Deutschland und Oesterreich. Deren einzige, aber auch unfehlbar wirksame Waffe war die klare Ankündung: Wir zerfetzen mit dem Schwert Euer Gezettel, wenn unser Wille nicht die Umgestaltung der Machtverhältnisse im Orient mitbestimmt. Daß sie dieses simple Wort sprechen würden, war unter sechs Monden die Hauptsorge im Britenconcern. Sie sprachen es nicht. Thaten, als sei der Erdfriede von irgendeiner anderen Seite als von ihrer bedroht und ihrem Mühen zu danken, daß er erhalten wurde. Das Regiekollegium lachte sich krank; und wieder gesund. England, Frankreich, Rußland hatten nur eine Gewissensangst: daß Deutschland und Oesterreich den Frieden brechen könnten. Deutschland und Oesterreich buchten sich ins Verdienstkonto, daß ihnen, mit äußerstem Seelenkraftaufwand, gelungen sei, dem Weltfriedensbruch (vor dem nur ihre Gegner zu bangen hatten) vorzubeugen. Sie hatten, unfrei nach Aerenthal-Bülow, erklärt: Eine Konferenz der Großmächte beschicken wir nicht. Schön. Man gab dem alten Ding einen neuen Namen („Botschafterreunion"), machte das Verfahren etwas umständlicher: und fing die Legaten von Wien und Berlin. (Niemals, spricht das schamhafte Jüngferlein, gehe ich mit einem fremden Herrn in ein Separatzimmer; geht mit ihm aber dann in die Laube, wo nicht das winzigste Lämpchen glüht.) „Wir haben durchgesetzt, daß keine Konferenz ist: ein Triumph." Der Kraft, die zwei Botschafter anzuziehen, muß sich nun die stärkere noch gesellen: sie in der Reunion zu halten. Auch Das gelingt. Und Herr von Bethmann, der am zweiten Dezember im Reichstag von „dem eifrigen Bestreben aller Mächte, den Frieden zu erhalten", von „der Hoffnung, den Krieg (der schon zu Ende war) zu lokalisiren", geredet und, eben so ahnungslos, blind, taub, frumb, gesagt hat, das Deutsche Reich „werde von den Vorgängen auf dem Balkan nicht unmittelbar berührt", schwört wohl noch heute darauf, daß er sich herkulisch gemüht habe, um Anderen das halb schon gezückte Schwert in die Scheide zu schmeicheln. Wem denn? Briten, Russen, Franzosen müßten an Scharfsinn unter dem Rindvieh stehen, wenn sie für eine Sache, die,

mit geringen Unkosten, in lieblichstem Frieden zu haben war, das Kriegsrisiko auf sich nähmen, das fetteste Profitjahr ihrer Wirthschaftgeschichte der Furie zum Fraß gäben und, ohne Zwang, versuchten, ob mit dem unfertigen Russenheer und dem unbrauchbaren Franzosenpulver die Armeen Deutschlands, Oesterreichs, Rumäniens nebst den mit Mannlichergewehren bewaffneten Polen der Weichsel- und Niemen-Gubernatorien, den nach der ersten Schlappe des Gossudars zum Aufruhr bereiten Balten und Finen niederzuringen seien. Die Triple-Entente wollte den Krieg (sonst wäre kein Schuß im Balkanland gefallen); wollte ihn „lokalisirt“: und mußte die Beiden, die ihn ins Weitere dehnen konnten, drum in die Reunion bitten, in der Reunion festschwatzen. Deren langwierige Arbeit dünkt Den lächerlich, der, mit dem kindhaft ehrbaren Ernst des Fibelgläubigen, annimmt, da sei für „gemeinsame Interessen Europas“ gesorgt, geredet, gesonnen, gezaudert worden. Das nicht von so ausbündiger Thorheit befangene Auge sieht, daß jede taktische Schwenkung, jede Wirkung gefurchter Stirnen, jeder Bluff und jede Pause, der Schein der Unsicherheit und die Zeitversäumniß richtig errechnet war und daß dieser von Eseln und von Schlauköpfen, die eine Eselsmaske vorbanden, bespöttelten Reunion eine unüberbietbare Meisterleistung gelungen ist; die: von Enos bis nach Skutari alles der Triple-Entente politisch Wichtige in die Scheuer zu bergen und in den Lohgerbern, deren Felle wegschwammen, obendrein noch das Gefühl zu nähren, sie seien ungemein freundschaftlich behandelt worden.

Am Ende kam auch Tittonis Wort noch zu Sinn und Geltung; gelang ein Spielkniff, der von trunkenem Uebermuth eingegeben schien. Nach einer Staatsposse, deren Verlauf noch zu schildern sein wird, schien Oesterreich bereit, an seinem Arm Italien nach Südalbanien zu führen; den Besitzer von Brindisi zum Hausmeister in Valona zu machen, den kein Sperrsechserl dann je zur Aufriegelung des Adriatischen Meeres vermocht hätte. So weit ists nicht gekommen. Doch nicht in abertausend Zeitungartikeln nur, sondern auch in Staatskanzleischriften und Kollektivnoten ist von Italiens Balkananspruch jetzt wie von urewigem Recht geredet worden. San Giuliano, der Jahrzehnte lang für Albanien gearbeitet hat, darf lächeln. Der Rubber, der mit der Verlängerung des Dreibundes begann, hat die höchsten Honneurs eingebracht.

Büßer.*)

In unseren russischen Klöstern giebt es, wie man weiß, auch jetzt noch unter den Mönchen manche Asketen und Heilige, Beichtväter und Rathgeber. Ob Das nun gut oder schlecht ist, ob man der Mönche bedarf oder nicht, wollen wir heute nicht erörtern. Es soll zwar nicht zeitgemäß sein, von Mönchen zu reden, doch können wir nicht umhin, es hier trotzdem zu thun, da das Folgende ein Mönch erzählt hat. Diese Beichtväter und Rathgeber sind manchmal hochgebildete Menschen, Menschen mit einem tiefen Verstand. Wenigstens wird so von ihnen berichtet; ich kenne sie nicht. Einige von ihnen, sagt man, seien in ganz Rußland bekannt; aus den fernsten Gegenden kommen die Menschen zu ihnen, oft sogar zu Fuß aus Archangelsk, aus Sibirien, aus dem Kaukasus. Den, der zu ihnen kommt, treibt eine Verzweiflung, mit der die eigene Seele nicht mehr kämpfen kann, oder auf dem Gewissen dieser Menschen ruht eine so furchtbare Schuld, daß sie mit ihrem Geistlichen in der Heimath nicht darüber sprechen mögen, nicht aus Angst oder Mißtrauen, sondern, weil die Verzweiflung ihnen jeden Glauben an eine Vergebung ihrer Sünde genommen hat. Hören sie dann zufällig von einem solchen fernen, Trost spendenden Beichtvater, dann machen sie sich auf und pilgern zu ihm.

So hat nun einer von diesen Mönchen in einem Gespräch unter vier Augen seinem Zuhörer das Folgende erzählt.

„Schon seit zwanzig Jahren höre ich Beichten. Und in zwanzig Jahren lernt man so viele verborgene Krankheiten der Menschenseele kennen, daß Einen, wie man meinen sollte, nichts wundernehmen könnte. Und dennoch kommt es vor, daß man selbst nach zwanzig Jahren erschauert beim Anhören manch einer Schuld. Man verliert die Gemüthsruhe, die erforderlich ist, um dem Verzweifelten Trost geben zu können, und man muß sich selber zu Demuth und Vertrauen zwingen."

Und hierauf hat er die folgende unglaubliche Geschichte aus dem Volksleben erzählt.

„Ich sehe, ein Bauer kommt auf den Knien zu mir gekrochen. Ich hatte schon vom Fenster her gesehen, wie er draußen auf der Erde kriechend näher kam. Sein erstes Wort zu mir war: ‚Für mich giebt es keine Rettung mehr: bin verdammt! Was Du auch sagst, ich weiß: ich bin verdammt!' Ich versuchte, ihn einigermaßen zu beruhigen. Ich

*) Bruchstücke aus dem Band „Literarische Schriften", der (wie die anderen Werke Dostojewskijs und die gute Volksausgabe) im münchener Verlag von R. Piper & Co. erscheint und schon willkommen zu heißen wäre, wenn er uns nichts Anderes böte als die Aufsätze über den Nihilismus, Puschkin und Tolstois Anna Karenina. Leset Dostojewskij: weil er als Seelenerheller und als Seelengestalter einzig ist und weil nur er Ferne den slavischen Menschen erkennen lehrt.

sah, daß der Mensch weither gekommen war, weil es ihn nach Strafe und Leiden für sein Vergehen verlangte. ‚Wir kamen im Dorf, mehrere Burschen, zusammen,‘ begann er, ‚und da fingen wir an, unter uns zu streiten, wer den anderen in Frechheit überbieten könne. Ich prahlte, daß ich sie alle ausstechen werde. Da zog mich ein anderer Bursche bei Seite und sagte mir unter vier Augen: Hör mal, Das kannst Du nie und nimmer, was Du da sagst. Du prahlst ja nur. Ich wollte schon schwören, aber er unterbrach mich. Nein, wart, sagte er, nicht so. Du: schwöre mir bei Deinem Seelenheil in jener Welt, daß Du Alles thun wirst, was ich Dir sagen werde. Ich schwor. Gut, sagte er. Bald haben wir Fasten. Bereite Dich zum Abendmahl vor. Die Hostie nimm, aber verschluck sie nicht. Wenn Du dann aufstehst, tritt auf die Seite, nimm sie aus dem Munde und behalt sie in der Hand. Das Weitere werde ich Dir dann sagen. So that ich auch. Aus der Küche führte er mich geraden Weges in den Gemüsegarten. Nahm einen Pflock, stieß ihn in die Erde und sagte: Leg' hin! Ich legte die Hostie auf den Pflock. Jetzt geh und hol eine Flinte, sagte er. Ich ging und holte sie. Lade sie, sagte er. Ich lud. Ziele und schieß. Ich erhob die Hand und zielte. Und da, wie der Schuß fiel, stand plötzlich vor mir das Kreuz mit dem Gekreuzigten. Da fiel ich bewußtlos hin . . .‘

Zugetragen hatte sich Das schon mehrere Jahre vor der Beichte. Den Namen dieses Pilgers wie auch die Strafe, die er ihm auferlegte, hat der Pater natürlich nicht gesagt. Wahrscheinlich hat er die Seele dieses Menschen mit einer furchtbaren Buße belastet, vielleicht sogar mit einer, die fast über menschliche Kraft ging, in der Erwägung, daß, je schwerer die Strafe, sie um so eher das Gewissen erleichtern werde, weil es ihn doch nach Strafe und Leiden für sein Vergehen verlangte . . .“

Dieser Fall verdient, näher betrachtet zu werden; er ist äußerst charakteristisch. Ich bin immer der Meinung gewesen, daß das letzte Wort gerade diese Menschen aussprechen werden, diese reuigen oder auch nicht reuigen, bußfertigen oder unbußfertigen; sie werden es sagen und uns den neuen Weg weisen, den neuen Weg ins Freie aus allen unseren anscheinend vollkommen unlösbaren Problemen. Petersburg wird doch nicht unser russisches Schicksal endgiltig entscheiden. Deshalb aber ist jeder, ja, sogar jeder geringste neue Zug dieser „neuen Menschen“ unserer Aufmerksamkeit werth.

Was mich am Meisten wundert, ist der Anfang des Ganzen, die Möglichkeit eines solchen Streites und Wettkampfes in einem russischen Dorf: wer den Anderen in Frechheit überbieten könne. Das ist eine Thatsache, die auf furchtbar viel hindeutet, und ich muß sagen, daß sie für mich eine sogar ganz unerwartete Erscheinung ist. Und ich habe doch genug Menschen aus dem Volk gesehen, sogar die merkwürdigsten Verbrecher und Sträflinge.

Ferner ist die, sagen wir, krankhafte Seite des Vorfalls bemerkenswerth. Halluzinationen sind eine vornehmlich krankhafte Erscheinung und zugleich hört man von dieser Krankheit nur sehr, sehr selten.

Die Möglichkeit einer plötzlichen Halluzination bei einem, wenn auch sehr erregten, aber immerhin ganz gesunden Menschen ist an sich bisher vielleicht noch nicht vorgekommen. Doch Das ist eine medizinische Frage, von der ich wenig verstehe.

Etwas ganz Anderes ist es mit der psychologischen Seite des Falles. Da erscheinen vor uns zwei Charaktere, die in hohem Maß für das ganze russische Volk typisch sind. Da ist vor allen Dingen dieses Vergessen eines jeden Maßes bezeichnend (doch ist Das, wohlgemerkt, fast immer nur eine zeitweilige Erscheinung, gleichsam eine vorübergehende Anfechtung). Da ist dieses Bedürfniß, über das Maß hinauszugreifen, das Bedürfniß nach herzbeklemmenden Empfindungen, das Verlangen, an einen Abgrund heranzugehen, sich mit dem halben Körper schon über den Rand zu beugen, in die schauervolle Tiefe zu blicken und (sehr oft oder wenigstens in nicht seltenen Fällen) sich wie ein Wahnsinniger mit dem Kopf voran in die Tiefe zu stürzen. Das ist das Verneinungbedürfniß im russischen Menschen, manchmal sogar in einem durchaus nicht verneinenden, sondern in einem ehrfürchtig Alles bejahenden Menschen; die Verneinung aller Dinge, selbst des größten Heiligthums des eigenen Herzens, seines höchsten Ideals, des ganzen Volksheiligthums, vor dem er soeben noch ehrfurchtvoll gekniet, das aber dann plötzlich gleichsam zu einer unerträglichen Last für ihn wird. Auffallend ist dabei namentlich jene Hast, jener unbezwingbare Drang, in dem der Russe sich in manchen Augenblicken seines eigenen oder des ganzen Volkslebens zu äußern beeilt, wenn der Augenblick einer von jenen ist, die den Charakter des Menschen herausfordern, gleichviel, ob es in einer guten oder in einer unflätigen That geschieht. Mitunter giebt es für ihn dann überhaupt keine Schranken mehr. Was es auch sei, Liebe, Wein, Eigenliebe, Neid oder die tolle Stimmung eines Gelages: da giebt sich mancher Russe rückhaltlos dem Augenblick hin, ist im Stande, Alles zu zerreißen, zu vernichten, von Allem sich loszusagen, von der Familie, von den Sitten, von Gott. Mancher herzensgute Mensch kann plötzlich zum Thier und Verbrecher werden, wenn er einmal in diesen Wirbel hineingeräth, in diesen für uns verhängnißvollen Wirbel momentaner, konvulsivischer Selbstverneinung und Selbstzerstörung, die dem russischen Volkscharakter von je her zu seinem Verhängniß eigen sind. Aber mit eben solcher Kraft, mit eben so großem Ungestüm im Verlangen nach Selbsterhaltung und Buße versteht das ganze Volk, wie auch der einzelne Russe, sich selber wieder zu retten; und er rettet sich gewöhnlich gerade in dem Augenblick, wo er schon bei der letzten Grenze angelangt ist, wenn er also nirgendwohin mehr weitergehen kann. Doch besonders bezeichnend ist, daß der Rückschlag, der die Wiederherstellung, die Rettung zur Folge hat, immer ernster ist als der erste Stoß, der ihn zur Verneinung und Selbstvernichtung treibt. Die erste Anwandlung ist eben immer eine Art Kleinmuth oder eine Laune, während der Rückschlag mit der Wiederherstellung und Rettung aus eigener Kraft immer etwas Großes

ist: und ihm giebt sich der russische Mensch mit der größten, gewaltigsten und ernstesten Anstrengung hin und blickt dann auf seine frühere Verneinung mit Selbstverachtung zurück.

Ich glaube, das hauptsächliche, das ursprünglichste geistige Bedürfniß des russischen Volkes ist das Bedürfniß, zu leiden, ewig und unersättlich, überall und in Allem. Dies Lechzen nach Leid hat es, wie mir scheint, schon von je her in sich gehabt. Wie ein leidtragender Strom zieht es durch seine ganze Geschichte, und zwar nicht nur in Gestalt äußeren Unglücks und verschiedener Heimsuchungen; vielmehr entspringt seine Quelle dem lebenden Herzen des Volkes. Sogar im Glück des Russen, des einzelnen wie des ganzen Volkes, ist unbedingt ein Theil Leid enthalten; sonst ist für ihn das Glück nicht vollständig. Niemals, nicht einmal in den Stunden der größten Triumphe, die seine Geschichte kennt, hat das russische Volk ein stolzes oder triumphirendes Aussehen, sondern nur ein bis zum Leid ergriffenes; es athmet wohl auf, aber den Ruhm schreibt es der Gnade Gottes zu. Im Leid findet das russische Volk gleichsam einen Genuß. Und was vom ganzen Volke gilt, gilt auch vom einzelnen Russen (natürlich nur im Allgemeinen gesprochen). Man betrachte die zahlreichen Typen des randalirenden Russen. Es ist bei ihm nicht nur übermäßige Ausgelassenheit, deren Schrankenlosigkeit oder Frechheit uns in Erstaunen setzt oder durch die Tiefe des Falles einer Menschenseele anwidert. Dieser widerliche Mensch ist in erster Linie selbst ein Märtyrer. Eine naiv triumphirende Selbstzufriedenheit, eine satte Gespreiztheit ist einem Russen nie eigen; nicht einmal einem dummen. Man vergleiche einen russischen Betrunkenen mit — nun, meinetwegen mit einem deutschen: der betrunkene Russe ist vielleicht gemeiner als der betrunkene Deutsche, doch der Deutsche ist zweifellos dümmer und komischer als der Russe. Die Deutschen sind ein vornehmlich selbstzufriedenes, auf sich stolzes Volk. Im betrunkenen Deutschen pflegen nun diese Grundzüge des Volkscharakters an Ausgeprägtheit proportional dem Quantum des getrunkenen Bieres zuzunehmen. Der betrunkene Deutsche ist ein zweifellos glücklicher Mensch und denkt nicht daran, zu weinen; er singt selbstgefällige Lieder und ist stolz. Er kommt stocksteif besoffen nach Haus, aber er ist dabei stolz. Der russische Trinker dagegen trinkt gewöhnlich aus Leid und weint nachher. Oder wenn er großthut, so ists doch kein Triumphiren, sondern nur ein Randaliren. In der Regel fällt ihm dann irgendeine ihm widerfahrene Kränkung ein und er fängt an, dem Beleidiger, einerlei, ob Dieser zugegen ist oder nicht, bittere Vorwürfe zu machen. Schließlich beweist er ihm mit Nachdruck, daß er womöglich ein General sei, schimpft dabei aufrichtig, wenn man ihm nicht glaubt, bis er zuletzt, um Alle zu überzeugen, nach der Polizei schreit. Aber er ist ja nur deshalb so, ruft auch nur deshalb nach der Polizei, weil er in den geheimsten Tiefen seiner betrunkenen Seele nur zu gut weiß, daß er ganz und gar kein General, sondern nur ein ekelhafter Säufer und tiefer gesunken ist als das niedrigste Vieh. Was wir hier im mikroskopischen Beispiel sehen, sehen wir auch im großen

Ganzen. Selbst der größte Schandkerl, der fast schon gewaltig ist in seiner Frechheit, in seiner eleganten Lasterhaftigkeit, so daß ihm die Dummköpfe sogar nachäffen, selbst er fühlt in den verborgensten Tiefen seiner verderbten Seele, daß er doch nur ein Nichtswürdiger ist.. Er ist unzufrieden mit sich, die bittere Selbsterkenntniß nagt an seinem Herzen; und dafür rächt er sich an den Anderen. Er martert sich, er tobt gegen sich und alles Gute in ihm und um ihn, bis er, unter ständigem Kampf gegen den in seinem Herzen sich ansammelnden Schmerz und doch zugleich sich wie berauschend an ihm, diese letzte Grenze erreicht. Wenn er aber dann, schon über dem Abgrund hängend, sich doch noch aufzurichten vermag, so straft er sich selbst grausam, straft er sich mehr, als Andere es je könnten.

Was trieb diese Burschen in den Streit: „Wer den anderen an Frechheit überbieten könne?“ Und warum wählt der Bursche gerade diese That zur Prüfung der Vermessenheit des anderen? Er hätte doch auch eine andere That wählen können, etwa die Ermordung einer hochgestellten Persönlichkeit oder sonst einen ganz besonderen Mord; denn der Bursche hatte doch geschworen, daß er „zu Allem“ bereit sei, und sein Versucher wußte, daß er thatsächlich „Alles“ thun werde, was er von ihm als Beweis seiner Vermessenheit verlangte. Doch selbst die schrecklichsten Verbrechen scheinen dem Versucher nicht schrecklich genug zu sein. Er denkt sich etwas noch nie Dagewesenes, etwas Unerhörtes aus, woran noch nie Jemand gedacht hat. Doch daß er gerade in dieser That das Unerhörteste, das Vermessenste sah: gerade Dies verräth die ganze Weltanschauung unseres Volkes.

Ich sagte: „woran noch nie Jemand gedacht hat“. Ist es so? Nein; denn Alles beweist, daß er sich schon lange mit diesem Gedanken beschäftigt haben muß. Vielleicht war schon in seiner Kindheit dieser Traum in seine Seele gekrochen, hatte sie mit Schrecken erfüllt und gequält, und diese Qual war für ihn vielleicht zum Genuß geworden. Er hatte sich das Alles vielleicht schon lange zuvor ausgedacht, die Flinte, die Hostie, und nur als tiefstes Geheimniß in sich bewahrt. Selbst hätte er es vielleicht nicht zu thun gewagt; er spielte nur mit dieser Vorstellung, die ihm gefiel, die ihn verführte, der er nachgab. Eine Sekunde lang unerhörteste Vermessenheit, und wenns die Seele kostet, doch dafür eine Sekunde über diesem Abgrund! Natürlich glaubte der Bursche, daß er für diese That ewig verdammt sein werde, aber: das Wagniß war doch zu verführerisch.

Man kann Vielerlei unbewußt wissen, indem man es nur fühlt, aber nicht weiß. Jedenfalls ist dieser Verführer ein interessantes Seelenproblem; und dabei darf man nicht vergessen, daß er ein Bauer war, unter Bauern lebte. Gerade Das ist es, was Einen am Meisten überrascht. Auch wäre es interessant, zu erfahren, ob er, der Verführer, sich für schuldiger hielt als sein Opfer. Anzunehmen ist, daß er es that, oder wenigstens wird er sich für eben so schuldig betrachtet haben, so daß er, als er den anderen Burschen herausforderte, zugleich sich selbst herausforderte.

Man sagt, das russische Volk kenne kaum das Evangelium, kenne nicht einmal die Grundlehren seines Glaubens. Mag sein; doch dafür kennt es Christus und trägt ihn im Herzen. Das ist über jeden Zweifel erhaben. Wie aber eine richtige Auffassung von Christus ohne vorhergegangenen Religionunterricht möglich ist? Das ist eine andere Frage. Jedenfalls hat das Volk dieses Gefühl für Christus von Generation zu Generation vererbt und so ist es gleichsam eins geworden mit seinem Herzen. Vielleicht ist Christus die einzige Liebe des russischen Volkes, das ihn eben auf seine Art liebt, nämlich bis zur Qual. Deshalb ist ihm auch die liebste seiner Benennungen „das rechtgläubige Volk", wie es sich denn vor allen anderen Völkern auf die richtigste Weise zu Christus bekennt. Es ist zugleich das Einzige, worauf unser Volk stolz ist.

Und nun: gerade an diesem Volksheiligthum sich zu versündigen, mit der ganzen Ueberlieferung, mit der ganzen Umgebung, mit der Erde selbst, mit Allen und Allem zu brechen und sich selbst unrettbar, auf ewig ins Verderben zu stürzen für diesen einen Augenblick des Triumphes und Stolzes: nein, eine größere Versuchung hätte der russische Mephisto wahrlich nicht ersinnen können! Schon die bloße Möglichkeit so dunkler, geheimnißvoller und vielverschlungener Regungen in der Seele eines einfachen Bauern macht Einen stutzig. Und dabei ist nicht zu vergessen, daß sich das Alles in diesem Burschen doch fast bis zur bewußten Idee entwickelt hatte.

Menschen können freilich bis zum Thierischen gefühllos sein, doch hier handelt es sich nicht um Gefühllosigkeit, sondern um etwas ganz Besonderes: um den mystischen Schrecken, der die größte Macht über die Menschenseele hat. Daß es sich in diesem Fall thatsächlich um eine mystische Angst gehandelt hat, steht nach dem ganzen Verlauf der Begebenheit wohl außer Frage. Die starke Seele des Burschen konnte zunächst noch gegen diese Angst ankämpfen. Uebrigens: war Das ein Beweis von Stärke oder von ängstlichem Kleinmuth? Vermuthlich wird es sowohl das Eine wie das Andere gewesen sein: eine Mischung der Gegensätze. Diese mystische Angst hat dann den Kampf noch verlängert, indem sie vom Herzen des Sünders das natürliche Empfinden fernhielt. Das Gefühl der Angst ist grausam, es verhärtet das Herz und panzert es gegen jede weiche oder hochherzige Regung. So konnte der Bursche die That vollbringen. Doch warum erschlug der Gepeinigte nicht seinen Peiniger?

Das ist es eben, daß sowohl bei Diesem wie bei Jenem in der Tiefe der Seele das selbe Gefühl gewesen sein muß, so daß Beide eine gewisse höllische Lust am eigenen Verderben empfunden haben werden, als sie dem athemraubenden Verlangen nachgaben, sich über diesen Abgrund zu beugen, und einen gewissen erschütternden Genuß von ihrer eigenen Vermessenheit.

Und da, im Augenblick, als die That geschehen war, steht plötzlich die Erscheinung des Gekreuzigten vor ihm! Sein Herz hat ihn gerichtet. Warum nicht sein Bewußtsein? Warum zeigte ihm nicht sein

Verstand die ganze Kleinlichkeit der That, die er für Kühnheit gehalten hatte? Warum erblickte er das Gericht in der Gestalt einer Erscheinung, die doch wie von außen vor ihn hintrat, gleichsam unabhängig von seinem Geist und Gewissen? Das zu erklären, wäre eine große psychologische Aufgabe. Doch für ihn, den Verbrecher, war es natürlich ein Wunder des Herrn. Als Büßer kroch er über die Erde im Verlangen nach Strafe.

Der Andere aber, der Versucher? Von ihm hatte der Büßer nichts gesagt und wir wissen nicht, was aus ihm geworden ist. Vielleicht kroch auch er auf den Knien, vielleicht aber . . . blieb er im Dorf und lebt dort noch heute, trinkt und lacht und spottet an den Feiertagen nach wie vor. Die Erscheinung war ja nicht ihm erschienen! Oder? . . . Es wäre doch sehr wesentlich, Näheres auch über ihn zu erfahren, so — als Studienmaterial.

Ja, es wäre wesentlich. Denn man fragt sich unwillkürlich: Wie aber, wenn Dieser nun der unverfälschte Dorfnihilist war? Der einheimische Verneiner und Denker, der an nichts glaubt, der sich mit hochmüthigem Lächeln ein Versuchsobjekt aussucht, einer, der mit seinem Opfer weder Mitleid hat noch bei der Ausführung der That zittert, sondern mit kalter Beobachtungluſt das Beben und Zittern seines Opfers verfolgt? Einzig aus dem Verlangen heraus, fremde Qualen zu sehen oder Menschen in der Erniedrigung, weiß der Teufel, vielleicht sogar zu einer Art von wissenschaftlicher Erforschung? Wenn solche Züge sogar schon in unserem Volkscharakter vorhanden sind, unter den Landleuten, — so ist das allerdings eine etwas überraschende Entdeckung. Früher hat man nie Aehnliches vernommen.

Die Bedeutung dieses ganzen Vorfalles liegt darin, daß er nicht von einem Dichter erdacht ist, sondern daß sich Alles in der Wirklichkeit so zugetragen hat; es dürfte wahrlich nicht müßig sein, einmal in die Seele unseres zeitgenössischen Büßers zu schauen. Unsere Büßer verändern sich schnell. Dort unter im Volk gährt es seit der Aufhebung der Leibeigenschaft eben so wie oben in der Gesellschaft. Der Riese erwacht und dehnt seine Glieder; vielleicht will er zu toben anfangen, will schrankenlos sich ausleben. Man sagt, er thue es bereits; man spricht von Räubern und Verbrechern, von Trunksucht, von betrunkenen Kindern, betrunkenen Müttern, von Cynismus, von Armuth, Unredlichkeit, von Gottlosigkeit. Doch erinnern wir uns dieses Büßers und seien wir voll Zuversicht: im letzten Augenblick wird sich die ganze Lüge, wenn hier wirklich Lüge ist, aus dem Herzen des Volkes herausreißen und vor sich wird es eine überirdische Erscheinung sehen. Dann wird das Volk zu sich kommen und sich auf seine göttlichen Aufgaben besinnen. Jedenfalls wird es sich selbst retten, wenn es wirklich bis an den Rand des Verderbens mit ihm kommen sollte. Sich selbst und auch uns wird es retten; denn wieder sei es gesagt: das Licht und die Rettung werden von unten kommen.

Fedor Michaelowitsch Dostojewskij.

Orientalia.

Das deutsche Kapital hat der habsburgischen Monarchie in den letzten Monaten oft ausgeholfen. Von den Schatzscheinen, die Oesterreich und Ungarn im Dezember 1912 begaben, ging der österreichische Theil ins Dollarland, der ungarische nach Wien und Berlin. Und die Berliner haben sich den magyarischen Schatzwechseln nicht spröde gezeigt. Man bekommt nicht jeden Tag mitteleuropäische Staatspapiere, die mehr als 6 Prozent Zins tragen. Im April kam Ungarn mit einer 4½prozentigen Staatsrentenanleihe, die vom Publikum freundlich empfangen wurde. Seit dreißig Jahren war unter der Stephanskrone kein so hoher Rententypus gereift. Die alte sechsprozentige Goldrente war 1881 konvertirt worden; seitdem ging man über 4 Prozent nicht hinaus und sogar zu 3 und 3½ Prozent hinunter. Der neue Typ brachte also eine kleine Sensation, die durch den Ausgabekurs (90.60) noch gesteigert wurde. Gründe für das Abschwenken vom bequemen Weg waren sofort sichtbar. Was der Balkankampf dem Magyarenland auferlegt hat, ist kein Geheimniß. Kredit ist dort ein Museumsobjekt, und wer behauptet, er mache gute Geschäfte, darf sich im Raritätenladen ausstellen lassen. Danach überraschte uns eine österreichische Staatsanleihe, die auf Mark lautet, nicht auf Kronen. Seit undenklichen Zeiten hatte Oesterreich keine Anleihe mehr ins Ausland begeben. Die erste Abschweifung war die erwähnte Fahrt ins Dollarland, die aber mit sehr kurzfristigen Papieren unternommen wurde. Das Deutsche Reich und einzelne Bundesstaaten hatten sich schon früher amerikanisches Geld auf Wechsel geliehen. Aber eine große Anleihe bei fremden Banken untergebracht: für Oesterreich ein Novum. Dazu 4½ Prozent Zinsen und niedriger Verkaufspreis (90 fürs Konsortium, 93 fürs Publikum). Ein Goldversprechen brauchte Oesterreich nicht mehr zu leisten; seine Anleihen lauteten auf Kronenwährung. Der Jahrgang 1913 wird also für die österreichische Regirung eine saure Erinnerung bleiben, während das Publikum seine Freude an dem guten und billigen Papier hat. Die Subskription wäre ein großer Erfolg geworden, wenn Nikola nicht Skutari erobert hätte. Dieser Coup störte die Stimmung; aber das Resultat war dennoch friedlich. Tempora mutantur. Vor drei Jahren hatte der Finanzminister von Bilinski der Rothschildgruppe Paroli geboten, der Postsparkasse die Emission überlassen und die ganze Tradition entthront. Für Deutschland bekam die Deutsche Bank das Oesterreichermandat; Rothschilds Genossen traten zurück. Schon 1912 kam die Aussöhnung; und jetzt ist der Sieg der Rothschildarmee glorreich. Die letzte Anleihe ist von der deutschen Rothschildgruppe gemacht worden. In Geldsachen hört nicht nur die Gemüthlichkeit, sondern auch die Konsequenz auf. Oesterreich tha' gut daran, seine Kronenrenten nicht durch Zuwachs belästigen zu lassen. Die neue Anleihe ist mit besonderen Kennzeichen versehen (kürzere Tilgungfrist, eventuell schon 1918; den Eisenbahnen gewidmet); wer

die neuen Schuldverschreibungen erwirbt, darf damit rechnen, daß sie ihm in nicht allzu langer Zeit zum Parikurs wieder abgenommen werden. Kann Oesterreich sich bald von allem Ungemach erholen, so wird es die Sonderanleihe rasch tilgen. Noch ist der österreichische Staatskredit nicht in Verruf. Und das deutsche Publikum weiß gut verzinsliche Anlagepapiere zu schätzen. Die neue fünfprozentige Anleihe von Sao Paulo war weg, ehe sie auf den Markt gekommen war. Trotz Valorisation und lautem Protest des Reichstages.

Man merkt heute, wie gut es war, daß der Deutsche sich bares Geld hingelegt hatte. Günstige Angebote haben das verschüchterte Kapital wieder ans Tageslicht gelockt. Nach dem Reichsbankdiskont fragt schließlich Keiner mehr. An den hat man sich gewöhnt. Und wenn statt 6 wieder 5 Prozent gelten, wird die Welt sich nicht anders drehen als zuvor. Daß unsere Reichsbank noch im dichtesten politischen Nebel eine Milliarde in Gold hatte, mußte Eindruck machen. Nach allem Lärm hat sich, ohne Anwendung von Gewalt und künstlichen Mitteln, gezeigt, daß dem deutschen Geldmarkt der Balkankrieg mit seinen politischen Sorgen nicht ernstlich geschadet hat. Unsere Finanz operirt klug. Sie sucht die südöstlichen Reibungflächen zu verkleinern, bevor sich an ihnen die Leidenschaften entzünden können. Die Entfernung der Orientbahnen aus der deutschen Sphäre war ein guter Schachzug. Da lag viel Zündstoff aufgehäuft. Das deutsche Kapital war mit einem erheblichen Betrag an dem Grundkapital der Betriebsgesellschaft für orientalische Eisenbahnen betheiligt. Von 50 Millionen Francs war der größte Theil im Besitz der Bank für orientalische Eisenbahnen in Zürich und der Deutschen Bank. Das züricher Institut gehört dem Schutzbereich deutscher Finanzinstitute an. Wie die Aktien der Orientbahnen ans deutsche Kapital gelangten, habe ich hier schon erzählt. Der Besitzwechsel geschah auf Wunsch der österreichischen Regirung, die für ihre wirthschaftlichen Pläne den Weg nach Saloniki frei haben will. Ein österreichisch-ungarisches Bankenkonsortium verhandelte mit der deutschen Gruppe; die Einigung über den Preis war aber schwer zu erreichen. Der Besitz der Orientbahnen bietet immerhin gute Chancen; billig wollte man also die Aktien nicht weggeben. Und noch war nur der größere Theil, nicht die Gesammtsumme des Aktienkapitals verkauft worden. Neben der Majorität von 25,50 besteht eine Minorität von 24,50 Milionen, die nur deshalb weniger bedeutet als ihre Ziffer, weil sie nicht in einer Hand ist. Der Politik dieser Minderheit mußte man künftig sicher sein. Das neue Bankenkonsortium ist Mandatar der österreichischen Regirung; und ein fast amtlicher Kommentar sagt: „Die österreichischen und ungarischen Banken sind von der Voraussetzung ausgegangen, daß mit den Regirungen der Balkanstaaten, die in das Erbe des Osmanischen Reiches eintreten, befriedigende Vereinbarungen über Ablösung oder Fortführung des Betriebes getroffen werden können. Die Betriebsgesellschaft der orientalischen Eisenbahnen ist berufen, in der Ausgestaltung des Eisenbahn-

wesens auf dem Balkan eine Rolle zu spielen. Sie verfolgt geschäftliche Interessen, mit denen sie dem Verkehr und der Volkswirthschaft dienen will." Im Bereich des Bahnnetzes werden neue Herren regiren, die sich selbst die Eisenbahnhoheit zusprechen können; natürlich nach angemessener Entschädigung der Vorbesitzer. Die Strecken, die von den Lokomotiven der Orientbahnen befahren werden, sind mehr als 1100 Kilometer lang. Ein Stück von 300 Kilometern ist 1909 von Bulgarien angekauft worden, das auch als Hauptkäufer für den größten Theil des übrigen Netzes, dessen Werth sich seit 1909 erhöht hat, in Frage käme.

Vertreterin der Majorität ist jetzt nicht mehr das Privatkapital, sondern eine Regirung. Und der Staat kann auch gegen eine Minderheit anders auftreten als der Bankmann. Ob Das nur ein Vortheil, nicht auch ein Risiko ist, wird sich zeigen. In die Orientpolitik Oesterreichs hat sich ein neuer finanzieller Faktor eingeschoben. Geldinteressen werden, wenn es sein muß, mit dem Aufgebot aller Kraft verfochten. Die „freien", in der Wirklichkeit sehr unfreien Aktionäre, die ein Kapital von 24½ Millionen vertreten, sind an die Staatspolitik gefesselt. Was man ihnen schließlich für ihren Besitz bieten wird, kann heute Niemand sagen. Die Werthe, die auf dem Spiel stehen, sind nicht gering. Die Bilanz der Orientbahnen ist sehr liquide, da nur die regulären Erträge, nicht auch die aus Streckenverkauf stammenden Gewinne vertheilt wurden. Und reichliche Reserven sichern den Aktionären schon heute eine ansehnliche Quote für die Liquidation. Darf sie ihnen verdorben werden? Der Handel mit den Orientbahnaktien setzt eine Summe von 41 Millionen Kronen in Bewegung. Die sind für die deutsche Finanz; Oesterreich erhält aus seiner letzten Anleihe etwa 130 Millionen Kronen. So wird ein Theil des Anleihebetrages durch Kompensation ausgeglichen.

Um den stockenden Güterumsatz im Land zu beleben, wird die Ausfuhr forcirt. Nicht zum Nutzen der im Wettbewerb stehenden Industrie, die unter dem billigen Angebot österreichischer Waaren leidet. Das deutsche Textilgewerbe klagt über den Einbruch schwarzgelber Spinnereiprodukte. Diese Industrie ist die für unseren Export wichtigste; der Werth ihrer Produkte ist größer als die Ziffer, welche die Montanindustrie aufbringt; und in der Ausfuhr schlägt sie Eisen und Kohle. In den ersten Monaten des Jahres haben Theuerung und Politik den Absatz beeinträchtigt. Die Einfuhr von Rohstoffen und der Export von Fabrikaten zeigen sinkende Ziffern. Die österreichischen Spinnereien sind gezwungen, ihre Baumwollgarne zu Schleuderpreisen auf die ausländischen Märkte zu werfen. Die Einfuhr nach Deutschland ist rasch gestiegen, der Absatz deutscher Wirkwaaren und Kleiderstoffe in Oesterreich zurückgegangen. Davon hört man nicht so viel wie von Eisen und Kohle; dennoch ists der Rede werth, wenn Spinner und Weber Grund zur Klage haben. Oesterreich bessert seine Handelsbilanz, denn die Ausfuhr wächst und der Import läßt nach. (In den ersten drei Monaten des Jahres ging das Passivum von 238 auf 161 Mil-

lionen Kronen zurück.) Aber diese Entwickelung ist kein Fortschritt. Die Zahlungbilanz bleibt von ihr unberührt, da die veränderte Lage des Außenhandels ja nur die Folge der verminderten Kaufkraft und der beengten Geldverhältnisse, also ein ungünstiges Symptom ist.

Die Finanzkonferenz, die in Paris alle Geldprobleme des Balkans lösen soll, wird schwere Arbeit haben. So glatt wie das Geschäft mit den Orientbahnaktien wird das mit der Dette Publique kaum gehen. Die Tagesordnung der pariser Konferenz spricht von „verbündeten" Königreichen. Ist Das noch up to date? Und wenn es keine Verbündeten mehr giebt, kann auch nicht mehr die Rede davon sein, daß sie einen Theil der Osmanenschuld übernehmen. Jeder Staat wird für sich verhandeln und gern der Kontrole der türkischen Staatsschuldenverwaltung zu entschlüpfen suchen. Dann müßten die alten Anleihen zurückgezahlt werden: und dazu wäre neues Geld nöthig. Ob das ohne handfeste Sicherheitgarantie gegeben würde, ist fraglich. Die europäische Finanz kann weder Geld auf die Straße werfen noch auf erworbene Rechte verzichten. Sie ist durch die Ausgaben für neue Rüstungen sehr in Anspruch genommen; daran wurde noch nicht gedacht, als die Aussichten der türkischen Staatspapiere zum ersten Mal erörtert wurden. Man darf sich nicht darüber täuschen, daß die Beantwortung der Finanzfragen seit Frühlingsanfang viel schwieriger geworden ist und daß, wenn in London der Friedensvertrag unterzeichnet sein wird, in Paris noch die Hauptarbeit zu leisten bleibt. Ladon.

Woodrow Wilson.

Im vorigen Sommer sagte mir ein Columbia-Professor, die Vereinigten Staaten seien bei der bevorstehenden Präsidentenwahl in einer glücklichen Lage, da alle drei Hauptkandidaten, Taft, Roosevelt, Wilson, bedeutende Männer seien. Mir scheint weder Taft noch Roosevelt dieses Prädikat („big") zu verdienen. Taft ist der Typus des wohlwollenden hohen Beamten, wie wir ihn in Preußen kennen: Bosse. Roosevelts verzettelte Dynamik wird durch die Worte Wilsons charakterisirt: „Das Leben besteht doch nicht darin, daß man immerzu einer Feuersbrunst nachläuft. Die Richtung ist eben so wichtig wie der Impetus der Bewegung." Ich erinnerte mich hierbei an Bismarcks Epigramm gegen den Monarchen, der „gern alle Tage Geburtstag haben möchte". Uebrigens ist unser Teddy allen Kaisern an positivem Wissen, Gedankenreichthum und Arbeitkraft überlegen. Mancher Vergleich thut dem Mann Unrecht.

Es lohnt sich, Wilsons Persönlichkeit näher zu betrachten. Er begann seine Laufbahn als Töchterschullehrer; und es war keine Kleinigkeit, das Vorurtheil des Durchschnittsamerikaners gegen den „Professor" (eigentlich: Oberlehrer) zu überwinden. (Wer hat je in einem deutschen Roman nach Spielhagen einen Oberlehrer als Helden gefunden? Mindestens muß es ein Universitätdozent sein. Und der Amerikaner denkt ähnlich über die Bildner der Jugend.) Doch wird Jeder, der den Redner oder Schriftsteller Wilson kennen lernt, rasch herausfühlen: ein Philister ist er nicht. „Ich möchte die jungen Herren der heranwachsenden Generation ihren Vätern so unähnlich machen wie nur möglich." Das war ein verwegenes Wort, nur übertrumpft durch Dehmels: „Und wenn Dir einst von Sohnespflicht, mein Sohn, Dein alter Vater spricht, gehorch' ihm nicht, gehorch' ihm nicht!" Der Mann, der früh wußte, daß er für das öffentliche Leben geboren sei (er veröffentlichte seinen ersten politischen Essay mit zweiundzwanzig Jahren) und daß man ihm, tout comme chez nous, das Stigma des Kathederpolitikers aufprägen werde, schrieb dennoch: „Ueber die Politik einer Nation kann man aus ihrer Dichtung mehr lernen als aus allen ihren systematischen Schriftstellern, die über öffentliche Dinge und Konstitutionen reden." Ich war, nach Wilsons Photographien, auf einen blutleeren Kärrner der Wissenschaft gefaßt und athmete vor diesem Paradoxon erleichtert auf. Er brüstet sich nicht mit seinem Wissen. „Kein Forscher kennt seinen Gegenstand. Im besten Fall weiß er, wo und wie er die Dinge findet, die er in Bezug auf seinen Gegenstand nicht weiß." Aus solcher Aeußerung klingt eine entschiedene Abwendung von dem mundus vult decipi gelehrter Zünftler. Doch der Mann, der so radikal spricht und sich selbst als Radikalen bezeichnet, kann dem Freunde organischer Entwickelung nicht verdächtig werden, denn er bekennt sich als Bewunderer Burkes. Fortschrittlich („progressive") sein, heißt ihm: „das Wesentliche unserer Institutionen wahren". „Regirungen", sagt er, „haben niemals erfolgreiche und dauernde Aenderungen herbeigeführt, außer durch langsam wirkende Wandlung von Generation zu Generation." Von Doktrinarismus oder Fanatismus ist Wilson überhaupt weit entfernt; davor schützt ihn sein Humor. „Eins wenigstens läßt sich für das Gummikauen sagen: daß es Einem Zeit giebt, zwischen zwei Sätzen ein Bischen nachzudenken." Und wirksamer noch schützt ihn seine Menschlichkeit. „Wir sollten längst gelernt haben, daß die reinsten

Motive und der höchste Standard der Lebensführung sich bei manchen Männern mit einer sonderbaren Laxheit der sittlichen Einzelhandlung verbindet und daß solche Charaktere uns oft zwingen, sie so sehr zu lieben, daß wir alle ihre Handlungen zu rechtfertigen versuchen." Dem Korrekten höchst anfechtbar, dem „Kenner der Höhen und Tiefen" liebenswerthe und praktische Weisheit. Wer den Muth behalten will, für seine Mitmenschen zu handeln und zu leiden, darf kaum anders empfinden. Daß Friedrich der Große die Menschen als „meschante Rasse" sah, erklärt vielleicht die Unfruchtbarkeit seines Systems.

Als Schriftsteller scheint mir Wilson klug und gefällig; nicht mehr. Seine „Geschichte der Vereinigten Staaten" finde ich reizlos. Doch muß ich bemerken, daß meiner Beobachtung nach der Ausländer selbst nach intensivstem Studium der fremden Sprache in Stilfragen kein Urtheil hat; mein Vater, der ein hervorragender Philologe war, verfocht diese Ansicht hartnäckig und pflegte, wenn er hörte, irgendwer „beherrsche" dies oder jenes Idiom, diabolisch vergnügt zu lächeln. Wilsons Stil wird hier oft gerühmt.

Der Redner Wilson spricht meist frei. Flüssig und sicher, verständig und verständlich, in kurzen Sätzen, nie mit Bombast, selten mit Pathos. Seine Rhetorik der Burkes zu vergleichen, wie ein schnellfertiger Biograph thut, ist lächerlich. Burke redete Talare; von Wilson gilt das Wort: „Es trägt Verstand und rechter Sinn mit wenig Kunst sich selber vor." Hier eine Probe gehobenen Tones: „Man klagt mich an, ich sei ein Radikaler. Wenn der Versuch, bis auf die Wurzel zu dringen, den Radikalen macht, dann bin ich ein Radikaler. Schließlich zieht ja Alles, was im Himmelslicht blüht, seine Schönheit und Kraft aus den Wurzeln. Nur durch die nährenden Halme, die tief in den Boden gepflanzt sind, kann die Frucht sich entwickeln. Empor von diesem Boden, empor von dem stillen Schoß der Erde, steigen die Ströme der Lebenskraft und Lebensfülle. Empor von dem gemeinsamen Boden, empor aus dem stillen Herzen des Volkes steigen heute froh die Ströme der Hoffnung und der Entschließung, die das Angesicht der Erde glorreich erneuern werden." Doch solche lyrisch schmeckenden Stellen sind selten; meist spricht ein geflissentlich Nüchterner zu den Wählern, die einen praktischen Geschäftsmann vernehmen wollen. Glaubte doch Feind und Freund ein Weilchen, Wilson werden den Ton der Wahlcampagne nicht treffen. Man vergaß, daß der Kandidat zwar fließend Griechisch liest, aber auch fließend steno-

graphirt. Auch hat er das an einen ähnlichen Ausspruch Schopenhauers erinnernde Wort gesprochen: „Ein Reformer braucht noch kein Narr zu sein."

Nein. Dieser Professor ist dem verschlagensten Praktikus gewachsen. Das hat er bewiesen; und das „Wie" ist keine uninteressante Geschichte. Nach langen Jahren des Dozirens wurde Wilson Präsident der Universität Princeton, damals „the most charming country club in America". Söhne von Millionären führten hier in geschmackvoll eingerichteten Klubhäusern ein dilettirendes Dasein. Für den Neuling kam sozial Alles darauf an, in einen dieser Klubs Aufnahme zu finden. (Man vergleiche die bonner Borussen.) Die misera plebs der ärmeren und armen Studenten stand bei Seite. Diesem Zustand gegenüber betonte Wilson die Nothwendigkeit einer demokratischen Erziehung. Er lehnte eine Stiftung von fünfhunderttausend Dollar, denen eben so viel gefolgt wäre, unerbittlich ab, weil diese Stiftung den aristokratischen Tendenzen Vorschub geleistet hätte. An diese Ablehnung, die natürlich sensationell wirkte, schloß sich eine erbitterte öffentliche Debatte; und nun wurden die leitenden Politiker des Staates New Jersey auf den sonderbaren Heiligen aufmerksam, der um einer Idee willen eine Million ausschlug. Bei der reformfreundlichen Strömung, die durch das Land ging, schien es ihnen ein geschickter Streich, den Professor zu gewinnen, dessen Popularität ihrer Unbeliebtheit aufhelfen konnte und der gewiß Wachs in ihren Händen sein würde. Wilson erklärte den bosses, die ihm die Kandidatur anboten, daß er keinerlei Verpflichtung übernehme und sich im Fall der Wahl als völlig unabhängig betrachte; er ging so weit, dem einflußreichsten der politischen Drahtzieher, Smith, ausdrücklich anzukündigen, daß Smith, falls er einen Sitz im Senat erstrebe, mit seiner Opposition zu rechnen habe. Auch in öffentlichen Reden erklärte er, daß er ganz unabhängig und keiner Gruppe verpflichtet sei. Charakteristisch und drollig zugleich ist, daß die „bosses" diese Erklärungen nicht ernst nahmen. Sie glaubten das Augurenzwinkern im Auge des Kandidaten zu sehen. So verhalfen sie ihm in die Macht; und als nun Smith seinen Senatorsitz forderte und Wilson ihm entgegentrat, klagten sie über Undank. Wilson aber faßte den ganzen Vorgang in die Worte: „Sie glaubten nicht, daß ich es mit Dem, was ich sagte, ernst meinte, und ich glaubte, daß sie es mit Dem, was sie sagten, ernst meinten."

Wars wirklich so? Ich bin der Ansicht, daß Wilson seine Gönner durchschaute, sich aber nicht für verpflichtet hielt, ihnen

geradezu gewaltsam die Binde vom Auge zu reißen. Seine Haltung erinnert hier sehr an Bismarck; er wußte, daß die „bosses" an Alles glauben würden, nur an seine Aufrichtigkeit nicht: und so sagte er listig die Wahrheit. Das war sein gutes Recht und diese Taktik macht mich nicht im Mindesten an ihm irr. Im Amt hat er dann eine rege gesetzgeberische Initiative gezeigt und auch hier wieder den Muth der abweichenden Meinung bewiesen. Er erklärte der Wählerschaft, er werde insofern ein „unkonstitutioneller" governor sein, als er die Gesetzgebung stark beeinflussen werde. (Montesquieus isolirende Dreitheilung der Staatsgewalt ist ein Lieblingdogma der amerikanischen Staatslehre.) Er stand hier zwei Jahre auf der Bresche, immer bereit, sich persönlich einzusetzen und von den Cliquen und Parteien an die Oeffentlichkeit zu appelliren. Und dann lenkte seine konstruktive Begabung die Augen der Nation auf ihn.

Was schätzten die Wähler an ihm? Hier war ein Mann von tadelloser Integrität, an dem noch kein politischer Makel haftete. Er besaß Menschenverstand, Bildung, Rednergabe, persönlichen Muth, einen starken Glauben an die Zukunft des demokratischen Gedankens, Einsicht in die politische Vergangenheit und Gegenwart, Menschenkenntniß und ungewöhnliche Begabung für Menschenbehandlung, Patriotismus, jene schöne und hier erfreulich weit verbreitete Eigenschaft, die man „human sympathy" nennt, und eine schlichte Noblesse des Wesens. Neben so vielen Vorzügen kamen seine politischen Ideen nicht so sehr in Betracht; denn der Amerikaner ist mehr als irgendeine andere Nation für den Zauber der Persönlichkeit („magnetism") empfänglich. Ueber einige dieser Ideen aber giebt sein im März erschienenes Buch „The new freedom" Auskunft.

Die Regirung, sagt Wilson, ist gefangen und muß befreit werden. Die Oligarchie der Trusts beherrscht sie. Roosevelts Vorschlag, diese Trusts durch Einsetzung einer staatlichen Ueberwachungskommission gewissermaßen zu humanisiren, würde den heutigen, unerträglichen Zustand nur legalisiren und verewigen. Die Macht der Trusts kann nur gebrochen werden durch Reduktion des Tarifs und durch eine Gesetzgebung, die den kleinen Konkurrenten gegen die unlautere und gewaltthätige Bedrückung der großen Betriebe schützt. Parteiorganisationen sind nothwendig und nützlich, aber die „bosses", die Techniker der politischen „Maschine", muß das Volk abschütteln, denn die „bosses" sind keine Politiker, sondern nur die politischen Agenten großer Geschäftsconcerns. Soziale Gerechtigkeit ist das Ziel. Absolute

Oeffentlichkeit und Herrschaft nicht für das Volk, sondern durch das Volk (direkte Senatswahlen, Initiative, Referendum, recall der Beamten) sind die Mittel. Fort mit den Monopolen! Fair play für Alle.

Wer diese Sammlung von Wahlreden liest, wird finden, daß sie ein Bischen naiv klingen und daß sich Wilson Alles einfacher denkt, als es ist. Aber Zuhörerschaft und Zweck der Reden bestimmten natürlich den Ton und wir müssen erwägen, daß dies optimistische Uebersehen und Unterschätzen der Schwierigkeiten ein amerikanischer Charakterzug ist, der eng mit der unerschrockenen Thatkraft der Nation zusammenhängt. Nicht leugnen läßt sich, daß alle diese kritischen und konstruktiven Schlagwörter und Programmsätze dem Durchschnittsamerikaner aus der Seele gesprochen sind. Sie sind nicht Wilsons geistiger Privatbesitz: Roosevelt predigt ungefähr das Selbe; und auch er ist nur ein Exponent der Volksstimmung, nicht ein originaler politischer Denker. Aber Bagehot sagt: „A constitutional statesman is a man of common opinions and uncommon abilities." In diesem Sinn wird sich Wilson vermuthlich bewähren. An Mißgriffen wird es nicht fehlen. Aber die Amerikaner sind nachsichtiger als andere Nationen. Auch sind sie stolz und denken, daß sie sich Mißgriffe leisten können. Sie halten sich an Shakespeares: „Er war ein Mann . . . nehmt Alles nur in Allem!" Grämliches Nörgeln ist ihnen fremd.

Je älter man wird, je länger man politisches Leben beobachtet, desto mehr überzeugt man sich davon, daß Gottes Mühlen langsam mahlen. Sehr möglich, daß Präsident Wilson trotz seiner fast ungeduldigen Thatenfreudigkeit am Schluß der allzu kurzen Amtszeit resignirt sagen wird, er habe viel gesponnen und wenig gewebt. Auch wenn Dem so wäre: sein Mühen wird nicht verloren sein. Denn das Wichtigste ist, daß der höchste Repräsentant des Volkes eine ethische Kraft sei, wie Washington und Lincoln es waren; und mir scheint, Wilson ist ein ganzer Mann, ein Mann, der es ernst meint und seine Lehre leben wird. Ein Präsident, der klug regirt, wäre alles Lobes werth; ein Präsident aber, der durch seine Lebensauffassung und Amtsführung den Idealismus der Nation, den Glauben an ihre weltgeschichtliche Aufgabe wieder zu erwecken vermöchte, würde von sich sagen dürfen, daß er das Nächste, Nöthigste, Nützlichste gethan, daß er der einzigen Gefahr gewehrt habe, die das amerikanische Volk wirklich bedrohen kann.

New York. Eduard Goldbeck.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H. in Berlin.

Die Zukunft.

Berlin, den 17. Mai 1913.

Balkan-Memorial.

II.*)

Lazzi.

Die langwierige Arbeit der Botschafter-Reunion dünkt Den lächerlich, der, mit dem kindhaft ehrbaren Ernst des Fibelgläubigen, annimmt, da sei für „gemeinsame Interessen Europas" gesorgt, geredet, gesonnen, gezaudert worden. Das nicht von so ausbündiger Thorheit befangene Auge sieht, daß jede taktische Schwenkung, jede Wirkung gefurchter Stirnen, jeder Bluff und jede Pause, der Schein der Unsicherheit und die Zeitversäumniß richtig errechnet war und daß dieser von Eseln und von Schlauköpfen, die eine Eselsmaske vorbanden, bespöttelten Reunion eine unüberbietbare Meisterleistung gelungen ist; die: von Enos bis nach Skutari alles der Triple-Entente politisch Wichtige in die Scheuer zu bergen und in den Lohgerbern, deren Felle wegschwammen, obendrein noch das Gefühl zu nähren, sie seien ungemein freundschaftlich behandelt worden. Ohne feige Furcht vor Oeffentlicher Meinung haben die Köpfe (meist drei, manchmal vier) der in der Foreign Office Vereinten, immer wieder, die Sitzung oder den Beschluß vertagt, bis in Südost die Mandanten in die von ihrem Willen belagerten Festungwälle eingedrungen waren. In Adrianopel (das, weil der erste Murad dorthin, von Brussa, die

*) S. „Zukunft" vom zehnten Mai 1913.

Hofstatt verlegte und nach ihm noch zwei Sultane in Hadrians Stadt, dem Odrin des alten Bulgarenreiches, residirten, von der internationalen Türkenpresse in „die Heilige Stadt des Islam“ umgefälscht wurde, das aber auch blinde deutsche Politiker, als das werthvollste Außenwerk des Glacis von Konstantinopel, den geliebten Osmanen gern retten wollten). In die Komnenenburg Joannina, die unter der Tyrannis einer türkischen Minderheit Janina hieß. In Skutari. Da war das schwierigste aller londoner Kunststücke zu leisten. Denn, erstens, war Oesterreich-Ungarn von den Italienern, die von Alessio bis nach Chimara ihrem Einfluß das neue, „autonome“ Albanien offen halten wollen, der Wunsch suggerirt worden, Skutari zur Hauptstadt des bunten Clanstaates zu machen. (Trotzdem es dicht an der Tschernagorzengrenze, ganz nah bei Cetinje und bei Cattaro, ganz fern den Herzkammern des Schkipetarenlebens liegt. Ein so verwünscht gescheiter Gedanke, wie der wäre, die Hauptstadt des Deutschen Reiches nach Danzig oder Metz, die Oesterreichs nach Agram oder Sarajewo zu legen.) Aus dem Skutarisee sollte, zweitens, die Fée Morgain auftauchen, die der wiener und pester Ungeduld endlich wieder mit dem Luftbild eines „Erfolges“ schmeichelt; eines, der eben so schön aussieht und eben so schädlich ist wie der erste, der, statt des begehrten, mit Riesensummen für ansehnlichen Schiffahrtverkehr nutzbar zu machenden Küstenplätzchens, dem Königreich Serbien eine Eisenbahn und ein Hafenrecht eintrug, die dieses Reich nicht einen Dinar kosten, seinen Bedürfnissen für eine lange Weile genügen und durch internationale Aufsicht, auch für die Zufuhr von Waffen (Munition macht Serbien sich selbst und die neue Fabrik hat so gut gearbeitet, daß sie den Bulgaren alles rasch Nöthige liefern konnte), verbürgt sind. Die Luftspiegelung mußte, drittens, so spät sichtbar werden, daß die erschöpften Oesterreicher bereit waren, mit getröstetem Blick sie als eine erfreuliche Wirklichkeit zu umfangen, und doch so früh, daß die schwarzgelbe Ungeduld noch nicht in unzähmbaren Zorn ausgeartet und die Frage, ob nicht ein Theil der seit 1908 an südslavischen Hader verzettelten anderthalb Kronenmilliarden mit dem Schwert Eugens und Radetzkys zurückzuholen sei, von dem deutsch-magyarischen Chor bejaht worden war. Und die Reunion hatte, viertens, mit dem Listenreichthum des genialischen Nikola zu rechnen. Schwer. Dennoch: Alles gelungen.

Daß in Oesterreich-Ungarn Aufgewachsene den König von Montenegro hassen und schelten, ist am Ende begreiflich. Er hat die wiener Politik oft, die pester (die in der Monarchie und besonders in deren Außenforts noch über Gebühr und Reichsnutzen hinaus mächtig ist) öfter geärgert. Nicht immer; er hat Zeiten gehabt, in denen er austrophil war oder schien. Doch der tiefste Grund seines Wesens wird richtig wohl von der Dalmatinerlegende beleuchtet, die erzählt, Nikola habe einst am Grenzpfahl, mit unzweideutigem Pantomimus, ein brennendes Streichholz auf den Boden der Habsburg-Lothringer geworfen. Ein Scherzspiel, hinter dem grimmiger Ernst lauerte. Nikolas Traum war, die Serben der Tschernagora und des Königreiches in einen Staatsverband zusammenzuschnüren (deshalb gab er seine Tochter Zorka Herrn Peter Karageorgewitsch; deshalb vermählte er seinem zweiten Sohn, Mirko, Nathalie Konstantinowitsch, eine Nichte des Serbenkönigs Alexander, und ließ die erste Frucht dieses Bundes am Fenster des Konaks von Mirko dem Volk mit dem Ruf zeigen: „In diesem Kind mischt mein Blut sich dem der Obrenowitsch!“) und aus diesem Großserbien den Aufruhr nach Oesterreich zu tragen, dessen Kaiser über eine größere Zahl serbischer Bürger gebietet, als selbst in solchem Großserbien vereint wären. Das Streichholz könnte die Provinzen Bosnien und Herzegowina (die schon jetzt unter Kriegsrecht gestellt werden mußten) in Brand setzen und Dalmatien mit Feuersgefahr bedrohen. Auch österreichische Stimmen aber, die, im April und im Mai, dem König Rechtsbruch und schlimmere Schandthat nachsagten, kamen nicht aus einer von nüchterner Klugheit bewachten Brust. Denn das Recht ist nur von den Großmächten, mit ihrer Flottendemonstration und (freilich nicht minder harmlosen) Hafensperre, gebrochen worden; nicht von Nikola. Dem war, nach seiner Kriegserklärung, von allen Seiten für die Dauer des Feldzuges unbedingte Neutralität zugesagt worden. Der hatte, ohne Einspruch zu hören, sechs Monate lang die Festung Skutari belagert und sollte nun, da vor deren Wällen achtzehntausend Söhne seines kleinen, darbenden Volkes gefallen waren, auf die Eroberung verzichten, weil das londoner Konzert den Rückzugsmarsch blies. Was brauchte den einen rite erklärten Krieg Führenden die ferne Blechmusik zu kümmern? Nicht mehr als den General Schükri die Kollektivnote, die das belagerte Adria-

nopel den Türken absprach. Die wurden nicht durch ein Aufgebot großmächtiger Gewalt zur Räumung der Hadriansfeste gezwungen; wurden, obwohl ihr nutzlos fortwährender Widerstand Tausenden den Lebensfaden abschnitt, als Nacheiferung weckende Helden gefeiert. Hat Nikola anders gehandelt? Er wollte zunächst das Kriegsziel erreichen und dann erst, nach alter, auf dem Berliner Kongreß und im Frieden von Portsmouth erneuter Rechtsgewohnheit, über das Schicksal des eroberten Landes verhandeln; er sah in dem Eingriff der Großmächte eine Verletzung übernommener Neutralitätpflicht und forderte, daß Albaniens Grenzen nicht ohne Mitwirkung der Befreier Albaniens bestimmt werden. (Im Engsten die Lage Bismarcks in Versailles, als die Belagerung von Paris „territorial keine Fortschritte, mitunter sogar Rückschritte machte und man, je länger der Kampf dauerte, desto mehr mit der Möglichkeit rechnen mußte, daß die latente Mißgunst und die schwankenden Sympathien eine der übrigen Mächte, in der Beunruhigung über unsere Erfolge, zu der Initiative für eine diplomatische Einmischung bereit finden lassen würden." Was dem Oesterreich Beusts im Großen damals mißlang, „die kollektive Mediation der Neutralen", scheint dem Oesterreich Berchtolds jetzt gelungen zu sein. Um keinen Lohn durfte ein Kanzler des Deutschen Reiches zu solchem Schritt, zu so gefährlichem Praejudiz sich entschließen. Denn mehr als je hätte gerade dieses Reich nach einem glücklichen Krieg die Neigung der Neutralen zu fürchten, „uns Deutschen durch das Mittel eines Kongresses den Siegespreis zu beschneiden." Doch jede weitsichtige Erwägung politischer Nothwendigkeit ist der selbstzufriedenen Einfalt Theobalds so fern wie das Wesen der Radioaktivität dem behelmten Hirn eines reitenden Schutzmannes.) Nikola war durchaus im Recht; nur eine Weile nicht klar darüber, daß man in Petersburg, wie in London, Oesterreich nicht schlagen, sondern durch schmerzhafte Erfahrung dem neuen Dreibund versöhnen und, wenns irgend ging, dem Zwang zu Krieg ausbiegen wollte. (Weil Rußlands Rüstung nicht fertig, Rußlands Wirthschaft in nie noch erblickter Blüthe, Rußlands Thronfolge unsicher ist; weil der Zar hofft, in diesem Hochsommer eines zweiten Knaben Vater zu werden, und wohl wenig Lust hat, dem Großfürsten, der das Heer durch Bessarabien oder an die galizische Grenze führen müßte, in die verleitliche Glorie des Slavenerlösers

zu helfen; weil die südöstliche Genossenschaft vom Krieg müde, der bulgaro-rumänische Bund noch nicht fest, die von Delcassé, als Trumpf gegen die preußischen Enteigner, empfohlene Verbrüderung mit den Polen über mühsame Ansätze noch nicht hinausgelangt und das neue Franzosengeld, das Rußland braucht, nur in Friedenszeit aus den guichets der pariser Banken zu holen ist.) Die schmutzige Schimpfrede, die dem greisen Dichter-König der Tschernagora von deutschen Schreibknechten aufs Kleid gespien wurde, schändet die Schmäher, nicht ihn; und die alberne Behauptung, er habe „dem Willen Europas Hohn gesprochen", erstickt im Verhängniß ihrer Lächerlichkeit. Nikola hat, so lange er konnte, gehandelt, wie wirs von dem Vertreter der Volksmacht hoffen und wünschen müßten; und jedes Wort, das aus seinem Mund, nicht aus dem fälschender Reporter, kam, hat von würdigem Rechtsbewußtsein gezeugt. Was wirft man ihm vor? Daß er vom Gossudar aller Reussen, wie sein Ahn Danilo vom russischen Peter, in der Noth vielleicht auch einmal von Franz Joseph Geld genommen hat? Er hats nicht in die Tasche gesteckt, sondern für sein in Elend schmachtendes Land verwendet; und Brandenburgs Großer Kurfürst hat für das vom Franzosenkönig gespendete Geld gern und innig gedankt. Daß Nikola sein Schifflein listig durch alle Klippen zu steuern, heute hier, morgen dort seine Hoffnung zu verankern trachtete, war von der Regentenpflicht ihm befohlen. Er hat gekämpft wie ein furchtloser Held (so, nicht wie Max Piccolomini, der Bastard von Orleans oder gar Zrinyi, sehen die Historienhelden, mit den bräunlichen Malen ihrer Menschlichkeit, in der Nähe aus) und hat regirt wie ein redlicher Haushalter. Seinem Land Luft und Licht geschafft; ein Bürgerliches Gesetzbuch (zwölf Jahre vor dem deutschen) eingeführt, das die Civilisten Westeuropas bewundern; durch Rückversicherung, durch doppelte Assekuranz dem eingeklemmten Volk die Athmungmöglichkeit gewahrt; aus freiem Willen eine Verfassung, ein Parlament gegeben und vom Thron herab gesprochen: „Die Zeit der Selbstherrschaft, die geschichtlich nothwendig war, wird auch für Montenegro nun Vergangenheit. In unabhängiger Freiheit des Willens gewähre ich Euch das Recht, an der Arbeit für den Staat mitzuwirken. Jeder einer Kulturgemeinschaft Angehörige muß ein freier Bürger sein." Dieser Beherrscher orientalischer Krieger, die vom

sechzehnten bis ins sechzigste Jahr ein ganzes Zeughaus im Gürtel tragen, dieser Fürst-Bischof der Slavenkirche, dem heute noch, auf der Altane vor seinem schlichten Haus, die Tschernagorzen, wie Katholiken dem Papst, Mann vor Mann das Fußgewand küssen, hat am Nikolaustag des Jahres 1905 „im Angesicht Gottes, aller Engel und Heiligen und vor den Vertretern des geliebten Volkes“ der Verfassung unverbrüchliche Treue gelobt. („Ich bin ihr Vater; und könnte ein Vater je den Leib seines Kindes verstümmeln?“) So ist der von unwissenden Bengeln als Strolch Verschriene.

Er hat das Format shakespearischer Gestalten, darf sich zwischen Heinrich Bolingbroke und Kleists Hermann stellen und wäre in jedem Gedicht allen Kunstempfindern ein Entzücken. (Kommen wir ohne Doppelte Moralbuchführung, eine für Poesie und eine für Alltagsprosa, nicht aus und muß auf der Bühne ein gespreizter Tugendlaffe, unter dem selben Mond im Leben ein verschmitzter Geldmacher und Ordenerwinseler bewundert werden?) „Wir litten menschlich seit dem Tage, da jener Fremdling eingerückt; wir rächten nicht die erste Plage, mit Hohn auf uns herabgeschickt“: so könnte Nikola, im Ton der süßen Alten, gesungen haben. Arminisch klingt, wie des Cheruskers Verdammung deutschen Stammesspaltes und kleinlicher Sonderbündelei, seine (nun schon Jahrzehnte durchtönende) Klage: „Wenn Serben, Bulgaren, Kroaten einander in Bruderliebe die Hand gereicht, den Werth der Griechen erkannt und sich ihnen in Freundschaft verbündet hätten, dann würde das Land zwischen dem Olympos und der Drau heute von anderem Sang widerhallen. Der Haß hat, uns zu Unheil, gesiegt. Doch wir wollen der Böse Geist der Türkei werden; an der Karstwand unserer Felsen ihre Macht brechen und den Nachbarn, die leiden wie wir, dann unsere Bruderhand hinstrecken.“ An Hermanns bitter ernstes Spiel mit Marbod erinnerte Nikolas Eintagspakt mit Essad Pascha. Der ist wohl der Sohn des Wali von Skutari, der vor vierzig Jahren den Vormund des jungen Mirditenfürsten Prink-Doda betrog, den Knaben dem Sultan in einen Goldkäfig lieferte, dann vom Botschafter der Französischen Republik aus der Einflußsphäre gedrängt wurde und, wider seine Absicht, bewirkte, daß der Berliner Kongreß den albanischen Mirditen die Fortdauer aller Privilegien und Gerechtsame verbürgte, in deren Besitz sie ab antiquo sind. Der Essad von heute, der mit

dem selben gewissenlosen Eifer dem Sultan Abd ul Hamid, dem Jungtürkenkomitee, dann wieder der eigenen Raubrittergier gedient und sich flink auf den Platz des (just zur rechten Stunde ermordeten) Kommandanten von Skutari gesetzt hatte, war im April, mit keckem Sprung, auf die Diagonalschichtung turko-russischer Wünsche gelangt und, wenn nicht alle Zeichen trügen, im Rufbereich des Herrn von Hartwig geblieben, der von Belgrad aus, als Vertreter des Reussenzaren, Iswolskijs Lotsenarbeit mit derberer Faust weiterführt. Essad hat Stadt und Festung Skutari dem König Nikola übergeben, als Preis der Kapitulation das Recht zu freiem Abzug mit allen Truppen und Waffen erlangt und schien bereit, sich zum Haupt eines erst südlich von Skutari, ungefähr an der Drin-Mündung beginnenden Albanerstaates krönen zu lassen. „Ihr, Großmächte, späht nach einem ins neue Staatsgebild passenden Fürsten? Hier ist einer, dessen Toptanenstammbaum bis auf Karl von Anjou, den Henker Konradins, zurückweist, dessen Ahn unter Georgios Castriota, dem Makedoniens Alexander ähnlich Geschätzten und drum Skanderbeg Genannten, focht und der den Wlora, der wichtigsten Familie Albaniens, verschwägert ist. Ihr, Oesterreicher, Ungarn, Italiener, wollt ein selbständiges, als Deich gegen die Südslavenfluth zu brauchendes Albanien? Essads Ansehen, Essads Heer, Essads gutes Verhältniß zu Russen und Türken sichert es Euch. Und dieser von der Vorsehung Auserwählte, dessen Wink in dem Land Eurer Sorge so rasch Ruhe stiftet, verzichtet auf das Skutari, das Ihr dem neuen Staat unentbehrlich wähntet." Diese Verkündung sollte von einer nützlichen comedy of errors den Vorhang wegziehen und die (von der Staatsraison geheischte) Heuchelei der Schwärmer für Albanesenfreiheit entlarven. Hatte das londoner Regiekollegium an der Inszenirung mitgearbeitet? Als wären sechzig Proben vorangegangen: so klappte Alles. Oesterreich beschloß, mit seinem seit sieben Monaten mobilisirten Heer in Nikolas Karst zu dringen und, von den albanischen Häfen aus, Skutari den Tschernagorzen zu nehmen. Deren Land vor dem Einmarsch des großen Nachbars zu schirmen, war Italiens Wunsch; daß der Boden Montenegros nirgends von fremden Truppen betreten werde, war die Bedingung, an die Italien seinen Willen zu rascher Kooperation band. Für eines Augenblickes bange Dauer sah es aus, als könne diese wider-

natürliche Paarung Ereigniß werden. Oesterreich hatte so lange, mit dem blanken Schwert in der Faust, gezaudert, zu alten neue Kosten so hoch gehäuft, daß es in der ersten Wuth des Geprellten willig schien, pro Albania sich dem Teufel selbst zu verbünden, also auch dem Königreich, dessen österreichische Grenzen auf beiden Seiten in eiserner Rüstung starren. Nach zehnmal laut wiederholter Drohung durfte die wiener Macht nicht niederknicken; von Europa konnte sie, für sich allein, ein Mandat nicht erlangen; und der austro-italische Geheimvertrag vom Jahr 1897 verpflichtet beide Regirungen, aus dem der Türkenherrschaft ledigen Albanien einen freien und autonomen Staat zu machen und, wenn diese Autonomie nicht haltbar wäre, das dann Mögliche in enger Gemeinschaft zu beschließen und auszuführen. Den Inhalt dieses Vertrages in leuchtenden Lettern ans Himmelsgewölb zu schreiben, den Volksgenossen und der Nachbarschaft zu sagen, daß Italien mit Tripolis, der Kyrenaika und zwei oder drei Inselchen nicht etwa schon völlig aus der Türkenmasse befriedigt sei: Das war der Hauptzweck der Römertaktik. Einen Feldzug nach Skutari und weiter bis nach Essads Tirana wollte Marchese Di San Giuliano nicht; er ließ (heimlich) von dem Botschafter Imperiali in den Falz des londoner Docks den Schwimmponton senken, auf dem der Gefahr solchen Zuges auszuweichen war. Sir Edward Grey, in allen Künsten des Dämpfens und Schwichtigens Meister, verschiebt die Entscheidung drei Tage, fünf Tage lang; und kann am ersten Mainachmittag, pünktlich, der Reunion mit kalter Kontorstimme melden: „Der König von Montenegro hat mir heute telegraphirt, daß er sich dem Willen der Mächte fügt und Skutari räumt.“ Allen, die weder das dumpfe Geräusch des Bühnenumbaues noch die Kurbeldrehung hörten, scheint der Szenenwechsel ein göttlicher Gnade zu dankendes Wunder. Essad, morgens noch Gauner, Feigling, Mörder, auf dem Dorfschulzensitz unter dem hundertjährigen Kastanienbaum seiner grünen Heimath der Alba Albaniens, ist abends wieder die kreuzbrave Seele, der Held und Volkshort, der er als Belagerter war. Das Schkipetarenland selbst: morgens in Feuersgluth, abends in friedlichster Ordnung. Und Nikola, den irre Phantasie schon auf der Flucht nach Prizrend glaubte, wechselt nur die Prokuristen. Er war längst bereit gewesen, auf Goldener Brücke über den Sku-

tarifee nach Cetinje zurückzukehren. Diese Möglichkeit wurde für ein Weilchen dadurch vereitelt, daß man den „Bestechungversuch“ an allen Ecken plakatirte. Dann hieß die Losung: „Nicht einen Strohhalm dem Tückebold! Weh ihm, wenn er auch nur eine Flinte in San Giovanni di Medua ausschifft!“ (In dem stinkigen Sumpfloch, von dem in London Einer gesagt hat: „Un port? Non: un bidet!“) Mirkos Sohn hatte sich, noch mit weißem Schopf, wieder als in alle Sättel gerechten Reiter bewährt. Nikolai Alexandrowitsch und Victor Emanuel konnten ihn nicht dem Haß ausliefern. Trotz Oesterreichs „Erfolg“, der als Zins Groll trägt, und ohne gestempelte Zusage ist ihm die laut versagte Kompensation nun sicher.

Die gebührt ihm. Siebenhundertundzwanzig Jahre lang, von 640 bis 1360, war Skutari (das die Türken Schkodra, die Slaven Skadar nennen) eine serbische Stadt. Ein serbisches Volksepos kündet, wie König Wukaschin mit zween Brüdern die Festung an der Bojana baute. Hier schlug das Herz der Zeta, die noch heute der Kern Montenegros ist. Hier hat Stephan Duschan, ehe er Zar der Serben und Basileus der Griechen wurde, als Statthalter in der Zeta residirt. Als, bald nach seinem Tode, das Serbenreich verfiel und die Albaner, mit der Mondsichel und dem Schwert Mohammeds, nordwärts vordrangen, war Skadar der Sitz des kühnen Serben Baltsch, der sich das Moratschathal (am Skadarsee) unterwarf und dessen Enkel, fünf Jahre nach der ersten Schlacht auf dem Amselfeld und dem Fall des letzten Serbenkaisers, Skadar, um es vor dem Türkenjoch zu bewahren, der Republik Venedig verkaufte. Der hat es dreiundachtzig Jahre lang gehört und ist 1479 der Türkei einverleibt worden, deren Sultan damals schon in Konstantinopel herrschte. Der Enkel des dritten Baltscha aber, der Mann, den die in Türkenkriegen gehäuften Schulden zur Hingabe Skadars an die venezianischen Gläubiger zwangen, hieß Stephan Tschernogoraj; und von ihm, der nach sechzig siegreichen Kämpfen gegen die Türkenhorde endlich doch ins Steingebirg, nach Cetinje, zurückweichen mußte, und von seinem Sohn Iwan Tschernojewitsch empfing das Fürstenthum Zeta den Namen Tschernagora (deutsch: Schwarzenberg, romanisirt: Montenegro, türkisch: Kara Dagh). Der letzte Tschernojewitsch, Georg, hat 1516 die Herrschgewalt dem Fürst-Bischof (Wladika) überlassen, dessen Mitra seit 1697 die Petrowitsch aus dem

Stamm Njegos trugen. Stand Nikola Petrowitsch Njegos wirklich auf gar so schwankem Rechtsgrund, da er nach diesem alten Serbensitz, der spät erst, nach dem Türkeneinbruch, albanisirt und islamisirt worden ist, die Hand reckte? Von Skutari ist seinem Volk oft Feuersnoth, Brandschatzung, Unheil jeglicher Art gekommen; auch der Ueberfall, der Danilo Petrowitsch 1714 an den Zarenhof Peters des Großen trieb. Skutari war und blieb ein Ziel serbischer Sehnsucht; war der Wunsch, es zurückzugewinnen, wider Recht und Anstand, weil die Stadt 434 Jahre Paschas gehorcht hatte, fast ums Fünffache länger als Straßburg französischen Kommandanten? Habt Ihr nicht (könnte uns Nikola fragen) den Frieden von Rijswijk gerächt, der ins Krönungjahr meines Stammvaters fiel? Macht geht noch immer vor Recht; und die Tschernagora ist klein und schwach. So aber waren in grauer Zeit auch die (einst versklavte) Mark Brandenburg und das (zu Frankreich geschlagene) compartimento Piemont. Oesterreichs Ehre und Oesterreichs Vortheil würde geschmälert, wenn Hunger die Tschernagorzen morgen den Peter und Pasitsch zutrieben.

Felix Austria?

I. Am Pfingsttag blättert mancher in irgendeinem Sinn Fromme das Buch des Propheten Jeremias auf, in das die Apostelgeschichte mit ihrer frohen Botschaft vom Erbrausen des Heiligen Geistes ihn weist, und besinnt dann die Worte, in denen der sonst so finstere Mann aus Anathoth inbrünstigen, fast heiter zuversichtlichen Glauben an das nahe Heil eines neuen Bundes kündet. „Siehe: Es kommt die Zeit (spricht der Herr), da will ich mit dem Hause Israel und mit dem Hause Juda einen neuen Bund machen; nicht, wie der Bund gewesen, den ich mit den Vätern machte, da ich sie bei der Hand nahm, daß ich sie aus Egyptenland führete (welchen Bund sie nie gehalten haben und ich sie zwingen mußte); sondern ich will mein Gesetz in ihr Herz geben und in ihren Sinn schreiben. Und wird Keiner den Anderen, noch ein Bruder den anderen lehren und sagen: Erkenne den Herrn; sondern sie sollen mich alle kennen, Klein und Groß. Denn ich will ihre Missethat vergeben und ihrer Sünde nicht mehr gedenken.“ Da pocht der Puls der Pfingstfeier. Ein neuer Bund: Was im alten war, wirkt nicht nach, ist nun „Geschichte“; und keiner Sünde, keines Unge-

horsams aus der Zeit dieses Bundes wird fortan noch gedacht. Ein neuer Geist: Freiheit ist sein Athem; und statt mit der Zuchtruthe des Zwanges die Leiber zu Lauf oder Stillstand zu striemen, wirbelt er sein reines Feuer, dessen Leucht- und Wärmkraft ins Hirn, in die Seele. Denen auch ist Alles jetzt neu, Alles erst jetzt wieder lenzlich. Wie der Ackerbauer, den unter dem Erntemond oft der Boden enttäuscht hat, sät, was zuvor auch mißlang und vertrübte, die Seele in solchem Frühling neue Hoffnung in jede Schollenfurche. Natur und Geist haben Hochzeit. Und Jeder versteht Jeden: der Parther des Römers, der Araber des Meders, der Egypter des Kreters Sprache. Denn Alle sind, ob auch ihre Zungen zertheilet wurden, im Feuer eines Geistes zusammengeschweißt und scheinen nur den Kalten, Lauen, Geistlosen im Alltagssinn trunken. Der süße Wein, der aus ihnen jauchzt und sie grünen läßt wie der aufsteigende Lenzsaft ringsum jedes Gesträuch, ist das Bewußtsein: neue Gemeinschaft, neue Empfindung der trotz den zertheilten Zungen vom Gemüth und vom Willen zum Leben mit gleicher Hitze verlangten inneren Einheit ist nothwendig und wird uns, weil sie aus neuem Geist geboren ward, sammt unseren Kindern nützlich werden. Da ist das Ziel. Solches Pfingstglück und solches Pfingstverlöbniß wünschen Oesterreichs Freunde, aus ernsthafter herzlichem Gefühl als in anderen Jahren, dem Oesterreicher, der ein Vaterland hat („und Ursache, es zu lieben").

Kann sich des Lenzes freuen, wer nie den Winter sah?

II. Kraft und Größe Einzelner und ganzer Nationen werden besonders schnell und deutlich aus der Art erkennbar, wie sie sich in einer neuen Lage zurechtfinden. Ob sie in fruchtlosem Jammer über die verlorene Bequemlichkeit (die vielleicht nur eingebildet war) unwiderbringliche Zeit verwinseln oder schon in des Schiffbruches Knirschen muthig der Stoßkraft ihrer Arme vertrauen, die ihnen an neue Ufer, in neue Sonne helfen werden. Ob sie sich thatscheu in die Gedankenfabrik einsperren und dem Nachbar Sorgenspinner zustöhnen, daß, ganz sicher, das Dritte und Vierte nimmermehr gekommen wäre, wenn „man" das Erste und Zweite anders angefaßt hätte, oder ob sie, nach dem Rath zäher, unvergrübelter Angelsachsen, aus dem Gewordenen sofort das Beste, was möglich ist, zu „machen" (to make) versuchen. Klein und schwach scheint unbefangenen Augen Jeder, der nicht so groß ist wie sein Schick-

sal. („Was ist Größe, Clavigo? Sich in Rang und Ansehen über Andere zu erheben? Glaub' es nicht! Wenn Dein Herz nicht größer ist, als anderer ihrs, wenn Du nicht im Stande bist, Dich gelassen über Verhältnisse hinwegzusetzen, die einen gemeinen Menschen ängstigen würden, so bist Du mit all Deinen Bändern und Sternen, bist mit der Krone selbst nur ein gemeiner Mensch.") Hat die Erde gebebt und hundert Hoffnungen in den Spalttrichter gestürzt: hundert neue winken mit den Rosenfingern der Göttin, die schimmernd aus dem nächsten Morgengrau steigt. Ist das Erste und Zweite falsch angefaßt worden? Fasset das Fünfte und Sechste richtig an. Wurden Fehler gemacht? Lernet sie meiden. Doch verlernet niemals den Muth, Euer Schicksal zu „machen". Die Stillung irdischen Bedürfnisses von den himmlischen Heerschaaren zu erwarten: davor hat schon der junge Bismarck gewarnt (im Jahr des Bregenzer Vertrages, den Fürst Felix Schwarzenberg mit Bayern und Württemberg gegen Preußen schloß und der uns längst nun ein „Fehler" scheint). Und der alte Bismarck hat über diese Zeit deutscher Wirrung gesagt: „Der Grundirrthum der damaligen preußischen Politik war der, daß man glaubte, Erfolge, die nur durch Kampf oder durch Bereitschaft dazu gewonnen werden konnten, würden sich durch publizistische, parlamentarische und diplomatische Heucheleien in der Gestalt erreichen lassen, daß sie als unserer tugendhaften Bescheidenheit zum Lohn oratorischer Bethätigung unserer ‚deutschen Gesinnung' aufgezwungen erschienen. Man nannte Das später ‚moralische Eroberungen'; es war die Hoffnung, daß Andere für uns thun würden, was wir selbst nicht wagten." Der Sinn dieser Worte wirkt über Preußen und über das Jahr 1850 hinaus; warnt heute noch laut zwei Reiche.

Politische That ist nur von Einem zu erwarten, der zu wollen wagt, der weiß, was er will, der will, was er wollen muß, und der in den Kampf für eine res publica so leidenschaftliche Inbrunst mitbringt, wie je in dem Ringen um einen Gott, ein Weib, einen Goldhaufen versprüht worden ist. Niemals von Einem, dessen Brust sich nicht über diesen Elementen wölbt. Der setzt sich vielleicht das Ziel behaglich sorgenloser Wahrung des Besitzstandes, den er hinter den Heimathgrenzpfählen status quo nennt, oder hängt sich an den Strang der Feuerglocke und läßt sich dann vor einem Haus, wo es gar nicht gebrannt hat, für sein Löschungwerk feiern: heißt

also Metternich oder Roosevelt. Und versäumt, seigneurial lässig oder demagogisch eitel, am Ende selbst die Alltagspflicht: aus der Summe des Möglichen das zunächst Notwendige zu errechnen.

Weil der Bereich des Möglichen sich verengt hat, braucht der Ertrag der Rechnung noch nicht kleiner zu werden. Nicht nur Schillers sternengläubiger Wallenstein athmet auf, da der Zweifel, der zu lange die Möglichkeiten umschlich, fliehen muß und Nothwendigkeit für Haupt und Leben zu fechten gebietet. Das ist möglich, Dies wahrscheinlich: Irrlichter. Dein Feind (den Du nie für blind und dumm halten darfst, auch wenn Dein den Wunsch spiegelnder Blick ihn gestern so sah) weiß, daß Du gegen die wahrscheinliche Gefahr Dich auf allen Seiten vermauert, verschanzt hast: und wird gerade deshalb alle Kraft an den Versuch setzen, das Dir Unwahrscheinliche Ereigniß werden zu lassen.

(„Die österreichische Regirung hat uns die Versicherung gegeben, daß sie den Abschluß irgendeines die Junge Türkei bedrohenden Bündnisses hindern werde; und sie vermag es": Talaat Bey, Minister des Innern, am sechsten August 1910 in Saloniki.)

Was hier gesagt wurde oder angedeutet werden mußte, gilt, Alles, wie für die Einzelnen, die mit dem ungeheuren Firnfelderglück der Völkerführung bebürdet sind und, ehe sie ihren Gedanken zur That rüsten, höchstens Einen noch zu überzeugen oder zu überreden brauchen, auch für Nationen, die mündig sind oder die Vormundschaft abgeschüttelt haben. Auch sie dürfen nicht kostbare Stunden am Grab der Hoffnung verwimmern; nicht kränklich zaghaft im Wollen sein noch dessen Ziel je vernebeln lassen. (Giebt denn Freiheit nur Recht? Dem einsamen Höhlenbewohner oder Anarchisten; sanctissimum officium aber in der und für die Gemeinschaft.) Die Unterschlagung der dem Vaterland schuldigen Pflicht wird einst im Kinderland gerächt. „Sieh vorwärts, Werner, und nicht hinter Dich!" Nicht kleiner sein als das Schicksal: und dennoch bis an den Seelenrand voll von frommem amor fati. Im Froschpfuhl der Spaßeverschleißer nicht wonnig wie in eines Golfstromes sanftester Dünnung plätschern: und dennoch, obs draußen auch stürmt und drinnen knapp ist, den Humor bewahren.

III. Dem Oesterreicher ist der Humor eigentliches Element. (Indem ich Dieses niederschreibe, denke ich, wirklich, nicht an Volkssänger und Heurigen, neue Operetten und alte Fiaker, nicht ein-

mal an Land- und Gemeindestuben.) Fast alle Stämme sind, in Gebirg und Thal, aus einem noch unter Thränen lächelnden Himmel mit diesem Segen beschenkt worden. Nur in die Bezirke der Politik, wenigstens der „großen", sickert nichts von dem unverkaufbaren Gemüthssaft, dem die „Innere Stadt" des Oesterreichers ihre Liebenswürdigkeit verdankt. In diesen Bezirken sieht es, von fern, oft aus, als wäre zur Anfeuchtung nur schwarze und gelbe Galle (die Gallenus so säuberlich schied) benutzt worden. Alles wird stockernsthaft, grämlich, raunzerisch genommen. Noch heute ist ein Abglanz Dessen, was der Norweger Kielland, fein stichelnd, „das Sedanlächeln der Deutschen" nannte, um den Berlinermund, der gelassen das große Wort spricht: „Wir!" Der Wiener sagt es anders, wenn die Silbe Vaterländisches, Hochpolitisches auf die Wagschale werfen soll. Warum nur? Auch unseren Feldern ist manche Ernte verhagelt. Auch bei uns ist seit dem Herbst das Geschäft nicht gegangen, sondern mühsam gehumpelt; stöhnt der Mittelstand, daß für ihn zu keinem Zins Kredit oder eine Zweite Hypothek zu haben sei und nur der Reiche, der Beamte, der Lohnarbeiter noch sich des Lebens freuen könne; und wir müssen in diesem Jahr dreizehnhundert Millionen Mark an neuen Steuern neben den alten aufbringen. (Länger willich, trotzdem es leicht wäre, die Verlustliste nicht machen.) Oesterreich-Ungarns Landwirthschaft und Industrie haben gesunde, urkräftige Lungen; und wer in der Stunde des Werkstattschlusses durch die Mariahilferstraße geht, lernt fühlen, wie in Wien gearbeitet wird, und, wenn er vor Jahren schon dort war, wie Alles sich ins Große gewandelt und jede Zelle und Form bürgerlichen Daseins sich geweitet hat. Die Sorgen sind in Geschwadern gekommen und statt eines Nikolaustages gab es Dutzende (aller Sorten). Aber die in jedem Quartal mindestens zwölfmal über die Grenzen geschmuggelte Mahnung, rasch, so lange noch Frist sei, den Partezettel für die Monarchie zu bestellen, müßte die fröhliche Zuversicht auf ein langes Leben doch unausrodbar verwurzelt haben. „Oesterreich ist eine Sphinx, die sich selbst töten muß, wenn ihr Räthsel gelöst ist." Mir scheint: es hat nicht die allergeringste Neigung zu dem Versuch, „sich innigst aufzulösen", um irgendeinen Zeus zu amusiren. Sphinx? Vielleicht eine der pharsalischen, von denen Mephisto Charaden fordert und die „sitzen vor den Pyramiden, zu der Völker Hoch-

gericht, Ueberschwemmung, Krieg und Frieden — und verziehen kein Gesicht". Die sehnen sich nicht in muthwilligen Selbstmord.

IV. Auch von Pharsalos gehts leichter in den Hades hinab als aus seiner Finsterniß dann wieder in Tageslicht. Ists nützlich, das ganze Reich in eine Stirn des Grames zu falten? Ist es nöthig? In eines großen Reiches Hauptstadt wurde, an der Schwelle des vorigen Jahrhunderts, die Kunst erfunden, unholde Ereignisse zu parfumiren und „umzufrisiren" (terminus technicus), ehe sie ins Schaufenster gestellt werden; auf daß sie schön aussehen und durch die Kittritzen der Scheibe lieblicher Duft ströme. Wien greift lieber nach Flor und Chlor. Redlicher ists; auch klüger?

Dem Land, dem Volk, den Herrscherrn und Heerführern Oesterreichs ist unverwelklicher Lorber auf den Schlachtfeldern der Türkenkriege erwachsen. Darf Oesterreich jetzt in die Welt blicken, als sei das Werk des Prinzen Eugen (der, bitte schön, auch vor und in Belgrad nicht gegen, sondern für die Serben focht) vernichtet und alles seit Peterwardein und Semendria von Oesterreich in den Balkanboden Gesäte fruchtlos geblieben? Im Karst wächst nichts. Alles aber, was seit der letzten Weinlese reif wurde, ist (daß man daran erinnern muß!) am Ende doch die Vollendung, die Auswirkung des in der Heroenzeit österreichischer Geschichte Begonnenen. Könnten Sie, Männer und Frauen, zwischen zwei Seufzern nicht auch einmal ein Bischen jubeln? Mit einem freundlich skizzirten Zentalächeln das richtige „Wir!" in die Pfingstlüfte schmettern? Das würde nicht nur der Stimmung nützen; auch dem noch etwas unbehaglichen Verhältniß zu neuer Nachbarschaft. Jede kräftige oder sich kräftig wähnende Türkei mußte (der Winter 1908 hat es mit dem Boykott und der prahlerischen Drohung, zum dritten Mal bis an Wiens Mauer vorzudringen, selbst den Zweiflern bewiesen) der Feind Oesterreichs werden, jede in Europa schwach gewordene mußte für Europa eines Tages sterben. Und daß dieser Todesfall die Monarchie ein dickes Stück Geld kosten werde, war unter allen Umständen gewiß. Die Umstände konnten viel anmuthiger sein; was von der Gunst des mandschurischen und des tripolitanischen Krieges ausgeschlagen ward, bringt keine Ewigkeit zurück. Trauersalven dürfen aber nicht zu lange währen. „Schwamm drüber": sang Oesterreich, als es nicht triftigeren Grund hatte, heiter zu sein. Wer das Donaubecken besitzt.

Triest, Fiume, die Ostflanke der Adria und selbst Balkangroßmacht ist, Der kann aus der aufblühenden Halbinsel immer neue Wagenburgen voll herrlichster Garben heimbringen. Auch wenn er Bismarcks Rath nicht hören will oder, obwohl ringsum noch nicht viel definitiv Haltbares zu erblicken ist, veraltet findet: „Die deutsche Reichsverfassung zeigt den Weg an, auf dem Oesterreich eine Versöhnung der politischen und materiellen Interessen erreichen kann, die zwischen der Ostgrenze des rumänischen Volksstammes und der Bucht von Cattaro vorhanden ist.“ Dem Starken zu spät?

Breite Fehler, die mit schartiger Kante noch lange den Leib der Monarchie wund quetschen und kratzen können. Weniger Dank für Oesterreich, als je, trotz Schiller, von Oesterreich gezollt wurde. Aber auch: a new chance. An fröhliche Arbeit, sie auszunützen!

V. Wer die Ostflanke der Adria hat.... Der Fremde muß behutsam sein; wurde aber nicht als Einer geladen, der heißen Brei auf Katzenpfötchen zu umschleichen pflegt, und spricht, nicht in dieser heiklen Sache allein, stets und überall nur aus und für sich.

Das Buch des Freiherrn Leopold von Chlumecky, das die Namen der beiden Adriastaaten im Titel trägt und auf jedem Blatt von dem männlich ernsten Patriotismus, dem tapferen Gerechtigkeitwillen und der triebhaften Historienempfindung des Verfassers zeugt, hat mich manches Neue gelehrt. Das Nußschälchen aber, das den Kern seines Glaubens umschließt, hatte auch zuvor niemals in mir ein Zweifel benagt. Ein von Rußland unmittelbar, ohne Zwischendeckfirma, beherrschtes Konstantinopel wäre für Oesterreich-Ungarn leichter erträglich als das Valona, in dem Italien die Uebermacht hat oder jemals haben könnte. Ich kenne auch nicht einen einzigen Staatsmann, Diplomaten, Politiker, der anders denkt; habe nie einen gekannt. Zulängliche Urtheilsgründe bietet schon die Antwort auf die Frage, ob mit der Zahl der Reibungflächen (drei statt zweier) nicht auch die Zündfunkengefahr wachsen müsse; bietet der Blick auf die Karte, der die Kilometerweite zwischen Otranto und Valona ermißt; bietet in dicken Ballen die italo-französische Literatur über die Altra sponda und, als dünnster Auszug aller tötlich feinen Kräfte, das Wort des Herrn De Marinis: „Wer Valona hat, ist Herr im Adriatischen Meer.“ Ein Wort, das aus Irrthum kommt, doch in Klarheit weist. Denn: Herr ist nur, wer außer einer ansehnlichen Flotte

Valona und Otranto oder Brindisi hat, also das Meer nach Willkür sperren, in übler Laune den Stiefelabsatz in die Balkanflanke drücken kann. „Von der Otrantostraße und vom Aegaeischen Meer muß die Erneuung der fratellanza latina ausgehen", sagt Herr Charles Loiseau; und: „Die Adria ist ein zu enges Feld, als daß es dem politischen und dem wirthschaftlichen Lebensdrang zweier Großmächte ausreichenden Raum gewähren könnte." Das Buch, das diese Sätze enthält, neckt uns mit dem Titel: „L'équilibre adriatique." Selbst Loiseaus Landsmann René Pinon (einer der feinsten Köpfe in der schmalen Front europäischer Publizistik) fragte vor neun Jahren ironisch, seit wann ein „équilibre à un seul" erdacht worden sei. Das adriatische Gleichgewicht, für das eine ganze Donnerlegion unter Prinetti, Guiccardini, San Giuliano und anderen Illustren, einstweilen mit Zunge und Feder nur, gekämpft hat, sollte erst gesichert sein, wenn Italien beide Ufer in zärtlicher Umschlingung hält und Oesterreich-Ungarn sich in das Verhängniß ergeben hat, in dem Nordsäckchen stecken zu bleiben.

Ohne Pathetik: Solche Stunde kommt nicht. Eine aber kam, in der Oesterreichs zuverlässigste Freunde sich selbst und einander fragten, ob in Staatskanzleischriften und Kollektivnoten von Italiens Balkananspruch wie von urewigem Recht geredet werden mußte. Ob auch Dieses noch, dieses Aergste, nothwendig war.

Der Vertrag vom Jahr 1897? Dessen Ursprung und Zweck kann ich mir erklären. Kaiser Franz Joseph war in Petersburg gewesen und zwei Drittel von Europa glaubten an einen austro-russischen Vertrag über die Theilung des europäischen Türkenerbes. (Erst das Livre Jaune Nr. 20 von 1902 hat, meines Wissens als erste beglaubigte Darstellung, durch den Bericht des Marquis de Reverseaux an Delcassé den Ausspruch des Grafen Goluchowski über den Kreis der Ungarischen Delegation hinaus bekannt gemacht: in Petersburg sei Geschriebenes weder erbeten noch gegeben, sondern nur mündlich vereinbart worden, daß beide Regirungen, wenn es nöthig werde, durch eine gemeinsame Handlung dem Balkan Frieden aufzwingen werden. Wie lange schmolz der Schnee dieses Jahres!) Italien kam aus dem abessinischen Krampf. Hanotaux und Visconti-Venosta hatten Italiens tunesische Wundfläche zu überpflastern versucht. Die Irredenta fluchte laut dem Dreibund, der das Königreich hindere, seinen Rechtsanspruch auf

Albanien durchzufechten. Und am vierundzwanzigsten Oktober 1896 hatte König Victor Emanuel sich der Tochter des Fürsten Nikola von Montenegro vermählt; der König des Staates, der von Egypten und Tunesien ausgeschlossen war, dem England, noch lange, Tripolitanien nicht gönnen zu wollen schien und den die Hasser des alten Dreibundes auf Valona als den Ersatz für Biserta hinwiesen; der höchste Vertreter des Volkes, das sein nicht nur von Anatole France empfundenes „génie de la juxtaposition“ auch einmal im Dickicht zwischen Bündnißpflicht und Verwandtengefühl bewähren konnte. Mißtrauische Unruhe auf beiden Seiten der Adria; auf beiden auch (Das dünkt mich die Hauptsache) noch die Gewißheit, daß nach dem Ableben des lieben alten Gevatters Statusquo, dieses Spätlings aus Metternichs vieux marcheur-Zeit, Oesterreich-Ungarn in der Westbalkansphäre die unangefochtene, unanfechtbare Vormachtstellung erhalten und im Golf von Saloniki die Wacht am Wardar und an der Römerstraße Dyrrhachion-Byzantion (oder Dratsch-Zarigrad) übernehmen werde. Zwei Stimmung- und Meinungströme konnten in den Entschluß münden, Albaniens Zukunft an den umblitzten Flaggenschaft austro-italischen Einvernehmens zu hängen. Das war einmal.

Heute sieht das terrestrische und ozeanische Bild anders aus. Italien hat früher, als beim Abschluß des Geheimvertrages (Delcassé-Prinetti; Lord Lansdowne hat ihn bald danach huldvoll bestätigt) zu ahnen war, aus den Tümpeln des der Tripelentente so paktolisch einträglichen Marokkohaders Tripolitanien und die Kyrenaika gefischt, ist im mediterranischen Ostbecken Großmacht, langt von Genua bis ins Syrtenmeer, von Venedig bis in die Barka. Und Oesterreich-Ungarn? Ist mit dem Verdienstorden für Uneigennützigkeit vor dem Feinde belohnt worden; hat den Sandschak aufgegeben (die Franzosen sagen: weil Lexa von Aehrenthal den Italo-Albanesen und Petrowitsch-Italern ein greifbares Pfand aufrichtiger Freundschaft bescheren wollte) und bleibt von allen nicht besiegten Balkanmächten, da auch Rumänien sich rundet, die einzige, der aus dem Kriegssemester kein Land zuwächst. Muß das Gleichgewicht noch durch neue Centner auf Italiens Schale gesichert werden? Ist Italiens Zukunft gefährdet, wenn es nicht auch auf die albanesische Balkanküste den Fuß setzen kann?

Keins meiner Worte will und darf als Ausdruck eines Grolls

gegen das Königreich gedeutet werden, dessen Menschheit so tapfer geblieben und so rüstig zu moderner Erwerbsarbeit geworden ist. In mir lebt das Vertrauen, daß die Erben der Römer den Muth zu neuer Prüfung, neuer Durchleuchtung ihres Verhältnisses zu Oesterreich-Ungarn haben werden, dessen Reichshüter von ihnen die Losung annahmen: „Albanien den Albanesen!“ Sogar den schwerer übers Herz zu bringenden Muth zu dem Eingeständniß Dessen, was unter dunklerem Himmel von drängender Taktikerpflicht erzwungen ward. Blicket, Römer, Wiener, umher: Alles ist neu geworden. Wer sich nicht in würdiger Schnelle erneut, Der verhängt selbst sich mit altem Gespinnst die großen Zeichen der Zeit.

VI. Ein neuer Bund, der alle der Gemeinschaft Zugehörigen einander, trotz den zertheilten Zungen, verstehen lehrt? Die erste Vorbedingung wäre: daß alle Staubreste weggekehrt, alle Dünste von gestern und ehegestern in frischem, starkem Luftstrom weggeschwemmt werden. Daß mit dem neuen Tag der Wille zu neuem Gefühl erwacht. Redlicher Wille zu Gerechtigkeit; auch den eigenen Vortheil nicht feig schonender. Der Gesättigte ist zu solcher Gerechtigkeit besser bereitet als Einer, dem Noth die Gurgel würgt. Der alle Regungen durchgiftende Glaube, daß Dieser rechtwärts schielt, Jener linkwärts schaut, sei eingesargt und möge nie den Urnenstein sprengen, der ihn deckt. Links ist kein Eden, rechts thront nicht Gott Dunias in ewigem Mai; nur Kinderträumen scheint am hellen Tag, was weitab ist, im Duft liegt, schon deshalb schön.

Macchiavelli und Bonaparte haben ihrem Gefolge eingeschärft, den Feind, den es nicht vernichten könne, sich, auch um hohen Preis, zu befreunden. Lauriston und Marmont, mahnt immer wieder der Imperator, dürfen sich im Lande des Wladika nicht steif und hochmüthig geben, sondern müssen erwirken, daß die Tschernagorzen sich entschließen, sie zu lieben. Einfältiger Menschenverstand aber genügt zu der Warnung vor dem Trugschluß, zehntausend Nadelstiche seien eben so wirksam wie ein Keulenschlag (und die Keule eben doch ein auch dem Schwinger gefährliches Werkzeug). Nüchterne Lebenserfahrung spendet die Erkenntniß, daß man, was nicht zu weigern ist, rasch und mit freundlicher Miene geben, an erdientem Lob niemals knausern, durch gallige Mißgunst oder deren Grimasse nicht Anderen, Pfiffigeren oder Stärkeren, erleichtern soll, sich in den Nimbus des großherzig

Gütigen, des höchsten Hortes aller Schwachen zu kleiden und in solcher Gala von den leckersten Töpfen das Fett abzulöffeln.

Mehrheitrecht darf nicht heute ein Gott sein und morgen, weil seines Schwertes Schneide den Anhang schlitzt, ein blöder Götze werden. Eine anmaßende Rüster darf nicht ganze Waldbodenflächen aussaugen, der natürliche Erhaltungtrieb eines Stammes nicht allen anderen Wucherzins auspressen. Was einander im Gewand des Wesens fremd ist und dennoch (der in kühle Klarheit ausmünzbarer Vernunft Strebende mit dem von jedem Abgrund, jedem Nebelgeflüster in seine von Selbstqual gewürzte Seligkeit Verlockten) mit einander auf dem selben Theilchen der Erdrinde hausen muß, wäge, ohne im Willen schwach oder schwindlig zu werden, nicht noch ferner nach Worten, deren Wucht im Ohr Dieses anders ist, als sie auf Jenes Lippe war, sondern nur nach der Leistung für das vererbbare Gut der Gemeinschaft. Die ist zu wahren. Ein Reich zu neuer, besser als bisher lohnender Ernte zu bestellen; in ernster, doch unvergrämelter Arbeit.

Ein Reich, das, zwischen Eden und Ophir, mit Runzeln und Warzen noch liebenswerth bliebe und dessen fühlbares Leid den Mund selbst, der ihm oft, in slavischem, deutschem Laut, Unbill sprach, in Thränendrang verstummen ließe ... Jeremias hat sich einst in den Glauben an das Heil eines neuen Bundes bekehrt.

Diese Sätze (die ich für das Pfingstblatt der Neuen Freien Presse schrieb) sollen nicht hehlen, daß Oesterreich-Ungarn in unbehaglicher Lage ist. Ausnahmerecht in Kroatien-Slavonien, in Bosnien und der Herzegowina; in Böhmen zwischen Deutschen und Tschechen, in Galizien zwischen Polen und Ruthenen der Ausgleichsversuch mißlungen; im wiener Reichsrath ein Maisturm des Slavenzornes fast gewiß; in Ungarn das Ministerium durch den Befehl des Tafelgerichtes in die Beweisaufnahme eines unsauberen Strafprozesses gezwungen, die tobsüchtige, aber an Zahl und Intelligenz starke Minderheit durch Polizeigewalt aus dem Reichstag gescheucht und alle über den Fraktionenzank hinausschauende Politik von dem blinden Trieb beherrscht, im Reich und an dessen Grenzen die Slavenmacht nicht wachsen, die auf allen Hochwachten vertretene Oligarchie der Magyaren nicht antasten zu lassen (der Hunyadyi, der auf dem Amselfeld focht und Belgrad entsetzte, scheint vergessen und die Türkei nur noch als

Bollwerk gegen den Slavendrang im Gedächtniß); Milliardenverluste durch einen Krieg, der weder Lorber noch, bis heute, Geschäftsprofit gebracht hat; und seit sieben Monaten nun in allen (nicht polnischen) Slavenherzen der Jubel über jeden Sieg eines Balkanbundesheeres, in mancher staatlichen Amtsstube sogar eine Balkankarte, auf der die eroberten, oft schon die belagerten Orte mit südslavischen Fähnchen besteckt wurden; von Kirkkilisse bis Skutari jeder den Regirenden schwarz verhängte Tag den Tschechen, Kroaten, Serben, Slovenen, Dalmatinern ein Volksfest. Doch mürrische Miene frommt in solcher Stunde nicht mehr als blödianisches Heiterlingthum. Oesterreich hat unwiderbringliche Zeit verzaudert und zuletzt, da es mit Knirpsen um albanische Nester feilschte, nach dem Wort eines klugen Freundes an den Verärgerten erinnert, „der, nachdem er im Klub nachts große Summen im Baccarat verloren hat, morgens in der Garderobe Lärm schlägt, weil ihm noch ein paar Kreuzer abverlangt werden". Vorbei. Oesterreich muß leben, will leben, kann leben; darf aber nicht länger noch, nur den Russen (und Kumpanei) zum Vortheil, vor dem Entschluß zögern, selbst um hohen Preis in würdiger Freiheit seinem Staatsgedanken das Slaventhum zu versöhnen. Die Slaven wird es nicht los; auch nicht, wenns die (ihnen fester als der Fahne Habsburgs verlobten) Italiener in den Balkan hinüberwinkte. Der Weg von Otranto nach Valona ist zweiundsiebenzig Kilometer lang. Um sich für jeden Fall, für Osmanensieg und austrischen Landzuwachs, die Klauselndes Albanervertrages zu sichern, hat San Giuliano, der eifrigste Förderer italischen Dranges nach Osten, das Bündniß mit Oesterreich so hastig erneut: und nun sah Europa, daß die lange Verbündeten eine Gemeinschaft von der Art der anglo-russischen für Persien scheuen müssen. Was, Hand aufs Herz, was Beträchtliches hat in diesem Welthandel der Dreibund, der alte, erwirkt? Und: Konnte der Ertrag noch geringer, tiefer noch unter Null, sein, wenn kein Mann mobil gemacht, in Wien und in Berlin kein Ministerfinger gerührt wurde? Kaiser Nikolai und König Georg dürfen getrost ihrem Vetter Cumberland, der ohne Krone glanzlos im Hochzeitzug schreitet, den Herzenswunsch erfüllen, seinem Sohn in Wilhelms Hofkirche fröhliche Trauzeugen zu sein.

Konstantinisches Edikt und Papstthum.

Das Jahr 1913 ist reich an Gedenkfeiern. Wohl die bedeutsamste ist die Feier zur Erinnerung an das im Jahr 313 in Mailand erlassene Toleranzedikt der römischen Kaiser Konstantin und Licinius. Eine That, wenn je eine, von weltgeschichtlicher Bedeutung und weltgeschichtlichen Folgen. Schon oft aber sind Bedeutung und Folgen dieses Erlasses gewürdigt worden; auch sind sie so offensichtlich, daß nochmaliges Eingehen auf sie nicht nöthig scheint. Anderes nimmt, im Zusammenhang mit dieser sechzehnhundertjährigen Gedenkfeier, unsere Aufmerksamkeit in Anspruch. Das päpstliche Rom versucht, auch auf diese Feier seine Hand zu legen. Inhalt und Folgen des Ediktes deutet der zehnte Pius um in Ruhmestitel für das Papstthum. „Der katholische Erdkreis" wird aufgefordert, die Erinnerung an das Edikt „würdig" zu feiern und dem Papstthum zu danken für Alles, was es auf dem Grund des Ediktes für Christenheit und Menschheit gethan hat. In einem „Apostolischen Schreiben" vom achten März 1913 macht sich der Papst sogar zum Lobredner konstantinischer Toleranz und öffnet, zur Verherrlichung der Gedächtnißfeier, den Gläubigen die „Gnadenschätze" der Kirche (Ablässe und Aehnliches). Echt römisches Beginnen! Modern gesprochen: ein „Bluff", wie ihn in solcher Größe nur das Papstthum der Welt vorgaukeln kann und je und je mit staunenswerthem Erfolge vorgegaukelt hat („Konstantinische Schenkung", „Isidorische Dekrete" usw.).

Wer das Edikt liest und mit seinem Inhalt die Grundsätze und Thaten des Papstthums vergleicht, sieht sofort zwischen Edikt und Papstthum die tiefen Gegensätze. Hier wahre Duldung, ein vor sechzehnhundert Jahren gesprochenes: „Jeder soll nach seiner Fasson selig werden"; dort die Verkörperung brutaler, bis zu Folter und Tod gesteigerter Unduldsamkeit. Im Edikt heißt es: „Wir wollen den Christen und allen Anderen Freiheit geben, der Religion zu folgen, die sie wollen . . . So haben wir, nach heilsamer und gerechter Erwägung, den Entschluß gefaßt, Keinem die Freiheit zu versagen, der christlichen Religion oder einer, die ihm für sich selbst die beste scheint, sich hinzugeben. Jeder soll in Ausübung der Religion, die er gewählt hat, Freiheit haben." Und wie hat sich zu diesen konstantinisch-friderizianischen Grundsätzen gestellt und stellt sich bis zur heutigen Stunde das Papstthum? Waren die „Ketzer", die Albigenser, die Waldenser, die Lutheraner, nicht auch Menschen, „die sich der ihnen die beste scheinenden Religion hingeben wollten"? Und hat das Papstthum durch seine

Inquisition diese Menschen nicht systematisch und beharrlich, Jahrhunderte lang, zu Tausenden hingemordet?

Wie heißt es doch in den Lehr- und Handbüchern der päpstlichen Inquisitoren?

„Zweck der Inquisition ist die Zerstörung der Ketzerei; die Ketzerei kann aber nicht zerstört werden, außer durch Vernichtung der Ketzer. Auf zweierlei Art werden aber die Ketzer vernichtet: erstens, indem sie sich von der Ketzerei zur katholischen Religion zurückwenden, zweitens, indem sie, dem weltlichen Gericht überliefert, körperlich verbrannt werden." (Bernhard Guidonis: Practica Inquisitionis haereticae pravitatis; Edition Douai; Paris, 1886, Seite 217.) „Nachdem der Ketzer dem weltlichen Arm übergeben worden ist (dem Staate, der von der Kirche, unter Androhung schwerster Strafen, gezwungen wurde, den ihm durch die Kirche überlieferten Ketzer zu verbrennen), soll seine Reue nur in seltenen Fällen angenommen werden; denn die Bekehrung geschieht dann gewöhnlich nicht mehr von Herzen, sondern wegen der Schmerzen des brennenden Feuers und aus Todesfurcht. Die unbußfertigen Ketzer sind dem weltlichen Gericht zu übergeben, damit sie lebendig verbrannt werden." (Thomas Careña: Tractatus de officio Sanctissimae Inquisitionis; Lyon, 1659, Seite 66.) „Wenn die Kirche keine Hoffnung mehr hat, den Ketzer zu bekehren, so trennt sie ihn, in Fürsorge für das Wohl der Anderen, durch die Exkommunikation von ihrer Gemeinschaft und überläßt ihn dem weltlichen Gericht, damit es ihn durch den Tod aus der Welt schaffe." (Thomas von Aquino: Summa Theologiae.) „Die Todesstrafe wird an den Ketzern von den weltlichen Gewalten vollstreckt, aber im Auftrag und auf Befehl der kirchlichen Gewalt. Deshalb kann die weltliche Obrigkeit einen ihr überlieferten Ketzer von dieser Strafe nicht ausnehmen." (Der Jesuit Tanner: De fide; Theologiae Schol., Band 3. Ingolstadt, 1627; Seite 474.) „Die Vollstreckung des Urtheils der Inquisitoren geschieht durch die weltlichen Gewalten. Diese Vollstreckung hat ohne Zögern zu geschehen. Zögern die weltlichen Gewalten mit der Vollstreckung oder versuchen sie, den Inquisitionprozeß mittelbar oder unmittelbar zu verhindern, so verfallen sie der Exkommunikation. Die gebührende Strafe ist die Strafe, die Leib und Seele trennt." (Bernhard Comensis: Lucerna Inquisitorum, Venetiis 1598; Seite 38.)

Diese Grundsätze widersprechen dem Konstantinischen Edikt schroff; das Papstthum aber hat sie Jahrhunderte lang angewandt. Italien, Spanien, Frankreich, Deutschland triefen vom Blut der durch die Inquisitoren auf Befehl des Papstthums getöteten Ketzer. Als fünfzehnhundert Waldenser vor dem Kardinal-Legaten des achten Papstes Innozenz, Albert von Kremona, in eine Höhle

von Val-Louise, am Fuß des Berges Pelvoux, geflohen waren, ließ der Vertreter römisch-päpstlicher Toleranz und des „Statthalters Christi" am Eingang der Höhle Feuer anzünden und der Rauch erstickte die in ihr hausenden Ketzer: Greise, Männer, Weiber und Kinder. (Mouston: Histoire des Vaudois, Paris 1851; Seite 65.) In Straßburg ließen Bischof Heinrich und die Dominikaner-Inquisitoren auf einem Riesenscheiterhaufen achtzig Ketzer auf einmal verbrennen. (Kaltner: Konrad von Marburg, Prag 1882; Seite 43.) Von der Thätigkeit des Inquisitors Konrad von Marburg sagen die „Kölner Annalen":

> „Es ist erstaunlich, daß in diesen Zeiten das Feuer so sehr gegen das Menschengeschlecht erstarkt. Eine ungezählte Schar von Menschen ging in Deutschland auf dem Scheiterhaufen zu Grunde." (M. G. S. S. 17, 843.)

Und dieser Massenmörder, Konrad von Marburg, stand bei Gregor dem Neunten im höchsten Ansehen; in vielen Schriftstücken lobt er seinen Eifer und treibt ihn an, fortzufahren „in den frommen Werken, die Gott gefallen".

Eine Inschrift am Haus der Inquisition von Sevilla lautete:

> „Im Jahr des Herrn, 1481, unter dem Pontifikat Sixtus' des Vierten und unter der Herrschaft Ferdinands und Isabellas, nahm hier die Inquisition ihren Anfang. Fast tausend hartnäckige Ketzer sind dem Feuer überliefert worden unter Billigung und Gutheißung der Päpste Innozenz VIII, Alexander VI, Pius III, Julius II, Leo X, Adrian VI und Klemens VII." (Llorente: Geschichte der spanischen Inquisition; I, 274.)

Auch in Rom, dem Sitze des Papstthums, wurden im sechzehnten und siebenzehnten Jahrhundert viele Ketzer hingerichtet. Selbst ein so ultramontan gesinnter Schriftsteller wie Ludwig von Pastor muß, in dem sechsten Band seiner „Geschichte der Päpste" (Freiburg 1913) von der inquisitorischen Thätigkeit des vierten Pauls (1555 bis 1559) zugeben: „Paul IV entwickelte bei seinem Einschreiten gegen Die, welche vom wahren Glauben abwichen, eine drakonische Strenge und stürmische Gewaltsamkeit. Wenn man der Pest mit allen Mitteln, auch durch Verbrennung der verseuchten Häuser und Kleider, entgegentrete, so, meinte er, müsse man die Pest der Seele, die viel höher als der Körper zu schätzen sei, in gleicher Weise bekämpfen und ausrotten. Dies maßlose Vorgehen hatte nach dem Tode des Papstes die Folge, daß die Wuth des Volkes sich hauptsächlich gegen das Gebäude der Inquisition wandte. Die Inquisition ging in einer Weise vor, daß auch streng katholische Beurtheiler mit ihrem Tadel nicht zurückhielten und mit ernsten Worten daran erinnerten, daß bei allem pflichtmäßigen Einschrei-

ten jene Liebe gegenüber den Irrenden nicht außer Acht gelassen werden dürfe, die Christus gelehrt und geübt habe." Auch der edle Giordano Bruno fiel in Rom am siebenzehnten Februar 1600 der „päpstlichen Toleranz" zum Opfer: er wurde lebendig verbrannt. Papst Pius der Zehnte aber schreibt:

> „In der That erscheint es sehr angebracht, die Verkündung des Ediktes zu feiern, das Konstantin der Große in Mailand erließ. Durch das Edikt machte der Kaiser den grausamen Verfolgungen der Christen ein Ende und führte sie der Freiheit entgegen, deren Preis das Blut des göttlichen Erlösers und der Märtyrer gewesen ist."

Gewiß: Konstantin hat „der grausamen Verfolgung der Christen" durch die heidnischen Kaiser ein Ende gemacht; aber das Papstthum hat wenige Jahrhunderte danach eine viel grausamere Christenverfolgung begonnen, als sie je in heidnischer Zeit erlebt worden war. Denn auch die vom Papstthum gemordeten Ketzer waren Christen. In der That: die eherne Stirn römischer Päpste gehört dazu, um das konstantinische Toleranzedikt für sich und ihr Thun anzurufen und es hinzustellen als eine Kundgebung, die den Grundsätzen und Thaten des Papstthumes entspricht.

Lichterfelde. Graf Paul von Hoensbroech.

Wir werden die Menschen zwingen, zu arbeiten; doch in den arbeitfreien Stunden werden wir ihnen das Leben wie ein Kinderspiel gestalten: mit Kinderliedern, Chören und unschuldigen Tänzen. Wir werden ihnen sogar die Sünden vergeben (sie sind doch schwach und haltlos) und sie werden uns wie Kinder lieben, weil wir ihnen zu sündigen erlauben. Die Sühne für ihre That nehmen wir auf uns; sie aber werden uns dafür vergöttern, als ihre Wohlthäter, die vor Gott ihre Sünden tragen. Und Alle werden glücklich sein, Millionen Wesen; nur Die nicht, die über sie herrschen. Denn wir, die das Geheimniß hüten, wir werden unglücklich sein. Man redet und prophezeit, daß Du, Jesus, kommen und von Neuem siegen werdest; daß die Buhlerin, die auf dem Thier sitzet und in ihren Händen das Geheimniß hält, beschimpft werden wird. Dann aber werde ich mich erheben und, zu Dir gewandt, auf die abertausend Millionen glücklicher Kinder hinweisen, die niemals die Sünde gekannt haben. Und wir, die, um sie glücklich zu machen, ihre Sünde auf uns genommen haben, wir werden dann vor Dich hintreten und, ohne Furcht vor Dir zu empfinden, also sprechen: „Verurtheile uns, wenn Du es wagst!" (Dostojewskij.)

An Herrn Professor Karl Lamprecht.

Sehr verehrter Herr Geheimrath!

Die interessanten Gedanken, mit denen Sie im Heft 27 der „Zukunft" der Erklärung der Philosophiedozenten über die psychologischen Professuren entgegengetreten sind, fordern zu einer Vertheidigung unserer Absichten auf*), der Sie nicht nur um Ihres oft bewährten Gerechtigkeitsinnes willen Gehör schenken werden, sondern vor Allem, weil Ihnen die Beseitigung des Mißverständnisses, das Sie in unserer Erklärung eine „Gefahr für die Geisteswissenschaften" sehen ließ, im Interesse eben dieser Wissenschaften nur willkommen sein kann. Jene Gefahr scheint Ihnen darin zu liegen, daß, wenn die Philosophie ihre bisher bestehenden Professuren weiter behielte (denn darum handelt es sich ja nur), uns die Herrschaft eines metaphysischen Systems drohte, das, wie einst der Hegelianismus, die empirischen Geisteswissenschaften wieder auf die Irrwege unfruchtbarer Spekulation locken würde. Ich lasse nun dahingestellt, ob, wenn die seitdem unermeßlich bereicherten und fundirten Wissenschaften von der Geschichte und der Sprache, dem gesellschaftlichen Dasein und der Kunst sich heute noch von einer Philosophie dominiren ließen, diese nicht von einer so unerhörten, eigentlich unvorstellbaren Kraft und Bedeutung wäre, daß wir vor allen Dingen einmal froh sein müßten, dieses weltgeschichtliche Wunder zu erleben. Doch darüber mag man streiten. Worüber aber für den Sachkenner nicht zu streiten ist, Das ist: daß die philosophische Entwickelung in Deutschland, die Sie um dieser Besorgniß willen abschneiden wollen, thatsächlich den grade entgegengesetzten Weg geht. Sie gravitirt durchaus nicht auf die Herrschaft eines einzigen Systems hin, sondern auf die Ausbildung einer immer wachsenden Anzahl durchaus divergenter philosophischer Gesammtanschauungen. Ich wüßte nicht, was (in den diese Frage allein entscheidenden Grundmotiven) Rickerts Richtung mit den um Bergsons Einfluß aufwachsenden Gestaltungen zu thun hätte, was Husserl mit den Neufriesianern, was die katholisirenden Philosopheme mit Eucken oder Lipps, was

*) Uebrigens bemerke ich ausdrücklich, daß ich hier nicht als Delegirter der Unterzeichner, sondern nur auf meine Verantwortung hin spreche.

die neuhegelischen mit den positivistischen, was Cohens Schule mit den bescheidenen Versuchen des Schreibers dieser Zeilen: und jede dieser Richtungen wirkt doch wohl jährlich auf viele Hunderte von Studenten ein. Gerade ein ungeheurer Differenzirungsprozeß herrscht in der deutschen Philosophie der Gegenwart, der seine „Einheit" nur in dem Spiel fortwährender Wirkungen und Gegenwirkungen, Abspaltungen und Mischungen, Befruchtungen und Kontroversen zeigt, während von einer inhaltlichen Gleichheit oder Verschmelzbarkeit, die zu jener gefürchteten Autokratie eines Systems führen könnte, keine Spur, keinerlei Intention zu entdecken ist. Drohte solche Gefahr aber von irgendwo her, so würde die von Ihnen befürwortete Verminderung der philosophischen Lehrstühle ihr ja gerade Vorschub leisten, weil diese Akkumulation des philosophischen Kapitals sehr viel leichter zu einseitig gewaltthätiger Beeinflussung der akademischen Jugend führen würde, als wenn eine Vielheit von Lehrstühlen die Entwickelung unserer philosophischen Mannichfaltigkeit begünstigt.

Ist nun insoweit Ihre Besorgniß, obgleich durch die Thatsachen in keiner Weise indizirt, immerhin eine spekulative Möglichkeit, so bleibt mir doch völlig unbegreiflich, daß der Verbleib der Experimentalpsychologie in dem akademischen Bezirk der eigentlichen Philosophie die gefürchtete Entwickelung hintanhalten soll. Für diesen Kausalnexus, an dem die Triftigkeit Ihrer Deduktionen hängt, finde ich keine Spur eines Beweises: denn gerade Sie deduziren ja, daß das Band zwischen Philosophie und Psychologie immer schwächer geworden und daß die „Verselbständigung der Psychologie als einer besonderen Wissenschaft" erfolgt sei. Ich verfolge diese Dinge nun seit einem Vierteljahrhundert; abgesehen aber von Fechners Gesetz und seinen Entwickelungen und jenen gelegentlichen Berührungen und Anregungen, wie sie überhaupt zwischen allen Wissenschaften vorkommen, wüßte ich keinerlei positive oder negative Bedeutung der psychologischen Experimente für die spezifisch philosophischen Bestrebungen zu nennen. Ja, vielleicht hat keine einzige der Naturwissenschaften in ihrem jetzigen Stande so wenig Bedeutung für diese Bestrebungen wie die Experimentalpsychologie. Ich würde es für durchaus diskutabel halten, gewisse Professuren solchen Philosophen vorzubehalten, die von der Naturwissenschaft herkommen. Von den Forschungen von Heinrich Hertz und Mendelejew, Nernst und Einstein, Uexküll und Ehrlich aus führen thatsächlich Wege zu Gesammtanschauungen, hier sind Weiten und Tiefen, die auf philosophische Deutungen des Daseins vor-

bereiten. Aber in unseren experimentalpsychologischen Arbeiten habe ich wenig Aehnliches bemerkt und nur die Personalunion, die in einigen hervorragenden Persönlichkeiten zwischen diesem Gebiet und dem ihm ganz heterogenen philosophischen besteht, kann darüber täuschen.

Nein, diese Psychologie, deren autonomen Werth Niemand von uns in Abrede gestellt hat, hat für die Philosophie keinerlei innersachliche Bedeutung; und es entspricht deshalb nur der Sachlage, wenn Sie für die regulirende Funktion, die Sie ihr für diese zuschreiben, keinerlei Beweis anführen. Die dennoch unzweifelhafte Bedeutung ist vielmehr eine andere: durch die wachsende Besetzung der philosophischen Lehrstühle durch Gelehrte, die ganz oder wesentlich experimentalpsychologisch gebildet sind und arbeiten, wird die Philosophie nicht inhaltlich beeinflußt, nicht in ihrer eigenen Entwickelung gegen die gefürchtete Tyrannis einer Metaphysik geschützt, sondern sie wird einfach substantiell ausgeschaltet, wird akademisch ausgehungert. Sie wehrt sich dagegen. Und daß Sie diese Nothwehr für eine unsittliche „Machtpolitik" halten, als eine „rücksichtlose Geltendmachung grober Mittel zur Förderung materieller Interessen" denunziren: Das ist eine Mißleitung des Urtheils, die zu „werthen", ich mich nicht legitimirt glaube, da mir der psychologische Schlüssel dazu fehlt. Wohl aber möchte ich wissen, was Sie selbst dazu sagen würden, wenn innerhalb der Geschichtwissenschaft ein Seitenzweig, zum Beispiel: Geschichtphilosophie oder systematische Soziologie, zu selbständiger Bedeutung aufwüchse und nun beanspruchte, die Hälfte aller Lehrstühle der Historiker zu besetzen. Wenn Sie sich gegen solche Zumuthung nicht genau so wehrten, wie wir es in unserem Falle jetzt thun, so würde ich sagen: Sie haben den Glauben an Ihre Sache verloren. Uns gegenüber aber haben Sie das erste Ethos des Gelehrten: eben diesen Glauben an das eigene, unersetzbare Ziel, die Verpflichtung, die Fahne hoch zu halten — dieses Ethos haben Sie uns als sittlichen Makel angeheftet!

Dies also ist der Kern der Frage: die Philosophie hat von der Psychologie nichts zu gewinnen; oder, genauer ausgedrückt, nicht mehr als von jeder anderen Natur- oder Geisteswissenschaft auch. Der Ersatz der philosophischen Professuren durch psychologische ist also nichts Anderes als ein rein äußerliches Mittel, die Philosophie von ihrem Einfluß auf die Jugend abzudrängen. Lassen wir doch die verbindlichen Redensarten: in dieser ganzen Bewegung lebt die verächtliche Gleichgiltigkeit, ja, die Abneigung, die manche entscheidenden, individuellen und überindividuellen

Instanzen bei uns gegen die Philosophie empfinden. Ich weiß, verehrter Herr Kollege, daß Sie nicht zu diesen gehören; um so entschiedener muß erklärt werden, daß der Effekt Ihres Angriffs gegen uns in eben dieser, von Ihnen sicher mißbilligten Richtung läuft. Gestatten Sie mir, hier einige Zeilen aus einer früheren Ausführung über das selbe Problem zu citiren: „Mit all ihrer Unzulänglichkeit, mit aller Vergänglichkeit ihrer die Ewigkeit postulirenden Lehren bietet die Philosophie der geistigen Entwickelung einen noch durch nichts Anderes ersetzten Werth. Was man, vielleicht etwas anmaßend, als philosophische ‚Weltanschauung' bezeichnet, hat eine innere Bedeutung für uns, die in die sonst geltende Alternative exakter Wissenschaftlichkeit und subjektiver Willkür nicht einzusperren ist und nach der seit geraumer Zeit wieder eine starke Sehnsucht der Jugend erwacht ist. Wer Jahrzehnte lang in der akademischen Sphäre wirkt und das Vertrauen der Jugend genießt, weiß, wie oft gerade die innerlich lebendigsten und idealistischsten jungen Mnäner sich nach wenigen Semestern enttäuscht von Dem abwenden, was die Universität ihnen an allgemeiner Kultur, an Befriedigung ihrer innersten Bedürfnisse bietet. Denn sie wollen, außer all den vortrefflichen Belehrungen spezialistischer und exakter Art, noch etwas Allgemeineres oder, wenn man will, Persönlicheres, das freilich auch die Behandlung der Geschichte, der Kunst, der Philologie geben kann, das aber die Philosophie am Reinsten und Vollsten, trotz ihrer sachlichen Fragwürdigkeiten, zu bieten vermag. Nenne man Dies ein bloßes Nebenprodukt der Wissenschaft oder auch der Philosophie als Wissenschaft; aber wo es der Jugend nicht mehr geboten wird, wenden sich gerade ihre besten Elemente anderen Quellen zu, die jene tiefsten Bedürfnisse zu speisen versprechen: der Mystik oder Dem, was sie ‚das Leben' nennen, der Sozialdemokratie oder der Literatur im Allgemeinen, einem falsch verstandenen Nietzsche oder einem skeptisch gefärbten Materialismus. Täuschen wir uns nicht darüber: die deutschen Universitäten haben die innerlichste Führung der Jugend in weitem Umfang an Mächte dieser Art abgegeben. Gewiß ist das Hinüberwachsen der Philosophie im älteren Sinn in die Experimentalpsychologie nicht der einzige Grund dieser Wendung, die vielmehr aus einer großen Anzahl von Quellen ressortirt. Allein jener Ersatz der eigentlich philosophischen Lehrstühle durch experimentalpsychologische giebt ihr steigende Unterstützung und bleibendes Siegel."

Ich glaube also, verehrter Herr Kollege, auf Grund einer immerhin ziemlich ausgedehnten Erfahrung in der akademischen

Philosophie, Ihre Besorgniß über die möglichen Folgen unserer Erklärung beruhigen zu können: weder geht die thatsächliche Entwickelung den gefürchteten Weg; noch, wenn sie ihn ginge, könnte die Psychologie Dem anders wehren als durch das brutale Mittel, uns einfach die Lehrstühle wegzunehmen; noch endlich, selbst wenn Dies geschähe, würden die geistigen Wege unserer akademischen Jugend die Ihnen selbst erwünschte Richtung nehmen, sondern nur immer mehr die entgegengesetzte, dem inneren Einfluß der Universitäten sich entfremdende. Der Schwarzseher (wenn in einer so ernsten Angelegenheit ein Tröpfchen Humor einfließen darf) ist in einer günstigen Lage: verlaufen die Dinge unglücklich, so mag er Das sehr bedauern, aber immerhin, er hat wenigstens Recht behalten; verlaufen sie aber seinen Prophezeiungen zuwider, so hat er zwar Unrecht gehabt, aber wenigstens sind nun die Dinge gut verlaufen. Ich müßte mich über Ihr tiefes und selbstloses Interesse an der deutschen Kultur sehr täuschen, wenn Sie in Bezug auf Ihre düsteren, an unsere Erklärung geknüpften Prophezeiungen nicht der zweiten Seite der Alternative freudig den Vorzug geben würden.

In Hochschätzung und Ergebenheit bleibe ich der Ihrige

Berlin-Westend. Professor Dr. Georg Simmel.

Waffen und Munition.

Den Reichstagsreden über die Taktik der Waffenfabriken hat die Börse einen versöhnenden Abschluß gefunden. Eine Pulver- und Dynamithausse, die den Krieg als wahren Spender des Segens erscheinen ließ. Als der Staatskommissar an der berliner Börse um die Iden des Mai 1912 die überreizte Börsenspekulation anklagte und das Verlangen der Kursreform in die haushohen Wogen schleuderte, waren unter den Favoriten der Börse die Aktien der Deutschen Waffen- und Munitionfabriken und der Vereinigten Köln-Rottweiler Pulverfabriken. Waffen kosteten damals 493, Pulver 327 Prozent. Die Gesellschaften machten gute Geschäfte, zahlten anständige Dividenden und lebten in guter Hoffnung. Die Kriegsangst hat sich gut rentirt. Waf-

fen und Munition steigerten ihre Dividende für 1912 um 7 auf 32 Prozent; und die Aktie ist wieder eine Glanznummer des Börsenprogramms. Sie kletterte in wenigen Tagen um 80 Prozent und war mit 630 weit über den Gipfel hinaus, der am fünfzehnten Mai 1912 als Höhepunkt galt. Nur sitzen die Haussiers nicht mehr auf den Marktplätzen, sondern in den Logen. Und die ganze Sache ist mehr intimes Theater. Die Deutschen Waffen- und Munitionfabriken berichteten von einem großen brasilianischen Auftrag (Werth 20 Millionen) und von reichlichen Bestellungen des Auslandes. Das war das Eine. Niemand fühlte sein patriotisches Empfinden durch die fremdländischen Ordres verletzt. Theorie und Praxis stimmen selten überein, wenn die Dividende den Ausschlag giebt. Deren überzeugende Kraft ist noch immer wirksamer als jede Predigt. Das Andere war die Aussicht auf die Geburt neuer Aktien, die zum Parikurs zu haben sein sollen. Ein Bezugsrecht, das 350 bis 400 Prozent werth ist, gehört nicht zu den täglichen Gaben. Die Aktionäre hatten eine solche Prämie schon 1912 erwartet. Man weiß ja, daß die hoch rentirenden Gesellschaften, die sich mit inneren Reserven vollpacken, der künstlichen Verwässerung ihres Kapitals nicht entgehen; denn die Dividenden dürfen nicht in die Wolken steigen und die Aktionäre haben schließlich das Recht, zu verlangen, daß die in den Falten der Bilanz aufgespeicherten Schätze einmal ans Tageslicht befördert werden. Bei den Waffen ist seit Jahren thesaurirt worden. Die Betriebsanlagen, mit Ausnahme der Grundstücke, stehen mit 1 Mark zu Buch. Die Immobilien sind ganz niedrig bewerthet. Das Bankguthaben war Ultimo Dezember um 7 Millionen Mark größer als das 15 Millionen betragende Aktienkapital. Alles ist also für eine „Aufrollung" vorbereitet; denn die Gesellschaft ist, trotz der dicken Polsterung, auf eine ausgiebige Geldbereitschaft angewiesen. Je weiter sich ihr Umsatz dehnt, desto nothwendiger sind ihr liquide Mittel. Die ausländische Kundschaft zahlt nicht so prompt, daß man nach dem angenehmen Grundsatz „Zug um Zug" leben könnte. Die Herstellung des Kriegsmaterials erfordert große Summen; und die verschafft man sich leicht, wenn man so ausgestattet ist wie die Waffenfabrik. Sie hat im April 1899 zum letzten Mal neue Aktien ausgegeben. Wahrscheinlich wird nun das Stammkapital verdoppelt werden (von 15 auf 30 Millionen) und jede alte Aktie bekommt das Recht, zum Parikurs eine neue zu beziehen. Hier haben sich also die Aktionäre nicht zu beklagen, daß man sie um ein werthvolles Vorrecht bringt. Ich sprach jüngst von dem Fall Genschow und wies auf die Chance, die auch diese Aktie als Waffenpapier hat. Die Hausse hat ihr inzwischen Vortheile gebracht; und der Verlust des Bezugsrechtes wird nach jeder Steigerung des Kurses schmerzhafter.

Die Thesaurirung hat ihre Grenzen. Wird sie übertrieben, so gefährdet sie die Bilanzwahrheit eben so sehr, wie es die Unsolidität thut. Die „Verwässerung" des Kapitals bedeutet nichts Anderes als eine summarische Erledigung der aus der Enge des Kapitals entsprin-

genden Dividendenchancen. Die Gesellschaft erkauft sich die Freiheit der Bewegung und entschädigt die Aktionäre im Voraus für eine durch die Verdoppelung des Kapitals etwa bedingte Minderung der Dividenden. Der „fiskalische Gesichtspunkt“ kommt natürlich auch dazu. Das braucht man nur sub specie des Wehrbeitrages und der geplanten Vermögenzuwachssteuer zu sehen. Da ist ein Kurs von mehr als 600 und eine Dividende von mehr als 30 Prozent schon unbequem. Besser ist es, die verborgenen Schätze in Umlauf zu bringen, ehe Rost und Motten sie fressen. Von solcher Behandlung mit Scheidewasser berichtete ich schon, als in einzelnen Fällen billige Aktien zur Verdünnung hochwerthiger Kapitalien verwendet wurden. (Akkumulatoren Hagen; Kronprinz Metall; Elberfelder Farbenfabriken.) Die jüngsten Erscheinungen sind das erwähnte Projekt für Waffen und Munition und eine schon früher geplante Transaktion bei den Vereinigten Glanzstoff-Fabriken in Elberfeld. Die haben auch der Börse Glanzstoff geliefert. Das Unternehmen gehört zu den Stars der deutschen Industrie. Dividenden zwischen 36 und 40 Prozent; und eine Aktie, die an Elastizität das Mögliche leistet. Sie ist das theuerste Papier des berliner Kurszettels. Die letzte Hausse trieb sie um 150 auf 832 Prozent in die Höhe. Die Aktionäre escomptiren die angekündigte Ausgabe neuer Aktien zum Parikurs. Der Werth des Bezugsrechtes ist märchenhaft. Dabei liegt kein zwingender Grund zur Aufnahme neuer Betriebsmittel vor; denn die Liquidität der Bilanz läßt nichts zu wünschen übrig. Aber der Kurs ist zu mobil und könnte Ungelegenheiten bereiten. Beispiele lehren, daß bei geringem Aktienkapital eine Aufsicht über die Bewegung der Aktie sehr schwierig ist. Man denke an die Leistungen der Aktie Vogtländische Maschinenfabrik. Um die Zügel nicht aus der Hand zu verlieren, mehrt man die Zahl der Aktien, drückt den Kurs künstlich nieder und stellt ein passendes Verhältniß zwischen ihm und der Dividende her. Im Uebrigen gelten die allgemeinen Bedenken: Steuerfiskus; Arbeiterpsyche. Lohnforderungen lassen sich schwer abweisen, wenn die Aktie das größte Kaliber hat. Nicht immer gelingt die Verwässerung. Wo die Rentabilität unverwüstlich ist, stellt sich sehr bald schon der Status, den man beseitigen wollte, wieder her. Die Vereinigten Glanzstoff haben schon einmal das Kapital gedehnt, um einen „normalen Zustand zu schaffen. Auch da wurden Pariaktien ausgegeben; und der Kurs flog, unter dem Antrieb dieser Chance, bis an die Decke. 800 Prozent war der erste Rekord. Der ist nun überholt. Und es fragt sich, ob die neue Kapitalserhöhung „besseren“ Erfolg haben wird, als die Kreszenz von 1909 hatte. Wer bedenkt, daß der Erfolg darin bestehen soll, die Aktie billiger zu machen, könnte dem Aktienwesen manche Enttäuschung verzeihen. Die Börse hat panem et circenses und ist fröhlich, weil wieder gutes Wetter angesagt wird.

Den Spezialitäten geht es am Besten. Waffen, Pulver, Dynamit sind hautes nouveautés. Daß sie international sind, liegt ihnen im Blut. Die Waffen- und Munitionfabriken sollen, so wurde verlangt, keine

Geschäfte machen, die dem Vaterland schaden können. Wie aber läßt sich das Geschäft, bei dem es auf Addition und Multiplikation ankommt, mit dem Patriotismus in reinen Einklang bringen? Eine Sisyphusarbeit für Den, ders versuchen würde. Waffen und Munition sind an belgischen, französischen und italienischen Fabriken betheiligt. Ein internationaler Concern, in dessen Geschäftsbereich die Fäden hin und wider laufen (schießen: möchte man sagen). Wer denkt an Grenzregulirungen, wenns Geld scheffelt! Und am Ende ists gleichgiltig, ob die Franzosen mit eigenen oder mit fremden Waffen kämpfen. Auch die Abhängigkeit vom Ausland wird durchs Vergrößerungsglas gesehen. Wenn die deutsche Industrie das ausländische Kapital zur Betheiligung lockt: in Gottes Namen! Schädliche Majoritäten kann man sich vom Hals halten; aber der Aktie die Grenze sperren: undenkbar. Wenn den Deutschen ein französisches Unternehmen lockt, wird er sich nicht lange zieren. Solcher Kosmopolitismus ist kein Verbrechen; denn die Nationen kittet nichts fester an einander als das Geld. Der Völkerfriede wäre längst weggelaufen, wenn ihn nicht das Kapital am Kragen hielte. Der Krieg auf dem Balkan aber hat der deutschen Munitionindustrie reiche Früchte getragen. Der Werth der Ausfuhr von Sprengstoffen und Schießbedarf betrug im ersten Quartal 1913 etwa 20 Millionen (gegen 14½ im Vorjahr). Vive le son du canon!

Dabei ist die wirthschaftliche Ausbeutung von Dynamit und Pulver international organisirt. Im Mittelpunkt einer Hauptgruppe steht die englische Nobel Dynamite Trust Company, die einen großen Theil der deutschen Sprengstoff-Fabriken in ihrem Machtbereich hat. Darunter ist die Dynamit-Aktiengesellschaft vormals Alfred Nobel in Hamburg, die mit einem Aktienkapital von 12 Millionen arbeitet. Im Ganzen stehen neun deutsche Dynamitfabriken, die fast alle Aktiengesellschaften sind, unter der Kontrole des englischen Trusts. Der hat aber auch Beziehungen zu den deutschen Pulverfabriken, die in mehrere Ringe zusammengeschlossen sind. Das wichtigste dieser Kartelle beherrschen die Vereinigten Köln-Rottweiler Pulverfabriken, deren Aktie, wie ich schon sagte, Börsenfavorit ist. Die Dividende für 1912 stieg von 18 auf 20 Prozent. Die dritte Pulvergruppe wird von der Rheinisch-Westfälischen Sprengstoff-Aktiengesellschaft in Köln geführt. Auch eins von den Unternehmen, deren Pulver nicht naß wird. Anständige Dividenden (zuletzt 15 gegen 14 Prozent auf erhöhtes Aktienkapital) und gut genährter Aktienkurs (243). Die Köln-Rottweiler haben sich ein Vorkaufsrecht auf die Rheinisch-Westfälische Sprengstoffgesellschaft gesichert. Unter den Außenseitern ist die Westfälisch-Anhaltische Sprengstoff-Aktiengesellschaft besonders wichtig; eine der Kronzeuginnen für die Ergiebigkeit des Kriegsmaterials. Sie gab ihren Aktionären im vorigen Jahre Gratisaktien und eine Dividende von 25 Prozent.

Alle schlimmen Indizien sind vorhanden: Trust, ausländischer Einfluß, Kontrole fremder Aktiengesellschaften; und die Industrie blüht. Alles, was knallt, lebe! Die Knalleffekte der Bilanzen dürfen sich hören

und sehen lassen. Dabei ist das ganze Pulver- und Dynamitgeschäft vertrustet. In Amerika ist „Trust“ fast schon ein Schimpfwort. Auf dem älteren Theil des Erdballs geräth Niemand in Krampfzustände, wenn er ausgewachsene Trustgebilde sieht. In der Dynamit- und Pulvergemeinschaft ist die holding company zu Haus. Die Fabriken sind zugleich Effektenhalter. Sie haben in ihren Portefeuilles oft größere Beträge fremder Aktien, als ihr eigenes Aktienkapital umfaßt. In den Vereinigten Staaten ist die „Aktienfahrschule“ verpönt. Man will nicht mehr zulassen, daß eine Gesellschaft, hoch zu Roß, einen ganzen Zug anderer Aktiengruppen vor sich im Zügel hat. In Deutschland hat das System der „Effektenhaltung“ noch keinen sichtbaren Schaden gebracht; ist dem Kapital vielmehr gut bekommen. Und Pulver ist eben ein ganz besonderer Stoff, bei dem sich nicht gut von einer „Schädigung der Konsumenten“ sprechen läßt.

Natürlich ist das Geschäft der Waffen- und Munitionindustrie niemals von der Politik zu trennen. Das Gleichgewicht wird durch das aufs Verdienen gerichtete Endziel hergestellt. Die Schornsteine sollen rauchen. Die deutschen Fabriken könnten nicht leben, wenn ihnen nur der Marktbereich innerhelb der Grenzen bliebe. Und anderswo ist es eben so. Die Vorschüsse, welche die österreichischen Skodawerke und die deutsche Firma Krupp dem chinesischen Reich gegeben haben, um dort die Geldnoth zu bannen, sich selbst aber Aufträge zu verschaffen, haben den Weltfrieden nicht gestört. Die „Einigkeit“ der Großmächte hat der Republik China die dringend nöthige Finanzkur nicht zu bereiten vermocht. Wer klug war, nützte die Verlegenheit der Gelben und sicherte sich gute Bestellungen. Keiner kann wissen, ob die deutschen und österreichischen Kanonen nicht einmal gegen ihre Landsleute Feuer speien. Daran darf man nicht denken; sonst ist auf diesem Gebiet kein Geschäft zu machen. Die Militärstaaten halten freilich darauf, eigene Waffenfabriken zu haben. Staatswerkstätten sind nicht nöthig, wenn die Privatindustrie leistungfähig ist. In Ungarn hat der Nationalstolz sich wieder einmal geregt und eine eigene Kanonenfabrik gefordert. Neben den Skodawerken und dem Staatsarsenal in Wien soll eine ungarische Kanonenschmiede dem Waffenbedarf der habsburgischen Monarchie dienen. Zwischen der ungarischen Regirung, den Skodawerken und der Firma Krupp wurde ein Vertrag abgeschlossen, der bestimmt, daß binnen zwei Jahren eine als Aktiengesellschaft zu betreibende Kanonenfabrik auf ungarischem Boden (in Raab) errichtet wird. Ob damit ein Geschäft zu machen ist, wird sich zeigen. Für sehr beträchtlich werden die Chancen nicht gehalten. Aber die Hauptsache ist, daß der „nationale Gedanke“ (durch einen internationalen Vertrag) zu seinem Recht kommt. Die Naturgeschichte der gefährlichsten Industrie birgt weise Lehren für die Werthung des nationalen Vorurtheils und des Patriotismus im Geschäftsbetrieb. Ladon.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H. in Berlin.

Die Zukunft.

Berlin, den 24. Mai 1913.

Balkan-Memorial.

III.*)

Slava.

Wenn ich in meine Jugend zurückdenke und die Seelenverfassung, in der ich damals lebte, mir vors Auge stelle, dann begreife ich die gräßlichsten Verbrechen; auch solche, die gar keinen Zweck hatten, keinem Menschen schaden sollten, in die man nur wie von ungefähr entgleist, einfach so aus Gier nach neuem Erlebniß, aus dem Drang in irgendeine That, ein Handeln. In mancher Minute steht alles Künftige in so düsteren Farben vor dem Menschen, daß sein Verstand sich scheut, den Blick fest auf dieses Künftige zu richten; daß der Mensch sich abmüht, um in sich alles Walten der Vernunft zu ersticken und sich selbst zu überreden, daß er keine Zukunft habe noch durch ein nun Vergangenes geschritten sei. In solchen Minuten, wenn die Denkkraft nicht mehr jede Willensregung hemmt und unter Aufsicht hält, wenn das in uns pochende Leben sich nur noch in Sinnentrieben äußert, begreife ich erst das unerfahrene Kind, das, ohne Zaudern, ohne Angst, in dem Haus, unter dessen Dach seine Eltern und Geschwister, alles von ihm mit zärtlicher Liebe Umfaßte schläft, ein Feuer entzündet und mit gierigem Lächeln in die Flämmchen bläst. Wenn des Denkens Kraft für eine Weile ausgelöscht ist, aus einem Hang in (ich kanns kaum

*) S. „Zukunft" vom zehnten und siebenzehnten Mai 1913.

anders nennen) Zerstreuung, dann betrachtet ein siebenzehnjähriger Bauer die frisch geschärfte Schneide der Axt, die unter der Bank liegt: schwingt sie und starrt mit einem aus Stumpfsinn und Neugier gemischten Staunen auf das Blut, das dem Rumpf seines alten, in der Sekunde zuvor noch friedlich schlummernden Vaters entströmt. In dem selben Seelenzustand ist einem Anderen Genuß, sich über einen Abgrund zu beugen und sich vorzustellen, wie es sein werde, wenn er sich kopfüber hineinstürzte. Oder sich eine geladene Pistole an die Schläfe zu halten und zu träumen: ‚Wenn ich jetzt abdrückte?' Oder vor einen Ansehnlichen, von Ehrfurcht Umhegten hinzutreten und sich auszumalen, wie es würde, wenn er ihn beim Kragen nähme und riefe: ‚Komm, mein Kerlchen!'" Lew Nikolajewitsch Tolstoi spricht; der Mann, in dem die Thorheit unzähliger Westeuropäer noch immer den Führer aus Finsterniß in das Licht freien Geistlebens, den „liberalen" Todfeind aller Seelenverdunkelung sieht und der doch, all in seiner Geniefülle, ein ärgerer „Reaktionär" war als Zar Alexander Alexandrowitsch und dessen feinnerviger, geistig kultivirter Großinquisitor Pobedonoszew. Denn sein Sehnen floh hinter den Zustand zurück, den das Zarthum Peters, Katharinens selbst dem russischen Islam zuträglich fand; und er hat aus dem Asien seiner Seele ins getäubte Ohr Europens den Trutzruf geschleudert: „Kann ich die Kinder des Volkes denken und sprechen lehren? Nein: in ihrer Schule müßte ich denken und sprechen lernen. Die Entwickelung, die Bildung des Menschen ist nicht das Mittel zur Erlangung der Harmonie, deren Vorstellung wir, als ein Ideal, in uns tragen, sondern ist ein Hinderniß auf dem Weg zu ihr. In einem gesunden Säugling verkörpert sich unser Ideal von Wahrhaftigkeit, Schönheit, Güte, dessen ewig währender Typus die Natur ist, die Pflanze, das Thier, alles ohne Denkvermögen Lebendige, und von dem jeder Lebenstag den Menschen weiter entfernt. Wir suchen unser Ideal vor uns: und müßten es doch hinter uns suchen." Alles seit der Höhlenzeit vom Geist der Menschheit Ersonnene, Aufgebaute, aus Traum in Wirklichkeit Gehärtete dünkt ihn an Werth einem Pfefferling gleich; und dieser Menschheit Seelengehäus scheint dem Auge verunreint und ekel, das es der Herberge des Nazareners und seiner für nahen Weltuntergang bereiteten Sekte vergleicht. In anderem Sinn, völlig anderem als unserem Faust-

dichter ist ihm Seligkeit, das Ende dem Anfang eines Lebens zu verknüpfen. Er trachtete, als ihm „Alles klar geworden war", an den Anfang allen Menschheitlebens (Christenheitlebens? Glaubenslebens?) zurück. War ihm wirklich Alles klar? Nicht nur dichter noch der Nebel geworden, seit der kleine Lew sich im Lenz aus der Troika lehnte und, fast trunken von Lust an dem Sprießen ringsum, mit dem Triller pfeilschneller Lerchen den Ruch des Faulbeerbäumchens einsog? Aehnelt er, der mit scharfer Axt schneide das Hirn vom Rumpf der Menschheit trennen möchte, nicht selbst Denen, die sich über den Abgrund beugen und, unter beinahe wollüstigen Schauern, träumen, wie herrlich es sein müsse, sich kopfüber hineinzustürzen? Nicht dem Studenten, der seine Bücher zuschlägt, sein Theeglas an die Wand schmettert, daß die Splitter im Morgengrau wie Thautropfen glitzern, und, ohne je zuvor solcher Vorstellung den Riegel seines Bewußtseins geöffnet zu haben, plötzlich beschließt, einen Würdenträger zu töten? Dem Kutscher, der, in sternloser Nacht, wie ein Toller auf seine Pferde einschlägt und die Zügel dann schleifen, den Schlitten in Schneeschlammlöcher, in Wolfschluchten, in unbekannte Gefahr gleiten läßt, glücklich just in dem Traum von den unbekannten Schrecken, denen er so rasch entgegenjagt? Dem aus einsamem Wolgasteppendorf Ausgehobenen, dem der Abschied von der Heimath, von Allem, was bis heute ihm Weltall war, nicht gelinder als Todeskampf ist und dessen Mund dennoch, unter überquellenden Augen, ein lustiges Lied singt, weil nun ein Anderes, Neues, unahnbar Gräuelvolles kommt, ein Leid, aus dem vielleicht, wie aus Sümpfen ein tanzender Funke, Läuterung aufschimmern wird? Dem Mädchen, das der Taumel einer Zufallsstunde ins Kloster oder ins Bordell, in Selbstmord oder in Spitaldienst, zu Altgläubigen oder zu Fürstenmördern treibt? Alle sind eines Stammes; in der selben Willenszone, dem selben Glaubensklima erwachsen. Alle, der Dichter und seine Geschöpfe, die feinsten, höchstkultivirten noch, dem Bauer verwandt, von dem Dostojewskij erzählt. „Zwei Alte, seit Jahren eng befreundet, kommen zusammen in eine Herberge. Beide sind nüchtern; haben keinen Tropfen Branntwein getrunken. Sie lassen sich Thee geben und übernachten in einem Kämmerchen. Seit zwei Tagen ist dem Einen aufgefallen, daß der Gefährte an einer Glasperlenkette eine silberne Uhr trägt, die er früher nie an ihm

sah. Dieser Eine ist nicht etwa ein Dieb oder schlechter Kerl; nein: ein ehrlicher Mensch und, für einen Bauer, in leidlicher Lage. Aber die Uhr stach ihm so ins Auge, er begehrte sie so heftig, daß er alle Herrschaft über sich verlor. Er klappt ein Messer auf, wartet, bis sein Freund ihm den Rücken zukehrt, schleicht sich, leis wie ein Wolf, an ihn, hebt den Blick himmelwärts, bekreuzigt sich und murmelt: ‚Herr, vergieb mir um der Wunder Christi willen!‘ Dann schlachtet er, wie einen Hammel, den Freund; und raubt dem Verröchelnden die Uhr.“ Nicht ein brünstiges Dorfhähnchen, das mit Silber und Glasperlen vor den Mädeln stolziren möchte. Ein schon Grauer, der an Balz, Reihen, Paarung nicht mehr denken darf, sein Leben lang ehrlich war und noch in den Wehen der Schandthat des Heilands Namen auf der Lippe hat. Was riß ihn in blutigen Wirbel? Otschajanje: nennts der Russe. Ueberdruß an ewig gleichfarbigem, gleichtönigem Dasein als eines Rädchens in der Riesenmaschine russischer Menschheit; lüsterner Drang in Erlebniß, das der Monade ein Weltgefühl vortäuscht, und wäre es das Erlebniß gräßlichster Qual; die bis in die Tiefe der Sexusempfindung, bis in die höchsten Wipfel eingeborenen Fatalismus fortwirkende Wonne des Bewußtseins, sich selbst ein Schicksal zu schmieden; die Sucht, in Leid, wie nach allzu langen Sommers Gluth in Eiswasser, sich bis an den Scheitel zu baden und durch Leid (dem Ertrinken jetzt, der Erstickung fast nah, jetzt, am Gurt der Bruderliebe, die Kehle wieder über dem Wasser) in die Seligkeit der Erlösung zu schwimmen, deren Glücksmorgen den von Schmach und Hoffnung noch Taumelnden beinahe betäubt; die Gier des hemmunglos, bis in irre Ekstase Frommen, der für die Jesuspflicht, die von all seinem Sehnen umklammerte, sich allzu schmächtig fühlt, doch in eines Schächers Martyrien von fern ähnliches Geschick sich aus trägem Alltagsfrieden zu stürzen. Das Ziel ist, fast immer, dick umnebelt; der Sturz, die aus frei gewähntem Willen in dunkle Möglichkeiten reißende Bewegung lockt, mit unwiderstehlicher Gewalt. Auch hier ist, mehr als irgendwo, das Wort leerer Schall; Gefühl ist Alles. Denkt an Tolstois Kutusow, der im Kriegsrath schläft, nie eine Karte ansieht und, während in der Ebene von Borodino dreihunderttausend Menschen im Ringkampf um Macht und Leben verknäult sind, dem auf dem Himmelsthron Waltenden, in Anachoretengeduld ein Feldherr des Reussenzaren,

überläßt, wem sein Wink den Sieg bescheren wolle. An Peter Besuchow (eine Hauptgestalt aus dem Epos „Krieg und Friede"), der im brennenden Moskau, ohne Zwang, ohne Zweck, sich in einen Mushikkittel mummt, aus seinem Palais stürzt, auf nackter Erde nächtigt, von einem Thürhüter sich mit den kargen Resten kalt gewordener Mahlzeit sättigen läßt und in dem nur der eine Wunsch glimmt, den Eroberer zu töten, mit eigener Hand den großen Kaiser zu würgen (den doch nicht ein Slave, den der passive Genius des Slaventhumes vernichten sollte). Denkt an Konstantin Ljowin, den (in dem Roman „Anna Karenina"), nach der Pein eines Frühlings, nach banger Erregung und qualvollem Stöbern im eigenen Selbst, in „der Zelle, die nach einer Lebensminute platzt", das Wort frommer Einfall umkehren, den Weg ins Heil suchen und, wie ein vom Bann lösender Spruch, erkennen lehrt, daß „von der dummen, der schurkischen Vernunft alles Unheil stammt." An den Altgläubigen, der wider den Kommandanten des sibirischen Totenhauses einen Stein schleudert: ohne Groll, nur, um gepeitscht und im Leiden geläutert zu werden. An Nietzsches zornigen, höhnischen Satz über die Aehnlichkeit der Evangelienwelt mit der Dostojewskijs. Und an den Vers des Dichters Tutschew, der mahnt: „Vernunft wird Euch niemals Rußland verstehen lernen; an Rußland müßt Ihr glauben." Rußland steht hier für den Slavenglobus.

Dmitrij Mereschkowskij, das stärkste dichterisch konstruktive Talent in dem Rußland von heute und unter all seinen uns bekannten Seelen die in der buntesten Polyphonie tönende, hat einst, nicht als Erster freilich, daran erinnert, daß gerade die Helden, deren Name, wie heiliger Männer, aus dem ersten Jahrhundert russischer Geschichte in jedes Nordslavenohr klingt, Germanen waren: der Nowgoroder Rurik, der dem herrnlosen Gewimmel das Haupt und der Retter aus Wirrniß wurde; Oleg, aus dessen Hirn der Gedanke an die Eroberung von Byzanz kam, Igor und Swatoslaw, die diesen Gedanken aufnahmen, doch nicht, in der ihrem Normannenblut fernen Welt orientalischer Wirklichkeit, auszuführen vermochten; Alle fast bis zu Dmitrij Donskoj, der die Tataren bezwang. „Vielleicht sind die Slaven das arische Urvolk. Wenn (wie immer wahrscheinlicher wird) der Ursitz des Ariertumes von den Ländern, die später Gallien und Germanien hießen, sich bis tief in unser Rußland hineinzog, dann hätten wir

im Inderthum seine erste, östlichste Absplitterung, im Slaventhum, das seßhaft zurückblieb, den eigentlichen Rassekern zu sehen. Auch diese Rasse hielt sich, wie jede, die nicht bald verschwand, nur kurze Zeit rein; mit skythischem und thrakischem Blut, mit den Trägern der Mittelmeerkultur und mit den Stämmen, die an der Ost- und der Nordsee neue Kultur schufen, mit Esthen, Finen, Germanen, Ruderern (Russen), dann mit Bulgaren und Türken, Hunnen und Tataren, mit Mongolen und Turanern also, hat das Slaventhum sich vermischt. Von allen Arierstämmen haben nur die Slaven eine Geschichte, die nicht eine von Kriegern, von Eroberern ist. In ihr ist, vom Urbeginn an, ein Hang in Thatlosigkeit, in Beharren und Erhalten, eine konservative Scheu vor gefährlicher Unternehmung. Als hätten vom Leib des Urvolkes alle zur That fähigen Glieder sich gelöst und nur den allein nicht leistungfähigen Rumpf zurückgelassen: so ists. Andere arische Rassen unterwarfen sich fremde Völker und Reiche und lernten dadurch die Kunst des Herrschens. Die Slaven konnten im eigenen Land nicht Ordnung schaffen und mußten drum aus Norwegen die Waraeger hinüberrufen. In den Kämpfen, die dann entstanden, und in der (als Großthat der Rasse zu verzeichnenden) Erlösung aus dem Tatarenjoch kam die treibende Kraft nie aus dem Volk, stets aus dem fremden Blut der Fürsten und Heerführer. Als Herren streuten sie die Saatkörner russischer Zukunft; aber die Masse fraß schließlich die Herren und deren Geschlechter erloschen, verschwanden. Aus der Mischung mit den Mongolen entstand ein neuer Slaventypus: der asiatische. Die ältesten Gräber zeigen einen hochgewachsenen, langschädeligen, hellhaarigen Menschen; der spätere Typ ist klein, dunkel, rundköpfig, mit breiter Antlitzfläche und vorstehenden Backenknochen. Diese beiden Typen sind die anthropologischen Grundbestandtheile des Slaventhumes; und eine Spur ihrer mannichfachen Vermischungmöglichkeiten wird die scharfsichtige Prüfung in jedem Slaven finden. Ein Volk mit Massengedanken, nicht individualistischen, ists; ein Volk, in dem der Wille, die Energie, die Initiative nie zu starker Seelenkraft erwacht ist. Alle stolzen, selbstbewußten, thatlustigen Theile hatten sich von der arischen Urrasse gelöst und nur die stilleren, in Geduld dem Drang nach Bewegung widerstehenden, das allzu Bewußte angstvoll fliehenden Elemente waren zurückgeblieben. Ihr Zusammenschluß schuf das Slaven-

thum, das wir kennen; das unkriegerisch ist, schwer zu kriegerischem Handeln getrieben wird und seine Nationalhelden aus anderen Rassen kürt; in dem Einer sich vom Anderen kaum unterscheidet; dessen erste Geschichtzeit nichts von Schlachten und Siegen meldet; dessen Größe das Dulden ist und das man, wie die ihm in Blut und Sprache verwandten Inder, ein mystisches Volksthum nennen muß. Wo man im Slaventhum den Willen zu einer Expansion ins Weitere walten fühlt, da ist sein Ursprung nicht slavisch, sondern germanisch oder tatarisch." Das sind Bruchstücke aus dem ideologischen Bau eines dem Blickfeld Mereschkowskijs Nahen. (Wirklich: herausgebrochene, geschliffene und zu anderem Gefüge benutzte Stücke.) Alles ist in so fernem, so weitem Bezirk Ideologie; in der Herren eigenem Geist haben die Zeiten sich gespiegelt. Vielleicht ist, was sich heute slavische Rasse nennt, anders entstanden, als auf dem Thurm solcher Gedankenbauten das Auge träumt. Vielleicht wird einst sogar die Annahme widerlegt, der Rassenname sei von slovo (Wort) abzuleiten und stamme aus dem Wahn (der auch die Nordalbaner umfing, als sie sich Schkipetaren, Verstehende, nannten), nur die Slaven (sloveni) seien deutlicher Sprache und hellen Gehörs fähig und alle ringsum Wohnenden Stumme, Unverständliche (nemčij: nicht die Deutschen nur, die das Wort heute bezeichnet). Die wichtigsten Wesenszüge der Rasse lehrt uns die slavische Dichtung aber klarer erkennen, empfinden als der wirre, oft abbiegende, an Gabelwegen in Finsterniß verlaufende, oft vom Drang fremden Blutes bestimmte Gang der Geschichte. Menschen aus dem Blick nirgends begrenzter Steppe, aus ungeheuren Wäldeen, durch die nie eines Holzfällers Axt hallte; Menschen, die weder Gebirg noch Meer an ungestümes Wagniß gewöhnte und die, besonders im Norden, ihrer Ohnmacht gegen Elementarkräfte sich früh bewußt wurden. Größer im Leid als unter dem Zwang zur That; dumpf, weich, fromm, verträumt, mit dem kindhaften Hang, Alles zu sehen, als sei das Licht des Schöpfungtages noch nicht verglüht: und der wildesten Fanatismen doch voll, wenn ein Föhn, Mistral, sizilischer Sirokko, Taifun durch ihre Hirne strich; wenn eines Mannes, eines Weibes (Helene, Libussa, Katharina) Weckerwort sie für das Wohl der Rasse zur Handlung aufrief. Nirgends hängt, im Bereich keiner anderen Rasse, die Schicksalsentscheidung so fest an der Person der Füh-

renden, zum Führeramt Fähigen. Aus ihnen muß, wenn endlich „Etwas geschehen“ soll, ein Feuer lodern, das durch Nächte, über Ströme hin leuchtet und im Gemüth der Fernsten, wie die Feuchtung mit Oel aus verkohlendem Docht, die Gewißheit aufzucken läßt, daß sie, gerade sie nur, gefordert werden. „Damit eine Explosion entstehe, muß das Kleinste und Größte, das Schwächste und Stärkste im Funken sich selbst gesagt haben: Entweder ich oder Keiner!“ Das ist auch ein Wort von Mereschkowskij; ein Wort, das die Urart slavischen Wesens ahnt und ahnen lehrt.

Deutsche und Slaven verstehen einander noch immer nicht; sind, trotz Nachbarschaft, Blutmischung, Geschäftsverkehr, noch heute einander beinahe stumm. In den fünfzig Jahren, die verstrichen sind, seit Gontscharow neben seinen Oblomow den Deutschen, der ihm alles Deutschen Typus schien, stellte, ist das Verständniß nicht inniger, nicht leichter geworden. Schwerer noch. Denn die Slaven haben sich fühlen, ihre Einung erstreben, ihrer Massenkraft vertrauen gelernt. Wo ist die Zeit, da der wohlhabende Russe, Serbe, Tscheche sich der Sprache schämte, die von der Lippe des Haufens, des Pöbels kam? Längst ist der in fremdem Laut Redende verpehmt; sind, nach der Roder- und Pflügerarbeit der Lomonosow, Derschawin, Dobrowskij und vieler Anderen, die slavischen Sprachen in den Salon und in die Literatur vorgedrungen. (Goethe fand schon 1825 einzelne serbische Gedichte an Werth dem Hohen Lied Salomos gleich; zählte das ganze Bündel freilich, das ein hallisches Fräulein nach Deutschland gebracht hatte, der „barbarischen Volkspoesie“ zu.) Slavenkunst hat sich, von Gogol bis auf Stanislawskij, Anna Pawlowa, den Maler und Szenengestalter Bakst, den Pantomimiker Nishinskij, die russischen Chöre und die tschechische Oper, den Erdwesten erobert; jedes Gebiet, sogar das dem Slavengenie ferne, von ihm niemals in ein Gipfelwerk gesteigerte Drama, sähe ohne ihren fortwirkenden Eindruck, Einfluß anders aus. Eine der Symbiose gefährliche Raschheit der Volksvermehrung, das bewußte Streben in eigene Wissenschaft und Kulturform, der aus jeder gelungenen Probe der Rassekraft jäh aufschießende Stolz des lange von Anderen und von sich selbst gering Geschätzten: neue Hindernisse auf dem Weg zum Verständniß. Der Slave, dessen Wesensspur in Brandenburg, auf altwendischen Plätzen Dresdens noch sichtbar ist, will sich den Ruhm,

in kurzen Jahrzehnten eine neue Kultur geschaffen zu haben, nicht rauben, nicht im Kleinsten verkümmern lassen. Deshalb darf das Stadtbild Prags nicht an Karl den Vierten, nur an Libussa und Sobieslav erinnern; könnte selbst ein mächtiger Zar die Vorherrschaft der Nesselrode und Adlerberg nicht erneuen; wüthet der Moskauer, wenn er hört, daß in Wien (der, nach allslavischer Redeweise, „größten tschechischen Stadt") die Tschechen nicht einmal auf eigene Kosten ihren Kindern eine Schule schaffen dürfen; wühlt die Vorstellung, daß im Habsburgerreich das Mehrheitrecht nur für Deutsche und Magyaren gilt, bis nach Belgrad, nach Midia die Seelen auf; knirscht der Kroat, dem erzählt wird, in Preußen werde polnischen Kindern der Polenadler vom Lehrer aus dem Ohr gehackt. Der Slave will nicht mehr „Hand" sein, Dung für den Kulturacker der dem Fremdling Frucht trägt, sondern Haupt und Herr seiner Welt, die er selbst schuf. Kein Steg führt in sanftem Bogen über die Kluft. Hunderttausend Deutsche bewundern Tolstois Melodrama vom „Lebenden Leichnam": und nehmen doch aus dem Spielhaus nicht die Erkenntniß mit, daß Alles, was sie dort wimmeln sahen, nur in slavischer Menschheit möglich ist, jede Gestalt, der Untersuchungrichter wie Protassow, nur von einem Slaven gezeugt werden, nur aus dem Schoß einer Welt wachsen konnte, die, nach Tutschews Wort, von Träumen umspült, umfluthet ist wie die Erdfeste vom Ozean. Das Verhängniß des Deutschen, daß er kein Psychologe ist und am Liebsten sich selbst als Norm aller aufrecht schreitenden Kreatur nimmt, sperrt ihm auch die Einsicht, daß des Slaven Hirn anders als seins arbeitet, wägt, assoziirt, scheidet und spaltet. Daß es alles Konventionelle, alles nur dem irdischen Nutzen Dienende aus der Tiefe des Urtriebes verachtet; den Emsigen, Strammen, Korrekten, Pünktlichen, nie in Traumdunst Versponnenen, als den zum Daseinskampf Tauglicheren, den schneller vorwärts, an den Trog mit fettem Futter Kommenden, dumpf, doch inbrünstig haßt. Ein Deutschland, das ihn aus Himmelsbläue anlächelte, das Land der Dichter und Denker, der mondbeglänzten Zaubernacht und der nie von heftigem Wind zerzausten Gartenlaube, hat der Slave geliebt; die Heimath Schillers und Uhlands, Hegels und Schopenhauers, der guten Frau Marlitt sogar. Die mechanisirte Welt, deren Gottheit der Nutzen, deren Mittel zur Macht eine ihm unerreichbare Organi-

sation aller Kräfte ist, stößt ihn ab; und auf dem Rund der Erde ist ihm kein Geschöpf fremder, seiner Natur keins widriger als der geschorene oder glatt gescheitelte, preußisch fromme Mann, der Alles „machen“ kann oder zu können glaubt, mit dem selben forschen Ernst von „S. M.“ erzählt und in der Schänke den „Ober“ heranruft, Waare und Verkehrssitte „tadellos“ haben will, immer, weil Liebenswürdigkeit ihn unmännliche Schwachheit dünkt, aus barschem Ingrimm dreinblickt, seine Habe und seine Geltung schnell mehrt und jedes der otschajanje verwandte Traumgewebe, wie Hagel die Blüthen, mit messerscharfem Hohnwort („So siehste aus!“) zerfetzt. „Ein preußisches Bataillon brächte in Montenegro die großschnäuzigen Brüder rasch in Raison“: noch in der Erinnerung an solche Sätze schaudert der Slave. Und der Deutsche vergißt, daß neben ihm Einer ist, der anders glaubt, fühlt, denkt, nicht um jeden Preis „tüchtig“ sein und in sauberer Ordnung hausen, auf die Wonne, über dem Abgrund zu schweben, niemals verzichten will. Millionen, die zu drücken, nicht zu unterdrücken sind.

Daß der Kanzler des Deutschen Reiches in öffentlicher Sitzung die Möglichkeit nahen Kampfes zwischen Germanen und Slaven auch nur erwähnte, war, weil das offizielle Rußland davon nichts hören will, das offizielle Oesterreich nichts hören darf, sicher höchst thöricht (und der Eindruck ist durch den Uebereifer, der den Wienern zuredete, Diakowa aufzugeben, in Petersburg nicht ganz verharkt worden). Noch unklüger war aber in diesem Fall die aus unausrodbarem Magisterdünkel kommende Mahnung an „gewisse Publizisten“, von der Möglichkeit solchen Kampfes nicht mehr zu sprechen. Nicht nur, weil aus dem Mund Eines, den nicht die winzigste Leistung, nicht das schmalste Gedankenhälmchen je zum Lehramt berechtigt hat, die Mahnung verhallen muß; sondern, weil nationale Nothwendigkeit befiehlt, von diesem Kampf, der die nächste Zukunft mitgestalten wird, rückhaltlos zu reden und, so lange es geht, zu verhüten, daß blutiger Krieg daraus werde. Die Slavenwelt ist nicht mehr, was sie vor einem Jahr noch war; über Nacht, wie dem gestern noch starren, blattlosen Flachland russischer Sommer, ist ihrer Seele der Hoffnunglenz erschienen. Der Sieg der Balkanvölker hat auf und in ihr mystisches Rassebewußtsein, ihren Islam gewirkt wie das Waffenglück der Japaner auf die Asiaten, von Südpersien bis über Nordchina hinaus. Wenn wir wollen,

heißt es jetzt, wenn sichs um unsere Sache handelt, nicht, wie auf Korea und in der Mandschurei, um einen befohlenen, ohne Glaubensbrunst unternommenen Feldzug, sind wir unüberwindlich; wenn im kleinsten Funkentheilchen die Gewißheit glühte: Ich oder Keiner! Horchet nicht auf die Unkundigen, die erzählen, nur das Fähnlein der Panslavisten, das, wie unser Alldeutscher Verband, wie der britische Wehrpflichtverein des Feldmarschalls Roberts, wie in Frankreich die camelots du roi, kaum mehr als eine spärliche Freischaar hinter sich habe, sei bereit, für den ganzen Umfang slavischen Langens, Verlangens zu fechten. Das war einmal: um die Zeit des prager Slavenkongresses; als die Aksakow, Katkow, Kollar die Geister schürten und Karamsins Fehderuf wider die wurmstichige, faulende Kultur des Westens aus den Disputirstuben der Wohlhabenden in die Masse trugen. Wer jetzt noch so unterscheidet, hat sich in Illusion eingelullt. Daß alle Bäche und Ströme des Slaventhums zu einem großen Meer zusammenfließen müssen und werden, ist heute jedem Slaven Glaubenssatzung, dem Minister Sasonow wie Katkows moskauer Epigonen; den Ausdruck bestimmt das Temperament und die gesellschaftliche Stellung jedes Einzelnen (und jede Regirung sucht ihn unter umwölktem Himmel zu dämpfen). In diesem Sinn sind alle Russen, Tschechen, Serben, Ruthenen, Kroaten, Slovenen, Bosniaken, Tschernagorzen, fast alle Bulgaren sogar Panslavisten; die Männer der Konstitutionell-Demokratischen Russenpartei (Kadeten) wie des feudalen Grundadels in Böhmen. Alle fühlen sich, wie die unter Heiden zerstreuten Juden, die zwischen Katholiken eingeklemmten Protestanten, in der Diaspora, doch einer mächtigen Gemeinschaft zugehörig; Alle haben die Siege von Kirkkilisse, Lüle Burgas, Kumanowo, Bulair, Adrianopel wie ihrer Fahne erkämpfte gefeiert: im Schloß und in der Werkstatt, in Kasernen und Amtsstuben. Das Heer des Balkanbundes hieß ihnen „unsere Armee“; und Staatsbeamte scheuten sich nicht, den Weg dieses Heeres auf der Landkarte mit Triumphzeichen zu schmücken. Das Gerede von Panslavismus als einem Klüngelbekenntniß fälscht Gewicht und Maß der Gefahr und verleitet in den Irrwahn, daß nur im Engsten der Fanatismus sprieße, den die Wirklichkeit doch als Allen gemeinsam erweist. Noch sind Groß- und Kleinrussen, Moskowiter und Ruthenen (Ukrainer) nicht versöhnt, ist das Un-

kraut des zwischen Russen und Polen wuchernden Hasses nicht ausgejätet. Darf deshalb der Germane die Bettdecke bis an die Brauen ziehen? Mit der Wucht des Allslavengefühls wächst auch seine anziehende Kraft. Seit dem Aufblühen des Südslaventhumes fühlt der Ruthene sich gestärkt und ist eher als zuvor bereit, den nun nicht mehr dünnen Fluß seiner Volksart in das große Meer münden zu lassen. Auch die Polen, die, in drei Reiche zersprengt, im Empfinden eine Nation geblieben sind, umweht wieder Morgenluft; näher als in Jahrzehnten je scheint ihnen der Tag, der ihr Schicksal noch einmal zur internationalen Frage macht. Die meisten (nicht alle) hatten für den Fall austro-russischen Krieges gegen Rußland optirt und Galizien ähnelte im Winter einem Lande, das der Hahnenschrei in Aufruhr hinreißen wird. Doch Rußland wirbt um sie, will ihnen Freiheit gewähren, die bisher stets geweigert wurde; ihr Volksgenosse Dmowski räth drängend zur Versöhnung, aus West und Süd werden sie beschworen, der Pflicht zu slavischer Gemeinbürgschaft alten Groll zu opfern; und die wichtigste Botschafteraufgabe des Herrn Delcassé ist, nach der bulgaro-rumänischen die russo-polnische Verständigung zu sichern. Gegen eine Koalition slavischer Staaten zu kämpfen, würde den Polen, die längst eine Gentry, einen nicht dem Adelswink hörigen Mittelstand haben, heute schon schwer, morgen, wenn Rußland streichelt und Preußen enteignet, vielleicht unmöglich. Ihr Kompaß weist in die Richtung der Rasse; und in einem Staatenbund, der alle Slavenmassen zu umfangen trachtete, fände auch ihre Volkspersönlichkeit Raum zu freier Bewegung. Ueberall strebt, hitziger als jemals, Verwandtes in Einheit. Und ein Neopanslavismus, dem auch die Polen verlobt sind, ist das Wunschziel des stärksten und reichsten Syndikates europäischer Mächte.

Die Aergernisse, die sich in Galizien und im Polenklub des wiener Reichsrathes jetzt wieder häufen, die polnischen Stimmen, die vor den üblen Folgen der slavenfeindlichen budapester Politik warnen und für die habsburg-lothringischen Länder den Trialismus fordern: da sind die ersten Zeichen des gewandelten Zustandes. Wer weiß, wie bald fühlbar wird, daß Polen für den Osten werden soll, was für den Westen Elsaß-Lothringen ist? Der Rhythmus der Slavenbewegung hat sich geändert, seit die Leute des Südens vornan marschiren. In ihren Adern kreist das Blut rascher;

sie sind thätiger, härter, haben mehr Staatsbewußtsein und stolzeren Willen zur Macht als die Enkel der unter dem Druck des Tatarenjoches stumpf Gewordenen; einen viel stärkeren Drang in Freiheit und Selbstbestimmungrecht. Aus ihren Bezirken kann das Feuer auflodern, das die lange gehoffte, gefürchtete Explosion bewirkt; und über ihnen ist der jedem Slaven ehrwürdige Nimbus des Türkenbezwingers. Hader trennt sie, Enttäuschte wenden sich von Rußland ab und der Balkanbund ist fast schon gelöst? Täglich lesen wirs: und sind, wenn wir dran glauben, so klug, wie die Kurzsichtigen waren, die nach Langensalza und Königgraetz, nach König Wilhelms Besuch am Hof des dritten Napoleon meinten, ein franko-preußisches Bündniß sei noch wahrscheinlicher als die Einung der deutschen Völker, die einander gestern bekämpft hatten. Ein Krieg zwischen Bulgaren und Serben, Bulgaren und Griechen braucht nicht länger nachzuwirken als der von 1866. Dem Puls des in Bayern regirenden Herrn wird gewiß nie anzufühlen sein, daß eine Preußenkugel ihm den Leib geschlitzt hat. Der Kampf um die Vorherrschaft kann in Südost noch eine Weile währen und doch Episode bleiben. Muß alle Kunst denn, aller Fleiß immer an das Gaukelwerk der Beschwichtigung vergeudet werden? Unsere Gegner wollten die Ausbreitung und das Wachsthum slavischer Macht, sahen ihre Hauptwünsche schon erfüllt und kämen mühelos bis an das Endziel, wenn wir uns wieder in den Trugglauben schwatzen ließen, daß ringsum Alles herrlich bestellt sei. Dagegen wird Jeder sich sträuben, den nicht die „ungetrübte Jubiläumsstimmung" die Hauptsache dünkt und der nicht in Rührung zerschmilzt, weil zwei Kaiser dem Neffen Ernst August als Trauzeugen gefällig sind, noch gar, weil der Geheime Justizrath Krause, liberaler Bürger in Stadt (Berlin) und Land (Nikolassee), geadelt, der Geheime Kommerzienrath Arnhold als zweiter Israelit (nach Karl von Rothschild) ins preußische Herenhaus berufen wird. Neue Macht ist geworden. Wir haben ihr weder den Nährquell verstopft noch sie uns befreundet. Obwohl sie die Zukunft germanischer Wirthschaft und Kultur gefährden könnte, haben wir uns in den Wahn festgebissen, die Entwickelung „berühre uns nicht unmittelbar" (Bethmann; Schloßabzug), sondern nur als Oesterreichs Gefährten. Grundfalsch. Wir durften, mußten sogar das Recht heischen, mit kräftigstem Nachdruck unser Interesse zu vertreten; mußten, statt, mit kindlichem

Treugelübde auf der Zunge, im schwarzgelben Train nachzuhumpeln, mit klarer Front eine deutsche Politik, die nostrae causae, treiben; Oesterreich nicht zurückhalten und zu „Mäßigung“ mahnen, sondern, zu entschlossen feindlichem oder freundlichem Thun, vorwärts drängen und es vor Fehlern bewahren, die alle Säfte des Reichsleibes vergiften; Hammer, nicht Ambos sein. Jetzt? Die beiden Kaiserreiche haben die Südslaven weder gefördert noch ernstlich geschädigt, weder irgendwie Beträchtliches durchgesetzt noch gehindert, sich aber in den Ruf engherziger Ränkesucht gebracht und die Hoffnung der Slavenstaaten an den in London, Petersburg, Paris herrschenden Willen gekettet. Das gerade sollte verhindert werden; denn die wiener (budapester) Politik sah als ihr Ziel noch das von Andrassy in einem Privatbrief an Karl von Rumänien gezeigte: „Das Zusammenfließen der nord- und der südslavischen Elemente zu hindern und eine feste Barriere gegen die Slavisirung eines Theiles von Europa zu bilden.“ Vorbei. Der Südwind hitzt die Seelen. Und in allen Slavenprovinzen ists wie in der Sauserzeit einer (nicht Seldwyla nahen) Orientschweiz.

Synopsis.

Jeder Friedensschluß der letzten Jahre, Japans in Portsmouth, Deutschlands im Kongosumpf, Spaniens in Paris, war eine pax britannica; ein von England gewollter, dem Britenimperium Zins tragender Friede. Doch keiner an Ausbeute so reich wie der jetzt bereitete, den drum der Ehrenname des Londoner Friedens krönen darf. Die Türkei aus Afrika und, ohne Krieg der Großmächte, aus Europa gedrängt, der Kopf der nach Kleinasien führenden Brücke leicht unter englischem Feuer zu halten; Oesterreich in neue Reibung, in Südost mit den Slaven, in Südwest mit den Italienern, gebracht und nach dem Ausbruch eines europäischen Krieges vollauf mit der eigenen Vertheidigung beschäftigt, minder tauglich als zuvor also, dem Deutschen Reich Hilfe zu leisten; dieses Reich selbst, ohne den Türkentrumpf, ohne die breit offene Straße ins Aegaeische Meer und in seine anatolische Einflußsphäre, mit einem geschwächten Bundesgenossen, zu ungeheurer Stärkung seiner Landwehrmacht genöthigt; Rumäniens Wachsthum von Rußlands Gnade abhängig oder nur auf Oesterreichs, Ungarns Kosten zu erlangen; das Trustgebiet bis nach

Adrianopel und ins Jonische Meer erweitert und an der Adria, in dem Retortengebild eines Albanerstaates, ein neues Makedonien abgegrenzt, in dem, so oft es nützlich scheint, schnell ein Feuerchen angezündet ist. Das wäre nicht geringer Ertrag; noch nicht genügender? Während er eingestrichen wurde, wisperte, krähte, brüllte allerlei bethuliches Volk von der „Besserung des deutsch-englischen Verhältnisses". Nach all dem Lärm durfte man, allermindens, hoffen (und ich deutete die Hoffnung hier an), daß John Bull seinem Herzen ein Stößchen gegeben und uns das lange umraufte Endstück der Bagdadbahn überlassen habe. Nein. In dem Jahr solchen weltpolitischen Ertrages und einer Wirthschafternte, die dem Schatzsekretär Lloyd George gestattet, ohne irgendeine Zoll- oder Steuererhöhung, für den Reichshaushalt fast viertausend Millionen Mark aufzuwenden, sichert England sich auch noch die Herrschaft über die Bagdadbahn. Den Russen schafft es (an der persischen Grenze) Urmia, das die Türkei räumt, den Franzosen Bewegungfreiheit in Syrien. Dem Sultan Mohammed verspricht es die Wahrung seiner Scheinhoheit über Egypten, die Erhaltung des ihm nach dem Londoner Frieden bleibenden Landbesitzes und zwei durch Zollrechte verbürgte Anleihen, deren halben Betrag (vierzig Millionen Mark) der Schuldner auf englischen Werften verbauen muß. Egypten: Kitchener findet den status quo bequem; Landbesitzgarantie: gilt so lange, wie sie dem Garanten in seinen Kram taugt; Anleihe: ein solides Geschäft, das hohe Rente bringt. Die Prämie aber für so opferwillige Hingabe ist: das Schutzherrnrecht im Bezirk des Scheichs von Koweit und unbeschränkte Gewalt über die Strecke Bassora-Koweit (Persergolf). Der Vertrag, den Georg Siemens, als Leiter der Deutschen Bank und der Anatolischen Eisenbahngesellschaft, im Dezember 1899 mit dem türkischen Handelsminister schloß, gab ihm das Recht, die Bahn von Konia bis an den Persischen Golf zu verlängern. Der Kaiser hatte sich persönlich bei Abd ul Hamid eingesetzt und dadurch dem Bankgeschäft den (öfter gefährlichen als förderlamen) Schimmer einer Staatsaktion gegeben. Zwölf Jahre lang stöhnten unsere klügsten Diplomaten, der in Berlin genährte Glaube an den politisch-strategischen Zweck der Bahn hemme, wie ein Sperrsignal, alle Verhandlung mit England; trotzdem das deutsche Kapital allein, ohne fremde Hilfe, den Eisenstrang nicht bis

ans Ziel legen könnte, sei den Briten nicht auszureden, daß er einem Heer den trockenen Weg nach Indien bahnen solle. Jetzt? Ein großer Aufwand ist zinslos verthan. Die Bahn ist fast schon international, ihre Trace von den Jungtürken, nach londoner Diktat, geändert und sie mündet in britisches Gebiet. Fürst Bülow mag sich fragen, ob dieser letzte Schluß politischer Weisheit so langer Mühe, so heikler Lotsenarbeit werth war. Eine Rumpfbahn, die den Besitzern, deutschen und fremden, nach Jahren vielleicht einträglich werden kann und in deren Direktorium Engländer sitzen: Das konnten wir früher und billiger haben. Darum die Weisung an den (immer zu dröhnendem Tonklang gestimmten) Freiherrn von Wangenheim, die Bedroher deutscher Interessen im kleinasiatischen Osmanenreich anzupfauchen? Nordpersien russisch, Südpersien, Koweit und Umgegend englisch. Britania darf lachen; wie den Suezkanal einst den Franzosen, hat sie nun den Deutschen die Bagdadbahn abgelistet. Die wird für das von Sir William Willcocks bewässerte und meliorirte Land zwischen Euphrat und Tigris gut zu brauchen sein, die Kulturarbeit in Arabien, Persien, Afghanistan erleichtern und, mit dem Anschluß nach Saloniki, über Ostende die indische Post und das indische Eilgut rascher (um ein Drittel der Fahrzeit) als auf dem Weg über Brindisi-Domo d'Ossola nach England bringen. Das wäre noch nicht einmal der wichtigste Gewinn. Wer Cypern und Kairo, Koweit und Aden, den Perser- und den Arabergolf, den Suezkanal und das Rothe Meer hat, beherrscht, mit unanfechtbarer Flottenübermacht, Arabien. Ein alter Wunsch Britaniens wird erfüllt. Gibraltar, Malta, Cypern, alle Wasser- und Landstraßen nach Indien: so stark war das englische Weltreich noch niemals versichert. Deshalb wäre es thöricht, den Türken die Zollerhöhung, die sie so lange begehren, noch zu weigern. Sie mögen vier Prozent zuschlagen: um so rascher können sie der City das geliehene Geld zurückzahlen. Und je höher der Ertrag ihrer Wirthschaft sich hebt, desto größer wird der Nutzen des Absatzes in Mesopotamien und in den Sandschaks zwischen Gallipoli und Smyrna.

Der neue anglo-türkische Vertrag, aus dem Wesentliches, nicht schon für den Abstrich Vorbedachtes, wohl kaum wegfallen wird, war selbst abgehärteten Deutschen eine rauhe Ueberraschung. Die schlauen londoner Manager schickten ihn aber in einer Stunde ans Licht, die den Amtsinhabern jeden, den meisten Meinung-

machern groben Widerspruch verbot. Denn die Huldvollen Majestäten des Inselreiches feiern in Berlin ihres Neffen Hochzeit: also muß über dem Kanal der Himmel heiter sein. So leben wir; so genau weiß man draußen schon, welche Zauberkunst im berliner Wetterglas das Quecksilber auf hohe Grade treibt. Der König und die Königin von England, der Kaiser und die Kaiserin von Indien, sind an unsere Spree gekommen. Grund zu Jubelstürmen? Der Deutsche Kaiser war oft genug drüben. Zwar weiß jedes Kind, daß Ernst August, Herzog zu Braunschweig und Lüneburg, Königlicher Prinz von Großbritanien und Irland ist und daß die Söhne der Königin Alexandra und der Kaiserin Maria Feodorowna der nah verwandten, aus dem Souverainrecht gestürzten Familie Cumberland die Bitte, ihr im Zollernschloß Beistände zu sein, nicht abschlagen konnten. Zwar ist, mit fast kränkendem Eifer, in langen Artikeln von London aus zehnmal dem Erdkreis gemeldet worden, der Besuch sei nur familiär, „ganz privat" und deshalb auch Toastgeschmetter ausgeschlossen. Einerlei: im Land stolzer Deutschen wird „festgestellt, daß solche Besuche doch immer eine weitreichende politische Bedeutung haben und daß insbesondere der Besuch des Königs Georg die erfreuliche Besserung des Verhältnisses zu England erkennen läßt". Punktum. (Der sorgliche Kanzler hat gar den Satz zurechtgehobelt: „Gilt ihre Anwesenheit auch nur einem Familienfest, so bildet doch die damit bekundete Herzlichkeit der persönlichen Beziehungen unter den drei Monarchen ein werthvolles Imponderabile für die Sicherheit des wechselseitig ungestörten Fortschrittes der großen Kulturnationen Europas." Nur ein Familienfest; ein Imponderabile von unüberbietbarem Werth und Gewicht; der wechselseitig ungestörte Fortschritt: darüber kann die Schornsteinfegerswitwe nicht hinaus, die dem Dank für Kondolenz die Bitte anknüpft, ihrer Firma die schätzbare Kundschaft nicht aus so kleinem Anlaß zu entziehen.) Und über Bagdad, Bassora, Koweit und Aehnliches darf der Patriot fürs Erste nicht reden. Auch ist ja noch nichts unterschrieben (nicht schon von Hakki Pascha?) und unser Einspruchsrecht in unzermorschbarer Kraft. Persisch-Potsdam war doch auch nicht von Pappe. Kommt Zeit, kommt mah ich wohl die Erkenntniß, daß der anglo-türkische Vertrag als ein ungemeiner Erfolg deutscher Staatsmannskunst zu buchen ist.

In die Schlußabrechnung über Gewinn und Verlust des Bal-

kankriegsjahres; des, zunächst einmal, an Geldertrag reichsten in der langen Wirthschaftgeschichte Großbritaniens und Rußlands. Jeder verständige Deutsche müßte sich freuen, wenn zwischen seinem und dem britischen Reich der Spalt wirklich geschlossen wäre. Ist ers? Oder ist das alltägliche Gejauchz über die „erneute Freundschaft der stammverwandten Nationen" eben so werthlos wie das Geplärr von der einträchtigen Friedenswahrung und der Gemeinschaft der Ziele? Das Wesensbild das Engländers zeigt manchen im schönsten Sinn kindhaften Zug. Kindisch ist Englands Politik aber in magnis niemals gewesen. Das wäre sie, wenn sie einen Staat, den sie, mit dem Aufgebot aller Kraft und List, acht Jahre lang zu isoliren, einzukreisen, zu lähmen getracht hat, plötzlich, wie aus langem Irrwahn erwachend, ins Herz ihres Herzens schlösse. England hat Hauptgrundsätze der ihm aus großer Zeit überlieferten Politik, nationaler und internationaler, gebrochen. Farbige in Asien begünstigt, Rußland, Frankreich, Italien gespeist, fremde Mittelmeermacht gefördert, Marokko, Nordpersien, die Mongolei, Tripolitanien, Kreta als Spielgewinn hingeworfen, sich unbequeme, militärisch kräftige Nachbarschaft aufgebürdet, den Panamatrank geschluckt, auf das dérivatif, das in jeder trüben Stunde aus der europäischen Türkei zu holen war, verzichtet, den Slaven auf Gipfel geholfen, den Kolonien Sitz und vollgiltige Stimme im Reichsrath gewährt: Alles nur, um vor Deutschland geschützt zu sein. Nicht, um es zu vernichten; nur, um es nicht in noch gefährlichere Angriffskraft wachsen zu lassen. Den Frieden wollte es immer erhalten (weil ein unglücklicher Krieg ihm Unersetzbares nehmen, jeder gegen Deutschland geführte es auf Jahrzehnte hinaus an lästige Abwehrbereitschaft binden müßte); auch im Juli 1911, als es die Franzosen mahnte und beinahe zwang, kein Kriegsschiff nach Agadir zu senden, und sich mit der spitzigen Drohrede seines Schatzkanzlers begnügte. Damals schäumende Wuth und jetzt von Zärtlichkeit feuchte Augen? Damals Sir Edward Grey der Erzfeind, den jeder Kerndeutsche in Samiels Schlucht verwünschen mußte, und jetzt der weiseste, gerechteste, uns freundlichste Staatsmann? Bietet er uns etwa Kohlenstationen, kleinasiatisches Land mit guten Häfen, endlich wenigstens die Frucht des Vertrages über die portugiesischen Kolonien und unbeschränkte Zugänge auf die Märkte Ostasiens an? Nichts. Was er anbot, war: Wehrmacht-

begrenzung (Haldane), die Herr von Tirpitz nicht wollte, und ein Rastjahr im Flottenbau (Churchill), das von dem selben Admiral, als unserem Interesse schädlich, abgelehnt wurde. Seitdem hat England die politische und die strategische Stellung des Reiches ärger erschwert, als die düsterste Prophetie ahnen ließ. Wir haben ihm, Schritt vor Schritt, zugestimmt und seinen Geschäftsführer als einen neuen Aristeides, einen von hehrstem Menschheitempfinden erfüllten Wahrer des Friedens (der, im Großen, nur von uns, von unserem Entschluß, für deutsches Lebensrecht zu fechten, gefährdet werden konnte) gefeiert. Georg der Fünfte kommt nach Berlin: wir sind entzückt. Der Marineminister Churchill kommt nach Kiel: wir sind beglückt. Ist je mit kleineren Spesen ein Riesengeschäft aufgerollt und abgewickelt worden? Ists aber nicht auch höchste Zeit, sich auf die Pflicht zu nationaler Selbstachtung zu besinnen und den Fluchbann unverjährbarer Lächerlichkeit zu meiden?

Irrthum, laß los der Augen Band! Der Vergleich der Bilanzen von 1913 und 1908 (bosnische Krisis) bringt Pein; dürfte aber nur wehleidig Morschen erspart werden. Damals blieb kein Korn auf der Tenne der Triple-Entente und deren Häupter knurrten uns grimmig an. Jetzt haben sie alles vom Wunsch Ersehnte in ihre Scheune geborgen und aus ihrem Auge winkt Bräutigamslächeln der frommen, gläubigen Jungfrau Germania. England, Frankreich, Rußland hatten nur eine Gewissensangst: daß Deutschland und Oesterreich den Frieden brechen könnten. Deutschland und Oesterreich schrieben sich ins Verdienstkonto, daß ihnen, mit äußerstem Seelenkraftaufwand, gelungen sei, dem Weltfriedensbruch vorzubeugen. Welch Schauspiel! Pax britannica. Londoner Friede. Menschen aller Farben und Zungen merken, daß dem neuen Dreibund das Schiedsrichteramt, die Leitung des Weltgeschäftes zugefallen ist. Im Osten thürmt der Slavenwall sich himmelan. In Südwest wird den Muselmanen, „bis auf Weiteres", ein Eckchen gerettet; wird aus der Schwarzen Küche ein Staatsgebild hervorgezaubert, von dem Keiner weiß, ob es leben kann, Jeder, daß es das nächste Angriffsobjekt der in neue Kraft erstarkten Balkanslaven sein wird. Ein Provisorium von der Sorte, die dem trade Englands immer noch Nutzen gebracht hat; und das zwischen Oesterreich und Italien die Brandgefahr steigert. (Daß von Rom aus „eine ganze politische und wirthschaftliche Staatsaktion" durch-

geführt worden ist, um Albanien dem Königreich der Savoyer zu sichern, hat Marchese di San Giuliano schon 1902 öffentlich ausgesprochen; und in der offiziösen „Tribuna“ wurde im April 1900 gesagt: „Nie darf Italien dulden, daß Albanien anderem Einfluß als italischem zugänglich werde.“) An London, Petersburg, Paris klammern Sieger und Besiegte die Hoffnung. Dreimal deutet, während eines kurzen Aufenthaltes in Paris, Alfonso der Dreizehnte den Willen zum Eintritt in das starke Konsortium an. Trotzdem der Landtag von Elsaß-Lothringen, in feierlicher Resolution, erklärt hat, daß er nur Autonomie (als eines freien Bundesstaates), nicht Rückkehr in Frankreichs Staatsverband erstrebe, und trotzdem fast zweihundert Mitglieder der pariser Kammern diesen Beschluß, diese Einurnung aller Revancheträume, gebilligt haben, dämmert in Berlin nicht die Erkenntniß, daß der Schlüssel, der das Thor einer Zukunft öffnet, müheloser als je zuvor jetzt aus Paris zu holen ist; treibt man durch unfruchtbare Knebelgesetze (die den Verleiher des allgemeinen Wahlrechtes als blinden Schädling erweisen) die Elsasser und Lothringer den Franzosen, die Franzosen den amis et alliés als willfährige Mannschaft zu. Was noch? Bagdadbahn. Koweit. Arabien. Konnte der Ertrag noch geringer, tiefer noch unter Null sein, wenn in der Wilhelmstraße kein excellenter Finger gerührt, keine Note geschrieben, kein Offizier aus Generalstab und Kriegsministerium zu trauter Zwiesprache bemüht wurde? Die Summe der berliner Fehler und der deutschen Verluste wird durch die Ziffern und Motive der Wehrvorlage bündig bezeugt; ist also nicht wegzulügen. Deutschland ist stark und überdauert rüstig auch dieses Ungemach. Und der Augenschein lehrt, daß Germanen geduldig sein können wie der weichste Slave. Kein anderes Männervolk würde die neue Waffe getrost in die Hand eines Mandarinen legen, der mit der alten nicht einen Strohhalm zu schützen vermocht hat. In keinem anderen Verfassungstaat säße, nach vier Jahren solchen Mißwachses, der Verantwortliche so fest auf seinem Würdenstuhl. In Deutschland kann es sein. Darf aber nicht, nach jedem Wolkenbruch, gejubelt werden: Seht, wie uns lieblich die Sonne lacht!

Die Deutsche Botschaft in Petersburg.

Das Auswärtige Amt darf sich rühmen, die moderne Baukunst durch einen großen amtlichen Auftrag legitimirt zu haben. Zwar ist der Versuch nicht in Berlin oder innerhalb der weiteren Grenzen des Landes unternommen worden, in dem die erfolgreiche Bewegung zu einer Regeneration der architektonischen und gewerblichen Künste entstanden und entwickelt worden ist; gerade dadurch aber bot sich die günstige Gelegenheit zu einem kräftigen Vorstoß ins Ausland. Und in diesem Sinn hat die Thatsache, daß Professor Peter Behrens, der Architekt der modernen deutschen Großindustrie und einer der unerschrockensten Führer der neuen architektonischen Bewegung, in amtlichem Auftrag für die Deutsche Botschaft in Sankt Petersburg ein Geschäfts- und Schmuckgebäude errichtet hat, eine über das Künstlerische hinausgehende handelspolitische Bedeutung. Das preußische Arbeitministerium hat, als Berather des Auswärtigen Amtes, unter den modernen Baukünstlern die glücklichste Wahl getroffen, als es dem Bauherrn zunächst für den inneren Ausbau und für die Ausstattung der Prunkräume diesen Architekten vorschlug. Denn Behrens wird schon durch seine natürlichen Anlagen zu einem gewissen Pathos der Haltung und der Geste verpflichtet und hat aus seiner vielseitigen Beschäftigung im Dienst der Großindustrie Etwas von dem repräsentativen Geist des modernen Unternehmerthums allmählich auch in sein eigenes Arbeitgebiet hineingetragen. Er hat mit erstaunlicher Energie und mit bewundernswerther Disziplin als Autodidakt, der von der Malerei ausging, auf die technische Beherrschung des Baumeisterberufes hingearbeitet und ist schließlich, mit wachsender Erfahrung, zu einer reifen Sicherheit der Baupraxis gelangt, die ihn in dieser Hinsicht seinen polytechnisch und akademisch erzogenen Berufsgenossen fast ebenbürtig erscheinen läßt. Er hat, durch die Gunst großgesinnter Bauherren gefördert, von Auftrag zu Auftrag eine reiche und fruchtbare künstlerische Entwickelung durchlebt, die auch heute gewiß nicht schon zur höchsten und letzten Reife gelangt ist. In ernster Arbeit, die wirksam von einer natürlichen Begabung unterstützt wurde, hat er um eine monumentale Form für die Bauaufgaben der Industrie gerungen und er ist seinem mit klarer Bestimmtheit und gewissenhafter Selbstkritik verfolgten Ziel in einzelnen Fällen sehr nah gekommen. Er hat sich die Frische und Ursprünglichkeit seines architektonischen Talents zu bewahren gewußt, tritt vor jede neue Bauaufgabe mit unverdorbenen Augen hin und braucht nicht, wie es

stets eigentlich der Akademiker müßte, alles Erlernte und als fertige Form schon Uebernommene erst zu vergessen, sobald er mit der raumkünstlerischen Bewältigung des Bauprogramms beginnt. Er ist unbefangen und durch seine Begrenzung zugleich mächtig, während der Akademiker in all seinem Reichthum neben ihm beschränkt genannt werden muß. Behrens gelangt zu Lösungen, die unerwartet, neu und entwickelungfähig sind; sie überzeugen durch ihre Natürlichkeit, nicht durch die scheinbare Reife der Vollendung, wie die Werke der Akademiker. Ihnen gegenüber ist Behrens ungefähr im Fall des naiven Dichters, von dem Schiller einmal sagt, daß die trockene Wahrheit, womit er den Gegenstand behandle, nicht selten als Unempfindlichkeit erscheine. Man vergleiche in diesem Zusammenhang, um für die Anschauung ein Beispiel zu haben, etwa das neue von Behrens erbaute Geschäftshaus der Mannesmann-Gesellschaft in Düsseldorf mit Ludwig Hoffmanns Stadthaus in Berlin. In beiden Fällen handelte es sich um die Errichtung eines den Zwecken geschäftlicher Verwaltung dienenden Bureaugebäudes, also um ein Haus mit vielen hellen Arbeitraümen, das zugleich durch seine äußere Erscheinung für den Bauherrn monumental repräsentiren sollte. Behrens, der Autodidakt, hat den Baugedanken des offenen Pfeilersystems, den er beim Mannesmann-Haus architektonisch durchgeführt hat, restlos aus dem Raumprogramm geschöpft; der Eklektiker Hoffmann dagegen hat das Bauprogramm reflektirend auf eine bereits vorhandene Architekturform bezogen. Was Hoffmann mit seinem Säulen- und Quaderbau erreichen wollte, war die Erzeugung einer bewußt geförderten Stimmung; und die historische Ueberlieferung war für ihn die Quelle, aus der er solche fertigen Stimmungwerthe schöpfen konnte. Das „Cachet" ist für ihn die Hauptsache; und er wirkt harmonisch und ausgeglichen, während Behrens streng und spröde erscheint. Für Behrens hat die überlieferte Form nur sekundäre Bedeutung, sie ist ihm dienstbar als Mittel zur Befriedigung eines ganz elementaren architektonischen Gestaltungtriebes. Was seinen Bauten fehlt, ist die erprobte Wirkung akademischer Weisheit und Proportionenkunst; doch stets findet man darin die heute werthvollere Wirkung eines Primitiven, die Andeutung einer neuen Bauidee, die Bethätigung eines selbständigen, modern gestimmten Formwillens. Geschmacksreife, Formveredlung, Verhältnißmusik: das Alles kann erst eine fortgeschrittene Kunstentwickelung bringen; und hier handelt es sich doch immer noch um Ansätze, um verheißende Anfänge. Darum gilt es, solche Anfänge mit allen Mitteln zu fördern, die wenigen ganz ursprünglichen

Bautalente der Zeit vor große Aufträge zu stellen und nicht gleich immer das Fertige zu wollen, sondern in dem Bewußtsein, das Werdende wachsen zu lassen und stark zu machen, sich zu bescheiden.

Obgleich nach Goethes Wort in keiner Zeichnung die vorspringende Gegenwart der Architektur erreicht wird, so ist es immerhin möglich, aus den im Konferenzsaal des Auswärtigen Amtes ausgestellten Photographien, Plänen und Materialproben ein so vollständiges Bild von dem Neubau zu erhalten, daß er in seiner Gesammtwirkung beurtheilt werden kann. Und da zeigt sich denn, daß zwar nicht jede Absicht restlos erreicht worden ist und daß manche Einzelheit anders und besser gedacht werden könnte, daß aber im Ganzen doch eine sehr gute Arbeit geleistet wurde. Mit großem Geschick hat sich Behrens mit der repräsentativen Seite der Bauaufgabe abgefunden. Er hat das neue Haus, außen wie innen, mit einer würdigen Monumentalität zu erfüllen gewußt und im Ganzen eine Stimmung erzielt, die an die strenge preußische Bautradition des Brandenburger Thores und des Alten Museums im Lustgarten gemahnt. Es ist eine kühle und herbe Zurückhaltung in diesem Bau, die zuweilen sogar nüchtern genannt werden muß, aber es ist zugleich auch so viel echtes, allem Phrasenhaften abholdes Pathos darin zu spüren, daß man leicht und schnell mit einigen Härten versöhnt wird. Imponirend ist die Haltung des Hauses namentlich auch im Stadtbild. Die wuchtige Hauptfront des Botschaftgebäudes ist sehr fein der einen Längswand des weiträumigen Isaaksplatzes eingegliedert und bildet mit den übrigen Palästen und der schönen Isaaks-Kathedrale eine würdige und wirksame Einheit. Die Fassaden sind in einem grobkörnigen, finländischen Granit von gedämpft röthlicher Färbung ausgeführt. Die Hauptfront ist mit starker Betonung der Vertikalen durch wuchtige Halbsäulen gegliedert. Dazwischen liegen in rhythmischer Reihung die hohen, schmalen Fenster; die Mauerflächen sind rauh gestockt, um in den Rücklagen das lebhafte Spiel feiner Schattenwirkungen zu erzielen. Ueber den Säulen lagert ein breiter Architrav und ein in seinen Abmessungen wohl etwas schwächlich gerathenes Kranzgesims. Ueber die Mittelachse ist als krönende Giebelfigur eine monumentale Bronzegruppe gesetzt, zwei Rosselenker oder Schildträger, die ihre Pferde am Zaum führen, in kriegerischer, aber ruhiger Haltung, wie wenn sie, abgesessen, über dem Thor Wache hielten. Die kraftvoll stilisirte, im Maßstab und im Gesammtcharakter vorzüglich auf die Architektur des Hauses abgestimmte Gruppe ist von einem Schüler Tuaillons, dem berliner Bildhauer Encke, model-

lirt worden. Im Uebrigen wurde bei der Fassade auf alles ornamentale Beiwerk und auf jeden plastischen Schmuck verzichtet und der Eindruck ganz mit der Wirkung guter Verhältnisse gesucht. Dabei ist zu beobachten, wie Behrens, gewohnt, als Maler in der Fläche zu denken, auch als Architekt bei der Auftheilung der Fassade mehr in der Fläche als im Raum komponirt hat. Er theilt das langgestreckte Rechteck der Front durch vertikale Linien in schmale Streifen auf und wiederholt dieses Prinzip in der krönenden Giebelfigur, die in ihrer Silhouette wieder in ein geometrisch ähnliches Rechteck komponirt ist, indem er den Rhythmus paralleler Vertikalen mit den Beinen von Rossen und Reitern aufnimmt und fortführt. Als räumliche Form für die Vertikallinie ist bei der Auftheilung der Fassade die Säule gewählt worden, ein stützendes und tragendes Motiv, ohne daß ihr aber zugleich eine ihren Abmessungen äquivalente Last aufgebürdet wäre. In gewisser Weise versagt hier, in dem Autodidakten, das dem Architekten anerzogene statische Gefühl; der Kampf mit der Schwerkraft, das eigentliche Thema der Architektur, ist nicht restlos zum Austrag gekommen.

Der Grundriß des Hauses ist über einer Symmetrieachse entwickelt, in der auch der Hauptzugang liegt. Man betritt den zur Repräsentation bestimmten Flügel vom Isaaksplatz her durch einen Portikus, von dem man in ein niedriges, mit gelb geadertem Marmor verkleidetes Vestibül gelangt, das gegen einen kleinen, mit einem Zierbrunnen (von Renker) und Säulenumgängen geschmückten Gartenhof durch drei breite Glasthüren abgeschlossen ist. Der Ansatz der breiten Haupttreppe, die in geradem Lauf ins erste Stockwerk führt, ist in nicht sehr glücklicher Weise mit mehreren Stufen in das niedrige Vestibül vorgeschoben, so daß das großzügig gedachte Motiv nur unzulänglich zur Entwickelung gelangt und die einladende Wirkung, die für eine monumentale Treppenanlage stets zu erstreben ist, durch die gedrückten Verhältnisse des Zuganges beeinträchtigt wird. (Vielleicht darf aber dieser Umstand, zum Theil wenigstens, auf die Rechnung der beschränkten Raumverhältnisse des Bauplatzes gesetzt werden, die die Anlage eines besonderen, eine weiträumige Entwickelung gestattenden Treppenhauses nicht zuließen.) Das Erdgeschoß enthält noch die Diensträume der Kanzlei und das Arbeitzimmer des Botschaftrathes, Stallungen, Auto-Garagen und Personalwohnungen.

Im Oberstock liegt, unmittelbar der Treppenhalle angegliedert und symmetrisch zur Hauptachse, der große Thronsaal. Mit ihm ist der auch in der Mittelachse liegende, in Schwarz und Weiß ge-

haltene Preußensaal durch eine Säulenstellung verbunden. Dann folgen auf der einen Seite der grüne Salon, der Damensalon, das große Herrenzimmer, auf der anderen das Luisenzimmer und der große Speisesaal mit anstoßendem Theezimmer. Der Grundriß-Disposition fehlt es ein Wenig an Leichtigkeit und beweglicher Eleganz, an Dem, was man etwa die akademische Geschmeidigkeit nennen könnte. Der Grundriß ist, so zu sagen, derb naturalistisch, Raum ist an Raum gereiht, ohne daß ein wechselnder Rythmus der Grundformen und Hauptmaße, ohne daß wesentliche Achsenbeziehungen und interne Gruppenbildungen angestrebt wären. Hier darf rückhaltlos die Ueberlegenheit des Akademikers betont werden. Niemals würde ein akademisch gebildeter Architekt, sofern er über die Elementarbegriffe seiner Kunst schon hinaus gelangt ist, sich mit einer solchen Treppenanlage begnügt, nie würde er eine Folge unter einander so gleichwerthiger Räume, wie die dem Thronsaal vorgelagerten Gesellschaftzimmer sind, zugelassen haben. Niemals aber wäre ihm auch bei der Raumgestaltung im Einzelnen und bei der Durchbildung und Ausstattung der Wohn- und Prunkräume ein solches Maß von phrasenloser Aufrichtigkeit, verbunden mit dekorativer Pracht und monumentaler Würde, gelungen, wie es Behrens hier gezeigt hat. Die Innenräume sind, jeder für sich, mit so viel lebendigem Architekturgefühl gestaltet und bis ins letzte Detail der Möblirung und der Beleuchtungskörper mit so viel tektonischem Sinn durchgebildet, daß man zu einem freudigen Ja gezwungen wird. Vom monumentalen Festsaal bis zum intimen Plauderzimmer ist die jeweilige Stimmungart der dekorativen Folie mit den eigensten Mitteln des Baukünstlers erzeugt worden. In der Auftheilung der Decken, Wände und Paneele, in der Durchbildung der Thüren und des gesammten Mobiliars kommt die reife Kunst der Flächenbehandlung zu vollster Entfaltung; und so weit man aus den wenigen Materialproben, die ausgestellt waren, schließen kann, wird das edle Pathos der Räume durch die bevorzugte Verwendung kräftiger, satter Farbtöne wesentlich gefördert. Der erste Empfangsraum hat eine Wandbespannung aus resedagrünem Seidenstoff und ist mit weißen, leicht vergoldeten Möbeln, die in ihren Formen an Schinkel denken lassen, ausgestattet. Seine Wände schmücken Bilder moderner deutscher Meister (Klinger und Thoma, Kalckreuth und Leistikow). Das dem Thronsaal vorgelagerte Preußenzimmer ist in weißem polirtem Ahornholz mit schwarzen Ebenholzeinlagen ausgeführt und hat eine reich geschnitzte und vergoldete, dunkelfarbig gehaltene Holzdecke. Reich geschnitzte und vergoldete Stühle

in gedrungenen schweren Formen bilden das sparsame Mobiliar dieses vornehmen Raumes. Die Stucco-Lustro-Wände des langgestreckten Thronsaales sind durch Pilasterstellungen architektonisch gegliedert und mit Malereien von Wagner geschmückt, die Decke ist in tiefe Kassetten getheilt und in jedem Feld ist ein kreisrunder Lichterkranz aufgehängt. Der einen Schmalwand ist die Nische für den Thron eingebaut; ihm gegenüber, an der anderen Schmalwand über dem Kamin, ist eine Musikempore angeordnet. Im Luisenzimmer (so genannt nach einem in diesem Raum aufgehängten großen Portrait der Königin Luise von Arthur Kampf) sind die Wände mit mattviolettem Seidenstoff bespannt und durch gemusterte Borten in rechteckige Felder aufgetheilt, in denen alte Stiche, deutsche Stadtbilder darstellend, aufgehängt sind. Die schönen Mahagonimöbel sind mit gestickten Stoffen überzogen, deren sorgsame Ausführung der unabläßigen Obhut von Frau Lily Behrens zu danken ist. Der große Speisesaal ist in weißem Stuck ausgeführt und durch jonische Pilaster gegliedert. In die eine Längswand ist eine flache Nische eingelassen, die mit einem Marmorbrunnen und einer kleinen Bronzefigur von Renker geschmückt ist. Auch das in schlichten Formen gehaltene Mobiliar zeigt, eben so wie die Thüren und das Holzwerk der Fenster, einen weißen Farbenanstrich. Der reizvollste Raum des Hauses aber ist der kleine, ganz in Birkenholz vertäfelte Theesalon. Wie das Bauwerk als Ganzes in feinfühliger Weise und ohne absichtlich zur Schau getragenen Patriotismus als eine programmatische Kundgebung deutscher Kunst im Ausland gedacht und auch zu einem würdigen Dokument solcher Denkart geworden ist, so faßt im Kleinen das Theezimmer noch einmal die besondere berlinische Kunstüberlieferung in einem einheitlichen Rahmen zusammen. In die helle Holzvertäfelung des Raumes sind unter Glas Originalzeichnungen von Chodowiecki und Schadow, von Krüger, Menzel und Liebermann eingelassen, so daß die historische Entwickelungslinie der berliner Malkunst bis in die Gegenwart gezeigt und deutlich bewiesen wird, wie eng das lebendig Neue mit dem ehrwürdig Alten verknüpft ist und wie künstlerische Qualität zu allen Zeiten als modern empfunden wird.

So ist der Neubau der Deutschen Botschaft in Petersburg durch das glückliche Zusammenwirken vieler auf einen Punkt gerichteter und klar orientirter Kräfte (auch ein Rath des Auswärtigen Amtes hat, namentlich bei der Innenausstattung, zum Nutzen des Ganzen mitgearbeitet) ein Werk von einheitlichem Gepräge und echt preußischer Baugesinnung geworden. Es ehrt

in gleicher Weise den Bauherrn wie den Baumeister; und uns bleibt nur zu wünschen, daß der schöne Erfolg dieses ersten Versuches zu Wiederholungen locken möge. Behrens hat mit diesem Bau für seinen Theil bewiesen, bis zu welchem Grade die moderne Baukunst bereits den repräsentativen Aufgaben der öffentlichen Monumental-Architektur gewachsen ist. Und die staatliche Bauverwaltung hat durch ihre wohlwollende Förderung des Künstlers auch in diesem Fall gezeigt, daß es nur einer vorsichtigen und feinfühligen Leitung bedarf, um den modernen, nicht akademisch gebildeten Architekten für ihre Zwecke zu erziehen. In diesem Sinn möchte man den Neubau des Botschafthauses gern als einen Wechsel auf die Zukunft ansehen dürfen, der nun zunächst einmal im Inland einzulösen sein wird.

Charlottenburg. W. C. Behrendt.

Verse.

Gedichte. Im Insel-Verlag in Leipzig.

Schmerz.

Dunkler, der Lust Bruder, Gebietender,
Thorwächter des Seins, der Athmenden Schirmherr:
Mit schwarzen Mauern umründest Du
Die Stadt des hellen Lebens, umthürmst die Unwillige,
Sie mächtig gürtend, daß die Befreite nicht
In flacher Weite ungestaltig, feindlos,
Fernwimmelnd sich verliere, die Niedrige —
Nein, daß, zu Beterthürmen hinaufgedrängt,
Im Mantel ihrer Dächer feurig sie
Zur Glorie sich hebe ins Abendroth,
Zwang in Triumph verwandelnd, die Riesin, herrlich.

Aber in ihren Grüften auch
Schläfst Du im steinernen Bild,
In ihre Mauern
Bist Du wachend vermauert,
Aus ihren Fenstern blutest Du;
Und schweren Klanges
Schwingst Du im Erz Dich
Ueber die Horchende hin:
Im Gewölk singt Dein Sturm.

Läutender Wächter, der schicksalbringenden
Wolken Bruder, verlaß Du nicht
Die heilige Wacht, daß nicht zu sicher
Das prahlend helle Leben die Burg vergißt
Und sich ins graue Land verströmt, deß Grund,
So gräberdurstig, niemals trunken wird —
Daß es nicht schmähe den dunklen Kranz Deiner Herrschaft.

Bildniß eines Meisters.

Die Augen, schmal und nur im Herrschen weit,
Waren dahinter wie durchhellt von Kerzen,
Von irgendeiner alten Grausamkeit
Vergruben in den Wangen sich die Schmerzen.

Es fiel steilabwärts von dem düstern Haar
Das Antlitz wie in fürstlichen Terrassen
Nieder zum Kinn, das ein Verschweigen war
Und voll Gewalt, die tötend war im Hassen.

Um die verschnürten Lippen war der Zug
Von Malen der zerbrochenen Versuchung;
Und ernst wie ein erwähltes Kleinod trug
Die Stirne die erhabene Verfluchung.

Regenbogen.

Zärtlich Du von Thau gezogen
Sonnig über Dunkelheit,
Pforte, sehnlich hingebogen,
Brücke der Unendlichkeit.

Ueber Deine Stege schweben
Geister farbig her und hin:
Farbig kann der Geist sich heben,
Und auf Tropfen schwebt der Sinn.

Siebenfaches Leuchten ründet
Sich zur Brücke, die verheißt,
Siebenfache Gnade bindet
Erd' und Himmel, Raum und Geist.

Die Ceder.

Ich wachse langsam. Meine Zeit
Ist eine lange Geduldigkeit.
An jedem wuchs ich, was mir ward,
Kein Reif zu jäh, kein Frost zu hart.
Ich wachs am Dunkel, daraus ich stieg,
Ich wachs am Licht, darin ich mich wieg',

Ich wachs am Wurm, der an mir nagt,
Ich wachs am Sturm, der durch mich jagt.
Verwandelnd zwing' ich jede Kraft,
Hinauf zu dehnen meinen Schaft.
Ich dulde Blitz und Gluth und Guß,
Ich weiß nur, daß ich wachsen muß.
Und schau ich hoch auf alle Welt
Und kommt die Stunde, die mich fällt:
Schmück' Tempel ich und Paradies
Des Gottes, der mich wachsen hieß.

Ernst Bertram.

Das Buch Hymen. Verlag von A. R. Meyer in Wilmersdorf.

An meinen Sohn.

Ist Das Wahrheit, ists ein Wahn:
Meine Jugend wär verthan?
Eh' ich ihrer froh noch ward!
Hat ein Trugbild mich genarrt?

Wo sind jene bunten Nächte,
die ich taumeltoll durchzechte,
bis der Morgen, blaß erblaut,
meine heiße Stirn bethaut?

Wenn ich Waldeswege ritt,
sprang die Sonne tanzend mit,
spiegelte auf Sporn und Bügel,
goß ihr Gold ob Hag und Hügel.

Rechten Trommelrhythmus gab
meines Pferdes schlanker Trab.
Meiner Lippen, rot und rund,
wartete ein Mädchenmund.

Küsse sind wie Wellenschaum,
alle Liebe ist ein Traum,
bis ein Kind aus dunklem Schoß
ringt zum Lebenslicht sich los.

Wenn ich in die Augen schau
meinem Sohn, weiß ich genau:
Das ist dummer, eitler Wahn,
meine Jugend wär verthan!

Nein, ich bin Dein großer Bruder,
richte Dir Dein Lebensruder.

Daß der Jahre manche sind
zwischen uns, macht nichts, mein Kind.

Deine Mutter, kleiner Mann,
ward auch meine. Hör mal an:
Was Dir heut als Mär begegnen
will, soll später selbst Dich segnen.

Die Dreieinigkeit des Weibes,
Spiel der Seele, Spiel des Leibes:
Kind, Geliebte, Mutter, — lade
auf Dich Güte nur und Gnade.

Alfred Richard Meyer.

Holzbock im Sommer und andere aktuelle Lyrik. Verlag von A. R. Meyer in Wilmersdorf.

Dies Mädchen, Anny ...

Dies Mädchen, Anny, ist aus Sachsen
Und an der Jahresgrenze angelangt,
Wo man sich sagt: Sie ist zwar gut gewachsen —
Doch sei bedankt!

Ihr Heimathort heißt Kötzschenbroda
Und ihrer Seele mangeln Trug und List;
Sie weiß noch nicht einmal, daß Roda Roda
Kein Seebad ist.

Dies Mädchen, Anny (Gott im Himmel!)
Betraf ich hier in dem Spelunkenloch;
Ich schrie (und bat sie gleich um einen Kümmel):
Bist Du es noch?

Es geht, so fuhr ich fort, ein herber
Bemerkenswerther Zug durch Dein Gesicht —
Gilt es der Seele? Gilt es gar dem Körper?
Ich weiß es nicht!

Sie lächelte und sah mit stillen,
Verträumten Augen nach der Zimmerwand,
Wo auf dem Sims ein Schächtelchen mit Pillen
Vereinsamt stand.

Dies Mädchen, Anny, ist aus Sachsen
Und was noch schlimmer ist: beim Essen links;
Und dennoch, dennoch: Bin ich ihr gewachsen?
Sie ist die Sphinx.

Peter Scher.

U. S. A.

Der Wilson-Tarif ist vom amerikanischen Repräsentantenhaus mit 281 gegen 139 Stimmen angenommen worden. Dieser Erfolg sichert das Schicksal der neuen Bill noch nicht. Das letzte Wort hat der Senat; und da ist im besten Fall auf eine Majorität von 6 Stimmen zu rechnen, wenn nicht die Herabsetzung des Zuckerzolles der demokratischen Mehrheit noch vier Anhänger raubt. Dann blieben nur zwei günstige Stimmen; keine Gewißheit des Sieges. Mit Begeisterung ist der „erste Schritt zum Freihandel" nicht aufgenommen worden. Die amerikanische Industriewelt lehnt sich gegen die neue Zolltaktik auf; und der ausländische Importeur merkte bald, daß sein werthes Wohlbefinden viel weniger wichtig sei als der Nutzen des Dollarmannes. Das Geschenk wird auf beiden Seiten des Erdballes mit Mißtrauen betrachtet. Deutschland hat keinen Grund, auf einen großen Aufschwung seines Exports nach Amerika zu rechnen. Die Baumwollindustrie hat es für einzelne Artikel (Strumpf- und Wirkwaaren, Handschuhe) leichter und deutsche Rohwolle kommt zollfrei ins Sternbannerland; aber die chemische Industrie wird, zum Beispiel, schlechter gestellt, als sie vorher war. Die deutsche Ausfuhr nach der Union hatte 1912 einen Werth von 1496, die Einfuhr aus den Vereinigten Staaten einen von 2886 Millionen Mark. Die Yankees setzen also in Deutschland ums Doppelte mehr ab, als sie selbst der deutschen Wirthschaft zahlen. Der Vortheil im deutsch-amerikanischen Handel ist so deutlich erkennbar, daß ein Reziprozitätvertrag möglich sein müßte. Was beide Länder einander gewähren, beruht auf einem losen Pakt. In Deutschland auf einer Verordnung des Bundesraths, der den Vereinigten Staaten das Recht auf die Meistbegünstigung kündigen darf, wenn sie „den gegenwärtigen Zustand zum Nachtheil der deutschen Waaren" ändern. Das Committee of Ways and Means, das die Tarifbill ausgearbeitet hat, scheint die Befugniß des Bundesrathes leicht genommen zu haben; denn in den Ausführungbestimmungen sind gefährliche Haken. Dringt der Protest dagegen nicht durch, dann kann, statt des Handelsvertrages, der Zollkrieg kommen. Wahrscheinlich ist er noch nicht.

„Ein Nachlaß von 5 Prozent auf die durch das Gesetz eingeführten Zölle soll allen Waaren und Gütern gewährt sein, die in amerikanischen Schiffen eingeführt werden. Die Schiffe müssen in den Vereinigten Staaten erbaut und das Eigenthum eines oder mehrerer ihrer Bürger sein." Diese wichtige neue Bestimmung soll der amerikanischen Handelsflotte eine Staatssubvention schaffen. Ob die amerikanischen Rheder nun neue Schiffe bauen werden, ist freilich nicht sicher. Tritt dieser Flaggenzoll in Kraft, so ist der Zollkrieg fast gewiß und dann könnten die amerikanischen Schiffahrtgesellschaften nicht auf starke Transporte nach Amerika rechnen. Die deutsche Regirung wehrt sich gegen die Flaggenvorschrift, die gegen eine Bestimmung des alten Handelsvertrages zwischen Preußen und den Vereinigten Staaten (von 1828)

verstößt. Die preußischen Schiffe werden da ausdrücklich den amerikanischen gleichgestellt. Einen Vertragsbruch dürfte sich das Deutsche Reich eben so wenig bieten lassen wie andere Nationen. Aber vielleicht ist der Flaggenzoll nicht so ernst gemeint, wie er aussieht. Auch im Payne-Aldrich-Tarif steht ja die Vorschrift (die niemals angewendet wurde): daß auf Waaren, die nicht in amerikanischen Schiffen hereinkommen, ein Zuschlagzoll von 10 Prozent gelegt werden soll, wenn nicht Verträge dagegen sprechen. Dieser wichtige Nachsatz, der den „Strafzoll" ins Schattenreich weist, fehlt in dem neuen Gesetz. Soll aus Scherz nun Ernst werden? Das Repräsentantenhaus hat auf die Frage noch nicht geantwortet. Schon aber hört man, daß die vielen Proteste, die aus Europa kamen, drüben doch Eindruck gemacht haben. Unmöglich ist deshalb nicht, daß man auf diese Bestimmung, die den amerikanischen Schiffen ein Vorzugsrecht sichern soll, drüben noch verzichtet. Eine Wiederholung der Aergernisse, die das Panamakanalgesetz bewirkt hat, scheint auch den Demokraten nicht wünschenswerth, die sich in der ersten Zeit nach ihrem Sieg nicht eine ganze Phalanx von Feinden schaffen wollen. Nur soll man sich nicht in die Gewißheit einschläfern lassen, daß die Gefahr schon, weil ein paar Stimmen dagegen sprechen, überwunden sei, sondern zur Abwehr gerüstet bleiben.

Mit dem Flaggenzoll wären noch nicht alle Uebel der neuen Zolltechnik beseitigt. Ein Agent des Schatzamtes soll das Recht haben, sich vom Verfrachter oder Verkäufer von Waaren, die zur Einfuhr in Amerika bestimmt sind, alle Geschäftsbücher und Dokumente, die sich auf die zu importirenden Gegenstände beziehen, vorlegen zu lassen. Weigert sich der Betroffene, so dürfen die Waaren nicht eingeführt werden. Dieser lästige Zwang soll den Behörden den Kampf gegen Zolldefraudationen erleichtern. Daß amerikanische Zollbeamte das Recht haben sollen, auf deutschem Boden zu inspiziren, wird man nicht als Freundschaftgruß empfinden; auch wohl nicht ruhig hinnehmen. Die dritte Gabe an das Ausland besteht in einer die letzte Hoffnung knickenden Preisregulirung. Wenn für Amerika bestimmte Waaren, die auch in den Vereinigten Staaten hergestellt werden, zu niedrigerem Preis als im Ursprungsland geliefert werden, so wird ihnen ein besonderer Zoll (Dumping Duty) aufgebrannt, der den Preisunterschied verwischt. Kein deutscher Strumpfwirker darf sich unterstehen, an den amerikanischen Importeur billiger zu verkaufen als an das Inland; thut ers, so steigt ihm die Zollbehörde aufs Dach. Wer etwa hoffte, den Export nach Amerika forciren zu können (um in Tagen der Bedrängniß ein Ventil gegen die Gefahr hochgespannter Produktion zu haben), sieht seine Wünsche in der Blüthe vernichtet. Die Begleitmusik der neuen amerikanischen Zollacra ist auf Dur gestimmt. Wie sie auszulegen ist, haben die newyorker Importeurs gezeigt; sie nennen die Bestimmungen des neuen Zollgesetzes „unbillig, undurchführbar, willkürlich und tyrannisch". Grobheit kann nicht deutlicher sein.

Von amerikanischem Freihandel soll man fürs Erste lieber nicht

reden. Der Schutzzoll und Alles, was unter ihm blühte und gedieh, hat keine bessere Huldigung je erlebt, als sie ihm in den Ausführungbestimmungen der Wilson-Underwood-Bill dargebracht wird. Die Schutzzöllner brauchen sich nicht für besiegt zu erklären. Aber sie sind auch nicht bereit, die „mildernden Umstände", die ihnen die Regirung zubilligt, als solche gelten zu lassen. Man will die Demokraten durch passiven Widerstand mürb machen und darf im Senat auf mehr Erfolg rechnen, als im Repräsentantenhaus zu gewinnen war. Im Staat Massachusetts haben Fabrikanten erklärt, sie müßten den größten Theil ihrer Arbeiter entlassen, wenn der neue Tarif Gesetz würde, weil sie unter den ermäßigten Zollsätzen die ausländischen Waaren nicht mehr abwehren könnten. Der geschickteste Schachzug, der bisher gemacht wurde. Die Fabrikanten wissen eben so gut wie die Regirung, daß nicht viele Arbeiter entlassen werden. Aber das Volk weiß es nicht; und wenn wirklich eine Fabrik für ein paar Tage geschlossen würde, so wäre das neue Regiment sehr bald unpopulär. Die Kongreßmehrheit will die Berechtigung der Fabrikantenklage prüfen lassen; kann die Leute schließlich aber nicht zur Weiterarbeit zwingen. Der Amerikaner produzirt Massenartikel und bezieht vom Ausland Spezialitäten. So wird es einstweilen bleiben; denn Betriebe, die auf die Masse eingerichtet sind, können nicht einer völlig anderen Methode unterthan gemacht werden. Ernstlich brauchen die amerikanischen Industriemänner nicht zu fürchten, daß eine Sturmfluth fremder Waaren sie überschwemmen werde. Sie haben ihre Domänen, die ihnen nicht leicht streitig zu machen wären. Wenn sie thun, als ob sie von Angst geschüttelt würden, so spielen sie für die Galerie. Das giebts auch in Europa.

Präsident Wilson hat sich zum Abschluß von Handelsverträgen ermächtigen lassen. Dieses Vorrecht wird auf dem Papier bleiben, wenn die Zollpolitik dem Ausland nur die stachelige Seite zukehrt. Der starre Schutzzöllner war der natürliche Feind jedes Reziprozitätvertrages. Für ihn stand die wirthschaftliche Größe der Union so hoch über jeder Vergleichsmöglichkeit, daß er keinem anderen Lande die Gleichberechtigung zugestehen wollte. Dieser Dünkel erklärt, warum es langfristige Verträge nicht giebt. Der Versuch eines Handelsvertrages mit Frankreich scheiterte am Senat; und der berühmte Vertrag mit Kanada, der, 1911, als historisches Ereigniß bejubelt wurde, starb am Wechsel des politischen Systems in der Dominion. Die Konservativen kamen ans Ruder und beseitigten rasch die Reste des liberalen Ehrgeizes. (Das amerikanische Zollgericht, die höchste Instanz, entschied übrigens jüngst für einen Protest der deutschen Regirung aus den Tagen des Kanadarummels. Die amerikanische Regirung hat den Kanadiern die zollfreie Einfuhr von Holzstoff und Druckpapier gewährt. Deutschland forderte, unter Hinweis auf die Meistbegünstigung, das selbe Vorrecht. Amerika lehnte ab, weil die Beziehungen zu Kanada nicht in das sonst geltende System eingefügt werden könnten. Das Zollgericht entschied für Deutschland. Amerika muß allen Ländern, denen es die Meistbegünstigung zu-

gestanden hat, die selbe Freiheit gewähren wie den Kanadiern. Das Zollgericht ist also eine Hoffnung.) Wenn es nicht zu Handelsverträgen käme, würde das wichtigste Glied in der Kette der neuen Wirthschaftargumente fehlen und die Tarifrevision unterschiede sich in ihrer Wirkung nicht von den berühmten Reformen aus den Tagen der Republikaner. Schlagwörter ersetzen nicht den Befähigungnachweis. Der Präsident des amerikanischen Stahltrust sagt: „Statt den Trust anzuklagen, solltet Ihr ihm den Dank der Nation aussprechen; denn ohne ihn hätte Amerikas Eisen- und Stahlindustrie nicht ihren Weltruf erlangt." Das klingt glaubhafter als der pathetische Schwur eines demokratischen Regirungmannes: das Erbrecht müsse abgeschafft werden, wenn die reichen Leute sich der neuen Weltanschauung nicht beugen. Die Steel Corporation muß sich gegen die Anklage wehren, daß sie die Konkurrenten ausgebeutet habe; der Herr Senator aber würde sich nichts daraus machen, die Geldsäcke der Rockefeller, Vanderbilt, Astor, Armour, Guggenheim zu konfisziren. Der Massenmord der Mammonisten würde den Staat von der Sorge um die moralische Gesundheit der Fünften Avenue befreien. Was thäte er aber mit den Hochöfen, Bergwerken, Schlachthäusern, Bankgeschäften und Werthpapieren, die ihm bei dieser Zwangsherrschaft in den Schoß fielen? Er müßte seine Beamten in Lehrkursen für die Börsenspekulation ausbilden; denn der amerikanische Reichthum kann zum guten Theil nur an der Börse realisirt werden. Und Kurse allein thun es auch noch nicht.

Das neue Regime hat sich auch des Effektentempels in der Wallstreet angenommen. Im Namen der Sittlichkeit. Der Naturgeschichte mancher Emission wurde nachgeforscht. Man beschäftigt sich, unter Anderem, mit der Taktik der Familie Guggenheim, die den amerikanischen Metallmarkt, Kupfer, Blei, Zink, kontrolirt; ein Reich, das zwei Milliarden Mark umfaßt. Die Guggenheims sind vorsichtige Geschäftsleute, die jede unsanfte Berührung mit dem Antitrustgesetz zu meiden wußten. Mit zwei Gesellschaften haben sie aber, um ihr Monopol auf dem Bleimarkt zu kräftigen, Verträge geschlossen, die der Regirung gegen die Shermanbill zu verstoßen schienen. Sie will untersuchen, wie sich die größte der Guggenheim-Gesellschaften, die American Smelting and Refining Co., mit dem Antitrustgesetz verträgt. Auch die Börsenbehörde will prüfen, ob die Voraussetzungen zur Kotirung der Aktien gegeben waren. Die Herren Guggenheim werden sich durch das Interesse der Regirung in ihren großen Plänen nicht stören lassen. Sie sind intelligent und tüchtig und können warten. Kein kluger Staatsmann würde die Quellen verstopfen, aus denen die Wirthschaft des Dollarlandes gespeist wird. Mit einem Gesetz, das die besten Juristen für unzulänglich erklärt haben und dem schon die republikanische Gunst nicht mehr beschieden war, läßt sich nicht Geschichte machen. Und die Centralbank? Noch scheinen die Demokraten nicht geneigt, das schlechte System um den Preis einer Stärkung der Bundesmacht zu verbessern.

Ladon.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H. in Berlin.

Die Zukunft.

Berlin, den 31. Mai 1913.

Spektakel.

Des Tigers Zahn.

Der letzte Jakobiner von ansehnlichem Wuchs scheint berufen, wider den Schatten der Gironde zu kämpfen. In dem Getös kaum noch erträglicher Festerei, das, wie die Blättchen und röthlichen Blüthen des Anacharis Alsinastrum seichten Wasserlauf, die Quellen deutschen Lebens lähmt, ist die Meldung, der Präsident der Französischen Republik habe Herrn Clemenceau zu sich gebeten, fast überhört worden. Sie war aber des Aufhorchens werth. Clemenceau („le tigre": nennen ihn die Kammern) wollte nicht, daß Herr Poincaré Präsident werde; fand, daß der Lothringer sich allzu gierig in den Vordergrund dränge, zu fest an den Plan der Listenwahl und Proportionalvertretung geknüpft und zu lau im Kampf gegen die Priestermacht sei. Noch am Tag vor der versailler Wahl heischte er, als Haupt einer Senatorenschaar, Poincaré solle auf das höchste Amt der Republik verzichten; war bereit, im Nothfall sogar für Herrn Delcassé (der ihn vom Platz des Ministerpräsidenten gestürzt hatte) zu stimmen; trug aber eine höflich ablehnende Antwort heim; und sah im Schloß des Sonnenkönigs dann des Gegners Triumph. Der Tigersprung war mißlungen und Clemenceau galt, wieder einmal, als abgethan. „Wenn Poincaré nicht rasch müde wird und, wie Casimir-Périer, die lästige Würde den ihn umschnuppernden Rüden hinwirft,

kommt der zweiundsiebenzigjährige Mann aus der Vendée nicht mehr heran." Der schien aber nach der Ruhe des Altmännerhauses noch nicht Sehnsucht zu fühlen. Im Senat erwürgte er das Ministerium Briand. (An diesem Tag war auch der sonst ernsthafte Aristides witzig. Clemenceau, der ihn als den kingmaker, den Manager Poincarés, befehdete, sagte zu ihm: „Ich werde gar nicht reden; meine Mehrheit ist sicher." Briand: „Reden Sie doch lieber; vielleicht wird sie dann unsicher.") Im Frühjahr gründete er eine neue Zeitung, L'Homme Libre, und bewies dadurch, daß er noch mitreden, mithandeln wolle. Das Ziel seines Feldzuges war jedem Blick sichtbar: Vernichtung aller Bleibsel römischer Herrschgewalt und Abwehr der aus dem militärischen Uebergewicht Deutschlands drohenden Gefahr. Die ausbündige Thorheit der berliner Politik, die von dem Gelübde, jeden irgendwie möglichen Fehler zu machen, getrieben scheint, half ihm schnell vorwärts. Nach dem von keiner Nothwendigkeit, keiner internationalen Pflicht befohlenen doppelten Dank für die Behandlung deutscher Luftschiffe und Flieger kam aus dem selben Haus der Wilhelmstraße ein Zeichen barschen Stimmungwechsels. Herr von Jagow forderte von dem Botschafter der Französischen Republik Aufklärung der Gründe, die einem Unterpräfekten ein höheres Amt eingetragen hatten; dieser Beamte habe sich den Leitern des Militärluftschiffes nicht freundlich gezeigt. Die Sache war durch die Danksagung erledigt und der Staatssekretär mußte die Antwort hinnehmen, der Vertreter der Republik könne über diese Angelegenheit des internen Dienstes mit ihm von Amtes wegen nicht sprechen. In der schwarzen Serie, die für Frankreich seit dem Pulverskandal, dem Rentensturz, dem deutschen Rüstungentschluß begonnen hat, wagte man nicht, den (nicht vereinzelten) Zwist öffentlich zum Ereigniß zu bauschen. Das schwache Ministerium Barthou bangt vor jeder Flamme. Doch der Funke glimmt weiter; und hatte Clemenceaus Pfännchen schon angewärmt, als, noch vor der Annahme der dreijährigen Wehrpflicht, der Beschluß verkündet ward, den Jahrgang, der im Herbst entlassen werden sollte, bis in den Oktober 1914 bei der Fahne zu halten. Dieser Beschluß war ein grober Fehler. Der an blinden Gehorsam und straffste Zucht gewöhnte deutsche Soldat selbst würde laut knirschen, wenn er plötzlich hörte: Du mußt ein ganzes Jahr länger dienen.

Er hat sein Plänchen gemacht, sich Arbeit, Anstellung gesichert; zählt längst die Wochen, die ihn noch von der Stunde trennen, da er singen kann: „Reserve hat Ruhe“; allabendlich streicht er auf dem Kalenderblatt den überstandenen Tag; noch hundert, neunzig noch: dann gehts in die Heimath, in die Freiheit. Wie Blitzschlag träfe auch ihn der Befehl, noch fünfzig Wochen in der Kaserne zu schwitzen. Und der in der Republik erwachsene Franzose fühlt sich, auch im Waffenrock, als den Enkel der Männer von 1789, die Menschenrecht, Freiheit, Gleichheit erstritten und schon von den Generalständen verlangt haben, „de concilier les devoirs du service militaire avec les devoirs du citoyen, la nécessité de la subordination avec les droits de la liberté“. Wo dieses Gefühl fehlt, wird es von der Confédération Générale du Travail (C. G. T.), dem Ausschuß der sozialistischen Syndikalisten, den Geistern eingehämmert. Wer bei uns „einen Aufstand unter Angehörigen der deutschen oder einer verbündeten Kriegsmacht erregt“, kann auf Lebensdauer ins Zuchthaus gesperrt werden; und unser Militärstrafgesetzbuch bedroht schon die Verabredung zu „gemeinschaftlicher Verweigerung des Gehorsams“ mit harter Strafe. Die C. G. T. aber scheut sich nicht, die Kasernen mit Aufrufen zu überschwemmen, in denen empfohlen wird, im Oktober die Weiterleistung der Dienstpflicht zu weigern. Noch ists nicht, wie 1907, während der Winzerunruhen im Süden, zu offenem Aufruhr (sédition militaire) gekommen; die Berichterstatter einzelner deutschen Zeitungen haben mit häßlichem Behagen übertrieben. In mancher Garnison aber ähnelt der Truppengeist wieder dem aus der ersten Zeit des Girondistenkrieges gegen Oesterreich und Preußen uns wohlbekannten, der erst wich, als Lazare Carnot die Heeresleitung übernommen und im Wohlfahrtausschuß den Entschluß zu grausamster Strenge durchgesetzt hatte. Ihr Strafgesetzbuch, sprach er zu Danton, Robespierre und Genossen, „ist unzulänglich; wenn nicht jeder Soldat, der eine Stecknadel gestohlen hat, auf der Stelle erschossen wird, ist Gedeihliches nicht auszurichten.“ Hunderte wurden seitdem füsilirt, Stabsoffiziere sogar, und mit blutigem Schwert die Keime des Aufruhrs ausgejätet, der während des Haders der Generale Rochambeau und Dumouriez entstanden war. Carnot hatte nur mit den Jakobinern gestimmt. Clemenceau ist ihr echter Enkel. Der Mann, der alle Gedanken der Großen Revolution, noch heute,

verfechten will, der sie einen untheilbaren, unzerstörbaren Block genannt hat, kann morgen berufen sein, wider den Schatten der Gironde zu fechten. Weil Herr Poincaré in ihm den Einzigen erblickt, der (bis Briand zurückkehrt) das Ansehen, die Härte, als Greis noch die Nervenkraft und tollkühne Verwegenheit hat, die dem Unternehmer so schweren Werkes unentbehrlich sind.

Schwer ist das Werk. Dreijährige Dienstpflicht für alle Männer, ohne irgendwelche Ausnahme noch Erleichterung: das Gesetz kann, auch wenn die Kammern es annehmen, nicht haltbar sein. Ein junger Mann, der die Universität, das Polytechnikum besucht, in Handel oder Industrie die Lehrzeit durchgemacht hat, soll drei Jahre lang die Waffe tragen. Fände er danach eine ihn nährende Stellung? Hätte er nicht fast alles zuvor Erlernte vergessen und müßte sich in neue Lehre ducken? Wärs nicht, mindestens für die Gelehrtenberufe, eben so, wenn er von der Schule in den Wehrdienst überginge? Kann die französische Industrie, deren Blutumlauf träg geworden ist, kann der Ackerbau so viele Männerarme entbehren? Und wird Frankreich, das sich so gern als das freiste Land der Erde rühmen hört, den Ruf tragen, es zwinge seine Männer in längere Waffenfron als irgendein anderer Staat Westeuropas? Nur, wenn in ihm der Glaube an deutsche Bedrohung so fest wie ein Felsblock wird. An Tagen heftigen Nationalgefühls ist von Frankreich noch immer Alles zu haben. Dieses Gefühl pflegt aber nicht lange zu währen; nicht länger als die Erinnerung an ein unfreundliches Wort, eine Drohgeberde. Nach Agadir prasselte es in Feuergarben auf; nach dem Nachtgerempel von Nancy, dem hastigen Versuch des neuen Staatssekretärs, durch eine (der Untersuchung vorauseilende) Rede den Lorber des starken Mannes zu erlangen, und dem Einspruch in den Präfektenschub wärs zu neuer Brunst gekommen, wenn die anglo-russische Löschmannschaft nicht flink ihre Schläuche benutzt hätte. So bliebs bei privatem Groll; dem Gitter, das den Deutschen den Eintritt in die Gesellschaft sperrt, wurden Stacheldrähte aufgestülpt, im Theater und im beuglant die Spottworte über deutsches Wesen lauter als sonst belacht und unsere Weine, die Rauenthaler, Steinberger, Forster, Grünhäuser und ihre Geschwister, von vielen Tafeln verbannt. Aber Frankreich ist nicht das Land langer Bewegung und die francisque fureur hält sich in Pökel noch weniger

als von anderer Sonne gereifte Begeisterung. In Bern waren, ein paar Wochen nach Nancy, hundertfünfundachtzig Mitglieder der pariser Kammern bereit, den vom Frankfurter Frieden geschaffenen Zustand anzuerkennen. Und in den Kasernen wurde ingrimmig raisonnirt. „Sind wir nicht freie Bürger? Hat uns der Waffenrock etwa entrechtet? Wir sind ein Theil des souverainen Volkes und sprechen aus, was uns zu sagen nöthig dünkt.“ Daraus zu schließen, daß der französische Soldat im Feld rasch zu besiegen sein müsse, wäre gefährlicher Irrthum. Wie vor einem Halbjahrtausend, in den Kämpfen um die Provence und um Neapel, würde, heute noch, die prima furia dieses Heeres dem stärksten Gegner den Sieg sauer machen und ungestüme Kampflust in Raserei steigern. In Friedenszeit aber Frankreich in noch wuchtigere Rüstung zu zwingen, den Rechten der Demokratie die Pflichten des Militarismus anzuketten, kann nicht leicht werden. Wird um so schwerer, je ruhiger wir uns halten. Der Aera Bethmann haben die Franzosen die Auferstehung des Kriegergeistes zu danken. Clemenceau müßte ihn füttern; Tag vor Tag ihm die Muskeln stählen. Der Abschluß des von Alfonso gewünschten franko-spanischen Bündnißvertrages und der franko-russischen Marinekonvention, die der Botschafter Delcassé und der Admiralstabschef Le Bris jetzt drängend dem Zaren empfehlen, würde nicht lange genügen. Clemenceau könnte bald genöthigt sein, die Stimmung zu nähren, der Herr Léon Daudet das Bannerwort „L'avant-guerre“ gegeben hat, und, wie die Männer der Action Française, in das Volksbewußtsein die Ueberzeugung zu rammen, ihm bleibe nur die Wahl zwischen unbeugsamem Widerstand und demüthiger Beugung unter das deutsche Joch. Wäre er am Tag von Agadir Ministerpräsident gewesen, dann hätte Grey den Krieg nicht zu hindern vermocht. Wird ers wieder, dann denkt er vielleicht, wie mancher gute Franzose: „Lieber heute als nach unerschütterlicher Sicherung der deutschen Uebermacht; ehe die Ausführung des Gedankens möglich wird, Italien in Tunis vom Verlust Albaniens zu entschädigen, durch Tunis von Frankreich zu trennen.“ „Des incidents fort graves“ sind, nach Waddingtons Warnwort, stets nah, wenn Clemenceau regirt.

Krupp & Co.

Denn gefährlich ist es, hinaufzuklimmen
Zu der Wahrheit heiligem Thron, aus dem sie

Niederschaut aus blitzendem Aug auf alle
Völker der Menschheit,

Wo sie harrt des Helden, der, kühn der Lüge
Schweren Bann zerreißend, die Bahn ihr freimacht,
Aufzublitzen, hell wie die Morgensonne,
Ueber dem Weltall.

Und so laßt denn einigen Herzens uns auch
Arm in Arm zustreben dem fernen Kampfspiel,
Schützend Freundesbrust mit dem eigenen Schild im
Streit für die Wahrheit!

Der nach Wahrheit Dürstende, dem, in einer gebildeten Sprache, diese Verse gelangen, heißt Alfred Hugenberg. In einer Anthologie, die (unter dem volltönenden Titel „Moderne Dichtercharaktere") 1885 erschien, war über diesen Mitarbeiter zu lesen: „Nennt Hannover seine Vaterstadt. Lebt zur Zeit in Berlin. Hat bisher noch nichts durch den Druck veröffentlicht." Bisher; nun bringt der (neunzehnjährige) Student vier, ein Jahr danach, den Herren Gutheil, Hartleben, Henckell zum „Quartett" verbündet, zwanzig Gedichte ans Licht; hübsch geformte Verse von anständigem Ton. Dann scheint der Weg aufs steile Helikongebirg dem Juristen allzu mühsam geworden zu sein; vielleicht fürchtet er auch, der Flirt mit den Musen könne den Vorgesetzten mißfallen und die Laufbahn verengen. Deren erste Strecken durchrennt er ungehemmt; kommt, auf dem Umweg über die Ostmark, ins preußische Finanzministerium, erklettert die Würde des Geheimen Finanzrathes und könnte noch höher steigen, wenn ihm der Staatsdienst behagte. Nein. Als Schwiegersohn des frankfurter Oberbürgermeisters Adickes tritt er in den Vorstand der Metallbank und von dort bald ins Direktorium der Aktiengesellschaft Friedrich Krupp. Dem sitzt er nun schon fast vier Jahre lang vor. Zu seinen Kollegen gehören, außer Juristen und Technikern, der in Literatur und Musik heimische Herr Eccius, der Freund und Manager des Pfarrers und Dichters Frenssen, und der höchst kultivirte Kunstforscher Freiherr von Bodenhausen, der mit Bierbaum und Meier-Graefe die schöne (leider früh entschlafene) Kunstzeitschrift „Pan" schuf und besonders durch seine feinen Velazquezstudien bekannt wurde. In der Leitung einer Gußstahl- und Kanonenfabrik sucht das Auge solche Gestalten nicht. Und diese Fabrik, heißts, wird doch so gut geleitet wie irgendeine auf un-

serer Erde. Zu gut, schmält die Feindschaft; die Leiter sind so gerissene Leute, daß ihre Kniffe das Reich schädigen. Seit Monaten hören wirs; lesen von den „schimpflichen, schändlichen Praktiken der Firma Krupp“ und in den größten Zeitungen aller Länder von dem enthüllten deutschen Panama. Herr Geheimrath Hugenberg mußte sich in eine „Erklärung“ herablassen; mußte es, wie der Doktor Faust, dreimal sagen: und wurde von Bösewichten danach den „modernen Dichtercharakteren“ zugezählt. Von einem Mann, der so früh schon Allerlei „durch den Druck veröffentlicht hat“, war zu erwarten, daß er die akustischen Gesetze deutscher Oeffentlichkeit besser kenne. Was er sagte, war verständlich, nur nicht gerade schicklich ausgedrückt. Kam auch nicht von der Lippe eines „Helden, der, kühn der Lüge schweren Bann zerreißend, die Bahn ihr freimacht, aufzublitzen, hell wie die Morgensonne, über dem Weltall.“ Staunt Ihr? Wer für nahe und ferne Kampfspiele die Schilde und theureres Geräth liefert, hat andere Sorge als eines Lyrikers zwanzigjähriger Kopf. Und selbst der ahnte schon, wie „gefährlich es ist, hinaufzuklimmen zu der Wahrheit heiligem Thron“.

Was sagen die Ankläger? Die Direktoren der Deutschen Waffen- und Munition-Fabriken wollten in eine pariser Zeitung einen Artikel schmuggeln, in dem behauptet wurde, Frankreich werde die Zahl seiner Maschinengewehre rasch verdoppeln. Der Artikel ist nie erschienen, der Plan sechs Jahre alt. Daß die Angeschuldigten einen anderen Zweck hatten als den, die Absicht der Franzosen zu erkunden, kann heute Keiner beweisen; Jeder, daß wir noch jetzt nicht genug Maschinengewehre haben. Ein Artikelchen pflanzt in die Rue de Lille und in die Leipzigerstraße den Entschluß, je ein Halbhundert Millionen auszugeben: Unmündige mögen es glauben. Krupp soll, für Kanonen und Munition, von unserem Kriegsministerium Preise erlangt haben, die um sechzig bis achtzig Prozent zu hoch waren. Der Minister, der den engen Markt seines Geschäftsbezirkes so wenig kannte, müßte an den Pranger; den höchsten Preis, der erlangbar ist, sich zu holen, ist das Recht (nicht die Pflicht?) des Lieferanten. Die zur Prüfung und Abnahme des Materials berufenen Offiziere sollen in Krupps essener Hotel ganz oder halb umsonst geherbergt und reichlich bewirthet worden sein. Auch Türken, Japaner, Chinesen; Offiziere aller Völker, die von Krupp kaufen. Deshalb steht der Essener Hof nicht einmal im Reichskursbuch und der Fremde findet da kaum

Unterstand. Vielleicht wird den von der Amtspflicht Hingerufenen nur der Ersatz der Barauslagen abverlangt. Zweierlei ist undenkbar: daß diese Alltagsbräuche nicht nach bindender Vorschrift der Militärbehörde geordnet sind und daß deutsche Offiziere durch feines Futter und goldig blankes Trinkgeld bestimmt werden, bei der Prüfung von Kriegsgeräth ein Auge zuzudrücken. Hauptpunkt der Anklage: Ein mit kleinem Gehalt auf der Mittelstufe kruppischer Hierarchie Angestellter habe Jahre lang der Firma geschäftlich interessante Nachrichten früher und billiger zu liefern vermocht, als die Konkurrenz sie erforschen konnte. Der tüchtige Mann müßte sofort im Auswärtigen Amt angestellt werden; dann brächten auch die viel zu schmalen Geheimfonds uns endlich wohl Zins. Im Ernst: Scheint all den Herren, die am Ende schon einmal einen Königlich Preußischen Eisenbahnschaffner, Gerichts- oder Parlamentsdiener mit zwei Markstücken „bestochen" haben, um sich im Gedräng noch einen leidlichen Platz zu sichern, wirklich der Weltuntergang nah, weil sie hören, daß auch im Bereich der Militärverwaltung ein Zehn- oder Zwanzigmarkstück in eine offene Hand gleiten kann? Sorgt für minder elende Löhnung der Unteroffiziere und Kanzleischreiber! Solcher Antrag kam bisher aber aus keiner der empörten Seelen. Die zetern nur wider den scheusäligen Krupp. Doch die Firma kann sich mit ihrer Leistung (besonders der letzten fünfzig Jahre) fürs Reich und für ihr Arbeiterheer sehen lassen. Ohne sie wäre, wie Herr von Tirpitz bestätigen müßte, die schnelle Durchführung des Flottengesetzes unmöglich gewesen. (Ob dieses Gesetz nöthig, ob der rasche Flottenbau nützlich war, ist eine Frage, deren Beantwortung nicht den Werth der kruppischen Leistung bestimmt.) Eine Gesellschaft von solchem Umfang, die stets, für jeden Fall, in Bereitschaft sein muß, kann weder ihre Arbeit auf Deutschland beschränken (dem, was sie draußen verdient, schließlich auch das Nationalvermögen und dessen Steuerkraft mehrt) noch ihr Handeln überall dem Geist der Bergpredigt anpassen. (Die christliche Moral ist fürs Allerheiligste des Herzensverkehres und fürs Schaufenster; die tellurische für Politik und anderes Geschäft, das aus dem Krieg Aller gegen Alle Zins preßt. Auch, dünkt mich, fürs Geschäft der Parteien und Fraktionen, deren keine in holder Scham vor der Möglichkeit zaudern wird, das Geheimniß des Gegners, gar einer gehaßten Regirung um erschwinglichen Preis einzuhandeln.) Wozu der Lärm? Für

die Industrie, die Kriegsmaterial herstellt, gilt kein anderes Sittengesetz als für die Nachbarn, die Kohle und Eisen, Gewebe und Chemikalien, Leucht-, Heiz- und Treibstoff verkaufen. Die lobt jeder Mund, wenn ihre Klugheit Syndikate und Konventionen geschaffen, die Preise „gebessert", die Dividende erhöht hat; die Waffenfabrikanten, die das Selbe thaten, sind Räuber und Mordbrenner. Denen wenigstens, die nicht mitschmausen dürfen. Wenn die Vereinigten Köln-Rottweiler Pulverfabriken (Telegrammadresse, sehr sinnig: sivispacem; nicht etwa: Si tu veux la paye) zwanzig, die Deutschen Waffen- und Munition-Fabriken (Telegrammadresse, noch sinniger: parabellum, prépare la guerre) zweiunddreißig Prozent vertheilen, jauchzen die Aktionäre. Krupp giebt nicht mehr als zwölf Prozent und seine Aktien sind nirgends käuflich; sind Familienbesitz. Eine uninteressante Gesellschaft, an der nichts zu verdienen ist, die ihr Gußstahl, Geschütz und Geschoß nicht inserirt und deren Leiter man ruhig drum nebenan steinigen mag.

Ihre schlimmste Sünde ist ja: daß sie viel Geld einnehmen. Ueber das bisher Enthüllte kann, wie über Ungeahntes, nur ein Kindergemüth staunen. Der Erwachsene weiß, daß auf allen Herden mit Wasser gekocht, ringsum eine Hand von der anderen gewaschen wird, und bedauert nur Dreierlei: daß der Firma Krupp die Konkurrenz (Fall Ehrhardt) von Reiches wegen und mit dem Aufgebot der ganzen Diplomatenmannschaft abgewehrt wurde; daß zwischen dem höchsten Repräsentanten und dem Hauptlieferanten des Reiches seit zwanzig Jahren der persönliche Verkehr allzu intim geworden ist (weil dadurch schwache Behörden in Anspruch und Kritik leicht lässig werden); und daß Krupp, weil ihm die Panzerung und Waffnung der Schiffe genug einbringt, auf seiner Germaniawerft den Vulkan, Schichau, Howaldt unterbieten, unser siechendes Schiffbaugeschäft also noch ärger schwächen kann. Eine Kapitalistenverschwörung, die zu Kriegen treibt? Kindischer Unsinn. Unter hundert Industriellen und Großhändlern ist kaum einer, der nicht bei dem Gedanken an Krieg aufstöhnt. Daß diese Schicht noch schäbigen Frieden dem Kriegswagniß vorzieht: da ist die Gefahr für Staat und Nation. Ein Skandal? Ja: daß der Reichskanzler das Mißtrauen, statt es schnell auszuroden, fortwuchern ließ; daß im Ausland deshalb an eine von Krupp bewirkte Durchseuchung des deutschen Heerkörpers geglaubt wird;

daß der Ertrag einer im November vom Militärgericht begonnenen Untersuchung im Mai noch nicht sicher und sichtbar ist. Quousque?

Drüben die Flugblätter der C. G. T., hüben die Aechtung Krupps (und des Kronprinzen, weil er, ein junger Reiteroberst, geschrieben hat, Deutschland müsse sich den stolzen Kriegergeist wahren): zwei Systeme, die an das selbe Ziel hinstreben. Den Völkern soll der Wahn eingeträufelt werden, daß sie in unbewaffnetem Millennarfrieden leben dürften, wenn die Geldgier eines Verbrecherklüngels nicht die ihm einträgliche Kriegsgefahr heraufbeschwüre. In der Zeit so gefährlicher Verlockung zerstampft der gehorsame Kanzler den Grundgedanken allgemeiner Wehrpflicht: daß alles zur Wehr Gehörige von allen in Heimathgemeinschaft Lebenden geleistet und dadurch das Bewußtsein der Interessengleichheit und Bedürfnißeinheit gefestigt werde. Nur der Wohlhabende scheint dem Genossen Bethmann am Landesschutz interessirt, nur er drum verpflichtet, die Kosten für Heer und Flotte auf sich zu nehmen. Den Tag, der dieser Todsünde wider das Sakrament des Staates Gesetzeskraft gibt, wird, trotz allem Geflenn, die Gottheit der Geschichte dem Schuldigen niemals verzeihen.

Kalte Hochzeitschüsseln.

Seit dem November 1908 ist im Deutschen Reich nicht so laut gemurrt worden wie in der Woche, die hinter uns liegt. In Salon und Werkstatt, Kasino und Bierhaus, Unter den Linden und auf der Dorfstraße. Ohne triftigen Grund? Nein. Der Deutsche ist geduldig wie ein Erzengel, der die Kapitulantenzulage erstrebt; nicht geduldiger. Er hat die schönen Reden über das „Opferjahr“ geschluckt, das dem von Ost und West gefährdeten Reich neuen, ins Ungeheure wachsenden Wehraufwand aufbürde, und ohne hörbaren Unwillen die Kunde hingenommen, statt der verheißenen herrlichen Tage sei Hagelschlag und Windbruch zu erwarten. Hat sich rechtschaffen gefreut, als er im Februar las, des Kaisers Tochter habe sich dem Herzog Ernst August verlobt (einem jungen Lieutenant, der jetzt, ehe er in seinem rathenower Regiment auch nur eine Stunde lang Dienst gethan hat, zum Rittmeister und Chef einer Schwadron befördert worden ist) und der alte Hader zwischen Hohenzollern und Welfen werde nun enden. Daß er aber im politisch verlustreichsten Jahr der Reichsgeschichte nur Feste sehen, hören, schmecken, riechen solle, will ihm nicht in den Sinn. Jahr-

hundertfeier an Pregel, Oder, Spree. Verlobungfeste in Berlin, Karlsruhe, Homburg. Römerschanzenmimus auf der Saalburg. Sängerwettstreit (Tage lang, mit Thron, Pagen, Ehrenjungfrauen), in Frankfurt. Festspiele in Wiesbaden. (Eine bewundernswerthe Leistung, las ich in einem berliner Blatt, sei, daß der Kaiser täglich vom frühen Morgen bis in den Spätnachmittag in der Sängerhalle saß und dennoch abends pünktlich auf seinem wiesbadener Theaterplatz war.) Hochzeit; eines von sieben Kindern Wilhelms des Zweiten. Acht Tage lang: Schmäuse, Gala, gesperrte Straßen. Eine Pracht, neben der alles von Statius über den Hofprunk Domitians, über Marmorsäulen, Goldgetäfel, Citrustische mit Elphenbeinfüßen Erzählte, alles von der Goldstickerei auf den Speisesofas und Tafeltüchern der Kommodus und Elagabal Ueberlieferte verbleichen mußte. Säle, Bahnhöfe, Theater, Vorräume, Eßtische in Gärten gewandelt. Ein Lakaienheer in Silberkleidern und rosenfarbigen Seidenstrümpfen. Ein Schwarm rother, bis an den Oberschenkel in Tricot gezwängter Pagen. Der kostbarste Prunk, der zu erdenken war. Aber nicht, wie in alter Zeit an solchen Festtagen, eine Speisung armer Menschen; nicht eine. Und Alles „öffentlich". Die Umzüge (britisch, russisch, preußisch; Fliederfarbe, Himbeerfarbe, Mailaubfarbe); die Raschheit des Ordenwechsels; die Zahl der Koffer und neuen Kleider (vierundfünfzig) der jungen Herzogin. Alles Allen, Bettlern, Berichterstattern und Kinematographen, sichtbar; auch der letzte Abschied von einem geliebten Kind. (Nach dem vorletzten stand im Lokalanzeiger: „Nichts ist ergreifender zu sehen, als wenn die Großen der Erde einen Augenblick lang zeigen, daß sie Menschen sind, liebende, warmblütige Menschen." Sonst müßten wir sie für Götter, apanagirte, halten. Wird nicht im hintersten Pommern dem steifsten Junker von solchem erbärmlichen Schwatz zum Speien übel?) Und nun: die Vorbereitung zu einem Jubiläumsfest, wie es nicht Fritz von Preußen nach Mollwitz, Hohenfriedberg, Leuthen, nicht Wilhelm dem Ersten nach Düppel, Königgraetz, Sedan gerüstet ward. Dann Denkmalsenthüllungen, Kieler Woche, Nordlandfahrt, Jagden ... Wer dem Kaiser vorlügt, des Volkes Herz sei bei diesen ewig währenden Festen, müßte als Hochverräther gerichtet werden. Auch: öffentlich. Das Volk murrt in Ungeduld: weil es heute mit der Frucht seiner Arbeit, morgen vielleicht mit seinem Blute die Rechnung des Höflingtruges bezahlen muß.

Die große Liebe.

Die große Liebe der Frau gilt dem König; oder Dem, den sie dafür hält, den sie aus einer überragenden Empfindung als den Größten zu sehen, nicht vermeiden kann. In ihr lebt die Angst, mit dem stärksten Gefühl isolirt und im Engen zu bleiben, die Furcht vor dem Abseits; und die Befriedigung, für das Urtheil des Herzens Resonanz und Bestätigung in der allgemeinen Werthung zu finden. Gepflegt werden kann sie nur in entwickelten gesellschaftlichen Zuständen mit reifem öffentlichen Urtheil; sie gedieh am Reinsten in der aristokratischen Rasse von sehr gegenständlichem Verstand, deren urtheilende Empfindung für den Menschen stärker war als ihr Gefühl, bei der normannischen Oberschicht des vorrevolutionären Frankreich. Aber auch eine demokratische Form der großen Liebe ist denkbar. Egmont ist König im Herzen der Regentin, im Herzen der Jünglinge und Männer, im Herzen des Volkes. „Du dürftest die ganze Welt über Dich richten lassen", jubelt Klärchen fast erschrocken: sie hat das Glück, Den zu lieben, den Alle lieben, in dem sich Alle erhöht wiederfinden.

Von der starken Liebe, der Leidenschaft, die fast eine Idiopathie ist, eng, blind, völlig gleichgiltig gegen das Urtheil der Anderen, räuberisch und ausschließend, ist die große Liebe natürlich verschieden wie die Kunst von der Natur; und eben so mit ihr verwandt. Aber diesen Unterschied hat man vergessen. Seit der Decentralisirung der alten Gesellschaft, seit der Trennung von Macht und Geist hat die große Liebe Ziel und Sinn verloren. Das bürgerliche Jahrhundert, das aller Weite ein Ende machte, dem Kosmopolitismus, dem europäischen Geist, dem großen Stil, der Kunst, dem freien Blick auf das Leben, das eine unleibhaftige, unwahre Oeffentlichkeit geschaffen hat, hatte für die große Liebe keinen Raum; es gewöhnte die Frauen daran, sie literarisch zu erleben. Man fand den Helden im Roman, selbst in der Literaturgeschichte; dabei war man keiner Enttäuschung ausgesetzt und keinen Komplikationen; in diesen Träumen war die große Liebe auch erwünscht einfach, was sie im Leben nie gewesen.

Ist man heute scharfsichtiger geworden? In der Wirklichkeit vielleicht. Um so heftiger verlangt man das Unmögliche im Theater. Wenn ein Schauspiel im Titel „Die große Liebe" verspricht, so erwarten Alle, daß die Größe und die Stärke und die Einfachheit einen Bund schließen, den sie auf Erden niemals geschlossen haben. Man muß zugeben, daß an Heinrich Manns Schauspiel die Wahrheit der Handlung nicht der einzige Fehler war, der

eine so gründliche Ablehnung, wie sie ihm im Lessing-Theater wurde, rechtfertigte. Dem Thema nicht angemessen schien auch das Milieu. Die große Liebe gleicht einer Begegnung auf hoher See, einem odyssischen Abenteuer auf schwankendem Untergrund und mit offenem Horizont. Welches Medium aber bietet die Gegenwart für ein solches Erlebniß? Nur die mondäne Schicht. Warum gilt deren Darstellung heute nicht mehr als eines ernsthaften Autors würdig?

Auf einer gewissen Stufe der geistigen Helligkeit giebt nur noch die Schönheit Muth zum Leben; die Schönheit der Form, der Wahrheit und der Empfindung. Aber diese sehnsüchtig gespannte Wachheit verändert auch alles moralische Urtheil. Schonung bekommt das Gewicht und die Wirkung der Beleidigung, Krankheit wird etwas Beschämendes, Schwäche wird Schande und Tröstung Schimpf; man schlägt durch partielle Anerkennung und beleidigt durch Güte; der Neid bekommt heilende Kraft, wenn er ehrlich ist; und das Böse wird zur Wohlthat. Es gilt, zu sein, zu können, und Unfähigkeit allein ist Schmach. Zu dieser Welt vereinigen sich das Leben der Leidenschaft, der Kunst und der Macht; und auf ihrem Grund wächst die Stimmung, hart, kalt und üppig, die man mondän nennt. Diese Welt widerspricht nicht der künstlerischen Darstellung; ein Dichter hätte sie erfinden müssen, wenn sie nicht schon wäre. Sie ist der Kriegszustand der Gesellschaft in äußerster Verfeinerung. Sie ist nicht aufrichtig (Das wäre zu viel gesagt), aber sie hält sich an der Grenze irgend möglicher Aufrichtigkeit; sie ist ehrlicher als die Welt der Bravheit, der Arbeit, der Ethik und der Allgemeinheit, weil sie unabhängiger ist, weil sie einen hohen Grad von Freiheit bei ihren Mitgliedern voraussetzt und sich allzu Abhängigen verschließt; weil in ihr Selbsttäuschung lächerlich macht, fast ehrlos; weil sie das Materielle als Kritiker einsetzt und nicht mit Gefühlen bezahlt. In ihr zeigt sich das animalische Genie des Menschen in seiner Vollkommenheit; sie ist eine abstrakte Thierheit, bereichert um alle Möglichkeiten der Civilisation. Sie zeigt, was aus der Menschheit wird, wenn der Satz, daß der große Geist das Höchste sei, nicht mehr bewiesen werden kann, wenn man kein Blut mehr dafür opfern will (denn einen anderen Beweis wird es kaum geben). Den Charakter der Thierheit offenbart sie auch in der Sucht nach Gegenwärtigkeit: man will so handeln, so sein, so scheinen, wie es nur gerade in diesem Augenblick der menschlichen Geschichte möglich ist; erst dann glaubt man seine Gegenwart, hat sich in der Gegenwärtigkeit genug gethan; fast genug: weil die vollkom-

mene psychische Frische der Thierheit, die Unschuld gegenüber der Zeit, die der Nerv der Mode ist, sich nie ganz erreichen läßt. Diese Welt ist durchaus nicht mit der „Gesellschaft" identisch, die ganz anders geschichtet ist und sich um die Erben historischer Leistungen kristallisirt. Der Landeskönig, und was sich um ihn sammelt, die offizielle Welt, gehört trotz allen Ausnahmen zum Volk und ist im Wesen keinesfalls mondän. Hier herrscht die Kontinuität, der Kompromiß und die ganze zufällige Schwere irdischer Abhängigkeiten. (In Republiken ist die Scheidung weniger scharf; auch der dritte Napoleon scheint daran zu Grunde gegangen zu sein, daß er Beides nicht auseinander hielt.) Falsch wäre daher, die mondäne Sphäre für eine Randerscheinung der Gesellschaft zu halten; sie hat ihre Gesetze, ihre Ahnen, ist viel älter als alle historischen Gesellschaften. Ihre psychischen Neigungen haben unendlich tiefe Wurzeln, sie ist Allen verständlich, international und beherrscht die Phantasie der Völker, viel mehr als man wissen will; verkörpert sie doch, was sich an den alten menschlichen Thierträumen vom Paradies und von einem zeitlosen, unbeschwerten, musikalischen Jenseits verwirklichen läßt.

Es wäre verwunderlich, wenn den Künstler diese Welt nicht anzöge. Hier ist Wahrheit, Schein, Freiheit und Intensität, ein Abglanz der von Nektar und Ambrosia lebenden Tafelrunde, um deren Unbedingtheit Goethe und Flaubert die alten Dichter beneideten, und ein Rest der alten highway-men und Abenteurer der vorstaatlichen Zeit. Wenn dieses Milieu ein Nothehelf für den Künstler ist, so giebt es doch keinen anderen. Oder soll er die bürgerliche Welt der Kompetenzen darstellen, der Vorgesetzten und Untergebenen, der durch Abhängigkeit verwischten Physiognomien? Wo ist das bürgerliche Drama, von dem immer gesprochen wird? Ibsens Drama war antibürgerlich, zuerst grundsätzlich, dann hoffnunglos. Das Elend, das reine, unbedingte Elend hat freilich künstlerische Qualität; aber es ist auch unbürgerlich. Kunst und Bürgerthum geben eine Dissonanz, die sich als Karikatur offenbart, nie als giltige Kunst.

Natürlich ist es nur der mythische Gehalt des Mondänen, den Heinrich Mann in der Heldin seines Schauspiels verkörpert wissen will, nicht die üblen Beimischungen und Halbheiten, die man auch darunter begreift. In seiner Liane lebt der Nerv dieser Welt, die illusionlose Leidenschaft, die freie, treulose Gegenwärtigkeit, die absolute fairness; und der Tropfen Skepsis im Hirn, der ehrlich macht. Aber da sie viel zu bewußt ist, um nicht in ihrer Art des Daseins ein Abseits von der großen Entwickelung

zu fürchten, so kann sie sich in ihrer Liebe vergreifen und in einem großen Musiker und in dem Werk seines Menschen einenden Verlangens zugleich die Bestätigung und die Vertiefung ihrer Art zu finden meinen. Zwischen der Freiheit der mondänen und der Freiheit der Rousseau-Welt schlägt die große Liebe wohl Brücken; doch so gebrechlich, daß sie kein Unwetter überstehen.

Das Thema ist also durchaus der Stimmung der großen Kunst gemäß, scheint aber der Dramatik zu widerstreben, die mit der entschiedenen Schönheit eines engen Flußbettes in eine klare Mündung verläuft. Wenn Mann statt einer geschlossenen Fabel eine mit musikalischer Weisheit angeordnete Situationenfolge giebt, so zwingt ihn nicht nur das Thema, sondern wohl auch sein eigener Kunstwille. Die Kunst opponirt in ihm der Dramatik; und die Elemente einer reinen Theaterkunst werden in seinem Schauspiel sichtbar. In der alten Dramatik werden die rhetorischen Gesetze auf die Handlung angewendet; die alte Folge von Auseinandersetzung, Widerspruch, Widerlegung und erhebendem Abschluß, also etwas der Kunst, wie der Natur, durchaus Widersprechendes, wird da ins Sichtbare übertragen. Gegen diese Unterwerfung unter kunstwidrige Gesetze hat das Gewissen der Künstler stets rebellirt. Zuerst im Abschluß; Kleist schrieb ein Freiheitsdrama und endete es mit einer zweifelnden Wendung, die Alles in Frage stellt, statt mit einer Aufforderung. Ein Musiker findet (denn auch die Musik war an die rhetorische Anlage gefesselt), daß man die Sätze der Neunten Sinfonie nur einzeln spielten sollte, denn der Zusammenhang des Ganzen habe die Logik einer Abhandlung und mit Kunst nichts zu thun. Allenfalls könne man mit dem fünften Satz anfangen und mit dem ersten aufhören; dann verlieren sie als Musik noch gar nichts; man könne ja auch ein Triptychon von links nach rechts oder von rechts nach links ansehen, wie es gefällt. So schwebt auch dem Dichter eine reine Theaterkunst vor, die in jedem Augenblick dramatisch ist: eine Handlung, in der die Schönheit der Witterung herrscht und der Witterungumschlag; keine große Wellenlinie von angeblich unentrinnbarer dramatischer Nothwendigkeit, mit Pathologie und Unfällen, sondern ein ewig bewegtes Spiel des Seelenmeeres, auf dem die menschlichen Schicksale schaukeln. Das Undulatorische an Goethes Dialog, das seinen Zeitgenossen verhaßt war, empfinden wir heute als Wahrheit. Bei ihm wirkte die Freude am Umschlag manchmal schon bis in den einzelnen Satz: „Ich weiß nicht, wie mein Vater abdanken konnte, aber ich will es auch.“ Widersprechen dürfen einander zwei Sätze, meinte er, wenn nur jeder

stark ist. Lady Macbeth darf in einem Akt bei ihren Kindern schwören und im nächsten darf ihre Kinderlosigkeit beklagt werden. Das Weltbild des Künstlers, dessen Stärke ist, daß er alle Farben in sich hat und absolut hell ist, entsteht durch den stets lebendigen Kontrast, den die natürliche Leuchtkraft der Gefühle hervorruft. Dabei löst sich nicht die Dramatik auf, sondern ihre Konflikte sind in jedem Augenblick vorhanden. Die absolute Theaterkunst geht so über die einfache Dramatik hinaus, wie die höhere Analysis über die Elmentar-Geometrie; oder wie der Kunstroman über die Erzählung. Und wie man die analytische Geometrie nicht mit dem selben Verstand begreifen kann wie ihre Elemente, sondern eine stärkere, freiere Haltung nöthig ist, um sie zu erfassen, so fordert auch die Theaterkunst eine stärkere Selbstbehauptung. Dem Schwebenden der Handlung, dem Schwankenden der Charaktere gesellt sich eine fahle Stimmung des Ethisch-Anständigen. Diese drei Elemente sind dem neuen Theaterdichter willkommen, doch nun hat er einen Feind, in der Kälte des Wortes. Die dramatische Fabel gab dem Dialog eine substantielle Wärme und Bestimmtheit, die ersetzt werden müßte durch die lyrische Bestimmtheit. Die aber widerstrebt der Akustik des Theaters.

Der Haß gegen das Brutal-Dialektische des Wortes, gegen das Uebertreibende, selbst Karikaturistische des Wortes scheint auch Heinrich Mann befallen zu haben. Seit Faust „das Wort so hoch unmöglich schätzen konnte", hat die Wortmüdigkeit beträchtlich zugenommen. Nicht nur die That, auch Leib, Tanz, Ton und Bild und selbst die Zahl hat man höhnisch über die ohnmächtige Sprache erhöht. Und es ist verständlich, daß ein Dichter, der kräftig die Sinnlichkeit der Sprache befördert, ihre Schmiegsamkeit, ihren Reigen und ihren Schritt geliebt hat, dem sie so zu beseeltem Körper wurde, heftig enttäuscht ist, daß er ihres Scheines nicht gewiß werden kann und an ihre Offenbarungskraft nicht mehr glaubt, nachdem er nie ein anderes Echo als das Mißverständniß erfahren. Wie oft hat Mann vergeistigte Bewegungen durch das Wort beschworen und war darauf angewiesen, ob der Hörer sie vollziehen wollte; auf dem Theater brauchte er nur einen Text zu liefern, der Anlaß gab, alle diese erschauten Bewegungen leibhaftig zu äußern, sie mit schärfster Genauigkeit und Abgewogenheit den Sinnen des Zuschauers zu übertragen. Und welches Glück, eine Spielerin zu finden, in deren Natur die ganze Buntheit, die in den Schächten seiner Phantasie verborgen war, zu Tage lag; in der die musikalische Sprechstimme tönte, die aus den Sätzen seiner Romane nur dem empfänglichen, willigen Leser entgegen klingen

konnte, aus deren Leib die Geberden wie Farbenblitze schossen, um Qualen und Entschlüsse dicht zu verkörpern, denen das Wort mühsam nachging.

Dieser Vorgang ist bedeutend: die Dichter zweifeln am Scheinleben des Wortes und zu gleicher Zeit erhebt sich die Schauspielkunst, freilich erzogen durch Literatur, zu neuem Selbstbewußtsein. Man hört die Forderung, daß die Bühne dem Schauspieler gehöre, daß dieser Anspruch endlich verwirklicht werden müsse; dem Worte solle die dienende Rolle zugewiesen werden; es sei unmöglich, einen Dialog, den ein geistiger Kopf in seinen stärksten Stunden ersonnen, in den er da seine ganze Welterfahrung auf die kunstreichste Art zusammengefügt habe, zu sprechen und noch Kraft übrig zu behalten für ein fortreißendes, zwingendes Spiel; alle guten Texte seien überladen mit Detail und nehmen ihre Muster aus einer Zeit, wo das Theater die einzige öffentliche Stätte der Mittheilung war. Wie viele Nuancen müsse man fallen lassen; warum solle der Text nicht voraus darauf verzichten und sich genau den Kräften und Bedürfnissen des Spielers anpassen? Und die Dichter sind bereit, dem Schauspieler zu dienen, und machen nur eine Bedingung: daß es nicht darauf hinausläuft, ihm nach alter Praxis „die Rolle auf den Leib zu schreiben", sondern daß er die Möglichkeit bietet, sie ihm auf die Seele zu schreiben; und der höchste Wunsch wäre vielleicht, daß es Etwas gäbe, das man die Seele eines Ensemble nennen könnte.

Manns „Große Liebe" ist augenscheinlich ein Versuch dieser Art, aus langen Konferenzen mit der Schauspielkunst entstanden. Der Dichter der „Großen Liebe" hatte all sein Vertrauen auf die Schauspieler gestellt. Der Text war nur der farblose Grund, auf den sie die Charaktere auftragen sollten. Die Deutung der Rollen, ihre Hintergründe, ihre symbolische Resonanz, die Anweisung für ihre Auffassung: Das steht in seinen Romanen; sie mußten mitgespielt werden. Es läßt sich nicht leugnen, daß in der Aufführung des Lessing-Theaters alle Gefahren dieses Versuches sichtbar wurden. Wer aber an die Mission der Kunst glaubt, von ihr einen leichteren Gang des menschlichen Geistes und einen geräumigeren Aufbau seiner Seele erhofft, Der muß trotzdem jeden Versuch, die alte Dramatik durch eine wirkliche Theaterkunst zu ersetzen, begrüßen. Heinrich Mann hat seine hier vermutheten Prinzipien vielleicht zu unbedingt und unbekümmert angewandt. Man braucht deshalb nicht zu bezweifeln, daß er auf dem richtigen Weg ist.

Charlottenburg. Lucia Dora Frost.

Dreißig Jahre deutscher Dichtung.

Nur als Kette ist uns der Zeitbegriff begreiflich. Eine Gegenwart verstehen, heißt: eine Entwickelung verstehen; vielleicht auch: aus der Vergangenheit Schlüsse auf die Zukunft ziehen. In der Regel taugt zum Beurtheiler der Gegenwart nur, wer selbst ein Stück ihrer Vergangenheit erlebt hat. Phantasie, Studium und kritischer Verstand sind Surrogate der Erfahrenheit; nur da, wo diese Helfer die Erfahrung nicht ersetzen, sondern ergänzen, giebts einen vollen Werth.

Wer die geistige Zeit, die in den letzten dreißig Jahren geworden und zum Theil schon wieder gestorben ist, wer den Uebergangszustand unserer Gegenwart aus den Uebergängen, die hinter uns liegen, kennen lernen will, Der lese das Buch von Albert Soergel: „Dichtung und Dichter der Zeit. Eine Schilderung der deutschen Literatur der letzten Jahrzehnte." Wer selbst ein Schrittmacher oder Mitläufer dieser Jahrzehnte gewesen, findet in dem Werk eine sehr förderſame Ergänzung seiner Erfahrung durch die Phantasie, das Studium und den kritischen Verstand eines Begabten. Von vielen Seiten des Buches geht ein Hauch aus, so frisch und stark, als käme er unmittelbar von der Pflugerde, während doch lange Jahre seit Saat und Ernte verflossen sind und manche frühe Frucht jetzt kaum mehr in der Konservenbüchse der Leihbibliothek zu finden ist.

Albert Soergel wurde erst 1880 geboren; hat demnach als Zeitgenosse nicht durchlebt, was er nacherlebte. Bei der Art seines Werkes ist Das merkwürdig. Doch er besitzt die Fähigkeit, sich Vergangenheiten so gegenwärtig zu machen, wie es sonst nur eine treue Erinnerung vermag; und er ist von keiner persönlichen Vergangenheit befangen. Daß uns, fast Allen, zu den Erscheinungen des Tages die für eine ungetrübte Erkenntniß nothwendige Distanz fehlt, merken wir, wenn das Heute zum Gestern oder Ehegestern geworden ist. Doch eben so richtig ist, daß die Literarhistoriker zu den Dingen, die einmal flüssige Wallung gewesen sind, manchmal zu weite Distanz haben und in ihrer „Abgeklärtheit" zu den Dunkelheiten, die einst neues Licht im Schoß trugen, eben so wenig zurückfinden wie mancher Graukopf zu den Gefühlen seiner Jugend.

In mehreren wesentlichen Punkten unterscheidet sich Soergels „Schilderung der deutschen Literatur der letzten Jahrzehnte" von der älteren Literargeschichte. Zuerst und hauptsächlich darin, daß der Verfasser nicht einem ästhetischen Dogma, nicht einem System die Neigung opfert, allen freien, einander etwa gegensätzlichen Dichterpersönlichkeiten und Richtungen empfänglich nachzufolgen. Er klassifizirt nicht mit Gut oder Schlecht, je nachdem die einzelne Erscheinung zu seinem „rothen Faden" paßt, und skelettirt dennoch sauber die Periode, die er mit

allen ihren üppigen Wucherungen darstellt. Er wird den Individualitäten der Geister gerecht und weist doch deutlich auf die Zusammenhänge, auf das Siegen und Unterliegen der Ideen.

Ferner: die rein-ästhetische, rein-literarische Literaturgeschichte kam in einer Zeit zu Ehren, in der die Dichtung vielfach sich in ein Wolkenkuckucksheim oder in die schlimmen Verlogenheiten des Komoediantischen und Romanhaften verirrt hatte. Wo immer aber Dichtung der Ausdruck eines „Zeitgeistes" ist, kann sie von ihrem Schilderer nicht anders dargestellt werden als im Zusammenhang mit der Gesammtheit der menschlichen Kultur ihrer Zeit, im Zusammenhang also mit den die Zeit beherrschenden sozialen, wirthschaftlichen, philosophischen und naturwissenschaftlichen Ideen. Wer die heißen Schlachten, die vor dreißig Jahren begannen, nur unter dem Gesichtswinkel des schöngeistigen Geschmackes beurtheilte, wäre dem Geist der Zeit so fremd wie der Bedeutung ihrer Dichtungen.

Noch heute werden Literaturbücher geschrieben, deren Senkloth nur durch die seichte Schicht der Poetik dringt. Das Buch Soergels entstand jedoch aus der selben Tiefe, aus der sich vor dreißig und mehr Jahren der erste stürmische Auftrieb der Unzufriedenheit eines neuen Geschlechtes erhob. Wir erleben den literarisch-politischen Sozialismus wieder und begleiten seine Entwickelung durch die Temperamente der Dichter; seine Entwickelung zum Edelanarchismus, zur Sozialaristokratie, zum Individualitätglauben. Aus dem Naturalismus (dem Nothstandsroman und dem Elendsdrama) entwickelte sich eine minder einseitige gesellschaftliche Dichtung und eine neue Romantik; aber die Kerntugend des Naturalismus, von Vorurtheil freie Aufrichtigkeit, ging nicht verloren. Daß Soergel diese Wandlungen und Entfaltungen nicht als zufällige Erscheinungen, vielmehr in all ihrer Folgenothwendigkeit abspiegelt und zugleich die vielen Nebenkräfte nicht vergißt und den Zusammenhang der Literatur mit den übrigen Aeußerungen der Zeitkultur nicht übersieht: Das macht sein Dichterbuch zu einem Stück Zeitgeschichte.

Und wie behandelt er den Stoff? Nicht mit Lehrsätzen. Sondern: indem er die Dichter und ihre Werke sprechen läßt und sie mit kleinen, aber bedeutsamen Hinweisen einander nahbringt und ihre Gemeinschaften und Gegnerschaften aufweist.

Vorbildlich erscheint mir das Buch auch darin, daß es nur einen kleinen, doch inhaltreichen Zeitabschnitt erledigt. So vielfach auch der große Geist der Wissenschaft durch das Spezialistenthum Schaden leidet (dort nämlich, wo der Blick für das Ganze erblindete): zu verkennen ist nicht, daß nur stoffliche Bescheidung dem einzelnen Kritiker die Möglichkeit gewährt, sich in einen geistigen Zeitkreis völlig einzuleben und mit eigenem Erleben den vollen Gewinn aus den fremden Schöpfungen zu heben. Die deutsche Universal-Literaturgeschichte, die vom Bischof Ulfilas bis zu Herbert Eulenberg reicht, muß auf solchen persönlichen Gewinn verzichten. Denn aller menschlichen Kraft ist eine

Grenze gesetzt. Wir sehen denn auch, daß sich manche wissenschaftliche Literarhistoriker mehr um ihre Axiome und Theorien als um die widerspruchsvollen dichterischen Erscheinungen bemühen oder daß sie sich, wo das Streben nach tabellarischer Vollständigkeit herrscht, vielfach mit den Beiträgen und Urtheilen ihrer Vorarbeiter behelfen.

Zumal für die kritische Darstellung der neusten Literatur ist oberflächliche Vielwisserei, die sich aus fremden Quellen nährt, nur vom Uebel. Hier versagen die festen Stützen der Ueberlieferung. Hier tritt an den Historiker, der fremden Urtheilen folgen möchte, deren eine verwirrende Fülle heran. Will er nur seinem eigenen Kopf und Herzen vertrauen, so ist er durch die Masse der jüngeren Produktion zu einer Theilung des Arbeitgebietes gezwungen.

„Seinem Titel getreu", sagt der Verfasser im Vorwort, „möchte dies Buch eine Uebersicht geben über die deutsche Dichtung der Gegenwart, von ihren Anfängen um die Wende der achtziger Jahre an bis zur jüngsten Entwickelung, möchte die Kräfte am Werk zeigen, die die deutsche Dichtung in dieser Zeit wechselnd bestimmten. Aber ich möchte auch wieder nicht einem herausgefühlten oder -gedeuteten Entwickelungschema die Dichterpersönlichkeit opfern, deren Bestes nicht das mit anderen Gemeinsame, sondern das sie von anderen Unterscheidende ist. Ich charakterisire deshalb selten einen Dichter durch nur ein Werk, das gerade in der gezogenen Entwickelunglinie liegt, sondern durch möglichst alle seine Werke, auch wenn sie sich der Einordnung widersetzen, ja, freue mich gerade auch an solchen irrationalen Werken." Die thematische Eintheilung des Buches ist klar und übersichtlich. Es hat drei Abschnitte. Im ersten wird die Vorgeschichte des deutschen Naturalismus erzählt und von seinen Vertretern berichtet. Mehrere Kapitel sind den frühsten Organisationen der jungen Dichterschaaren gewidmet und beschäftigen sich, immer die persönlichen Erscheinungen lebensvoll gestaltend, mit München, wo Conrad „Die Gesellschaft" schuf, und mit Berlin, wo im Jahr 1882 die Brüder Hart ihre ersten „Kritischen Waffengänge" schlugen und 1890 Harden, Brahm, Schlenther, Leo Berg die geistige Führerschaft übernahmen. Diese Zeit der Verkündung schließt ab mit der Gründung der Freien Bühne in Berlin und der Aufführung von Hauptmanns Drama: „Vor Sonnenaufgang". Nun folgt das Kapitel: „Naturalismus und Sozialismus und ihre Zeit"; eine lange Reihe von Dichtermonographien.

Der zweite Theil des Buches ist in das Zeichen Nietzsches gestellt. Aus dem Wirrsal neuer Forderungen erhebt sich klar und klarer das Persönlichkeitsdogma gegen den intellektuellen Sozialismus. Ein Schlagwort für diese Zeit, wie es der Naturalismus für die vorhergegangene war, läßt sich nicht prägen. Symbolismus, Neu-Romantik: diese Worte decken nur einen Theil der Bestrebungen, die ja ein gemeinsames Ziel auch nur insofern haben, als die Dichter zwar die Gegenwart in ihren Höhen und Tiefen erkennen wollen, Das aber nicht mehr mit Hilfe eines einheitlichen Programms vermögen; ihre Losung

ist vielmehr Zolas Wort: „Ein Stück Natur, gesehen durch ein Temperament"; wobei die Natur nicht mehr im Sinn des Naturalismus auf das Stoffliche, Körperliche und wissenschaftlich Beglaubigte beschränkt wird. Das letzte Hauptstück des Buches behandelt unter dem Merkwort „Gegenwart" das Jahrzehnt von 1900 bis 1910.

Soergel zeigt seine schönste Kraft nicht in theoretischen Gruppirungen und Beweisführungen, sondern im künstlerischen Portrait. Mehrere hundert deutsche Erzähler, Lyriker und Dramatiker macht er mit ihren Werken dem Leser vertraut. Die eigene Ueberzeugung stellt der Verfasser nicht zurück, doch bemüht er sich vor Allem, dem Wollen des Dichters gerecht zu werden.

Freilich fordert ein persönliches Urtheil auch Widerspruch heraus. Ich will hier nicht im Einzelnen Meinung gegen Meinung setzen, da doch alle Kunst wie alle Religion am Ende Gefühlssache ist. Nur einige Irrthümer und Unterlassungen möchte ich feststellen. Falsch ists, Peter Rosegger als einen Vorgänger der modernen wiener Dichtung zu nennen. Der Steirer steht im natürlichen und bewußten Gegensatz zur Gruppe Bahr, Schnitzler, Hofmannsthal, in einem Gegensatz, den die Schlagwörter „Großstadt" und „Provinz" nur zum Theile decken, der sich besser vielleicht als überreife, nervenfeine Kultur und als junges Bauernblut festhalten läßt. Der Bedeutung Roseggers als des Repräsentanten eines eigenen Stammes und einer eigenen Naturwelt ist Soergel nicht nah gekommen. Hier sei auch vermerkt, daß er den eigenartigsten der österreichischen Dialektdichter, Franz Stelzhamer, fast ganz übersieht. Stelzhamers Leben und Wirken liegt zwar vor den achtziger Jahren, durfte aber bei Besprechung der österreichischen Früh-Realisten eben so wenig übersehen werden wie das Kürnbergers.

Ungenaue Informationen enthält die Einleitung zu dem Kapitel „Das Junge Wien", so weit sie sich auf den Durchbruch Ibsens in der österreichischen Hauptstadt bezieht. Soergels Darstellung des 1891 in Wien herrschenden literarischen Zustandes entspricht nicht den Thatsachen. Ich kann aus persönlicher Erfahrung versichern, daß die Zahl der Ibsen-Anhänger damals in der deutschen Theaterstadt der Franzosen verschwindend klein war und der persönlich anwesende Ibsen zwar auf einem Bankett junger Musensöhne gefeiert, von dieser seltsamen Huldigung jedoch nur recht mäßig „beglückt" worden ist. Unstatthaft scheint mir auch die flüchtige Erledigung Eduard Stuckens, des Dichters dramatischer Romanzen, der in die Symphonie der Gegenwart einen eigenen (mystischen) Ton mischte. Ferner wundert mich, daß der umsichtige Spektator zwei literarische Erscheinungen völlig übersehen hat, die von Belang sind. Zunächst die Roman- und Novellenschreiberin Mite Kremnitz, deren Erstlinge im Beginn der achtziger Jahre von der Kritik als realistische Erfüllungen bezeichnet wurden. Im Ausland lebend, abseits von Schule und Klüngel, offenbarte diese Dichterin als eine der Ersten die Instinkte des Zeitgeistes und auch in ihren jüngsten Werken (den Romanen „Die Getäuschten" und

„Ist Das das Leben?“) ist sie die moderne Psychologin. Die zweite Unterlassungsünde trifft den deutsch-finischen Dichter Adolf Paul, auf den Soergels Rechtfertigung der Absenzen („Ein Typus mußte öfters für Verwandtes stehen“) nicht anzuwenden ist. Denn in der großen Familie unserer Dichter hat er schwerlich einen Bruder oder Vetter.

Doch der Lücken wegen sei nicht die Schätzung des Ganzen gemindert. Soergels Buch ist eine starke Leistung des Fleißes, des Gewissens, der Liebe und des Talentes. Um die Dichter und ihre Werke thut sich mit Licht und Schatten, mit Jubel und Elend, mit drohendem Groll und gläubiger Sehnsucht ihre Mitwelt auf. Dürfen wir diese Zeitgenossenschaft der Dichter ohne Weiteres die Gegenwart nennen? Von einem Jahrhundert, das lange nicht so raschlebig war wie unseres, sagt Goethe in „Dichtung und Wahrheit“, es reiße den Willigen und den Unwilligen mit sich fort und bestimme und bilde ihn so, „daß man wohl sagen kann, ein Jeder, nur zehn Jahre früher oder später geboren, dürfte, was seine eigene Bildung und die Wirkung nach außen betrifft, ein ganz Anderer geworden sein.“ Soergels „Dichtung und Dichter“ beschreibt dreißig lange Jahre, die ihre geistigen Kinder „fortgerissen, bestimmt und gebildet“ haben.

Wilmersdorf. Hermann Kienzl.

Das Recht auf den Tod.

Manche Dinge sind längst mit allem Komfort der Neuzeit ausgestattet worden: Wohnungen, Eisenbahnen, Ozeandampfer und Anderes. Nur der Tod hat nichts davon abbekommen, vielleicht, weil der Interessentenkreis ziemlich klein ist und noch Keiner aus ihm seine Stimme erhoben hat. Im Grunde aber handelt es sich wohl bei dem Problem, das ich zur Erörterung stellen möchte, um eine wirkliche Frage der Humanität; dies Wort nicht in dem Sinn verstanden, von dem Goethe abwehrend sagte: „So wird ja Einer des Anderen Krankenwärter“. Sondern im Sinn der Verminderung unnützen Menschenleides und der Steigerung der Lebensfreude in allen Lebensfähigen.

Darf unheilbar Kranken, die selbst aus dem Leben zu scheiden wünschen, nicht fortgeholfen werden? Natürlich nur, wenn der Wunsch aus freiem Willen des Kranken kommt und ein beamteter Arzt den Fall geprüft, ein beamteter Jurist festgestellt hat, ob die Beschleunigung des Todes nicht etwa berechtigte Interessen Ueberlebender be-

einträchtige. Denn die Erde ist das Gefilde der Lebendigen; um deren willen könnte man vielleicht auch vom Kranken ein längeres Ertragen seiner Leiden verlangen.

Bisher hat die Kulturmenschheit gethan, als wäre sie ein Verein zur Erhaltung aller natürlichen Todesarten und als wären diese Arten Meisterwerke der Schöpfung, deren Bewahrung Pflicht ist. Wie man in Amerika und in anderen Ländern Reservate eingerichtet hat, in denen man die natürliche Beschaffenheit des Landes, der Fauna und Flora als Beispiel zu konserviren strebt. Aber selbst religiöse Gemüther werden nicht behaupten, daß der Weltenlenker die Zahl der Jahre, Monate oder Wochen für jeden leidenden Menschen vorausgewollt und bestimmt hat. Nach der Bibel soll die Frau mit Schmerzen Kinder gebären: und trotzdem ist man bemüht, mit Narkose und „Luxuszange" in den Augenblicken des höchsten Schmerzes den Gebärakt zu erleichtern. Muß das Sterben durchaus schmerzhafter sein als das Gebären? Bis vor kurzer Zeit stürzten sich die Aerzte mit der Kampherspritze auf jeden Sterbenden, um ihn noch einmal aus der Agonie wach zu rütteln. Wozu? Das wußte kein Mensch. Um den Aerzten das Machtgefühl zu geben, daß sie ein Mittel besitzen, mit dem sie Sterbende in ein kurzes Bewußtsein zurückrufen können? Oder trieb das Berufsgefühl den Arzt, gegen Krankheit und Tod in jedem Fall zu kämpfen? Diese Zeit ist wohl vorüber; noch aber sind wir nicht so weit, daß der Arzt dem Kranken und Sterbenden in den erwünschten Tod helfen darf. Um den Kulturmenschen ists da am Schlimmsten bestellt. Bei den Naturmenschen wird, wie bei den Thieren, jedes unheilbar kranke Geschöpf schnell beseitigt oder es verreckt; und jeder Thierhalter ist so mitleidig, im Nothfall seinem Thier eine wohlgezielte Kugel zu gönnen. Der Kulturmensch wird, auch wenn er gar kein Subjekt mehr sein kann, sondern nur noch ein Objekt für Aerzte und Pflegepersonal, so lange wie möglich auf der Erde festgehalten.

Nun könnte man einwenden, sich selbst fortzuhelfen, sei Privatsache. Aber es giebt Situationen, aus denen selbst das eifrigste Nachdenken nicht den Weg in den Tod weist.

In den hippokratischen Schriften ward uns der Eid überliefert, in dem die Aerzte geloben mußten, niemals einem Kranken ein tötliches Gift zu geben. Der Grund dieses Gebotes wird nicht angegeben. Wir kennen aber aus der antiken Geschichte manche Fälle, in denen sich ein Mensch (zwar nicht wegen einer Krankheit, aber wegen irgendwelcher Lebenswirren) mit Gift hinweghalf. Und heute besitzen wir viel mehr sicher wirkende Giftstoffe. Die sollte man den Bedürftigen nicht versagen. Dann könnten sie in einer relativ günstigen Stunde leicht und heiter Abschied nehmen und, wie Sokrates, sprechen: „Wir sind dem Asklepios einen Hahn schuldig." Dr. Ludwig Kraft.

Fünfprozentige.

Die Obligationen amerikanischer Eisenbahnen hatten dem deutschen Kapitalisten bisher keinen Kummer bereitet. Festverzinsliche Werthe gerathen nicht so leicht in den Bereich der Sorge. Nun aber ists geschehen. Die Bonds der Saint Louis and San Francisco-Bahn haben den Anstoß gegeben. Die fünfprozentige Gruppe (in Berlin werden 4- und 5prozentige Serien notirt) hat 15 Prozent vom Einführungskurs verloren. Die Bonds wurden im Januar 1911 zu 88½ Prozent angeboten und in Deutschland ziemlich viel gekauft, obwohl aus dem niedrigen Subskriptionpreis zu ersehen war, daß es sich um eine nicht normale Anlage handle. Aber man war 1911 noch nicht durch Fünfprozentige so verwöhnt wie heute und griff deshalb gern zu. Die Emission hat eine gewisse historische Bedeutung: sie brachte das „letzte Auftreten" amerikanischer Papiere vor dem berliner Wuthgeschrei über die Chicago-Milwaukee-Bahn, deren Aktien der Handelsminister die Einführung in Berlin verweigerte. Schon die Andeutung, die Shares seien am Ende nicht schlechter als die kurz zuvor zugelassenen Bonds, wurde als Begünstigung des Emissionhauses, der Berliner Handelsgesellschaft, gedeutet; und als dann die Dividende der Chicago-Bahn zurückging, schrie man: „Das haben wir schon damals gewußt." An den fünfprozentigen Schuldverschreibungen der Saint-Louis and San Francisco-Bahn sind auf je 1000 Dollars 150 verloren worden; aber nirgends spürten wir Etwas von dem sittlichen Pathos, das gegen Chicago-Milwaukee tobte. Immer wieder ist dieser Anblick lieblich: wie die moralische Empörung sich da einstellt, wo sie in ein Krämchen paßt, und mit ihrer letzten Spur verschwindet, wenn sie den Kram stören könnte. Freilich darf bei der Rückschau nicht vergessen werden, daß die Saint Louis-Bonds von der Deutschen Bank eingeführt worden waren, deren Leiter dem Instrument Oeffentlicher Meinung mit besonderer Geschicklichkeit holden Ton zu entlocken wissen.

Die Bondsbaisse kam aus New York. Das Publikum fürchtet, der Schuldverschreibungdienst könne schwierig werden, weil die Gesellschaft zur Verbesserung ihres Bahnkörpers und des rollenden Materials Geld braucht, für das noch keine Quelle gefunden ist. Die Obligationen sind durch den Besitz der Bahn gesichert. Dessen Güte aber hängt von der technischen Leistungfähigkeit des Betriebes ab. Ist es nicht möglich, neue Wagen und Lokomotiven anzuschaffen, so leidet natürlich der Werth der Anlage; und die Louis-Francisco-Bahn hat für die Erneuerung ihres Besitzes weniger aufgewendet als andere Gesellschaften. Sie ist obendrein mit einer großen Bondsschuld belastet (300 Millionen Dollars, bei nur 41 Millionen Aktienkapital); die Bedenken sind also nicht grundlos. Die Schwäche der amerikanischen Bonds ist übrigens eine allgemeine Erscheinung; Eisenbahnen und industrielle Gesellschaften können sich nur noch unter erschwerenden Umständen neues Geld verschaffen. Die Baltimore and Ohio-Bahn hat Schuldverschreibungen,

die in Aktien umgewandelt werden können, zu 4½ Prozent ausgegeben. Zwei Drittel des Gesammtbetrages blieben dem Finanzkonsortium. Die New York Central hat es mit Bonds überhaupt nicht versucht, sondern sich auf ein Jahr 30 Millionen Dollars in New York, London und Paris gepumpt und zahlt dafür 6 Prozent Zinsen. Das Publikum ist mit Eisenbahn- und Industriepapieren übersättigt. Selbst eine so sichere Chance, wie sie eine 4½prozentige Anleihe der Stadt New York bietet, übte keinen starken Reiz. Die reichste Kommune der Vereinigten Staaten mußte sich zur Wahl des 4½prozentigen Rententypus entschließen und der Kurs, der ihr geboten wurde, war niedriger als der Preis, den sie vor einem Jahr für Stücke mit 4¼ Prozent Zinsen erlangt hatte. Die Yankees hoffen auf das europäische Publikum. Wird es nach dem Schluß des Balkankapitels noch die Kraft haben, amerikanische Effekten zurückzukaufen? Verkauft hat es sie, um die Barnoth zu stillen. Bis zum Ablauf des Jahres sind noch 330 Millionen Dollars amerikanischer Bonds und Notes, zur Rückzahlung oder Prolongation, fällig. Wer kann da an neue Emissionen denken? Und die Bahnen brauchen doch neues Geld. Ihre Ausgaben steigen; das Material ist theurer und die Lohnansprüche werden höher. Das Betriebspersonal ist noch schwerer zu befriedigen als die Aktionäre. Giebt man ihm nicht, was es verlangt, so kommt Strike. Die Interstate Commerce Commission hat mit ihrer Ablehnung aller Tariferhöhungen die finanzielle Lage der Eisenbahnen nicht gefördert und muß sich entschließen, die geforderte Aufbesserung des Gütertarifs zu bewilligen. Die Nettoeinnahmen der amerikanischen Bahnen sind seit 1910 von 829 auf 746 Millionen Dollars zurückgegangen. Das Mißverhältniß zwischen Einnahmen und Ausgaben ist also sichtbar. Die Eisenbahnleiter hoffen, ihre Lage werde sich bessern, wenn der Einfluß der Einzelstaaten auf die Tarifangelegenheiten beseitigt sei. Beim Obersten Gerichtshof in Washington schwebt ein Prozeß, dessen Entscheidung das Verhältniß der Bahnen zur Bundesaufsicht regeln soll. Gelingt es, die Tarifhoheit als ein Reservat des Bundes auszulegen, so wird die Behandlung der Eisenbahnen vielleicht etwas gelinder. Der Kongreß hat eine Untersuchung angeordnet, die den wirklichen Werth der amerikanischen Bahnen schätzen lehren soll. Ob diese ungeheure Arbeit je beendet werden wird, ist fraglich; es handelt sich um einen Riesenbesitz im Werth von 15 bis 16 Milliarden Dollars, dessen Organismus bis in den tiefsten Nervenstrang durchleuchtet werden müßte. Man will endlich einmal feststellen, wie viele Prozent Wasser der Eisenbahnkörper enthält. Was sich in die Akten einfangen läßt, wird vielleicht als dokumentarischer Nachweis für die Chancen und Risiken einer Umwandlung der Privat- in Bundesbahnen dienen.

Leichter als den Bonds der amerikanischen Bahnen wird anderen hoch verzinsten Papieren die Gunst des Publikums gewährt. Die Herkunft aus der Ferne ist kein Hinderniß. Die neuen fünfprozentigen Chinesen hatten einen für deutsche Verhältnisse beschämenden Erfolg.

Die 122 Millionen Mark, die in Deutschland zur Zeichnung aufgelegt wurden, sind allein durch Sperrstücke gedeckt worden. Man bedenke: die beiden großen Emissionssiege dieses Jahres von einem brasilianischen und einem chinesischen Outsider erstritten! Seltsame Zeiten. Die Chinesen geben, bei niedrigem Bezugspreis, mehr als 5½ Prozent Zinsen und gelten als gut, obwohl kein Knopf mehr im Kasten des Finanzministers zu finden war. Das Prestige macht Alles. Die chinesische Republik weiß noch nicht, ob sie eine ist. Yuan-Shih-Kai regirt ohne Parlament. Trotzdem gilt der chinesische Staatscoupon als sicher. Die Anleihe ist vielleicht verfassungwidrig; denn die Vertreter der Nation haben sie nicht genehmigt. Der Vertrag ist von dem Staatsoberhaupt in Peking unterschrieben, vom Parlament aber für nichtig erklärt worden. Das würde in anderen Fällen genügen, um Mißtrauen zu wecken.

Daß die Großmächte (auszunehmen sind die Vereinigten Staaten, die den Chinesen die kränkende Bedingung einer neuen internationalen Kontrole sparen wollten und deshalb die Betheiligung an der Emission ablehnten) dem Publikum als Bürgen wichtiger scheinen als der Schuldner selbst, beweist, wie thöricht die stolze Geste der Gelben war. Ohne das Geld ihrer Beschützer können sie nichts machen. Also hats keinen Zweck, an den Paragraphen zu mäkeln. Der ganze Handel war ja schließlich überhaupt keine chinesische Angelegenheit mehr, sondern drehte sich nur noch darum, ob Rußland oder Deutschland das letzte Wort haben werde. Sie haben sich geeinigt (Frankreich und Rußland dürfen je einen Vertreter in den neuen Rechnunghof des chinesischen Reiches senden; England stellt den Inspektor der Salzsteuerverwaltung, der zuerst ein Deutscher sein sollte, auf Frankreichs Wunsch aber nicht sein durfte; Deutschland liefert den Direktor des Anleihedepartements) und die Beute getheilt. Als Zahler kommen nur die drei Urbankiers Chinas in Frage. Japan ist honoris causa im Konsortium geblieben, hat aber keinen Antheil der 500 Millionen-Anleihe übernommen; Rußland hat sich mit einer kleinen Quote begnügt und den Rest an Belgien überwiesen. Auf Deutschland kamen 6 Millionen £, während England und Frankreich je 7,4 Millionen nahmen. Das neue Geld wird natürlich nicht weit reichen. Für die Reorganisation Chinas waren zunächst ja 1200 Millionen Mark angeboten worden. Darin aber sah China eine dreiste Verletzung seiner Würde. Die pekinger Offiziösen behaupteten, von den großen „Regulatoren" sei solcher Riesenbetrag offerirt worden, weil sie China schnell auftheilen wollten. Und nun? Wenn die Vorschüsse zurückgezahlt sind und der rückständige Sold erlegt ist, wird nicht viel übrig bleiben, um die Europäisirung des größten Ostreiches zu bezahlen. Die erste Anleihe sollte mit 200 Millionen Mark die Reform der Währung ermöglichen. Da brachen die Stützen des Mandschuthrones; und alle Ideen, die einer schönen Zukunft dienen sollten, flüchteten sich erschreckt in die dunkelsten Winkel. Die Aenderung des Münzwesens wird also nicht zu den Aufgaben der glücklich losgehakten halben Milliarde gehören. Das Wichtigste ist

die Rückzahlung der Vorschüsse. Schon nach dem ersten Scheitern der großen Anleihe war vor den Folgen der Vorschußwirthschaft gewarnt worden, die den Schutzmächten die Arbeit erschweren konnte. Trotzdem blieb es bei kleinen Pumpereien. Der Heißhunger der Chinesen wurde von europäischen Waffenlieferanten und Industriemännern gestillt, die dafür Bestellungen einheimsten. Solche Geschäfte lassen sich nicht einfach aus der Rechnung tilgen. Oesterreich-Ungarn, zum Beispiel, ist nicht im Anleihekonsortium, hat aber, während des Zwischenaktes, den Beutel fleißig geöffnet und Aufträge erhalten. Die sind den Geldmächten verloren; deshalb spähen sie nach Gegenleistungen, ohne die ja kein ausländischer Geldhandel mehr abgeschlossen worden soll. Ein Glück noch, daß die Crisp-Anleihe, die in London für China begeben wurde, nur halb (5 Millionen £) zum Austrag kam: sonst wäre die Salzsteuer, von der schon die Hälfte verpfändet ist, noch mehr belastet. Sie reicht allerdings über die Zinsen der neuen Anleihe hinaus und könnte (wenn die berechneten Erträge stimmen) ohne Schwierigkeit für noch einmal 500 Millionen aufkommen.

China ist kein erschöpfter Körper; aus diesem Reich ist noch viel zu holen. Und verborgene Schätze haben immer den stärksten Reiz. Daß die Amerikaner auf jeglichen Ehrgeiz verzichtet haben, ist nicht anzunehmen. Und die Japs werben in heißer Liebe um die chinesischen Bergwerke und Hütten. So besitzen die chinesischen Anleihen einen starken Sympathiefonds. Die verschiedenen Theile der letzten Anleihe haben freilich nur da einen Marktbereich, wo sie untergebracht worden sind. Die deutschen Stücke werden also nicht in London und Paris, die dort notirten Serien nicht in Deutschland gehandelt. Das kann man einen Fehler nennen, aber auch anderer Ansicht sein: je nach dem Glauben an die Dauer solcher Anlagen; denn die Freizügigkeit hat doch nur den Zweck, den Verkauf der Stücke im Ausland zu erleichtern, wenn sich im Inland keine ausreichende Absatzgelegenheit bietet. Für chinesische Staatsanleihen sind, unter normalen Verhältnissen, die Chancen des Handels überall gleich. Nur unter ungewöhnlichen Umständen hätte die internationale Wandelbahn einen Ausgleich zu ermöglichen. Man denkt an die Tage der Kriegsfurcht. Da sind fremdländische Papiere zu Geld gemacht worden; aber es ging nur, wenn sie ins Heimathland abgeschoben werden konnten. Das wäre bei den Chinesen kaum möglich. So bliebe nur der Austausch unter den Konsortialen; und der wäre, im Zustand des Drucks, erschwert, weil die selben Abwehrerscheinungen auf allen Effektenmärkten fühlbar würden. Beim Ausbruch einer Bargeldseuche ist kein Werthpapier sicher; also auch mit der Paßfreiheit nicht viel zu bewirken. Die Frage aber, ob bald wieder eine Zeit kommen werde, in der Alles am Golde hängt, Alles nach dem Golde drängt, vermag, heute noch weniger als sonst, kein Diplomat und kein Bankstratege zu beantworten. Ladon.

Fritzengedichte.

Mein Vortragsbuch. Ernste und heitere Balladen. Verlag von Georg Müller in München.

Fritzens erster Sieg.

Und als bei Mollwitz um halber Vier
Die Heere sich hielten beim Schopf,
Kams plötzlich ganz anders als auf dem Papier
Und der König verlor den Kopf.
Bald schob er da die Schwadronen, bald dort,
Ganz ohne Ziel und Sinn;
Da wagte Schwerin das wackre Wort:
Majestät, die Bataille ist hin!

So mach Ers besser, wenn Ers kann,
Sonst fürcht Er meinen Zorn!
Ich hol inzwischen Verstärkung heran!
Schon gab er dem Schimmel den Sporn.
Der schoß davon, wie ein schimmernder Blitz
Aus wetterwolkendem Dampf,
Auf Löwen zu, über Kreisewitz,
Und hinter ihm dröhnte der Kampf.

Nach Oppeln weiter im sausenden Ritt
Gings über Hecken und Rain,
Nicht einer seiner Begleiter hielt Schritt,
Der König ritt ganz allein;
Und als er in Oppeln pochte ans Thor,
Da ward er des Feinds gewahr:
Paul Werner trat mit der Laterne hervor,
Der kaiserliche Husar.

Der König riß sein Roß herum,
Daß es parirte und sprang.
Paul Werner aber war gar nicht dumm:
Da lockte ein guter Fang!
Denn diesen preußischen Offizier
Entwischen lassen, wär' Schmach!
Schon saß er auf seinem Rappenthier
Und sauste dem Könige nach.

Und flog auch der Schimmel dahin wie der Wind,
Der Rappen kam näher und nah,
Der Rappen war dreimal so geschwind:
Und bald war Paul Werner da.

Er faßte den Säbel und das Pistol
Und reckte die lange Gestalt:
Kamerad! Ich schieße, hüte Dich wohl!
Gieb Dich gefangen! Halt!

Da brachte der König sein Roß zum Stehn,
Es sprühte sein Blick durch die Nacht.
Nie hatte Paul Werner blitzen sehn
Ein Auge von solcher Macht.
Und wie ein Degenstoß schneidig und grad
Traf ihn das Wort ins Gesicht:
Den König von Preußen, Kamerad,
Den arretirt man nicht!

Paul Werner Pistol und Säbel entfiel
Vor dieser Augen Blink.
Da hatte der König leichtes Spiel
Und inhaftirte ihn flink.
Und als er mit seinem Arrestant'
Zu Löwen vom Pferde stieg,
Da rauschte vom Schlachtfeld ein Rufen ins Land:
Victoria und Sieg!

Dort war an des Fußvolks gestaffeltem Damm
Des Feindes Woge zerschellt,
Daß seiner Ohnmacht rückrollender Kamm
Hinstäubte über das Feld
Und vor der Schwadronen nachhetzendem Stoß
Gar manche Fahne sank.
Da sprach der König kurz und groß:
Schwerin und Gott sei Dank!

Paul Werner aber zog mit nach Berlin
Und wurde Obrist vor Prag,
Entsetzte Stralsund und hielt Stettin,
Vor dem der Schwede lag;
Und da bei Leuthen sein Regiment
Einschlug wie ein Donnerstrahl,
Verlieh der König das Adelspatent
Paul Werner, dem General.

Die Schlacht bei Hohenfriedeberg.

Die Kaiserin rüstete wieder mit Macht
Und hieß die Armeen marschiren,
Doch Fritz stand mit seinem Häuflein auf Wacht
Bei Striegau, den Paß zu blockiren;

Er führte ein hartes Lagerleben,
Drum hatte er Münchow Vollmacht gegeben;
Mars drohend den eisernen Becher schwang,
Drin rasselnd das Glück um das Unglück sprang.

Die Feinde frohlockten: Wir machen ihn klein!
Jetzt stürzen wir ihn vom Throne!
Das fuhr auch Franz Brand in Bolkenhain,
Dem Töpfer, bös in die Krone;
Stracks kaufte er Muth sich im Rathhauskeller
Für dreiunddreißig halbe Heller
Und schimpfte dann über den Preußenfritz
Mit sehr viel Galle und wenig Witz.

Laut ließ er seinen guten Verdruß
Durch alle Gassen stürmen,
Bis daß der Justizkommissarius
Ihn packen ließ und thürmen;
Und weil er sich an dem König verbrochen,
Ward ihm in drei Tagen das Urtheil gesprochen:
Sein Kopf sollte fallen mit einem Hieb;
Und Münchow in Breslau unterschrieb.

Der König hat ja noch gar nicht gesiegt!
So stöhnten die Bolkenhainer.
Helf Gott, wenn er diesmal unterliegt,
Dann kommen die Lichtensteiner
Dragoner, um uns zu schinden und schröpfen!
Doch der Kommissarius blieb beim Köpfen.
Und weil sich kein anderer Aufschub fand,
So schickte der Rath den Henker aufs Land.

Drei Rathsherren im gestreckten Galopp
Nach Breslau zu Münchow ritten.
Der knurrte sie an und wurde grob,
Da sie nicht ließen vom Bitten:
Wir werdens dem Könige unterbreiten!
Nun wohl, sprach Münchow, Ihr mögt mich begleiten!
Ließ satteln, saß auf: und so kamen die Vier
Am späten Abend ins Hauptquartier.

Der König saß in seinem Zelt
Tiefbrütend über den Karten
Und wälzte in seinem Hirn die Welt,
Doch ließ er die Vier nicht warten;
Drei kurze Fragen, da wußt er genug,

Sein strahlender Blick nahm Adlerflug
Und blank und geschliffen wie Stahlrefler
Trafen die Worte des Fritzen, des Rex:

Münchow! Weil mich ein Narr geschmäht,
Auch noch die Justiz beschwerden?
Merk Er sich, meine Majestät
Kann niemals beleidigt werden!
Der Kerl wird über die Grenze geschoben,
In Böhmen mag er mich weiter loben!
Schäm Er sich, Münchow, und reit Er nach Haus,
Und mit der Vollmacht ist es aus!

Dann würfelte Mars durch die Finsterniß
Das Glück entgegen dem Wager
Und hob die gepanzerte Faust und riß
Den König von seinem Lager;
Lautlos verschob er die bunten Schwadronen,
Am Morgen brüllten seine Kanonen,
Am Mittag war die Schlacht vorbei:
Und abends war Schlesien frei.

Karl Knappe, der braune Husar.

In Glatz stand Fouque, in Nachod der Daun
Mit seinen schnellen Kroaten,
Die sprengten nachts über den bergigen Zaun
Und griffen den Schulzen von Rathen.
Der hielts mit dem König, es war nach Kolin;
Schnell schickte der Daun Stafetten nach Wien:
Er wollte den Schulzen stracks füsiliren,
Um ein Exemplum zu statuiren.

Das hörte der König; was hörte Der nicht?
Und schrieb aus Sangerhausen:
Mein lieber Fouque, es ist Eure Pflicht,
Den Braven wieder zu mausen!
Doch legt Euch nicht mit dem Feinde an!
Ich brauche jetzt jeden einzelnen Mann:
Fünf oder sechs von den braunen Husaren,
Die mögen reiten und mögen sich wahren!

Wer wagt es, wenn es Karl Knappe nicht thut!
Er wählte sich fünf Hornisten,
Gab jedem einen Pandurenhut,
Die Feinde zu überlisten,
Auch prüfte er sorgsam den ganzen Beritt

Und nahm noch ein lediges Handpferd mit:
Dann sausten die Sechs mit Trompetengeschmetter
Nach Westen hinein wie ein Hagelwetter.

Drei Stunden hinüber ins böhmische Land
Gings ohne Rast und Verschnaufen,
Zur rechten Hand und zur linken Hand
Kampirten die feindlichen Haufen.
Da endlich, als es im Osten schon grau,
Sahn sie den Galgen von Trautenau,
Noch hat er dem Schulzen den Hals nicht gebrochen:
Hier haben sie sich ins Buschwerk verkrochen.

Er wurde am Morgen herausgeführt,
Bedeckt von zwanzig Musketen,
Die Hände wurden ihm losgeschnürt,
Noch einmal hieß man ihn beten.
Trompetengedröhn, ein Stoß wie der Blitz,
Als käm er leibhaftig, der große Fritz!
Der Schulze im Sattel! Nun gings an ein Reiten!
Es pfiffen die Kugeln von beiden Seiten.

Fouque mit Sorgen beim Mahle sitzt
In seines Stabes Mitte,
Da meldet sich schlicht, bestaubt und bespritzt,
Karl Knappe zurück vom Ritte:
Excellenz, der Schulze ist arrivirt!
Lebendig? Jawohl, sonst ist nichts passirt!
So setz Dich, mein Sohn, wo ich gesessen,
Du sollst heut von meinem Teller essen!

Ich schaffe Dir ein Offizierspatent!
Das lassen Excellenz nur bleiben!
Was sträubst Du Dich denn, Potz Element?
Ich kann ja nicht lesen und schreiben!
So ritt er denn als gemeiner Husar
Bei Leuthen und Torgau an sieben Jahr,
Half General Werner Kolberg entsetzen
Und Rußlands Flotte nach Hause hetzen.

Und als der Friede die Früchte trug,
Hat er sich den Abschied erbeten.
Als glätzischer Bauer hinter dem Pflug
Ist er durch die Furchen getreten.
Man wollte bei Hofe was für ihn thun,
Er aber ließ die Hände nicht ruhn,

Und schalt man ihn darob einen Thoren,
So war er taub auf beiden Ohren.

Treu blieb er seinem kargen Feld,
Zwölf Jahre vergeblich sie lockten.
Da kam Fridericus, der alte Held,
Selbst zu dem Erzverstockten;
Mit Krückstock, Dreispitz, geflicktem Rock
Betrat er den Acker und hob den Stock:
Ist Er der Knappe? Um Ihn ist es schade!
Erbitt Er sich schleunigst von mir eine Gnade!

Herr König, ich dank Euch auch schön für die Ehr!
Was soll ich mir groß erbitten?
Wir haben doch Euch! Was brauchen wir mehr?
Fort ist der König geschritten,
An seiner greisen Wimper hing
Ihm lose ein rundes, blitzendes Ding.
So hat Karl Knappe, er sei gepriesen,
Dem Könige eine Gnade erwiesen.

Wedel in Holstein. Ewald Gerhard Seeliger.

Referendarsjammer.

(Aus einem Brief an den Herausgeber.)

Paragraphenlehrling! Wer lacht da nicht, wenn er, behaglich an seinem Stammtisch sitzend, diesen Titel seinem Opfer verleihen kann? Alle lachen vergnügt über den höflich mitlächelnden Referendar und wissen nicht, daß eine Welt von Qual und ohnmächtigem, zerreibendem Leid sich hinter der lächelnden Maske dieses Scherzes birgt. Und reden zu Zeiten so klug über Weltfremdheit der Richter, über geringe Volksthümlichkeit der Rechtsprechung, unverständliche, menschenfeindliche Urteile, über Kälte und Verdrossenheit der Juristen. Und reformiren, damit es besser werde, ex officio an der juristischen Vorbildung herum, erschweren die Examina, schreiben Klausurarbeiten vor, richten Pflichtfortbildungskurse ein; und so weiter. Und gehen hilflos an dem Kern des Problems vorbei. Vergessen haben sie, die als fertige Juristen ihre anerkannte Stellung im Leben gefunden haben, die seelischen Leiden und Konflikte der Referendarszeit. Vergessen haben sie die vier langen, qualvollen Tantalusjahre. Vergessen, daß diese abstumpfenden Jahre es waren, die alles Lebendig-

Gute in ihnen zermürbten, die ihnen Lebensfreudigkeit und Begeisterungfähigkeit raubten und sie aus warmen, für das Rechte begeisterten Kämpfern zu Paragraphenmenschen machten, die dann „weltfremd" gescholten werden. Will denn Keiner von ihnen sich dieser Jahre erinnern und den Reformatoren zurufen, daß eine wirklich aussichtvolle Reform die Einrichtung der Referendarszeit beseitigen muß? Der Eingeweihte kann über die bisherigen, köstlichen „Reformen" nur lachen. Vier lange Jahre unter einer so strengen bureaukratischen Fuchtel, daß auch kein Schrittchen freier Bewegung möglich ist. Vier Jahre Gerichtsschreiber, höchstens einmal Rechtsanwaltvertreter; mit unwürdigem Schreibwerk, mit stumpfsinnigem Protokolführen geplagt. Nur immer Vorbereiten, nur immer Entwerfen: Das ist unsere Thätigkeit. Nicht der kleinste Kreis bleibt zu selbständigem Wirken. Wir verlieren alles Bewußtsein eigener Verantwortlichkeit; während draußen im Leben die Altersgenossen im selbständigen Schaffenskreis ihren Mann stehen dürfen. Fünfundzwanzigjährige sind schlimmer daran als wirkliche Lehrlinge: die dürfen doch allmählich auch selbständig arbeiten; und ihre Arbeit wird belohnt. Ist es nicht ein furchtbarer Gedanke, Menschen der allerverschiedensten Art durch die selbe Schablone zu pressen? Ob einer klug oder dumm, ob elastisch oder träg, zum Juristen geboren oder gezwungen ist: einerlei; neun Monate Amtsgericht, zwölf Monate Landgericht, vier Monate Staatsanwaltschaft; und so weiter. Ist es nicht Unsinn, einen Ochsen und einen feurigen Renner in den selben Pflug zu spannen? Fühlt man denn nicht das Verbrechen, das man an den fähigeren, intelligenteren Köpfen begeht? Muß es nicht den begabten, vorwärts drängenden, schaffensfreudigen Menschen (deren es noch immer unter den jungen Juristen recht viele giebt) zermürben, zerreiben, zu Tode langweilen, wenn er im selben langsamen Trott mit seinem stumpfen Nachbarn den selben Weg gehen muß? Er, der in zwei Jahren bequem mehr lernen würde als der Andre in vieren? Gebt endlich Jedem das Seine; schafft Prämien den tüchtigen, feurig-jungen Geistern und laßt aus Paragraphenlehrlingen frei und froh sich vorbereitende Jünger des Rechts werden! Diese nützliche Reform wäre leicht durchzuführen. Aber der gute Wille steckt tief hinter dem dicken Panzer bequemer Gewohnheit. Der Referendar darf nicht lange als Gerichtsschreiber, als Protokolführer, zu nutzlosen Schreibereien mißbraucht werden. Die Ausbildung muß ihm Gelegenheit geben, das Recht und dessen Wirkung im Leben kennen zu lernen. Sobald er auf jeder Station sich eingearbeitet hat, muß er sich unter eigener Verantwortung in einem kleinen Kreis selbständig bethätigen. Und der Fähige muß die Möglichkeit haben, den Aufenthalt auf den Stationen abzukürzen und schneller ins Assessorexamen zu kommen. Ich selbst habe den Kelch fast schon geleert. Mir wird eine Reform nicht mehr nützen; denn so schnell schießen die Preußen ja nicht. Ich spreche, ich werbe für Alle, die hinter mir im Paragraphendienst ächzen und vorzeitig altern.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H. in Berlin.

Die Zukunft.

Berlin, den 7. Juni 1913.

Trigeminus.

Londoner Friede.

„Handlung wird, nicht Rede, von uns verlangt; That, nicht Anekdote. Im zwanzigsten Jahrhundert hat jeder Feldzug (Transvaal, Mandschurei, Hereroland, Libyen) ehrwürdige Prophetie genarrt. Auch nach Kirkkilisses Fall weiß Keiner, wie der Balkankrieg enden werde. Rußland, das in unfertiger Rüstung und mit brandigen Geschwüren am Riesenleib noch nicht selbst schlagen kann, führt ihn gegen Oesterreich, das seinem Kaiser gern das Altersleid ersparen möchte, lebend, im Lehnstuhl, vom Heerführerruhm des Herrn Neffen überstrahlt zu werden. Unter englischem Patronat wird er geführt und von zwei Zielen winkt der dem Blick verborgenen Schutzmacht der Siegespreis. Wie dieser Krieg entstand? Nicht in den Hirncentren der vier Balkankönige. Seit 1898 (Wilhelms Reise ins Heilige Land, seine Werberarbeit für die Bagdadbahn, seine Verherrlichung Saladins und Hamids) mußte England fürchten, die stärkste Landmacht wolle ihm nicht nur die Seeherrschaft, sondern auch den Vorrang im Islam entwinden. Die Verständigung über die Flottenrelation blieb, von Bannermann bis zu Haldane, unerlangbar. Die andere Gefahr zu beschwören, schien drum kein Opfer zu schwer. Von 1904 bis 1907 wird Deutschland, das kein Hilfeversprechen einlöst, in Algesiras, Casablanca, Tabah um seinen Orientkredit gebracht. Im Juli 1908

Abd ul Hamid, den Wilhelm Freund genannt hat, entmachtet; sechs Wochen nach Eduards Besuch in Reval, dessen Frucht das anglo-russische Reformprogramm für Makedonien, dessen (gewollte) Folge die türkische Militärrebellion ist. Im Oktober 1909 läßt Italien den von Frankreich und England schon gewährten Besitzanspruch auf Libyen in Racconigi von Rußland acceptiren; und erficht ihm Rechtskraft, als die Fabeldummheit von Agadir die Triple Entente zum Dreibund gefestet hat. Im Oktober 1912 nützen die vier Reguli die Verlegenheit der Türkei. (Noch einmal seis hier betont: Ohne Agadir kein libyscher, ohne den libyschen Krieg keiner im Balkan.) Der Khalif ist in Afrika landlos; Italien an Englands Seewehr gekettet. Der Todeskampf des europäischen Türkenstaates hat begonnen. Daß er nicht kürzer sei als einst im Reich des Basileus von Byzanz, ist Englands Wunsch: denn es kann sich, bis es seinen eigenen Khalifen hat, am Nil und in Indien nur halten, so lange der Islam die Stoßkraft nicht, von Europa weg, ostwärts wendet. Mag der Südost unseres Erdtheiles immerhin slavisch werden, der Schemel zu Rußlands Aufstieg in Uebermacht (der in Ostasien sich unbrechbare Wälle entgegenthürmen). Sputet Euch, schlaftrunkene Staatswächter, in einen neuen Vertrag, der Oesterreich den Weg ins Aigaiermeer sichert. An Eurem Willen zur That hängt das Schicksal Europens und die vielleicht letzte Bürgschaft germanischer Herrenzukunft." Das ist hier gesagt worden, als die vier Balkanstaaten wider Osmans erschlaffte Erben den Krieg begonnen hatten. Noch im September, vor der Kriegserklärung: „Drinnen wird gelogen; und draußen gewitterts schon. Habet Acht!" Bald danach, gegen alle fürs Oeffentliche gemachte Meinung: „Von den vorn mitwirkenden Ministern hat nur einer Haltung und, ohne Riesenmaß, ansehnliches Format: Sir Edward Grey. Der hält keine Reden, schreibt keine Artikel, brüstet sich nicht mit Philosophie oder Historie, birscht sich nicht an junge oder alte Potentaten heran, trabt nicht mit der Yeomanry durch die Straßen. Ist gar nicht eitel; nie auf Applaus erpicht. Er weiß, was er wollen muß, und ertastet, furchtlos, doch stets behutsam, in schwierigem Gelände nicht allzu selten den Weg, der ans Ziel führen kann. Seit er den stuttgarter Ikarus (‚Jammer genug!') nicht nur mit blanker Klinge aus dem Feld geschlagen, sondern dann auch, vor allen nicht Befangenen,

ins Unrecht gesetzt hat, nennt die Zunft ihn Meister. In diesem Herbst hat er leise, gründlich, klug und beinahe unsichtbar gearbeitet. Allerliebst, wie er, der den Gesammtplan langsam mit Reifen und Dauben gedichtet hatte, in der ersten Ausführungstunde verschwand (und von pariser und berliner Dummköpfen den faulen Schlingeln gebührenden Tadel ins Quartalszeugniß bekam). Sonst? Das Unzulängliche wurde Ereigniß; in West und Ost. Graf Berchtold ist, wie sein Kollege Sasonow, im Strudel zweier unvereinbaren Hofströmungen. Er ächzt unter der Last aehrenthalischer Mißgriffe (verfrühte, unentgeltliche Hingabe des Sandschak, verspätetes Trachten nach Rußlands Versöhnung); unter der launischen Tölpelei der berliner Sozien (die ihm während des tripolitanischen Krieges den Verzicht Italiens auf Albanien erwirken und damit den aus allen Nähten platzenden Dreibund fürs Nächste festigen konnten); hat aber auch eigene Fehler zu bestöhnen. Er durfte den magyarischen Vettern und Freunden nicht, als Applausvorschuß, die Diktatur in Kroatien gewähren, die das ganze Südslaventhum vor den Hitzkopf stieß und gegen Oesterreich-Ungarn aufstachelte; durfte noch weniger, neben einem wunden, aus zerschnittenen Wurzeln blutenden Türkenreich, Beusts Zufallswort von der wünschenswerthen ‚Autonomie' osmanischer Provinzen wiederholen, ohne dessen fernste Folgewirkung besonnen zu haben. Trotz schüchterner Deutung und zaghafter Einschränkung: dieses Wort ward zur Lunte, die den lange gespeicherten Zündstoff in rothes Geflacker auflodern ließ. Italien will die Adria umklammern und sich, zuvor noch, auf den Inseln des Aigaiermeeres haltbare Stützpunkte sichern. Rußland strebt aus dem Käfig des Schwarzen Meeres in eisfreie Weiten; und würde durch einen ihm unterthanen Bund starker Südslavenstaaten zum Herrn Osteuropas. Da droht der Anfang vom Ende habsburgischer Großmacht (auch deutsch-österreichischer Handelsexpansion, die ein von Rußland geschirmter Balkanbund ins Läppergeschäft einschränken würde); deshalb ist, was jetzt auf dem Spiel steht, für Habsburg hundertmal wichtiger, als der Wechsel der Firmentafel in Bosnien war. Begreift Ihr, nach allem Geschwätz, noch immer nicht, worum sich der Streit dreht? Um Lebensfragen germanischer und slavischer Zukunft. Das Beste muß jetzt für unser Heer gerade gut genug sein. Noch einmal lächelt dem Deutschen

Reich die Gunst der Konjunktur. Im Feld und im Kongreßpalast kann es siegen. Nur nicht: mit Bethmann." Am Kalendertag des Heiligen Ferdinand, des Maurenbezwingers, ist der Krieg, dessen Sturm seit dem Fall Adrianopels schwieg, nun auch durch was Geschriebenes geendet worden. Am dreißigsten September 1912 hatte Zar Ferdinand die Mobilisirung des Bulgarenheeres beschlossen (neun Tage danach zog Nikola von Montenegro, als Erster, zum Angriff das Schwert); am dreißigsten Mai 1913 haben die vom Sultan und von den vier Balkankönigen Bevollmächtigten den Präliminarfriedensvertrag unterzeichnet; als im Schlosse Saint-James die Uhr die Mittagsstunde geschlagen hatte. Eine Stunde, die den fernsten Enkel noch wichtig dünken wird: weil sie vom Leib Europens die Schmach tilgt, die ihm angethan wurde, da, vor bald sechshundert Jahren, Urchans, des Osmanensultans, Söhne Suleiman und Murad Gallipoli und Thrakien besetzten. Dürfen wir nicht, nach der Sühnung so lange währenden, so tief wirkenden Frevels, für Minuten mindestens froh aufathmen? Wie eine Räuberbande sind die Türken in Europa eingebrochen; und wie Bluthunde haben sie auf unseres Erdtheiles Boden gehaust. Auf keine Kulturschöpferleistung können sie pochen; ihr Land ist verwahrlost, ihr Staatshaushalt fordert den Hohn heraus; weder sinnliche noch übersinnliche Werthe haben sie, in einem Halbjahrtausend europäischen Hordenlebens, geschaffen. Ihr Glaubensgebot hinderte sie, der Rajah ein ihrem gleiches Recht zu gewähren, die Treue zu halten, auch nur zu erlauben, daß der Christengott in einem dem von Muſulmanen bewohnten an Höhe gleichen Haus throne; ihr Ritus nahm ihnen die Muße zu emsiger Verwaltungarbeit. Nie hat das schöne, reiche Land, auf dem der Türke als Herrscher die Schenkel kreuzte, dem Ackerbau, dem Gewerbe und Handel gelohnt, wie es unter anderen Gebietern vermocht hätte, in Bosnien, Rumänien, Bulgarien vermag. Wir dürfen aufathmen. Dann aber muß Jeder sich fragen: Hast Du, ehe die große Stunde schlug, pünktlich gethan, was Pflicht Dir befahl?

Sir Edward Grey, den schon im Herbst 1911, als er bei uns wie ein frecher Gassenbengel und Wicht gescholten wurde, der alte Morley den besten Führern des britischen Reichsgeschäftes zuzählte, könnte sich nun an einem Weltruhm rösten, der den Salisbury und Lansdowne versagt blieb. Er hat einen der nützlichsten Siege er-

ſtritten, die Englands Geſchichte kennt; ſicher den billigſten. Fortan braucht der Britenleu nicht mehr zu fürchten, daß ihm die Türkenmeute in die Flanke gehetzt werde; die größte mohammedaniſche Macht hat Mohammeds Europäerreich zerſtückt und vertheilt: und wird von dem Erblaſſer faſt ſo laut dennoch wie von den Erben geprieſen. Niemals, ſprach Herr Danew, werden die Balkanvölker vergeſſen, was ſie Britanien zu danken haben. Die Türken ſchenken ihm Koweit und das Endſtück der Bagdadbahn; weil ihnen ſonſt weder neues Geld geliehen noch erlaubt würde, für eine Weile am Goldenen Horn weiterzuniſten. Pax Britannica. Die den Kaiſer von Indien weißen und gelben, braunen und ſchwarzen Menſchen im unbeſtrittenen Weltrichteramt zeigt; und die das wache Auge ſeit dem Herbſt ſacht nahen ſah. „Deutſchland iſt ausgeſchaltet. Im April 1854 rieth der beim Bundesrath bevollmächtigte Herr von Bismarck-Schönhauſen ſeinem König, ſich durch die Aufſtellung eines Heeres von zweihunderttauſend Mann, zum Herrn der geſammten europäiſchen Situation zu machen.' Als Träger der preußiſchen Politik in Frankfurt konnte er ſich, einer Beſchämung und Erbitterung nicht erwehren', wenn er ſah, ‚wie wir jede eigene Politik und jede ſelbſtändige Anſicht opferten, von Poſten zu Poſten zurückwichen und unter dem Druck der Inferiotät, in Furcht vor Frankreich und in Demuth vor England, im Schlepptau Oeſterreichs Deckung ſuchten.' 1854. Jetzt geben wir für Wehrzwecke alljährlich anderthalb Milliarden aus: und ſind, wo wir anno Olmütz waren. Weil wir die unfähigſten, an Willen und Schöpfergedanken ärmſten Geſchäftsführer haben. Weil das Bischen Hirnſchmalz nur der Abſicht dienſtbar gemacht wird, der Nation Tag vor Tag einzureden, Alles ſei herrlich beſtellt und der Himmel über ihr hell. In London und Paris wird der ſanftmüthige Sinn der Berliner gelobt. Preußen fällt, der heute für Deutſchlands Schickſal verantwortliche Staat, in die Fehler Friedrich Wilhelms des Zweiten, des Dritten zurück; und ſchon müſſen wir fürchten, daß eine Stunde verſäumt ward, die uns niemals wiederkehrt. Der Türkentrumpf, für den zwanzig Jahre ſo viel geopfert wurde, iſt der von ſorgloſen Hirnen gelenkten Hand entſunken. Erſt ein auf Aſien beſchränktes, auf Britengunſt nicht mehr angewieſenes Osmanenreich, das am Perſergolf, am Nil und am Ganges mitſprechen darf, kann uns wieder nützlich werden. Den

Mächten, die es auf Europas Boden beerben, müssen wir in die Kraft helfen, die sie von dem Zwang löst, russischen Druck zu dulden; zugleich aber jeden Zweifel an unserem Willen zur Wahrung deutscher Vormacht nehmen." Auch diese Sätze sind schon im Herbst des vorigen Jahres hier veröffentlicht worden. Die Gemeinbürgschaft der Slaven hätte ein breites, Süd und Nord, Zarigrad (Konstantinopel) von Petersburg trennendes Loch und Deutschland, neben dem reichlich zinsenden Ruhm des gerechten Schützers der Bedrückten, die Hoffnung auf den Beistand der Ugro-Finen, Rumänen, Hellenen, wenn es gehandelt, mit tapferem Einsatz seiner ganzen Macht zu wollen gewagt hätte, was es wollen mußte.

Vorbei. „Die armen Deutschen sind enttäuscht und begreifen nun, wie lächerlich leicht es ist, ihre Ansprüche auszuschalten." Dieser Satz aus der Fortnightly Review bringt bitter schmeckende Wahrheit. Lächerlich leicht ists, über die Wünsche eines Staates hinwegzuschreiten, der entschlossen ist, seine Macht nicht anzuwenden, und völlig zufrieden, wenn seine Festsucht mit Worten gefüttert wird. Auch in Asien ist die Türkei nicht mehr ein Faktor, mit dem der Vorsorgende rechnen kann. Kundige berichten, der Zustand sei heute dort, wie er vor einem Jahr in den europäischen Provinzen war. Das klingt glaublich. Fünfzehnter Oktober 1912: Präliminarfriede von Ouchy. Dreißigster Mai 1913: Präliminarfriede von London. Dazwischen liegen sieben Monate und zwei Wochen; liegt aber auch der Verlust von Tripolitanien, der Kyrenaika, Thrakien, Makedonien, Albanien, Kreta, des Sandschak Nowibazar, des Restes von Thessalien, der meisten Inseln im Archipelagus. Nie sah ein heute Lebender ein räumlich so großes Reich in so kurzer Zeit verschwinden. Der durch zwei Amputationen verstümmelte Leib, über dem die Geier schon gierig kreisen, ist in Britaniens Gewalt. Das hat morgen, wenn es nicht länger warten will, Arabien und Mesopotamien; und kann, in einer Stellung, wie keine Macht sie je in der islamischen Welt hatte, den Konsorten Rußland (in Armenien) und Frankreich (in Syrien) ruhig einen Theil der Beute gönnen. Der Traum, der Konia, Adana, Alexandrette, Alepo in deutschem Besitze sah, wäre dann ausgeträumt. Und schon hören wir Stimmen, die, officiosissime, künden, aus Kleinasien sei fürs Reich (das sich nicht „politisch-militärisch engagiren" dürfe) nichts Rechtes zu holen und nur Centralafrika noch berechtigter

Wünsche Ziel. Der anglo-deutsche Vertrag über die portugiesischen Kolonien brauche noch nicht ausgeführt, nur von Portugal deutschen Kapitalisten erlaubt zu werden, in Angola, im Ovamboland und in Mozambique sich neben Briten und Franzosen zu regen. Englands Zustimmung wäre uns sicher. Wars, wie Grey offen ausgesprochen hat, schon vor zwei Jahren. Und deutschem Geld werden selbst die Belgier ihr Kongogebiet nicht sperren. Könnte eine Großmacht, deren Wehrbudget über zweitausend Millionen Mark verfügt, bescheidener sein? Keine Kohlenstation: also keine Gewißheit, von der Reichsbasis in die ferne Interessensphäre gelangen zu können; nur die Erlaubniß, in den afrikanischen Bezirken Portugals und Belgiens deutsches Geld arbeiten zu lassen. Die wäre, ohne den Einsatz der Reichsgewalt, starken Industrieconcerns erlangbar. Dazu waren die vielen Milliarden für die Kriegsflotte, die sechshundert Millionen für die Bagdadbahn nicht nöthig. Solche „Verständigung mit England" war stets zu haben. Der hätte, noch um den Preis eines verlorenen Golfspieltages, der Skeptiker Balfour selbst mit heiterem Lächeln zugestimmt.

„Der Reichstag wolle beschließen: den Herrn Reichskanzler aufzufordern, er möge, da täglich von ihm nachgeordneten Instanzen behauptet wird, des Deutschen Reiches Beziehungen zu Britanien und Rußland seien so herzlich wie seit Jahrzehnten niemals, den Gesetzentwurf betreffend die Friedenspräsenzstärke des Heeres, weil er diese Beziehungen stören könne, zurückziehen und durch einen den so erfreulich geänderten Verhältnissen angepaßten Entwurf ersetzen." Der Antrag wäre längst eingebracht worden, wenn irgendwo noch dem Dienstbotenschwatz geglaubt würde.

Macédoine.

Auf der Speisekarte: ein aus Gemüsen oder aus Früchten bereiteter Salat. Auf der Landkarte: die bergige Heimath eines Völkergemengsels, die von Hellenen, Bulgaren, Serben, Walachen umstritten wird. Wir, sagen die Griechen, haben Makedonien civilisirt. Seit den Tagen der Xerxes, Philipp, Alexander hat der Gedanke des Hellenismus über diesem Boden geleuchtet und die immer nachwachsende Barbarei überwunden, bis der Türke ihr stählerne Stützen gab. Und selbst er hat, seit der zweite Mohammed in Konstantins Stadt saß, nur die Griechen und ihren Oeku-

menischen Patriarchen als Mittler zwischen den Herren und der Rajah anerkannt. Erst der Zorn über den Kreteraufstand vom Jahr 1869 hat, leider, die Absplitterung eines Exarchates ermöglicht. Ihr hört bulgarisch, walachisch sprechen? Bauerndialekt, liebe Leute. Bulgaren sind Ackerbauer, Walachen villici; ob sie slavisch oder romanisch reden: diese Dörfler sind Griechen. Und nur uns Hellenen gebührt das Makedonien, das von Albanien und Altserbien gelöst ist, das Land der Trümmerstätten von Amphipolis, Pydna und Pella, wo Alexander geboren ward. Der (antworten die Bulgaren) war ja auch nicht einmal ein Grieche; kam als Eroberer nach Hellas und war dem Attiker Demosthenes der feindliche Fremdling. Was wollt Ihr mit dieser uralten Geschichte beweisen? Die Wohlthat hellenischer Civilisation leugnen wir nicht. Auf Makedonien giebt sie Euch kein besseres Recht als auf England und Frankreich heute den Enkeln der Römer, die Gesittung und Wirthschaftkunst nach Britanien und Gallien trugen. Während der Türke unsere Ahnen peinigte, ihre Körper, noch im neunzehnten Jahrhundert, foltern und pfählen ließ, habt Ihr, nicht minder grausam, die Seelen dieser frommen Christen gemartert; ihre Liturgie verpönt, ihre Schriften und Weisthümer, den ganzen Bücherschatz des Patriarchates von Tirnowo verbrannt. Wenn uns nicht eine Schaar furchtloser Männer, in Klöstern und Felsschluchten, die Tradition des Stammes und seiner Glaubensbräuche bewahrt, wenn nicht der Mönch Paysios am Athos die Geschichte des slavo-bulgarischen Volkes geschrieben hätte, wäre unser übersinnliches Gemeinempfinden wurzellos. Durch Eure Schuld; Eurer Priester, die den Türken geschmeichelt, uns aber, in Ochrida, Ipek, Tirnowo, überall, grimmiger als Heiden verfolgt haben. In Türkenheeren habt Ihr gegen uns gefochten. Wir haben die Banden gewaffnet, ohne deren wilden Muth die Befreiung des fast schon zertretenen Landes nie gelungen wäre; unser Exarch Josephus durfte sagen, daß er mit seinen Nägeln die Höhlung gegraben habe, deren Born die dürstenden Seelen quickte. Von uns wurden, 1878 und 1912, die Türken geschlagen und tausendfach gehärtetes, durchblutetes Recht bindet unseren jungen Staat an das alte Makedonien, das schon im zehnten Jahrhundert unserem Zaren Symeon unterthan war. Im vierzehnten aber (rufen die Serben) von dem größeren Stephan Duschan erobert wurde.

Serben kämpften und fielen auf dem Amselfeld. Serben waren die Herren Makedoniens, als die Türken einbrachen: müssens also wieder werden, wenn der Islam nach Asien zurückgeworfen ist. Nicht nur in Altserbien, sondern in allen makedonischen Wilajets sind die meisten Slaven vom Serbenstamm; weil sie mit Feuer und Schwert albanisirt, islamisirt worden sind und mancher Schwarm sich, im Vertrauen auf Bulgariens Befreierkraft, bulgarisirt hat, springt diese Wahrheit nicht in des Betrachters Auge. Wir Serben sind in Makedonien die Mehrheit und müssen mindestens den Theil fordern, der uns die Freiheit des an die aegaeische Küste führenden Weges sichert. In diesem Stimmengeschwirr hört man jetzt die Walachen, die unter türkischer Herrschaft gebliebenen Rumänen kaum. Auch sie aber haben oft ihren Rechtsanspruch auf Makedonien betont, das, von Aemilius Paulus, dem Ueberwinder des Perseus, bis auf Justinian, lateinisch sprach und wo noch im dreizehnten Jahrhundert ein rumänischer Fürst gebot. Der Hader schien bisher nicht zu schlichten. Am neunzehnten Februar 1878 sagte Bismarck im Reichstag: „Nach Kieperts Karten, den besten, die ich kenne, geht die Grenze der bulgarischen Nationalität, ziemlich unvermischt, im Westen bis dicht über Saloniki herunter und im Osten, mit zunehmender Mischung mit türkischen Elementen, bis gegen das Schwarze Meer hin." Fast alle westeuropäischen Forscher (die einzigen nicht von nationaler Eigensucht geblendeten) haben die Slaven Makedoniens den Bulgaren zugezählt. Als Herr Pinon vor sechs Jahren aus dem Wardarthal heimkam, schrieb er: „Slaven, Griechen, Türken, Albaner, Walachen haben sich so oft vermischt, daß die einzelne Nationalität nicht mehr leicht festzustellen ist. Man findet Griechen, die Bulgarides, und Bulgaren, die Grekow heißen. Slaven, deren Väter (oder die selbst noch) Griechisch sprachen, nennen sich jetzt Bulgaren und lehren ihre Kinder nur die bulgarische Sprache. Walachen, die sich, wie ihre Eltern, für Griechen hielten, wollen nun Rumänen sein. Im Wilajet Monastir wissen Tausende nicht, ob sie Bulgaren oder Serben sind. Ich sah dort einen Handelsmann, der als Albaner geboren, dann Bulgare, später Grieche geworden war und jetzt Rumäne ist. Wo es Geld zu verdienen gab, war er; und wie dieser Schlaukopf hats Mancher gemacht." Nun hat Griechenland Saloniki besetzt (das es, als Herr über viele gute Häfen, nicht braucht) und fordert noch

andere Hauptorte, sogar das Tabakeden Kawala; und Serbien heischt die Aenderung des Bündnißvertrages (vom Februar 1912), der die Bezirke Köprülü, Monastir, Ochrida, Prilep den Bulgaren zusprach und Dibra, Gostiwar, Kumanowo, Tetowo neutralisiren wollte, bis der Schiedsspruch des Kaisers von Rußland das Schicksal dieser Zone bestimmt habe. Mit dem Waffengeklirr sind die Heldenlieder, von Alexander, Symeon, Duschan verhallt und von den Ideologismen ist nicht mehr viel zu sehen. Jeder möchte den Beutetheil des aesopischen Löwen erraffen. Wir müssen (spricht Serbien) das Gleichgewicht wahren und von dem Verlust der albanischen Hoffnung in Makedonien entschädigt werden; Bulgarien kann auch dann noch mit dem Kriegsertrag höchst zufrieden sein: denn es wird ums Doppelte größer als unser neues Serbien und erhält Adrianopel, auf das es nicht hoffen durfte. Wirklich nicht? Die bulgarische Organisation, deren Hauptziel die Befreiung Makedoniens war, hatte schon vor drei Lustren auch für Thrakien, für den Wilajet Adrianopel, einen Sonderausschuß gebildet. Doch nicht nur dieser Behauptung widerspricht Bulgarien, sondern heftiger noch dem serbischen Verlangen, Uesküb und gar Monastir zu behalten. Familienzank oder blutiger Kampf um die Vorherrschaft im werdenden Südslavenreich? Dieses Reich heute schon für tot, für unfähig zu gesundem Leben zu erklären, ist genau so klug, wie der Glaube an die Erhaltung des status quo und an die Einheit des Europäerwillens war. Vielleicht kommt zunächst nur ein Zollverein und die in Belgrad und Cetinje von den stärksten Parteien ersehnte serbo-tschernagorzische Verwaltungsgemeinschaft. Dann? Auch nach Konstantinopel führen viele Wege. Hat Bulgarien einen bis ans Ende durchschritten, dann darf es freigiebig sein; wird er ihm verrammelt, dann muß es Monastir, Saloniki, Kawala haben: und, früh oder spät, dafür mitsorgen, daß Serbien, Rumänien, Montenegro auf Oesterreichs und Ungarns Kosten satt werden. Jedes der vier Heere hat muthig gekämpft und des Lorbers sich würdig erwiesen. Die bulgarische Bauernarmee aber hat die Türken zerschmettert.

Redl.

Ephialtes, der dem Heer des Perserkönigs Xerxes über den Kallidromos geholfen und die Möglichkeit verschafft haben soll,

die Wächter des Thermopylenpasses zu überrumpeln, war uns bis gestern das Schreckbild des gemeinen Landesverräthers. Von ihm empfing die Schlupfwespe, die den Legestachel durch ein Bohrloch in die Larve der Holzwespe schiebt, den Ekelnamen. Ob der Mann aus Malis je gelebt, ob der Amphiktyonenspruch ihn geächtet hat, wissen wir nicht; erlittenes Unrecht mag ihm das Gefühl verwirrt, giftigen Haß gegen Spartiaten, Phoker, Thebaner eingeträuft haben. Für den Feldmarschall Karl Mack, Freiherrn von Leiberich, wären, wenn ihm die verrätherische Uebergabe der Festung Ulm nachgewiesen werden könnte, immerhin noch mildernde Umstände anzuführen. Franke, nicht in Oesterreich geboren; als batailleur von Ruf in den Niederlanden und im Königreich Neapel fremden Truppen vorgesetzt; und im Türkenkrieg, während des großen pariser Menschheitgewitters, als ein scharfer Haudegen bewährt. Draußen achtzigtausend Franzosen gegen seine zwanzigtausend Mann; er war kein Leonidas und brauchte Oesterreichs Schicksal nicht im Herzen zu hegen. Alle Bilder berüchtigter Verräther entfärben sich dem Auge, das sie dem neusten vergleicht: dem des österreichischen Obersten Alfred Redl. Der war das Haupt des Generalstabes im Achten Armeecorps, war (in Lemberg geborener) Oesterreicher: und hat, ein von Talent und Gunst ungemein rasch auf die Höhe gehobener Offizier, in Zeiten ernster Reichsgefahr die wichtigsten Geheimnisse seines Vaterlandes den Russen verkauft. Deren Spione, wo ers konnte, geschirmt; die Namen, Pläne, Helfer der österreichischen Ausspäher zur Kenntniß der petersburger Instanz gebracht; und ihr Alles gemeldet, was er über Organisation und Taktik, Mobilisirung, strategischen Aufmarsch, Waffen, Flugwesen, Transportmittel, widerstandsfähige und schwache Stellen des österreichischen Heeres wußte. Ein Schurke, wie unser Blick keinen noch sah. Ein Scheusal, neben dem selbst der Mädchenschlitzer ein argloses Gemüth scheinen müßte.

Der Prinz, in dessen feinhäutiges Gewissen die Kunde stürmt, der fromm lächelnde König habe ihm die Mutter entehrt und den Vater gemeuchelt; der Greis, der den Kindern das Reich und die Krone hingab und von den Kindern dann aus dem Obdach in Unwetter und Leibesnoth gestoßen wird; der Wucherer und Wortspalter, den Wortspalterlist aus tückisch erwuchertem Rechtsanspruch schleudert; der im Mohrenfell alternde Held, den, in einer

luftlosen Bürgerwelt, blind gläubiger Heroswahn aus dem Bezirk sittlicher Menschheit treibt: ein Dichter, der wie Naturkraft durch die Jahrhunderte wirkt, hat, in jedem dieser Fälle, die Handlung gesucht und gefunden, in deren Ablauf das besondere Wesen des darzustellenden Menschen heller, greller als von irgendeinem anderen Geschehen beleuchtet, bis in die tiefste Wurzel und an den höchsten Zackenrand durchblitzt werden konnte. Nur ein zum Dramatiker Vorbestimmter, heißts, hat Solches vermocht. Der Bereich Dessen, was uns Wirklichkeit dünkt, bedarf, weil wir ihn nicht nur drei kurze Abendstunden lang, über Orchestra und Rampenlichtstreif hinweg, anschauen, niemals so überkräftig illuminirender Kunst. Da Natur den Offizier Redl werden ließ, scheint sie sich, einem fürs Schaugerüst Sinnenden gleich, gefragt zu haben, woher für das Gräuelbild eines Landesverräthers die grasseste Farbe zu holen sei. Shakespeares Richard Gloster, der durch Verwandtenblut auf den Thron gewatet ist, zwischen zween Bischöfen, die Heilige Schrift vor dem Auge und auf gesalbter Lippe das Wort Gottes; Rembrandts Saul, dem eines häßlichen Judenjungen Lied die Wände der Herzkammern ins Wanken bringt und der mit dem Vorhangstoff das Auge, eines mächtigen Königs, trocknet: hat Natur ihren größten Kindern, die kleinen bis ins Mark der Seele zu erschüttern, so grause Kontrastwirkung nachgedichtet? Das wiener Spionsdrama würde von unseren Brettern gezischt. „Allzu unwahrscheinlich; geschmacklos, die Effekte in solche Firnhöhe zu thürmen. Das läßt der moderne Geist sich nicht zumuthen." Ein junger, stattlicher Offizier. Ohne Fehl im Dienst. „Sehr g'scheit." Die Rede knapp, klar, in Ton und Gehalt dem Horcher ein Schmaus. Nicht der winzigste Makel in der Konduite. Als Hauptmann ins Evidenzbureau des Großen Generalstabes berufen; als Major Chef des Corpsstabes in Prag. Eine Weile das Hirn der „Gegenspionage", deren Aufgabe ist, fremde Späher mit Irrlichtgeblink in Dickicht und Sumpf zu locken und, wenn ihre Schuld erweislich geworden ist, mit Henkersgriff zu packen, zu drosseln. Eine Hoffnung des Heeres. Von Conrad, von Schemua geschätzt; vom Kaiser zum Vortrag empfangen, mit Handdruck und Orden geehrt. Sachverständiger in den wichtigsten Spionenprozessen. Und: seit mindestens sechs Jahren den Russen verkauft. Denen berichtet er um hohen Lohn, was er weiß; und er kann ungefähr Alles wissen (oder von ihm vertrauen-

den Kameraden erfahren), was in der Armee heute geschieht, morgen geschehen soll. Zweimal steht, seit er den Petersburgern vermiethet ist, sein Vaterland dicht vor der Gefahr eines gegen Rußland zu führenden Krieges. Er betreut pünktlich sein Verrätheramt; steigert vielleicht, da Mars just die Stunde regirt, nur den Preis. Abertausende müßten ins Grab taumeln, weil er zum Schurken ward; die Heimath könnte von Feindeshorden überschwemmt, zerfetzt, links ein gestern noch strotzendes Glied in Knechtschaft, der unter Blutströmen zuckende Rumpf in Ohnmacht gezwungen werden. Das weiß der Oberst. Ißt aber, trinkt, reibt sich an Jünglingen und schläft wie der Gerechteste. Alfred Redl: ein Muster.

Ein Homosexualer (die amtliche Auskunft sagts): früh also in Verstellung und Heuchlerkunst hoher Grade gewöhnt. Wie ein Krüppel, der die Kürzung des Ebenmaßes zu verhüllen trachtet, eitel den Vollmann und Helden agirt und nie in Wahrhaftigkeit zurückfindet. Zweierlei Schleier liegen vor dem jungen Stabsoffizier; „zu gefälliger Wahl." Er kann heirathen, emsig Kinder zeugen, der Frau einschärfen, daß jede nicht diesem Zweck dienstbare Vereinung zweier Leiber vor Gott und Menschen Todsünde sei, die Monde der Schwangerschaft weidlich nützen und jeden Verdachtskeim schon durch die Erwähnung der lieben Brut schnell ausjäten. Exempla docent. Redl fände solchen Zwang wohl zu lästig. Der andere Schleier ist ihm bequemer. Immer mit Weibern verbändelt; gestern mit einer Soubrette, heute mit einer Bourgeoise. Wo der Ferdl an einem Mieder hakt, wird das Gemach transparent. Das zieht; und bürdet nicht die Lasten der Ehe auf. „Der und Kerls? Welcher Blödian hat den Schmarrn eingerührt?" Wie aus dem Kinaeden der Landesverräther wurde, läßt sich nur ahnen. Perversion des Geschlechtstriebes zerrüttet das ganze Wesensgehäus. Der gleich empfindende Fremdling ist dem Vertrauen näher als der am Weib hängende Landsmann; ist er, wie sonst eine Geliebte, vom Trieb umkost, dann giebts vor ihm kein Geheimniß. Oder: der Erpresser reckt die Faust; und das Schweigegeld ist nur aus dunklem Schacht zu fördern. Erste Indiskretion; und Beelzebubow krallt sich fest in den kleinen Finger. Oder: der Spürhund dieser höllischen Excellenz hat Etwas von „Mißbrauch der Dienstgewalt zum Zweck der Geschlechtsbefriedigung" erwittert, die Fährte beschnüffelt, den Mißbrauchten gerochen; wenn Belial Diabolowitsch

nun winkt, muß der Herr Stabschef den Mund und den Aktenschrank aufthun. Am Ende ist auf den Zinnen des Staates ein Klüngel Perverser doch nicht ganz so ungefährlich, wie die standhafte Kinaedenschutztruppe behauptet hat? Des Geschlechtstriebes Farbe nicht so gleichgiltig wie die Laune der Zunge, die Burgunder dem Mosel vorzieht? „Die Homosexualen im Staat“: das Buch könnte nützlich werden. Auch dem Spion gebührt ein Kapitel.

Redl ist aus Prag nach Wien gelockt, in einem stillen Hotel der altwienerisch vornehmen Herrengasse von drei oder vier Offizieren in kurzes Verhör genommen, zum Verzicht auf den Soldatenrock aufgefordert und, nach der Unterzeichnung des Abschiedsgesuches, mit einem Browning allein gelassen worden. Er hat sich erschossen. Sonst hätte des Henkers Strang ihn erwürgt. Res austriaca; in die wir nicht hineinreden wollen. Die Vehmrichter müssen durch hohen Auftrag oder Schutz gedeckt sein. Nach unserem Recht (und nur alberner Dünkel wird leugnen, daß solche Schlupfwespe sich ins beste Heer einbohren könnte) wäre dieses nächtigen Kastenurtheils Vollzug den Thatbestandsmerkmalen der Begünstigung brenzlich nah. Ein überführter Verbrecher wurde dem zuständigen Gericht und vorgeschriebener Strafe entzogen. Selbstmord ist keine Sühnung so ruchloser Lumpenthat. Den mag man einem vom Rausch der Leidenschaft, noch der häßlichsten, Verleiteten gönnen. Alfred Redl mußte auf offenem Markt am Schandpfahl stehen und in der Schlinge verröcheln. Daß er geschont, daß kein Bündel seiner Verräthergeheimnisse im Kreuzfeuer des Gerichtssaales aufgeschnürt wurde, war gewiß nicht von Willkür befohlen. Auch wer den Grund des schleunigen Nachtverfahrens zu kennen glaubt, darf, als ein aufrichtiger Freund der Monarchie Oesterreich-Ungarn, die sauberen und tüchtigen Wächter der uns verbündeten Macht vor einem Weg warnen, den der Widerhall schlimmen Geraunes wie mit Schwefeldunst umbräut. Mandritsch, Redl, der durch Gerichtsspruch erzwungene Rücktritt des ungarischen Ministeriums, das sich von einer am Staatsfinanzgeschäft betheiligten Bank zur Sicherung „guter“ Wahlen fast vier Millionen Kronen zustecken ließ: für das Jahr der Slavenkrisis ists ein Bischen reichlich. Der Eiter muß schnell aus dem Leib; ehe er das Blut vergiftet. Wo Eisen nicht half, hat manchmal Feuer geholfen.

Staatsmänner pflegen, wie Chirurgen, nach der Arbeit die

Hände zu waschen, zu desinfiziren. Im März mußte Einer, diplomatisch und strategisch, den Krieg gegen eine Großmacht vorbereiten, deren Haupt im Mai durchs geputzte Stadtthor einzieht und Ehrerbietung heischt. Da genügt kaum wohl Marmorseife. Der Versuch, das politische Geschäft zu moralisiren, wäre, unter dem Wind, der uns jetzt umweht, im eigentlichen Sinn Nietzsches unzeitgemäß. Muß aber das Späherſystem, wie es geworden ist, weiter geduldet werden? Dann gleitet Europa in die Sitten des Verbrecherkellers, der Dirnenspelunke. Daß ein als Militärbevollmächtigter eingeführter, in die Hofgesellschaft zugelassener Herr mit Adel, Armbanduhr und ins Dämonische funkelnden Fingernägeln, drei Viertel seiner Dienstzeit zur Schädigung des Landes, in dem er akkreditirt ist, benutzt, ist arg; doch vielleicht nicht zu ändern. Kauft er, selbst oder durch Agenten, dem Heer Angehörige, dann wirds Ehrenpflicht der Staatsgewalt, den Ertappten wegzujagen; ohne zärtliche Schonung. Der austro-russische Krieg, in dem auch unseres Reiches Söhne mitfechten mußten, schien fast unvermeidlich: weil beide Mächte ihre Truppen dicht an die Grenze vorgeschoben hatten. Oesterreich, rief Rußland, hat angefangen; nein, gellte die Antwort: wir haben uns erst gerührt, als Ihr, Russen, den letzten Jahrgang, ohne von außen erkennbare Ursache, bei der Fahne behalten hattet. Heute erst weiß man ringsum, daß hüben und drüben in diesem Fall nicht gelogen ward. Was Wien plante, erfuhr Petersburg von Redl; und entschloß sich, in einem weiträumigen Land mit noch unzulänglichen Transportmitteln, zur Abwehr des Wollens, das morgen erst That werden sollte. Hat Natur ihren größten Kindern, die kleinen bis ins Mark der Seele zu erschüttern, das Gräuelbild des im Gnadenschimmer stolzirenden Schuftes nachgemalt? Schaut es recht an! Und fordert dann, laut und fest, die Massenmörderstrafe gegen jeden Spion, dem erwiesen ist, daß er ein Wehrgeheimniß, ein winziges nur, weitergetragen habe; gegen jeden, ob ihn Geldgier, ob Patriotendrang trieb: die Schadensmöglichkeit, nicht den guten oder bösen Willen des Thäters besinne der Richter. Noch Anderes ist zu fordern: Nicht Festunghaft mit Ehrenrecht, nicht Begnadigung als Festbehang, wenn der Aufträger des Verrathes uns zu besuchen geruht. Ein Spion mag ein Gentleman sein; doch den Gentleman, der ihn heimlich wehrlos machen wollte, darf auch der Milde niederschießen.

Der Sammler Nemes.

Der Amateur geht, wie nächstens die Kunst gehen wird. Der große Freund der Künste, der immer etwas Fürstliches hatte, auch wenn er einmal einen bürgerlichen Namen trug, der den Künstlern Aufträge ad hoc gab, sich seine Säle mit Cyklen, seine Gärten mit Göttern und Gethieren aus Marmor schmücken ließ, ist nicht mehr. Der Sammler hat ihn vertrieben: ein kleineres, bescheideneres, dabei weniger einfaches Wesen, das fast immer etwas Gebogenes, Kleines, Verkümmertes hat, selbst wenn er einmal einen nicht bürgerlichen Namen trägt. Der sammelt, was sich Andere für sich machen ließen, die schönen Ueberbleibsel früherer Zeiten, und zuweilen, was unserer Zeit an Schönem zu schaffen übrig geblieben ist. Sein Zweck ist weniger bestimmt. Liebt er die Bilder, mit denen er seine schmalen Wände bis zum Plafond hinauf bedeckt, die Bibelots, die seine paar Zimmer voll machen? Man muß es wohl annehmen, denn er lebt mit ihnen, sie sind seine Existenz. Seine Zeit ist mit der Lecture der Auktionenkataloge, mit Kunstgängen und Kunstreisen, mit Kauf und Verkauf angefüllt wie seine Zimmer. Niemand hat so wenig Muße wie dieser Nichtsthuer. Die Kunst des alten Liebhabers schmückte sein Dasein. In dem Palast, den ihm große Künstler geschaffen hatten, gab er Feste, machte seinen Schönen den Hof, herrschte über seine Leute, empfing mit Gepränge die Genossen seines Standes. Der Sammler sammelt. Er hat nicht das geringste Interesse an Dem, was anderen Menschen das Heim ist. Sein Haus ist ein schlecht geeigneter Güterschuppen, den die Kunst um alles Künstlerische bringt. Seine Schöne ist das gewählte Gebiet seiner Gourmandise. Er empfängt den Rahmenmacher, und wenn er Feste giebt, giebt er sie nur sich selbst, zusammengekauert in einem morschen Sessel in dem einzigen freien Winkel seines Zimmers. Daumier hat ihn gesehen, über Mappen gebeugt, an einem Bilde hängend, mehr belauernd als betrachtend, mit Augen, die denen des Malade Imaginaire verwandt sind. Der Palast ist nicht mehr.

Der Besitz von Kunst ist etwas Besonderes geworden, eine Spezialität wie alles Andere, ein Beruf wie alles Andere, ein Geschäft wie alles Andere. In erster Linie gehört Geld dazu.

Geld, der Welt wirksamstes Propagandamittel, das auf allen Gebieten der Kultur allmählich immer mehr die Idee verdrängt, wird in der Kunst Das, was in anderen Epochen die Kirche, das Vaterland, das Fürstenthum war. Was kann heute einen Künstler,

außer der Freude am Eigenen, zur Schöpfung treiben, wenn nicht das Geschäft? Und ist nicht der mit der Freude am Eigenen nothwendig verbundene Egoismus auch schon eine Art Geschäft? Sobald der Künstler sein Werk von sich giebt, sobald er sich irgendwie mit der Außenwelt einläßt, zieht ihn der Merkantilismus in die Schlinge. Die einzig greifbare Form seiner Beziehungen zu den Anderen beruht auf klingender Münze. Der Palast ist nicht mehr. Daher wird das Kunstwerk zu einem beweglichen Werth, ähnlich den Aktien oder Pfandscheinen. Uebrigens ein recht solides Papier, wenn man zu kaufen versteht. Es giebt kaum ein anderes, das in diesem Jahr nicht gefallen ist. Der Familienvater legt heute sein Erbe besser in Cézanne an als in Staatsrenten. Und heute ist so viel Geld in der Welt, daß selbst der Prozentsatz von einem Kunstfreund auf eine Million Menschen eine respektable Kaufkraft ergiebt. Im Kunsthandel geht es umgekehrt zu wie in der Kunst. Die Qualität der Käufer ersetzt die Masse. Ein einziger Sammler treibt die Preise. Um zu verhindern, daß sie sinken, genügen die zehn oder zwölf anderen, die von der Hausse profitirt haben oder zu profitiren hoffen.

Es giebt noch Liebhaber, die nicht verkaufen. Ich habe neulich in einem wenig fashionablen Viertel von Paris eine alte Dame gefunden, die eine Rente von zweitausend Francs und für zwei bis drei Millionen Bilder von Degas ihr Eigen nennt. In Paris giebt es Phänomene jeglicher Art. Ich ging mit einem Bekannten hin, der Kaufgelüste hatte. Die Bilder sind mir heilig, sagte das alte Fräulein. Mein Freund nickte; er war darauf vorbereitet und hing eine Null an. Wenn Einer von „Choses sacrées" spricht, weiß man schon Bescheid. Es giebt Leute, die es zu Thränen bringen. Aber das alte Mädchen wollte wirklich nicht. Der Louvre bekommt die Bilder. Mein Freund behauptete, ein Händler stecke dahinter. Aber ein Intimus hat das Testament gesehen. Das alte Mädchen, die beiden Rouart, die jetzt tot sind und einige Potentaten wilder Völkerstämme sind Ausnahmen. Im Allgemeinen verkauft der Sammler, muß verkaufen, um weiter kaufen zu können. Der Kauf bereitet ihm das Vergnügen, das der alte Amateur der Kunst verdankte. Der Palast ist nicht mehr. Man kann darüber kurz oder lange nachdenken, kann darüber stöhnen und pessimistische Bücher schreiben, wird aber diese Situation nicht ändern, so lange die Bedingungen unserer Welt herrschen, die bis auf Weiteres einigermaßen seßhaft erscheinen.

Heute soll hier von einem Sammler die Rede sein, den Ungarn hervorgebracht hat, Herrn Marcell von Nemes. Auch Einer, der

verkauft. Man hat in Deutschland viel Lärm um ihn gemacht, um seine Bilder und um seine nicht leicht durchsichtige Persönlichkeit. Mit viel Begeisterung und auch mit einiger Bosheit. Man konnte bemerken, daß die sachliche Betrachtung von Bildern, die sich seit zehn Jahren in erfreulichem Fortschritt befindet, der deutschen Kritik immer noch nicht ganz geläufig geworden ist. In diesem Fall ist sie zu entschuldigen. Herr von Nemes hat die Eigenthümlichkeit, sich sehr merkbar neben und manchmal vor seine Bilder zu stellen. Man kann ihn schwer übersehen, noch schwerer überhören. Sein Enthusiasmus blüht nicht im Verborgenen. Er ist Ungar. Und wenn ein Ungar enthusiastisch für Bilder eintritt, die seine eigenen sind ....

Es giebt nicht viele Sammler von Rembrandt und Rubens in Ungarn; Herr von Nemes war vielleicht der erste. Der Erste hat auf jedem Gebiet immer etwas Besonderes, das Begeisterung und Bosheit einflößt. Und Herr von Nemes ist nicht nur in seinem Lande etwas Besonderes. Tschudi sah in ihm einen neuen Sammlertyp. Ich behaupte, man findet in der ganzen Welt der Sammler keinen zweiten. Die Rouarts hatten ihre Hotels, selbst das alte Fräulein, von dem ich vorhin sprach, hat ihre kleine Wohnung für sechshundert Francs jährlich, wo für zwei oder drei Millionen Bilder hängen. Bei Herrn von Nemes ist es anders. Wohl hat er ein Dach über seinem Haupt, sogar ein recht komfortables in der vornehmsten Straße der ungarischen Hauptstadt. Die geräumige Wohnung würde vielleicht den vierten oder fünften Theil seiner Sammlungen aufnehmen können. Herr von Nemes hat es nie versucht. Seine Bilder waren im Museum von Budapest, in der münchener Pinakothek, in der düsseldorfer Kunsthalle, überall, nur nicht in seinem Hause. Auch in Ungarn macht man die Erfahrung: der Palast ist nicht mehr.

Was hat er nur vor? So fragte man sich in Budapest und anderswo. Zumal in Budapest war die Neugier groß. Die zuletzt in Düsseldorf ausgestellte Sammlung, die nun nach Paris geschafft wurde, ist, der Zahl nach, nur ein Bruchtheil der Nemes-Sammlung; eine sehr rigorose Auswahl. Ich habe Hunderte von Bildern, die Herrn von Nemes gehören, in Budapest gesehen, in den Lagerräumen des Museums, auf Speichern, überall, nur nicht an seinen Wänden. In seiner Wohnung standen, als ich das letzte Mal da war, nur zwei Staffeleien mit angefangenen Bildern von ihm selbst. Schließlich habe auch ich mich, wie viele Andere, gefragt: Was, Teufel, will er mit all den Bildern? Was hat er vor? Und habe mir, wie viele Andere, geantwortet: Verkaufen, natürlich,

spekuliren, „einen großen Coup landen“. Ein Coup ist ihm gelungen: Das steht fest.

Wohl möglich, daß die erste Idee des neuen Sammlers, vor zwanzig Jahren, als er anfing, rein geschäftlicher Art war: das Selbe thun wie so manche Andere in Paris und in London, von denen man in den Zeitungen las; für hundert Gulden kaufen, für hunderttausend verkaufen. Sehr leicht möglich. Wer vermag zu sagen, was vor zwanzig Jahren in dem Kopf eines Ungarn vorging? Aber anzunehmen ist, daß er diese spekulativen Wünsche, mindestens geraume Zeit, in den Hintergrund drängte und etwas Anderes an die Stelle setzte. Im Allgemeinen verläuft der Prozeß nicht so: sondern man beginnt mit etwas Anderem und endet bei den Geschäften. In Ungarn war es vor zwanzig Jahren für einen wahren Ungar vielleicht nicht ganz leicht, mit jenem Anderen anzufangen, denn es gab, so scheints wenigstens dem fern Stehenden, nicht viel Anderes in dem schönen Lande als Zigeuner, Paprika und Geschäfte. Der Schein trügt; und gerade Herr von Nemes hat ihn mit seiner Sammlung ungarischer Meister des neunzehnten Jahrhunderts widerlegt.

Für einen Bilderspekulanten machte der neue Sammler die Dinge recht großartig. Er hat seine Sammlung ungarischer Meister der Stadt Budapest überwiesen, einige hundert Bilder, unter denen sich die schönsten Munkacsy und Szinyei befinden; von Munkacsy prachtvolle schwarze Skizzen von bezwingendem Ausdruck, unendlich werthvoller als alle Gemälde des einst Gefeierten, die die Stellung dieses heute Verrufenen zur Leibl-Schule, zur deutschen und zur europäischen Kunst eines Tages gründlich modifiziren werden; von Szinyei, dem noch heute rüstigen Veteranen, schlagende Hinweise auf die Vorläuferrolle dieses ungarischen Impressionisten. Das war eines der „Geschäfte“ von Nemes. Er hat mehrere von der selben Art gemacht, die Terey, der Direktor des budapester Museums, in seiner Vorrede zu der düsseldorfer Ausstellung dankbar registrirt hat. Viele andere Museen, darunter auch deutsche Galerien, haben stattliche Schenkungen von ihm erhalten. Einer aufblühenden ungarischen Provinzstadt von unaussprechlichem Namen hat er hundert Bilder überwiesen, in der Hoffnung, in diesem abgelegenen Gelände ein Kunstleben zu entwickeln.

Für einen Spekulanten waren die Generalunkosten beträchtlich. Es giebt in Budapest keinen jungen Künstler, der nicht dazu beigetragen hat, und wenn heute in der Stadt der Magyaren, die früher für einen Vorort Asiens galt, die Kunst heimisch geworden ist, wenn man, wie es mir neulich passirte, an einem Tage zwei

oder drei Eröffnungen von wohlarrangirten Ausstellungen beiwohnen kann, hat man es, zum Theil wenigstens, der Initiative des Spekulanten zu danken.

Nein: ganz so einfach liegt der Fall Nemes nicht. Die Spekulation in Bildern ist ein zu summarischer Begriff, um damit besondere Dinge erklären zu können. Zumal Eins wird nicht erreicht. Man erklärt nichts Schöpferisches mit dem bloßen Hang zum Gelde. Zum Mindesten muß eine gesteigerte Liebe zum Eigenen dazu kommen, fast wie beim Künstler.

Um Schöpfung handelt es sich. Das schwebte vielleicht dem ehrgeizigen Ungarn eines Tages in vagen Umrissen vor und begann sich langsam zu einer Vorstellung zu verdichten: Etwas schaffen, in den Geist des Volkes, dem er angehörte, etwas Neues einführen, seine Landsleute den groben materiellen Interessen entreißen, den Umkreis der ästhetischen Bedürfnisse, der sich bis dahin mehr auf die sensuelleren Künste, Musik und Theater, beschränkten, um das für die Gesittung wichtigste Gebiet erweitern.

Seine wesentlichste Schöpfung ist diese heimathlose Sammlung. Man erklärt ein solches Werk nicht mit spekulativen Gelüsten. Dazu langt der Athem der Geschäftsleute nicht. Man erklärt es auch nicht mit dem patriotischen Ehrgeiz, so groß er in dem noch jungfräulichen Lande sein mag. Dieser Ungar hat an nichts Anderes als an sich gedacht, hat aus sich selbst ein künstlerisches Wesen schaffen wollen. Den Palast, den es in Wirklichkeit für ihn nicht geben konnte, dessen materieller Besitz seinen sozialen Instinkten nicht entsprach, in dem er nie zu Haus gewesen wäre, den gedachte er im Geist in sich selbst zu errichten; und er hat ihn gebaut.

Der Leser ist mißtrauisch. Warum, fragt er, wenn es ihm nur auf geistigen Besitz ankam, warum kaufte er dann und warum verkauft er heute?

Für Beides, für den Kauf und für den Verkauf, giebt es allerlei plausible und nicht ohne Weiteres kompromittirende Gründe. Der Gründe, die heute einen auch recht vermögenden Mann zum Verkauf bewegen können, sind zu viele, um sie alle zu untersuchen, und sie sind nicht interessant. Warum kaufte er? Vielleicht aus Atavismus. Ein Mensch aus einem weniger jungfräulichen Lande hätte vielleicht ein Buch geschrieben, eins der jährlich erscheinenden dreitausend Bücher über Kunst, und hätte vermuthlich weniger genützt. Der Kauf war für ihn eine Bekräftigung, eine wesentliche Verlängerung des Genusses, ein ihm wichtiges Symbol für die Eroberung, eine optimistische Geberde. Vielleicht hoffte er, das „dankbare Vaterland" werde eines Tages dem Werk den würdigen Rah-

men geben; er kann sich sogar eingebildet haben, irgendwo in dem kunstsinnigen Europa werde sich eines Tages ein vernünftiges Stadtkollegium oder ein Fürst oder ein Vanderbilt finden, um mit dieser einzigartigen Sammlung ein Museum zu begründen. Wer weiß, was Alles in dem Kopf eines Ungarn vorgeht?

Du bleibst skeptisch, lieber Leser; Du lächelst. Tschudi und so viele Andere sind auf ihn hereingefallen, lächelst Du, nun fällt Der auch auf ihn herein. Lieber Leser, Du bist arm an Gedanken, deshalb hältst Du krampfhaft an einer Erklärung fest, die Dir das Nachdenken und noch dazu das Betrachten erspart. Meine Erklärung ist besser, selbst wenn sie falsch wäre, weil sie mir Genuß verheißt, während Dich der ewig öde Gedanke an den Mammon von den Bildern zurückhält. Denn, gestehe es nur, Du fällst auf alle Bilder herein, die in gesichertem Besitz sind, und Du mißtraust diesen, weil sie verkäuflich sind. Ich kenne die Melodie zu gut. Sie hat Tschudi und Anderen genügend unlieblich in die Ohren geklungen. Wie wunderleicht ist es, Dinge, denen man nicht anders beikommen kann, mit dieser lieben Nuance („es geschah des Geldes wegen") abzuthun!

Diesen Firniß möchte ich von den Bildern wischen, weniger des Herrn von Nemes als der Bilder wegen, damit man sehen kann, wie sie gemalt sind, nicht, wie sie sich ein die Spekulation wittern der Jemand ausmalt. Denn es trifft sich, daß diese Bilder just zu denen gehören, die man betrachten müßte, selbst wenn sie in den Klauen des Teufels wären.

Wenn Du aber, lieber Leser, mit Deinem liebenswürdigem Lächeln durchaus ein materielles Zeichen willst, mit dem Du die Gattung dieses Sammlers bestimmen kannst, freilich, ein viel weniger schlagendes Zeichen als die Bilder, die am Besten für ihn sprechen, Dir aber vielleicht zugänglicher, so laß Dir sagen, daß dieser Sammler auch praktisch ans Bauen gegangen ist. Er, der früher nie einen Pinsel angerührt hat, der mit ersprießlicheren Mitteln zu Gelde gekommen ist, hat sich unter die Maler begeben. Wenn Das auch heutzutage kein Wunder bedeutet wie die Heilung des Blinden, so ist es immerhin ein Zeichen. Er malt seit einem Jahr; und man zählt schon kaum die Leinwände, die er mit leuchtenden Farben bedeckt. Wie er früher den Bildern nachreiste, läuft er heute schönen Blumen und allen farbenfrohen Dingen nach, die ihm Modell werden können. Er lebt für nichts Anderes. Neulich traf ich ihn in Paris im Malkittel. Er hatte sein Hotelzimmer zum Atelier umgewandelt, und während draußen die Händler warteten, erklärte er mir, warum er die Pastellmalerei aufgeben und jetzt

nur noch in Oel malen wolle. Ich theile nicht ohne Reserven den weitgehenden Enthusiasmus der Anhänger des neuen Malers. Der Sammler ist mir bis heute noch lieber. Aber ich sehe einen Anfang und würde mich nicht wundern, wenn der Autodidakt auch auf diesem Feld Ueberraschungen brächte. Eins steht außer Zweifel: sein Wille, nur noch seinem Künstlerberuf leben zu wollen. Und mir scheint, dieser Wille ist für den Entschluß, sich von seinen Bildern zu trennen, entscheidender gewesen als alles Andere.

Ein Wort aus der Erinnerung, was mir die Bilder in Düsseldorf sagten. Die Stadt Heines und der reichen Leute bekam einen Augenblick, so lange die Sammlung in der schlimm beleumundeten Kunsthalle weilte, einen Schimmer ihrer alten, längst vom Rauch der Fabriken zerstörten Noblesse zurück, einen überreich verzinsten Ersatz für die einst entführten Schätze. Man vergaß die Akademie, die lederne Langeweile, die sich mit dem Begriff Düsseldorf als Kunststadt seit Jahrzehnten verbindet, und kam sich vor wie in einem Palast. Ein hohes Vestibul nahm uns auf. Primitive aus dem Norden und dem Süden thronten ernst und schweigend in feierlichen Nischen. Ein Einzug Christi in Jerusalem von einem Venezianer des Quattrocento neben der treuherzigen Legende eines Cranach, eine Beweinung Christi von Mainardi, eine Madonna von Bellini und daneben die von Würde gezügelte Inbrunst des großen Gerard David. Ein einzigartiges deutsches Werk, der Baldung Grien, von großen Linien getragen, die alten Domfenstern entnommen schienen, eine Venus, die sich nicht leicht zu der mythologischen Rolle hergab, die ihr der Titel und der kleine Cupido zur Seite vorschreibt, in Wirklichkeit eine Eva. Die Mitte nahm eine kostbare Tafel des kölner Meisters Barthel Bruyn ein, eine Art Vermittlung zwischen Nord und Süd. Die vornehme Urbanität der Heiligen und des Stifters verrieth die Nähe Frankreichs.

Zwei Flügel öffneten sich von diesem Vestibul nach zwei entgegengesetzten Seiten, bildeten jeder einen Halbkreis und trafen sich dann wieder in einer großen Halle. Der eine Flügel herbergte Flandern und Holland, der andere Italien. Der eine mit den Holländern und Vlaamen war reich garnirt. Da hingen ungefähr alle Großen des siebzehnten Jahrhunderts, die zwischen Amsterdam und Antwerpen gemalt haben, und ein guter Theil der Kleinmeister. Rembrandt hatte eine Kabinetwand für sich, wie es sich gehört, mit drei Bildern; eins aus der Jugend: ein imposanter Greis, der zwischen den „Vater" der Ermitage und den der kasseler Galerie gehört; zwei reife Bilder, die Studie eines Mannes im Hut,

und ein Ausschnitt aus der berliner „Susanna", der Alte mit der Faust, prachtvoll. Cuyp und Hals hingen daneben. Von Hals das Hauptwerk der Sammlung Weber, ein Bild, auf das die beliebte Katalogbezeichnung „Männliches Bildniß" einmal zutraf. Es war männlich, ganz abgesehen davon, daß es einen Mann darstellt, ein Symbol der Würde und Energie des Mannes. In der phantastischen Landschaft Cuyps mußte man sich zurechtfinden. Die Coulisse war fast zu zerbrechlich für die gewaltige Stabilität der beiden Kühe, Verwandte der vierfüßigen Helden in Dulwich und in der National Gallery, bei uns in der Sammlung Carstanjen. Die Sonne richtete den Reichthum. Man konnte sich bei diesem Licht kaum enthalten, an Poussin zu denken, so fern er sonst dem Genre stehen mag.

Um diesen Block herrlicher Werke gruppirten sich viele meisterliche Kabinetstücke, die dem Liebhaber des „Beau morceau" theuer sind, die De Keyser, Ostade, Teniers, Brekelenkam, Terborch, die Koninck und Wouverman, die Snyders, Fyt und van Beijeren. In einem Kabinet daneben Rubens mit einigen Proben seiner Handschrift, begleitet von Van Dyck, den sein englisches Gefolge in der Bildnißmalerei umgab.

Das war der eine Flügel. Den anderen des Lustschlosses bewohnte Italien; richtiger: ein Theil Italiens; und es ist bezeichnend, welcher. Der Erbauer des Schlosses hatte von den zahlreichen Schulen des kunstreichen Landes Venedig gewählt, das Venedig Tizians, der Veroneſe und Tintoretto. Der Anführer fehlte, aber von den Schülern, von Tintoretto und Veroneſe, gab es wundervolle Bilder. Zwischen den bewegten Bassanos hingen stille Bildnisse der Cariani und Moroni. Warum diese Schule und keine andere? Weil Venedig allein von allen italienischen Schulen seine künstlerische Rolle bis nahe an unsere Zeit heran fortzusetzen gewußt hat, weil das achtzehnte Jahrhundert Venedigs, das Venedig der Tiepolo und Guardi, das auch in dem Lustschloß, zumal durch eins der merkwürdigsten Werke Guardis, seine Stätte fand, eng mit unserer Kunst verbunden ist und weil diese Verbindung hier und dort, in allen Zweigen der Malerei zu dem idealen Sammelobjekt des seltsamen Sammlers wurde.

Noch Eins trieb ihn nach Venedig. Das Atelier Tizians formte den Künstler, der für Herrn von Nemes den stärksten Ausdruck dieser lebendigen Verbindung zwischen den Völkern und Zeiten bedeutet: Greco.

Wir treten in die große centrale Halle des Palastes, wo die beiden Flügel einmünden. Hier hat der Baumeister nicht mit Wir-

kungen gespart. Kühne Bogen tragen ein weites Gewölbe, die Wände sind aus kostbarem Material. Es ist ein Glitzern und Rieseln von Perlen und Brokat, von Marmor und Gold. So schmückt man einen Thronsaal. Zwischen hohen Pilastern hängen hier zwölf Bilder des Griechen. Jedes ist von dem Nachbarn verschieden und alle bilden eine zusammenhände Geschichte, die heilige Legende vom Geist. Wenn Du sie ansiehst, verschwindet plötzlich die Pracht des edlen Materials, das Gold wird matt, die prunkenden Stoffe vergilben, der Marmor erblindet. Die Materie beugt sich vor dieser Geberde des Geistes, der mit einer Bewegung der Hand den Stahl Funken sprühen läßt, mit einem Nichts von Farben unvergängliche Früchte hervorzaubert, mit dem Druck auf einen Pinsel den Heiligenschein um die Madonnen entflammt.

Schon diese Halle allein macht die phantastische Idee des seltsamen Sammlers verständlich. Dieser eine Saal mit den zwölf Grecos könnte einen dem Schönen zugethanen Menschen bestimmen, ein Leben voll Arbeit und vielerlei Umtrieben zu verbringen, ein Vermögen zu opfern, auf andere irdische Freuden zu verzichten. Und bestände dieser Saal nur einen Tag, sähen wir ihn nur ein einziges Mal: es wäre genug, um uns dankbar zu stimmen.

Nun werden ihn sich die Pariser für drei Tage aufbauen. Paris, dieser beste Kenner guter Dinge, ist schon mit Greco vertraut. Es sah ihn, als das große Bildniß des Kardinals Nino de Guevara, dessen Kopf in der Nemes-Sammlung wiederholt ist, bei Durand-Ruel Station machte, um zu Havemeyer nach New York zu gehen; dann, als die beiden Prachtgemälde der Kapelle San José in Toledo, zum Entsetzen ganz Spaniens, von einem pariser Händler wiederum für Amerika entführt wurden; dann, als der Laokoon, den Tschudi für Deutschland rettete, der alten Bourbonen-Sammlung entfloh. Paris hat die edelsten Werke Grecos gesehen, beherbergt noch heute in seinen Mauern manches kostbare Bild; und der Louvre ist das einzige Museum im Norden, wo Greco einigermaßen würdig repräsentirt ist. Aber Paris sah nie mehr als zwei oder drei Bilder auf einmal, gewöhnlich in den Privatzimmern der Händler. Nie wurde der nicht unbeträchtliche Widerstand, den Greco jeder beginnenden Betrachtung entgegenstellt, durch die Vorführung mehrerer Werke in einem der Würde des Gegenstands genügenden Raum erleichtert. Die schöne Greco-Ausstellung des Prado im Jahr 1902 vollbrachte die Rehabilitirung innerhalb Spaniens und regte dort die fruchtbarsten Forschungen an, ging aber für das Ausland fast unbemerkt vorüber. Die Greco-Ausstellung im pariser Herbstsalon von 1909 entsprang einer löb-

lichen Absicht, war aber aus so zweifelhaften Elementen zusammengestellt, daß sie dem Andenken des Meisters mehr geschadet als genützt hat.

Deshalb bedeutet die Ausstellung der Greco des Herrn von Nemes eine wichtige Station in dem verspäteten Eroberungzug des Meisters. Diese Bedeutung wird nicht durch die Einsicht aufgehoben, daß nicht alle Werke, obwohl sämmtlich eigenhändig, zu seinen meisterlichsten Schöpfungen gehören; daß Dem, der Greco in seiner ganzen Pracht kennen lernen will, nicht die Reise nach dem Prado und dem Escorial, vor Allem nach Toledo erspart bleibt. Selbst wenn es Herrn von Nemes gelungen wäre, alle die entscheidenden Werke, die außerhalb Spaniens in den Museen oder im Privatbesitz hängen, zu vereinen, würde man immer noch den Ernst des „Begräbniß des Grafen von Orgaz", das Pathos der „Mauritiuslegende", die Mystik der Himmelfahrt Christi vermissen. Von einem der Hauptwerke, dem Espolio der Kathedrale in Toledo, hat Herr von Nemes eine herrliche Variante zu erwerben gewußt; von den beiden Fassungen der Heiligen Familie je eine kostbare Variante und von dem oft gemalten „Christus mit dem Kreuz" ein weit über dem Durchschnitt stehendes Exemplar; daneben ein „Oelberg", auf dem Das, was die Zeit den großen Gestalten geraubt hat, durch die köstliche winzige Gruppe im Hintergrund (ein Detail, das mehr erzählt als ganze Bilder anderer Meister) ersetzt wird. Aus der Apostelserie ein gut erhaltener Heiliger Andreas; von den Marienbildern zwei Darstellungen, von denen die eine mindestens eine Ahnung von der glorreichen Himmelfahrt Mariae in San Vicente verheißt. Schließlich, außer dem Kardinal, noch ein vorzügliches Bildniß. Da nahezu alle Perioden Grecos und die meisten Gebiete, auf denen sich seine unerschöpfliche Phantasie erging, zur Geltung kommen, gelingt es dem Suchenden, den verschlungenen Entwickelungpfad zu finden.

Denn alle Werke Grecos, auch die Wiederholungen, sind Stationen des Rastlosen. Er malte nicht, um zu malen. Keiner hat wie er das Unnütze zu vermeiden gewußt. Er malte für sich, vergaß die Bestellung, auch wenn sie von einem Fürsten kam, gehorchte nur seinem eigenen, von allem Schönen der antiken und christlichen Welt geadelten Instinkt. In der Epoche der größten Schulen der Kunst lebte er allein im fremden Land und gründete sich für sich selbst eine Schule, deren Schüler dreihundert Jahre später kamen. Er verstand, zu opfern. Wo zwei Pinselstriche genügten, gab er nicht drei. Herr von Nemes hat oft den Zweiflern gerathen: Nehmt irgendein Stück in einem Bilde Grecos, schneidet es aus und be-

trachtet. Macht das Selbe mit dem Bild eines anderen Meisters. Der Greco wird immer, ob das Stück nach Eurer Meinung einen Theil der wesentlichen Handlung enthält oder nicht, handeln, wird ein Stück Leben sein, von Pinselstrichen durchzogen wie die Hand von den Adern. Das Stück des Anderen ist gar oft nur ein wesenloses Stück bemalter Leinwand.

Greco hat keinen besseren Propheten gefunden. Die Unabhängigkeit des Enthusiasten von der Orthodoxie der Gelehrten giebt ihm besondere Kraft. Was er sagt, ist sein Eigenthum. Der einfache Vergleich hat es ihn gelehrt. Er gleicht dem Sultan, der sich eines Tages für die Monogamie entscheidet, weil er die Frau gefunden hat, die ihm alle anderen ersetzt.

Vermuthlich hätte Herr von Nemes sein Lustschloß anders gebaut, wenn er Greco früher entdeckt hätte. Immer wären das Vestibul und die Primitiven gewesen, auch der Flügel mit den Italienern, auch Rubens und Rembrandt, und immer hätte es die Folge gegeben, in die wir jetzt eintreten.

Als weitläufiger Landsmann Grecos ist Goya zur Stelle, der vielgesuchte Bildnißmaler, der geschickte Kartonzeichner, der Humorist Goya mit dem beißenden Lachen; und der große schöpferische Meister, der alle anderen Abarten des Vielseitigen übertrifft; der Goya der Cucana, mit einer dem berliner Bilde ebenbürtigen Szene. Dieser Vorläufer steht am Eingang des großen das Gebäude abschließenden Saales. Es ist eine lange Galerie mit hohen Fenstern, durch die man auf das sonnige Paris schaut. Courbet, von Delacroix begrüßt, nimmt das äußerste Ende ein mit einer Felsenlandschaft, den selben Felsen, die eines Tages das Begräbniß von Ornans umschlossen, mit noch anderen Details dieser bürgerlichen Epopoe, dem Hund, der vorn auf dem Begräbniß steht, und einem der Leidtragenden, Adolphe Marlet, eins der dunklen Bildnisse Courbets, die nur die Meisterlichkeit erhellt. Daneben Landschaften, Wasser und Land, ein paar glänzende Figurenbilder, eine Femme couchée, venezianisch hingelegt, nichts weniger als venezianisch gesehen; dann die beiden Mädchen am Meer. Das Haar der Einen ist mit einem Pinsel gemalt, der die Wogen des Meeres zu treffen wußte. Und schließlich jenes einzige Werk Courbets, die beiden nackten Frauen, die alle möglichen mythologischen und anderen Titel haben und von keinem Titel getroffen werden, ein romantisches Produkt des unerbittlichen „Faiseur de chair". Dem Realisten sind, als er es malte, Adlerflügel gewachsen. Man kann Courbet kaum vollkommener darstellen als mit diesen Bildern.

Corot verschwindet in dem Saal dem Umfang nach neben

Courbet, nicht nach dem Werth. Nur zwei Bilder, doch beide zum Besten gehörend: eine reizende Kanallandschaft aus der Picardie und ein Hauptwerk, eins von denen, die auf der Weltausstellung von 1900 eine neue Werthung des Meisters vollbrachten, die als Corots größte That seine Darstellung des Menschen offenbarten: die „Songerie de Mariette", ein Pendant zu der „Femme à la perle", aber bürgerlicher, einfacher, intimer, ich wage, zu sagen: intakter.

Der Saal wird lichter. Mit Corot und Courbet kommen die großen Schüler der beiden Großen. Zuerst Manet, der Manet der Olympia und der der Bildnisse, der Manet der Rue de Berne und der letzte Manet, der sein barbarisches Schicksal unter Blumen und Früchten verbarg. Manets Freund Claude Monet hat neben einem belanglosen Figurenbild kleinen Formats eine Küste aus seiner besten Zeit, als die farbenanalytischen Tendenzen noch nicht das Temperament des Landschafters zersetzt hatten. Fünf glänzende Bilder zeigen die immense Ueberlegenheit Renoirs; Mädchen, Frauen, Blumen. Die wundervolle Skizze zu dem „Moulin de la Galette" des Luxembourg, gleichsam der Tanz ohne die Tänzer, der Inhalt des Bildes auf den Rhythmus, der die Paare und die Farben treibt, zurückgeführt; ein Frauenbildniß in Pastell, von seltener Größe der Auffassung, das beweist, wie vertraut Renoir auch jene andere, weniger lächelnde Form der Frau war, die Degas zu der seinen machte und die Renoir weniger absichtlich, natürlicher und mächtiger darzustellen wußte. Von dem großen Blumenstrauß könnte man sagen, Greco hätte so, wenn er Stilleben gemacht hätte, Blumen gemalt. Und auch in dem Hauptwerk Renoirs in der Sammlung, der Familie Henriot, steckt Etwas von dem Greco, der auf dem Mauritius den Hintergrund zu einer sommerlichen Landschaft werden ließ. Bei Greco sind es Märtyrer und Fahnen, bei Renoir Frauen und Blumen. Doch was bedeutet auf den Bildern der Meister das sichtbare Detail neben den unendlich verschwiegeneren Dingen ihrer Atmosphäre!

Neben Renoir Degas mit einem seiner aus Tänzerinnen gebildeten Parallelismen. Und mit Degas die beiden Jüngeren, die ihm nahestanden, Gauguin mit einer Tahiti-Szene und Van Gogh mit einem Meisterwerk, einem Stilleben, das bei Cassirer war: der schräge Tisch mit den Lampen, der Pfeife und dem Tabak, dem Buch und dem Teller mit Zwiebeln.

Und nun der Glanzpunkt der modernen Sammlung, das Panneau mit den sechs Cézanne; eine Auswahl, die das Qualitätgefühl des Sammlers in hellstes Licht setzt. Man muß Cézanne gut ken-

nen, um diesen Jungen in der rothen Jacke zu nehmen; ich glaube freilich, daß, wenn man so weit ist, man solche Dinge über alles Andere stellen wird. Es ist die vollständigste und konsequenteste Realisirung dieser Kunst, die mit Tönen und Flecken Menschen und Begebenheiten schafft, denen Vielerlei fehlt, was anderen ihresgleichen zukommt, und die Etwas besitzen, das man nirgends findet, eine scheinbar rein dekorative Nuance, die, man weiß nicht, wie, die Menschen zu psychologischen Wesen, die Begebenheiten in Legenden verwandelt. Das Stilleben, mit der Fruchtschale, dem Glas und dem Messer auf der Serviette, ist schon klassisch geworden. Eines Tages wird man solche Bilder so ansehen, wie wir heute gotische Tapisserien betrachten. Das andere Stilleben mit den Aepfeln und dem abgeschnittenen Teller, früher als das zuerst genannte, weniger robust, aber sublimer, zeigt die ungreifbare Komposition des großen Komponisten. Es ist noch viel weniger „gestellt" als das andere; die Aepfel liegen wirklich, wie der Zufall sie gelegt hat, aber sie sind noch mehr als die Dinge des anderen Bildes unserer an der Wirklichkeit geübten Kontrole entrückt, können so absichtlos liegen, weil sie das Besondere in ihrer Malerei besitzen und weil Dies der gewohnten Sachkomposition nicht zugänglich ist. Das dritte Stilleben „Das Buffet", noch einmal Aepfel, ist eine dritte Vision. Zwischen den dreien sind Unterschiede wie zwischen den Stilen eines Voltaire, eines Balzac, eines Flaubert. Man erhält einen Begriff von unserer Zeit, wenn man bedenkt, daß der selbe Künstler mit dem selben Motiv solche Verschiedenheiten seines Subjektivismus hervorbringt. Früher gehörten Generationen dazu.

Herr von Nemes hat eine glückliche Hand. Er hat diesen Perlen Cézannes noch zwei schöne Bilder zugefügt: eine Landschaft, die etwa dem Knabenbidniß entspricht, und eins jener Rendezvous nackter Menschen im Walde, die uns trotz dem Fragilen ihrer Art oft wie Monumente berühren. Bei einer dieser verzauberten Nacktheiten, dem aufrecht stehenden Mann in der Mitte des Bildes, der dem Betrachter den Rücken zukehrt, einer hohen Gestalt, in deren Formen sich Etwas von reinstem Griechenthum verbirgt, kommt uns eine schwankende Erinnerung. Eine ähnliche Oekonomie in der Vertheilung der Flecke, eine ähnliche Größe des Ausdrucks haben wir unter ganz anderen Formen bei einem Heiligenmaler gefunden, der drei Jahrhunderte vor Cézanne lebte. Wir stehen in der Mitte der Galerie vor der weitgeöffneten Thür, die in die Halle, wo wir vorher waren, führt. Gerade fällt das Licht auf die Grecos. Wir eilen zu ihnen, suchen, ob wir nicht, gewirkt

in ein Priestergewand oder im fernen Hintergrunde eines Oelbergs, die Szene mit den Nackten finden. Wir finden natürlich nicht. Dennoch verläßt uns nicht der Gedanke, daß wir hier, nicht nur, wie bei Renoir, eine verwandte Malerei, sondern ein verwandtes Menschenthum vor uns haben, daß Greco und Cézanne, durch Rassen und Epochen und Kulturen getrennt, zusammengehören und an der selben Aufgabe wirkten. Wir eilen weiter zu den Tintorettos und Bassanos. Da begann es; oder vielmehr: da war die Vorbereitung; der Beginn muß noch viel weiter zurück liegen. Wir eilen durch die ganze Sammlung, möchten sie noch größer haben, möchten zu den Griechen und bis zu ihren Vorgängern dringen, möchten in die Gräber der Egypter hinabsteigen, um die erste Spur jener glücklichen Immaterialisirung zu finden.

War es etwa diese Finderlust, was den Ungar trieb, sich dieses Lustschloß zu bauen? Mich dünkt es wahrscheinlicher, so phantastisch es klingt, als die Vermuthung, er habe um Geld gespielt. Wer in hohen Werken der Menschheit dieses ewige Leben findet, verdoppelt das seine. Was wäre Besseres mit Geld zu erreichen?

Du lächelst, freundlicher Leser. Immerhin steht fest, daß Nemes jetzt in Paris verkauft. Ja, immerhin; und es giebt Leute, die der Zerstreuung dieses Ganzen ohne Freude zusehen werden. Immerhin kann der Meistbetheiligte nichts Wesentliches dabei verlieren. Seinen Palast wird er behalten.

Nikolassee. Julius Meier-Graefe.

Ozanam.

Die Kulturwelt bedarf der katholischen Form des Christenthums schon deshalb, weil in ihr die Caritas gehegt und gepflegt wird. Nächstenliebe ist freilich nicht an das römische Dogmensystem und den Papst gebunden; haben doch gerade hochmüthige Hierarchen jeden ihrer Herrschaft Widerstrebenden, so weit ihre Macht reichte, erbarmunglos zertreten, und der Zank um die Orthodoxie hat in Byzanz, mehr noch nach der Kirchenspaltung in Mittel- und Westeuropa, die Christen in Teufel verwandelt. Die Verflechtung

der Caritas mit der katholischen Orthodoxie und Hierarchie ist nicht kausaler, sondern historisch-geographischer Natur. Die Caritas gehört, wie die bunten Priesterornate, zur weiblichen Seite des religiösen Lebens und hat darum bei den weiblichen Nationen, den Romanen und den Slaven, ihre Heimstätte gefunden; Romanen aber sind es gewesen, denen die Aufgabe zugefallen war, der Kirche ihre Verfassung zu geben und die christliche Lehre zu einem System auszugestalten. Den nordischen Völkern dagegen eignen (und sie mußten sich darum ihre besondere Kirchenform schaffen) jene männlichen Tugenden, die eine Nation groß, reich und mächtig zu machen vermögen, Tugenden übrigens, die auch von den Moraltheologen der alten Kirche keineswegs gering geschätzt, sondern als Kardinaltugenden, als der Kern der natürlichen Sittlichkeit, empfohlen werden. (Sie heißen: Klugheit, Mäßigkeit, mit welchem Wort das auf Selbstbeherrschung beruhende Maßhalten in allen Dingen gemeint ist, Gerechtigkeit und Stärke oder Starkmuth, Tapferkeit, Willenskraft. Nur soll diese natürliche Sittlichkeit durch die „übernatürlichen" Tugenden Glaube, Hoffnung und Liebe ergänzt und veredelt werden.) Mit diesen Tugenden im Bunde wirkt die Caritas auch in der evangelischen Christenheit und hat von der katholisirenden Universität Oxford aus die soziale Gesinnung erzeugt, die indeß ihres Urquells, der christlichen Caritas, eingedenk bleibt. So wollen die Webbs zwar alle Unterstützung durch Vorbeugung ersetzen, bekennen jedoch, daß vorläufig die freiwillige Barmherzigkeit, und zwar die religiös, ja, konfessionell inspirirte, als Helferin der von Staat und Kommune zu organisirenden Vorbeugung nicht zu entbehren sei. (Sidney und Beatrice Webb: Das Problem der Armuth. Deutsche Uebersetzung von Helene Simon bei Eugen Diederichs in Jena 1912.)

Im siebenzehnten Jahrhundert hat Vincenz von Paul das Walten der Caritas den Bedürfnissen seiner Zeit angepaßt; daß dabei zwei Klosterorden herausgekommen sind, hat, wie die Ordensgründung des Franz von Assisi, mehr am kirchlichen Milieu als im Sinne des Stifters gelegen. In den dreißiger Jahren des neunzehnten Jahrhunderts hat dann der pariser Student Frédéric Ozanam mit einigen Freunden eine Caritasorganisation ohne Ordenszwang gegründet in den Vincenzvereinen. Die paar Holzscheite, Brote und abgelegten Kleidungstücke, die etliche unbemittelte Studenten in Dachkammern vertheilten, mögen einem heutigen „großzügigen" Soziologen als kindische Tändelei erscheinen, aber was die Quantität betrifft, so gehen die heutigen Jahresleistungen der Vincenzvereine in die Millionen; und, was wichtiger ist, diese Ver-

eine haben mit den auf deutschem Boden gewachsenen Gesellenvereinen zusammen jene reichverzweigte soziale Thätigkeit eingeleitet, die sich, den englischen Grundsatz: help them to help themselves adoptirend, im Caritasverband organisirt hat. Im Caritas-Verlag zu Freiburg im Breisgau hat jetzt Heinrich Auer, unter dem Titel „Friedrich Ozanam. Ein Leben der Liebe", eine Biographie des Stifters herausgegeben.

Ozanam hatte die feurige und innige Nächstenliebe von seinen vortrefflichen Eltern geerbt. Zu ihrer Bethätigung drängte noch ein zweites Motiv: der herrschende Unglaube. Daß dagegen mit wissenschaftlichen Abhandlungen und Disputationen nichts auszurichten war, davon überzeugte ihn die Erfahrung; durch Thaten wollte er die Wahrheit der christlichen Religion erweisen, der römisch-katholischen Religion, denn für den Durchschnittsfranzosen giebt es ja kein Mittleres zwischen Katholizismus und Atheismus. Als Jüngling wie als zärtlicher Gatte, in der Ausübung seiner verschiedenen Berufe: als Rechtsanwalt, als Lehrer des Handelsrechts an der Handelshochschule zu Lyon, als Professor der altdeutschen Literatur an der pariser Universität (den Doktortitel verdankte er einer literarischen Arbeit, einer Dantestudie), daheim wie auf Reisen: immer und überall ist er seiner ersten großen Liebe, der Liebe zu den Armen, treu geblieben. Den deutschen Katholiken wurde er zuerst nicht als Gründer der Vincenzvereine bekannt, sondern durch sein Buch: Les Poètes Franciscains en Italie au treizième siècle. Melchior von Diepenbrock hat daraus das Stabat mater speciosa juxta foenum gaudiosa des Jacopone da Todi in seinen Geistlichen Blumenstrauß (zweite Auflage bei J. E. von Seidel in Sulzbach, 1852) aufgenommen; auch ein Kapitel der Fioretti di San Francisco.

Noch vor zwanzig Jahren würden deutsche Studenten der herrschenden Couleur die Zumuthung, die Biographie eines katholischen Muckers in die Hand zu nehmen, mit Hohngelächter beantwortet haben. Doch mit der ganzen heutigen Generation sind auch nicht wenige Studenten sozial geworden; und ihnen darf man ein Büchlein empfehlen, das zeigt, wie die christliche Caritas, die Seele des sozialen Geistes, in einem überaus zartsinnigen und reinen Jünglinge gewirkt hat. Zart war auch seine Leiblichkeit; nicht lange hat sie die Arbeit, zu welcher der Wille zwang, ausgehalten; nur vierzig Jahre ist Ozanam alt geworden.

Neisse. Dr. Karl Jentsch.

Geldpolitik.

Der russische Ministerpräsident und Finanzminister Kokowzew hat in der Budgetkommission der Reichsduma erklärt, das Depot der russischen Regirung bei ausländischen Banken habe sich im Lauf der letzten Monate auf 200 Millionen Rubel verringert. Rußland hat also 300 Millionen Rubel nach Haus geholt und wird, wie der Minister betonte, den Rest sofort kündigen, wenn politische Verwickelungen eintreten. In Deutschland ist der Wegzug der russischen Gelder kaum bemerkt worden. Doch das Bankhaus Mendelssohn & Co. ist der Großbankier des Zarenreiches und zugleich Hauptkäufer für Privatdiskonten an der berliner Börse. Diese Doppeleigenschaft brachte die Kündigung der russischen Guthaben dem deutschen Geldmarkt zum Bewußtsein. Der Zinsfuß für Privatwechsel blieb hoch, obwohl der Satz für Tägliches Geld sich gesenkt hatte: weil die angebotenen Wechsel nicht leicht untergebracht werden konnten. Daran war das böse Rußland schuld. Ist auf dem Markt reichlich Geld zur Verfügung, so wird mehr Kredit gesucht als an Tagen, wo die Neigung zur Anlage in sicheren Dokumenten des Waarenverkehrs gering ist. Nach einer Hemmung paßt der Bedarf sich nur langsam dem neuen Standard an. Die deutsche Wirthschaft ist nicht auf die Gnade des Auslandes angewiesen; 1912 hat sie sich ohne fremdes Geld ganz gut durchgeholfen. Rußland giebt für Heer und Flotte jetzt besonders viel aus und auch der Balkankrieg hat ihm große Kosten gemacht. Trotzdem konnten Minister und Abgeordnete Hymnen singen. Das vierte defizitlose Budget! Der Voranschlag für 1913, der Ende Oktober 1912 veröffentlicht worden war, hatte eine Unterbilanz von 29 Millionen Rubeln vorgesehen; auch sie ist durch die Erhöhung einzelner Einnahmen beseitigt worden. Der freie Barbestand der Reichsrentei sollte sie decken. Dieser Fonds ist der Stolz jedes russischen Finanzhauptes und der Kronzeuge für die Echtheit der in der Bilanz festgestellten Ueberschüsse. Nach dem Kriege gegen Japan und den ihm folgenden Hungerjahren war der freie Barbestand bis auf einen schäbigen Rest von 1,90 Millionen Rubel verzehrt; heute ist er 400 Millionen Rubel schwer. Kokowzew stellte sein Licht nicht unter den Scheffel. In den letzten vier Jahren seien alle Reichsbedürfnisse aus den Einnahmen befriedigt worden und in den ersten vier Monaten des Jahres 1913 die Erträge um 80 Millionen über die des Vorjahres hinaus gewachsen, obwohl für das ganze Jahr 1913 nur ein Ueberschuß von 118 Millionen erwartet worden war. Plaudite, amici!

Die russischen Industriegesellschaften planen allerlei neue Emissionen; sie scheinen also noch nicht an den nahen Rückgang der Konjunktur zu glauben. Das deutsche Kapital soll sich der Chancen mitfreuen. Fünfprozentige Obligationen der Gesellschaft für Röhrenfabrikation in Jekaterinoslaw und Moskau werden von der Deutschen Bank und der Kommerz- und Diskontobank in Berlin eingeführt. Die Gesellschaft hat in den letzten beiden Jahren je 16 Prozent Dividende gegeben; und

die Deutsche Bank wird mit dieser Gevatterschaft wohl nicht solches Unheil erleben wie mit dem Protektorat über die Saint-Louis and San Francisco-Bahn, die nun glücklich in die Hände des Receiver gerathen ist, nachdem die fünfprozentigen Bonds den dritten Theil ihres Ausgabekurses verloren haben. Auch neue russische Eisenbahnprioritäten kommen (als Unterpfand des Friedens?) wieder nach Deutschland. Die Wladikawkas-Bahn hat an ein deutsch-russisches Bankenkonsortium eine 4½prozentige Obligationenanleihe von rund 39 Millionen Mark begeben. Bei der vorletzten Emission, im Frühjahr 1912, handelte es sich um eine Summe von 80 Millionen Mark, die zu 95,75 Prozent angeboten wurde. Der Andrang des deutschen Publikums war so groß, daß nicht einmal alle gesperrten Stücke zugetheilt werden konnten. Jetzt ist der Kapitalist nicht mehr so bescheiden; er fordert 5 Prozent.

Der Geldmarkt hat noch immer seine Tücken und hindert den Ausgleich zwischen der Tendenz der Darlehnsschuldner und den Wünschen der Geldgeber. Daß der Ehrgeiz dieser beiden Faktoren verschiedene Ziele hat, ist begreiflich. Der Eine möchte sein Geld so hoch wie möglich verzinst haben, der Andere billig wegkommen. Aber die Reichsbank bleibt bei ihren 6 Prozent und hemmt jeden Versuch, die Zinsfesseln zu lockern. Ein amtlicher Wechselzinsfuß von solcher Höhe ward vor der Sommersonnenwende noch nie gesehen. Im Juni 1912 hatte die Reichsbank mit einer Diskontermäßigung (um ½ Prozent) überrascht; vor dem Halbjahrstermin ist man sonst nicht so freigiebig. Wie es diesmal werden wird, ist noch dunkel. Eben so die Zukunft der Ultimogeldsätze. Die ersten fünf Monate des Jahres haben sich in ihren Prolongationbedingungen um wenigstens 1 Prozent von den Geldpreisen des Vorjahres unterschieden. Wenn diese Distanz auch für den Juni gelten soll, wird sich die Effektenprolongation im Schatten von 7 Prozent vollziehen. Der Ertrag des Umsatzstempels war im April, mit 2,97 Millionen, größer als in allen Vorjahren und viel üppiger als die Einnahmen der ersten drei Monate des Jahres. Zwischen April und März war die Differenz 1 Million (gegen 375 000 Mark im Vorjahr). Man spielt wieder wacker. Nicht überall mit so leichtem Herzen wie die lauenburger Depositenkassenvorsteher der Danziger Privat-Aktienbank, die (angeblich für Rechnung ihres Instituts, in der Wirklichkeit für die eigene Tasche) Effektenengagements im Kurswerth von zehn Millionen Mark laufen hatten und erst „herausgegangen" sind, als der Staatsanwalt sie am Kragen packte. Hinter sich ließen sie einen Verlust von mehreren Hunderttausend Mark, für den die danziger Bank den berliner Banken und Bankiers aufkommen soll. Ob sies thun wird? Sie meint, die Kommissionfirmen in Berlin wären bei der Größe der Aufträge verpflichtet gewesen, in Danzig anzufragen, ob die Lauenburger zu den Geschäften autorisirt seien. Diese Pflicht ist mindestens zweifelhaft. Interessant aber, daß die Millionengeschäfte, die aus einer Kleinstadt wie Lauenburg an die berliner Börse kamen, nicht als etwas Besonderes auffielen. So hoch gehts schon wieder her. Die beiden lauen-

burger Beamten haben erstens betrogen und zweitens verbotene Spekulationen getrieben: weil Angestellte nur bei der eigenen Bank Effektengeschäfte machen dürfen. Das Spekuliren den Beamten ganz zu verbieten, wäre falsch. Das Verbot würde nicht nützen; und den Banken ists auch gar nicht unangenehm, wenn ihr Personal sich der Emissionen des Hauses annimmt. Was intra muros geschieht, steht wenigstens unter Aufsicht und kann, im schlimmsten Fall, reparirt werden. Die Kontrole der Depositenkassen aber und die jeden Zweifel ausschließende Begrenzung ihrer Vollmachten ist nothwendig; in Berlin wie in Danzig. Aus dem vorigen Jahr mußten zwei Großbanken über Verluste berichten, die ihnen durch unerlaubte und strafbare Handlungen verantwortlicher Beamten entstanden waren. Ist nicht im System Etwas faul?

Große Emissionen sind in Sicht. Frankreich steht vor dem Problem einer Riesenanleihe für militärische Ausgaben. Die Milliarde ist sicher; fraglich nur noch, welchen Zinstypus die neuen Schuldverschreibungen haben sollen. Die dreiprozentige Rente ist nicht mehr unantastbarer Besitz der Nation. Auch der französische Rentner hat am Kurs verloren, wie der Besitzer englischer Konsols oder unserer Reichsanleihe. Vierprozentige Obligationen hatten im vorigen Jahr einen Riesenerfolg. Aber was soll aus den Dreiprozentigen werden, wenn man ihnen noch mehr Konkurrenz macht? Die Vermehrung der französischen Anleiheschuld um eine Milliarde ist an sich schon eine drückende Zugabe für die alten Anleihen. Und der Finanzminister hat dem Effektenkapital einen bunten Strauß neuer Steuern zugedacht, um das Defizit von 200 Millionen Francs zu decken. Man muß diese Entwickelung im Lande der schönen Marianne genau betrachten. Wenn der Rentner im Westen Europas zum Steuerobjekt wird, wie ers im östlichen Nachbarreich geworden ist, so muß sich die Auffassung von den Grenzen der Ergiebigkeit des Kapitals ändern. Dann könnte die am Längsten bewahrte Tradition des niedrigen Zinsfußes der besten Anlagepapiere zu einer internationalen Dauererhöhung der Geldsätze führen. Mehrmals ist in diesem Jahr amerikanisches Gold nach Frankreich gekommen. Ein Zeichen der Zeit. Während früher die Bank von Frankreich die vereidete Substitutin des englischen Centralinstitutes war und mit ihrem Gold manche Verlegenheiten des londoner Geldmarktes beseitigte, erbittet sie jetzt selbst fremdes Metall. Der französische Finanzminister hat die dreiprozentige Rente eine „wirkliche Banknote“ genannt. Er konnte mit dem selben Recht die berühmte französische Liquidität eine wirkliche Thatsache nennen. Auch in Spanien spricht man von einer Milliardenanleihe (die bei dem Besuch des Königs in Paris vorbereitet worden sein soll). Drei Milliarden sind nöthig, um Spaniens Heer und Flotte für die „großen Aufgaben“ bereit zu machen. Der Rifkrieg hat sehr viel Geld verschlungen; und Marokko wird noch manche Peseten kosten. Auf allen Seiten drohende Gesten für das bare Geld. Die Hoffnung, es könne wieder einmal Ueberfluß geben, verkriecht sich in den hintersten Winkel. Und überall starren die Diskontsätze drohend in die Höhe. Trotzdem endlich Friede ward. Ladon.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H. in Berlin.

Die Zukunft.

Berlin, den 14. Juni 1913.

Dante als Politiker.

Der Literaturfreund bewundert den großen Dichter, der seinem Volk die Schriftsprache geschaffen und die Gestalten, die Landschaften einer Traumwelt mit solcher Lebensfülle ausgestattet hat, daß man sie als Wirklichkeiten empfindet. Der fromme Katholik verehrt den korrekten Orthodoxen, der von der Lehre des Doctor Angelicus nicht einen Finger breit abweicht, und den Führer der Seele auf dem mystischen Wege vom Höllenschrecken über den Läuterungberg hinauf zum Paradies. Der deutsche Kulturkämpfer endlich rühmt den Tapferen, der im Elend der Verbannung die politischen Päpste gebrandmarkt und den Ghibellinen das Kaiserbanner vorangetragen hat. Der erste Theil dieses politischen Lobes ist begründet; man kann mit den schlechten Päpsten nicht strenger ins Gericht gehen, als Dante gethan hat. Die Simonisten unter ihnen (so darf man in seinem Sinn Alle bezeichnen, die ihr heiliges Amt für selbstsüchtige Zwecke gemißbraucht haben) steckt er köpflings, Einen über den Anderen, in eine enge cylindrische Erdhöhlung; des obersten Untertheil ragt noch in die Luft, so daß er, von Feuer und Enge gepeinigt, noch „mit den Beinen klagen" kann, bis ein des selben Verbrechens schuldiger Nachfolger eintrifft, der seine Stelle einnimmt, während er mit sämmtlichen Vordermännern ein Stück weiter hinunter rutscht, so daß nun das schauerliche Grab ihn ganz umschließt. „Bist Du schon angekommen, Bonifatius?", läßt Dante den Papst Nikolaus den Dritten

fragen, der mit den von Flammen umspielten Füßen zappelt. Zwar würde der humane Richter unserer Zeit keinen noch so abscheulichen Verbrecher, köpflings in ein Erdloch eingerammt, ewig brennen sehen wollen; aber wenn Einer solche grausame Strafe verdient hat, so war es Bonifaz VIII., dieser bis zum Wahnsinn hochmüthige Despot und freche Epikuräer, der sich nicht scheute, seine Herrschaftansprüche mit Glaubenswahrheiten zu begründen, die er öffentlich verhöhnte. (Er hat, zum Beispiel, gesagt, die Toten würden so wenig auferstehen wie sein soeben verreckter Gaul; Maria könne, da sie einen Sohn geboren habe, so wenig Jungfrau geblieben sein wie seine eigene Mutter. Leute, die vor dem „Sakrament", der konsekrirten Hostie, niederknieten, verspottete er, und als einer seiner Kapläne in Beziehung auf einen Verstorbenen den Wunsch aussprach, Christus möge seiner Seele gnädig sein, fuhr er ihn an: „Dummkopf, was kann Christus für ihn thun, der kein Gott war, sondern ein großer Heuchler? Wie soll er Anderen helfen, da er sich selbst nicht zu helfen vermochte?" Da sei er selbst ein anderer Mann; er könne über Kronen verfügen, Fürsten demüthigen und Arme zu Glanz erheben.) Wenn man das Lebensbild dieses Papstes betrachtet, das der zuverlässige Robert Davidsohn in seinem Werk zeichnet, so erstaunt man aufs Neue über gelehrte Theologen, die den Papst für einen unfehlbaren Lehrer göttlicher Wahrheiten zu halten vermögen. Logisch ist freilich die Möglichkeit, daß Gott durch einen Ungläubigen wie durch Bileams Eselin spreche, wenn sich der Mann auf die Kathedra Petri setzt, durch das Dogma gegeben, wonach die Sakramente nicht, als Symbole, psychologisch, sondern als Zaubermittel magisch wirken, mag auch ein Unwürdiger sie ausspenden; aber eine gesunde Vernunft wird sich immer gegen die Annahme einer solchen Wirkungweise Gottes sträuben, abgesehen davon, daß, wie ich oft gezeigt habe, ein magisterium infallibile, wenn es existirte, vollkommen überflüssig sein würde. Dem katholischen Laien hilft, mit Davidsohn zu reden, entweder robuster Glaube oder religiöse Indifferenz (die mit kirchlichem Fanatismus sehr wohl vereinbar und nicht selten vereinigt ist), heute so gut wie vor sechshundert Jahren über alle Schwierigkeiten hinweg. Der heutige Theologe empfindet sie ja einigermaßen, und wo die Uebung in dialektischen Kunststücken nicht mehr ausreicht, da versucht er, auf dem Weg der historischen Kritik die Zeugnisse für die Verbrechen, Laster und Ketzereien mittelalterlicher Päpste möglichst abzuschwächen. (Von Johann dem Zwölften, dem aus Cahors gebürtigen dritten Nachfolger des Bonifaz, schreibt Davidsohn: „Alle Versuche neuster Zeiten, auch den Cahorsiner zu einer

Lichtgestalt zurechtzustutzen und zurechtzulügen, scheitern an den Zornesworten des Alighieri, Paradiso XXVII., Vers 58 ff., und mehr noch an dem Bericht des überzeugten Guelfen und Kirchenanhängers Villani." Ueber Davidsohns Werk: „Zukunft", Nr. 23.)

Also der Ruhm des unbestechlichen Richters schlechter Päpste bleibt dem Schöpfer der Göttlichen Komoedie ungeschmälert; aber daß wir sein Ghibellinenthum als Ruhmestitel nicht anzuerkennen vermögen, geht schon aus Dem hervor, was über diese Partei im vorigen Artikel gesagt wurde. Zwar: was ihm die Verbannung zugezogen hat, war nicht diese politische Verirrung. Die Erzählung der Wirren, in deren Verlauf die Verurtheilung des Dichters verflochten ist, füllt bei Davidsohn über zweihundert Seiten. Die florentiner Guelfen hatten sich in Schwarze und Weiße gespalten. Führer der Schwarzen war der verbrecherische, aber tapfere und geistig bedeutende Corso Donati, den das Volk, als tyrannischen Magnaten, zwar eigentlich verabscheute, aber, von seiner glänzenden Erscheinung bezaubert, auf der Straße mit „Viva il Barone" zu begrüßen pflegte. Führer der Weißen waren die Cerchi: Kaufleute, darum mehr zu vorsichtigem Diplomatisiren als zum Losschlagen aufgelegt. Die Schwarzen unterstützten als Magnaten die Politik des herrschsüchtigen Bonifaz, weil sie mit seiner Hilfe das durch die Ordinamenti emporgekommene Bürgerthum unterdrücken zu können hofften, aber sie unterlagen und mehrere, unter ihnen Corso, gingen nach Rom, um von dort aus ihre Pläne zu fördern. Die Cerchi sahen, den Traditionen des echten Guelfenthums treu, in der Behauptung der Unabhängigkeit der Kommune ihre wichtigste Aufgabe auch in diesem Augenblick, wo die Gefahr der Unterjochung nicht von einem Kaiser, sondern von einem Papst drohte. Dieser verrieth um die Jahrhundertwende seine Absichten. Ein Bündniß Philipps des Schönen von Frankreich mit dem Habsburger, Kaiser Albrecht, erregte den höchsten Zorn des Papstes, der nur bei Uneinigkeit der Großmächte seine angemaßte Oberhoheit zu behaupten vermochte; und als im Januar 1300 Gesandte der beiden Könige im Lateran erschienen, ihm den Bündnißvertrag ihrer Monarchen zu melden, fuhr er sie, seiner Gewohnheit nach, mit beleidigenden Worten an, ließ aber dann durchblicken, daß ihn der Deutsche König versöhnlich stimmen könne, wenn er ihm Toskana (das nebst anderen Theilen Italiens immer noch als kaiserlicher Besitz galt), bedingunglos abtrete; er gedachte, daraus ein Königreich für einen seiner Nepoten zu schaffen. Um diese Zeit betheiligte sich Dante lebhaft an der Politik. Er hatte sich zwar, um Gemeindeämter erlangen zu können, schon früher in die Zunft der

Aerzte und Apotheker aufnehmen lassen, machte sich aber erst seit 1295, wo die Cerchi ans Ruder kamen, in Rathsversammlungen bemerkbar und war die Seele des Widerstandes gegen die Pläne des Papstes. Sobald dessen Aeußerungen in der Audienz der Gesandten bekannt wurden, ergriffen die florentiner Behörden energische Abwehrmaßregeln; so wurden drei Florentiner, die, am Hof des Papstes weilend, mit ihm gegen ihre Vaterstadt konspirirten, zu hohen Geldstrafen und, falls sie nicht zahlten, zum Ausschneiden der Zunge verurtheilt. Aber da unmittelbar nachher die Schwarzen wieder die Oberhand erlangten, erfuhren die Gegner des Papstes ihre Rache: Dante und zwei andere Männer wurden zu unerschwinglichen Geldstrafen und zum Feuertod verurtheilt. Ein unmittelbar darauf folgender neuer Umschwung verhinderte die Vollstreckung. Solche Verurtheilungen waren nur Ausflüsse des Parteihasses und Maßregeln des Parteiinteresses; aber diese eigentlichen Gründe pflegte man mit Rechtsgründen zu verhüllen. Die Anklage gegen Dante und Genossen lautete auf Bestechung, die bei der letzten Priorenwahl verübt sein sollte. Dante ist über den Verdacht einer gemeinen Handlungweise erhaben, die Mitverurtheilten jedoch (sagt Davidsohn) mögen nicht schuldlos gewesen sein, weil Korruption als ein unausrodbares Uebel beklagt worden sei, so daß auch gute Priorenwahlen ohne Bestechung nicht zu Stande kommen konnten. Von den Prioren, die am fünfzehnten Juni 1300 ihr Amt antraten, war einer der Bürger Dante Alighieri. Einer der ersten Akte dieses Priorenkollegiums war die Bestätigung und Erneuerung des grausamen Urtheils gegen die drei florentiner Mitverschworenen des Papstes. Grundsätzlich waren alle Prioren und Rathskollegien einig im Widerstande gegen die Absichten des Papstes, aber in der Ansicht über den modus procedendi gingen sie auseinander. Eine Minderheit wollte den offenen Bruch mit dem Papst; und Dante war der Führer dieser Minderheit. Er sprach und stimmte gegen eine Kriegshilfe, die der Papst für eine seiner Fehden erbeten hatte. Die weniger heldenhaft geartete Mehrheit dagegen entschied sich im Sinn der Cerchi für vorsichtige Zurückhaltung.

Im folgenden Jahre gelangten die Schwarzen wieder ans Ruder und am achtzehnten Januar 1302 begann das übliche Verfahren gegen die Häupter der unterlegenen Parteien: der Weißen und der mit ihnen verbündeten Ghibellinen. Die Ghibellinen, mit denen sich die Cerchi verständigt hatten, waren nicht unruhige Parteifanatiker, sondern nur Angehörige von Ghibellinenfamilien, die sich still verhielten und darum in der Stadt geduldet wurden. Am

siebenundzwanzigsten Januar wurde das Urtheil gegen Dante und drei Genossen (diese Vier waren nur eine der Gruppen von Verurtheilten) verkündet; der Vollstreckung einer Körperstrafe hatten sich alle Vier, da die Anklage schon Verurtheilung bedeutete, durch rechtzeitige Flucht entzogen. Die Anklage warf ihnen vor, daß sie die Priorenwahl in gesetzwidriger Weise beeinflußt, aus Pistoja die Schwarzen vertrieben, dem Papst und dem von Diesem entsandten Prinzen Karl von Valois offenen Widerstand geleistet haben. Das Urtheil lautete auf Zahlung von fünftausend librae für jeden, zweijährige Verbannung aus Toskana, Zerstörung ihrer Häuser und Konfiskation ihrer sonstigen Besitzthümer; endlich auf Brandmarkung ihres Namens, indem die Verurtheilten im Statut der Kommune (alljährlich wurde ein Statut erlassen, das die im bevorstehenden Verwaltungjahr zu beobachtende Verfassung formulirte) Fälscher und Betrüger genannt und als solche für alle Zeit von jedem öffentlichen Amt ausgeschlossen sein sollten. Das Urtheil war ungerecht, aber man darf es nicht deshalb eine Ungeheuerlichkeit und einen Frevel schelten, weil der größte Dichter Italiens und einer der größten Dichter aller Nationen davon betroffen wurde. „Der, über den man harte und ungerechte Strafen verhängte, war nicht der Sänger der noch in seiner Seele schlummernden Göttlichen Komoedie, sondern der zur Aerzte- und Apothekerzunft gehörige Bürger, der für die Unabhängigkeit der Vaterstadt und gegen die Intriguen der Schwarzen eingetreten war, der eine offen gegen Bonifaz gerichtete Politik verlangt und freilich auch die Vertreibung der Schwarzen aus Pistoja gebilligt hatte.“ Dante scheint sich eine Weile an den kriegerischen Unternehmungen der Verbannten betheiligt zu haben, wurde aber bald ihres „tollen“ Treibens überdrüssig und blieb von da an „Partei für sich allein“. (Paradiso XVII, 69.) Er schied aus der praktischen Politik aus, bis das Erscheinen Heinrichs des Dritten in Italien ihn zu ihr zurückrief. Er war mit seiner Politik gescheitert, schreibt Davidsohn, „an seiner aufrichtigen und unerschrockenen Liebe zur Unabhängigkeit der Heimath; die Begeisterung für eine kaiserliche Oberherrschaft erfaßte ihn erst in der Zeit seines Exils und seiner Verbitterung. Er scheiterte ferner daran, daß das Schicksal ihm kleine und zögernde Menschen voll Vorsicht und Händlergesinnung zu Genossen gab, in deren Gemeinschaft er weder frei von Fehl bleiben noch ein großzügiges Handeln durchsetzen konnte, und daß dieses selbe Geschick ihm zu Gegnern rücksichtlose Verbrechernaturen von etwas größerem Schnitt und Stil bestimmte. Das besonders Tragische von Dantes Geschick lag darin,

daß seines Daseins Opfer überflüssig war; denn als er verurtheilt wurde, war in Folge der veränderten Beziehungen der Kurie zu Frankreich die Unabhängigkeit von Florenz nicht mehr gefährdet."

Ueber die Haltung Dantes beim Römerzug des Luxemburgers urtheilt Davidsohn genau so, wie ich, obwohl auf einem im Vergleich mit dem seinen winzig zu nennenden Urkundenmaterial fußend, in den Geschichtphilosophischen Gedanken geurtheilt habe. Dante kämpfte für ein Ideal der Vergangenheit; die Unmöglichkeit seiner Verwirklichung war damals schon tausendfach erwiesen. Der Universalmonarch seiner Schrift De Monarchia, der den Weltfrieden sichern sollte, hatte, wo immer er in Italien seine Ansprüche geltend machte, nur die Zwietracht vermehrt und neue Kriege entzündet. Und in dem Florenz, das der Dichter als die erbittertste Feindin seines Kaisers bekämpfte, keimte der große Zukunftgedanke des Nationalstaats. „Es machte", schreibt Davidsohn, „seine Sache zur Sache Italiens und stritt wider ein Phantom der Vergangenheit, das noch einmal Leben und Gestalt zu gewinnen drohte, gegen einen päpstlich bestallten Imperator, der den Anspruch auf Oberherrschaft erhob, ohne die Macht, auf fester Grundlage Frieden und Ordnung zu schaffen; es kämpfte gegen eine romantische Vision für einen Gedanken der Zukunft, für das Selbstbestimmungrecht der Völker, und unbewußt, ungewollt, gaben diese großen Antriebe seinem Handeln Nachdruck und Schwung. Frei von der Enge munizipaler Kleinlichkeit übte man Politik nach weiten Gesichtspunkten und in großem Stil." Dante dagegen wurde, „vielleicht nicht im Geist seiner theoretischen Auffassung, aber doch im Sinn der praktischen Wirklichkeit, sich selbst untreu, als er, der im Kampfe für die Unabhängigkeit der Vaterstadt gegen Bonifaz in vorderster Reihe gefochten, jetzt dieses hohe Gut an den Deutschen König preisgegeben sehen wollte, und vielleicht lag darin noch eine tiefere Tragik als in dem vor Jahren ungerecht über ihn verhängten Exil. Die politische Genialität der Masse oder der persönlich nicht viel bedeutenden Männer, von denen sie geleitet wurde, erwies sich als der des gewaltigen Dichters überlegen; wie Dante in Allem über das menschliche Maß hinausragte, so war auch sein politischer Irrthum ein ungeheurer."

Ich hatte diese politische Genialität der Masse besonders darum wunderbar gefunden, weil ich mir die Verfassung der Stadt noch etwas demokratischer dachte, als sie im damaligen Stadium war. Wie ich jetzt von Davidsohn erfahre, saßen in den Priorenkollegien der entscheidenden Zeit keine Kleinbürger, sondern die Stammväter der neuen bürgerlichen Aristokratie und einige tüch-

tige Juristen. Von der Plebs wird gesagt: „Selbst die Kleinbürger, die keinen Einblick in die große Politik hatten, mochten an manchen Anzeichen bemerken, daß sich bedeutsame Dinge vorbereiteten," und nahmen deshalb die Lasten und Mühen des Krieges gegen den Kaiser willig auf sich. Von Heinrichs Römerzuge hatte ich geglaubt, er sei, vom Standpunkt praktischer Politik beurtheilt, ein (wenn nicht geradezu verwerfliches, so doch) mindestens ganz überflüssiges Abenteuer gewesen. Davidsohn hingegen findet Motive für das Unternehmen, die sich hören lassen: Wollte sich der arme Graf den Reichsfürsten und der überlegenen Macht des französischen Königs gegenüber behaupten, so mußte er sich durch die Erneuerung der Kaiserwürde höheres Ansehen zu verschaffen suchen; vor Allem habe ihm das Geld gefehlt, das erforderlich gewesen wäre, der Königsgewalt Geltung zu verschaffen, und Das durfte er aus den Goldquellen Italiens zu schöpfen hoffen. Endlich erfährt meine Ansicht eine Korrektur durch den Hinweis darauf, daß das neue Nationalgefühl nicht sowohl italienisch als allgemein romanisch gewesen sei. Zu dem Bündniß der Florentiner mit dem König Robert von Neapel wird bemerkt: „König Robert erschien den Italienern nicht nur als Das, was die Herrscher aus dem Haus Anjou nun bereits in der dritten Generation waren, nicht nur als Hort des unbedingten Guelfenthums, sondern als noch etwas mehr, das sich allerdings mit der guelfischen Gesinnung nahe berührte, als Vertreter des romanischen Gemeingefühls, der italienisch-französischen Widersacherschaft gegen die Germanen."

Wie in der Politik, huldigt Dante auch in seinen Ansichten vom Wirthschaftleben, von sozialen und Kulturzuständen Idealen einer im Absterben begriffenen Periode. Er hat die Schwarzen bekämpft, die ja Magnaten waren, und leitet sein Geschlecht nicht von Germanen, sondern von Römern ab; aber er ist, wie Philalethes hervorhebt, stolz auf seine römische Abstammung, und wie aristokratisch er fühlt, erkennt man aus der Verachtung, mit der er auf den emporkommenden Kaufmannsstand herabblickt, der sich aus der einwandernden Landbevölkerung rekrutirt. Ihm ekelt vor dem „Stank des Bauers von Aguglione und von Signa, der schon zum Schachern seinen Blick geschärft hat." (Paradiso XVI, 55.) Von dem sozialen Programm, das Dante seinem Urgroßvater Cacciaguida in den Mund legt, sagt Davidsohn: „Die wirthschaftlichen Zustände und ihre Entwickelung waren ihm gleichgiltig und nach seiner Gesinnung ein Gegenstand des Interesses nur für niedere Alltagsmenschen. Daß die Geschicke der Völker aufs Stärkste von Motiven so unedler Art beeinflußt werden, konnte ihm nicht in

den Sinn kommen, denn es fehlte seiner Zeit an dem Beobachtungs- und Erfahrungmaterial, um sich eine Auffassung anzueignen, die für spätere Geschlechter zur Binsenweisheit geworden ist. Ihm erschien lediglich als Entartung, was in Wahrheit die Wirkung eines raschen Umschwunges aller wirthschaftlichen Verhältnisse seiner Heimath war, worin Florenz den meisten anderen Städten Italiens und Italien wiederum den nördlichen Ländern voranging. Die enge Welt, die er pries, gehörte mit ihren tüchtigen Eigenschaften, ihrer Genügsamkeit und Dürftigkeit der Vergangenheit an; das Zeitalter, das den Heroismus zwar nicht immer übte, aber heldisches Wesen über Alles bewunderte, war im Verlauf weniger Jahrzehnte einem solchen der nüchternen Nützlichkeit gewichen und die Arnostadt wurde von begabten Großkaufleuten, Bottegai und Handwerkern beherrscht; von ihren Interessen und ihren Gedankenkreisen nahm das öffentliche wie das private Wesen sein Gepräge an und in dieser Welt des großen und des kleinen Vortheils wäre für den Poeten, selbst wenn man ihn mit Ehren zurückberufen hätte, keine Stätte gewesen." Wozu jedoch bemerkt werden muß, daß zwar kein Vernünftiger daran denkt, die Zeit zurückschrauben zu wollen, daß aber die Schattenseiten einer vorwiegend oder ausschließlich kaufmännischen Gesellschaft nicht übersehen werden dürfen und daß in Zeiten des Reichthums, der Profitgier und des Luxus die Erinnerung an vergangene Tage der anständigen Dürftigkeit, der Genügsamkeit und heldenhafter Gesinnung, wie in Preußen die vor hundert Jahren gewesen sind, keineswegs überflüssig ist.

In seine Vaterstadt zurückzukehren, wurde dem Dichter einmal die Möglichkeit geboten. Von der großen, wohl fünfzehnhundert Personen umfassenden Amnestie des Jahres 1311 war außer Giano della Bella und einigen besonders verhaßten Ghibellinen auch er ausgeschlossen worden, aber die von 1315 erstreckte sich auch auf ihn; doch war sie an erniedrigende Bedingungen geknüpft. Das wird die Ursache gewesen sein, daß er sie verschmäht hat.

Neisse. Dr. h. c. Karl Jentsch.

Erscheinung.

I.

Ein Gott erschien er Allen, die ihn sahn.
Ein goldner Mantel schlug die weißen Lenden;
Der Strahlenreif verkündete sein Nahn
Im schmalen Gang von ausgestreckten Händen.

Er schritt hindurch, das Auge meilenfern,
Am Ziel der fremd sehnsüchtigen Gedanken;
Von wo er kam, erglomm ein neuer Stern
Und hinter ihm die Schatten tiefer sanken.

So schritt auf Silberfüßen er zum Strand.
Im Meer hob sich ein Funkeln und ein Gluthen.
Wie traumverloren hob er noch die Hand:
Dann schwand er jauchzend in dem Rausch der Fluthen.

II.

Die Menge folgte klagend seiner Spur
Und sah ihn angstvoll dann im Meer versinken.
Wie grauer Schleier fiels auf alle Flur,
Da letzten Gruß die goldnen Hände winken.

Die Palmen rauschen auf. Es geht ein Hauch
Sehnsüchtig her von Veilchen und Narzissen;
Den weißen Blust versprüht der Haidestrauch
Im Traum von nun verlornen Sonnenküssen.

Die Menge liegt ergriffen rings am Strand,
Die Bittgebete übers Meer zu tragen.
Still blaut die Fluth und flimmernd stiebt der Sand ...
Sie haben nichts den Knienden zu sagen.

III.

Noch immer starrt die Menge übers Meer
Und irrt am Ufer dunkles Heimverlangen;
Am Himmel steigen Wolken schwarz und schwer
Und tiefe Schleier in die Fluthen hangen.

Und leise öffnet sich die Wolkenwand.
Es flammt ein Kranz von wundersamen Sternen;
Und übers Meer da reckt sich eine Hand
Und Duft kommt her aus selig goldnen Fernen.

Weich schließt die Hand die heißen Augen zu
Und träufelt Schlaf ins Herz von allen Müden;
Das Leben geht im Arm der Nacht zur Ruh
Und Wind und Wellen rauschen Frieden, Frieden ...

Hamburg. Theodor Susе.

Wissenschaftliche Luftschiffahrt.

Die Fortschritte der lenkbaren Luftschiffe sind leider geeignet, ein Wenig der Entfaltung des Freiballons Abbruch zu thun. Seit es immer billiger und gefahrloser wird, sich in der bequemen Kabine eines Zeppelinschiffes dem Zauber einer Luftreise hinzugeben, wird Mancher vorziehen, damit zu fahren, statt den schwankenden Korb des Kugelballons zu besteigen, der vielleicht, statt am gewünschten Ziel, in den Baumwipfeln niedergeht und geringe, aber immerhin einige Anforderungen an die körperliche Gewandtheit der Mitfahrer stellt. Der Kenner wird freilich dem Freiballon immer den Vorzug geben. Das ungewisse Ziel bietet gerade einen besonderen Reiz; die majestätische Ruhe in großen Höhen, die Kameradschaft, die im engen Korb sich rasch entwickelt, die Kunst und Individualität des Führers, der Kampf gegen die Elemente: all Das muß erlebt sein, um ganz gewürdigt zu werden. Das Wesentlichste aber ist die Mitwirkung jedes Einzelnen. Man ist nicht nur Passagier, sondern man hat eine bestimmte Aufgabe. Die Orientirung nach der Karte, das Ablesen der Instrumente, die Kontrole der selbst registrirenden Apparate: jedes Einzelne erfordert gespannte Aufmerksamkeit. Dann kommt auch wohl eine Pause. Der Ballon ist in wohl ausgeglichener Lage, die Fahrtrichtung bekannt, eben so die Geschwindigkeit; ungestört giebt man sich den wechselnden Eindrücken hin oder wendet sich zu den Proviantschätzen. Wenn es dem Neuling glückt, den Pfropfen der Sektflasche in den Ballon hinein zu schießen, so fühlt er berechtigten Stolz. Aber nur zu bald wieder fordert irgendetwas die Obacht. Das Bordbuch verlangt fortlaufende Eintragungen, die Instrumente eine Nachprüfung. Aus einer Vergnügungfahrt wird ganz von selbst eine wissenschaftliche Fahrt.

Wer öfter fährt, erkennt gar bald, daß der Ballon ein geradezu ideales Versuchsfeld bietet. Und die Probleme, die da entstehen, sind mannichfach genug. Genaue Kenntniß des Fahrwassers ist unerläßlich auch für die Piloten der Luft; erreichen aber läßt sie sich nur durch konsequent ausgeführte wissenschaftliche Aufstiege. Diese Bedingtheit ist einleuchtend; so kommt es, daß die wissenschaftliche Ballonfahrt fast so alt ist wie die Ballonfahrt selbst. Die historische Entwickelung der Forschung im Luftschiff sei hier nur kurz gestreift. Die Literatur über Luftfahrt ist in den letzten Jahren so angeschwollen, daß es leicht ist, sich in vielen Büchern hierüber zu belehren. Von Jeffries bis auf unsere Zeit sind Physiker, Meteorologen und Chemiker aller Kulturstaaten bestrebt gewesen,

Material über die Atmosphäre herbeizuschaffen. Das Programm von Glaisher oder Gay-Lussac umfaßt beinahe genau die selben Punkte wie ein heute ausgearbeitetes. Abgesehen von einigen neuen Fragen, die seit der Entdeckung der Radioaktivität oder der drahtlosen Telegraphie auftauchten, sind die Aufgaben gleich geblieben; doch die Meßtechnik hat große Fortschritte gemacht. Es mag sich lohnen, einen Blick auf die Probleme zu werfen, die den wissenschaftlich arbeitenden Aeronauten beschäftigen, und die Methoden zu besprechen, die eine Lösung der Probleme verheißen.

Unsere Atmosphäre ist eine Gashülle von bekanntem Gewicht und von unbekannter Ausdehnung. Ihre Zusammensetzung am Boden ist ziemlich konstant und wohl allbekannt. Steigt man nach oben, so nimmt nach Pascals Gesetz die Dichte ab; in Montblanc-Höhe ist der Luftdruck von 760 Millimeter auf 400 Millimeter gesunken. Diese Abnahme ist aber für die verschiedenen Gase, die die Atmosphäre ausmachen, verschieden. So muß nach oben eine Entmischung eintreten, die bewirkt, daß die schwereren Gase schon in geringerer Höhe verschwinden und, je weiter man nach oben kommt, um so mehr die leichteren dominiren. Am Erdboden sind 78 Prozent Stickstoff, 21 Prozent Sauerstoff, Spuren von Wasserstoff und geringe Mengen von Edelgasen vorhanden. In 80000 Meter Höhe dagegen nur noch 21 Prozent Stickstoff, 1 Prozent Sauerstoff, 55 Prozent Wasserstoff. In 200 Kilometer Höhe müssen 50 Prozent Wasserstoff und 50 Prozent des hypothetischen Gases „Geocoronium" vorhanden sein, in 500 Kilometer 7 Prozent Wasserstoff und 93 Prozent vom anderen. Nun kommt es darauf an, dieses theoretisch abgeleitete Ergebniß zu bestätigen. Dem Freiballon ist aus technischen Gründen eine Höhengrenze gesetzt, die gerade bis zum Ende der „Troposphäre" reicht. Die höchste Höhe haben Berson und Süring mit 10800 Meter erreicht. Jenseits davon beginnt die Stratosphäre, ein Gebiet, in dem kein Wasserdampf mehr vorhanden ist, so daß all die Erscheinungen, die man zusammenfassend als Wetter bezeichnet, dort nicht mehr bestehen. Ewige Ruhe und anscheinend auch konstante Temperatur herrschen dort. Die Bestätigung des erwähnten Problems verlangt wesentlich größere Höhen. Der Mensch ist dort auf künstlichen Sauerstoff angewiesen. Die Tragkraft der Luft ist oben natürlich sehr gering. Wie viel höher uns noch mit bemanntem Ballon zu steigen vergönnt sein mag, ist eine Frage der verbesserten Ballontechnik. Doch ist das Problem auch mit unbemannten Ballons zu lösen. Solcher Ballon kann ein luftleer gemachtes Gefäß in viel größere Höhen tragen; durch eine elektromagnetisch ausgelöste Feder wird das Ge-

fäß in großen Höhen geöffnet und nach dem Einströmen des Gases elektrisch wieder zugeschmolzen. Da solche Ballons bis auf 30 Kilometer Höhe gelangt sind, ist hier ein weites Feld offen.

Auch die Temperaturfroge ist interessant und wichtig. Der Meteorologe muß vor Allem die unter dem Namen „Inversion" bekannten Phänomene untersuchen: Temperaturumkehrungen, Abweichungen von dem Gesetz, daß mit steigender Höhe die Temperatur abnimmt. Schon in der Troposphäre tritt dies Phänomen manchmal auf. Besonders im Winter auf Bergen und am Erdboden. Im Sommer ist am Erdboden selbst die untere Schicht durch die Berührung mit dem Erdboden oft erwärmt; sie ist dann leichter als die darüber lastende kältere Schicht. Wird dieses gewissermaßen labile Gleichgewicht gestört, so steigt die warme Luft rasch hoch; dabei kondensirt sich das Wasser und Gewitterregen fällt. Das Normale ist eine regelmäßig nach oben abnehmende Temperatur. Wenn man von der Kondensation des Wassers absieht, so entspricht einer Erhebung um 100 Metern eine Abnahme von fast genau 1 Grad Celsius. Ist irgendwo eine Inversion vorhanden, so zeigt auch die Aenderung der Luftdichte eine Unstetigkeit; die obere Schicht ist unmittelbar an der Grenzfläche schon erheblich leichter als die untere; deshalb bietet sie dem Ballon keinen Auftrieb und er schwimmt, ohne daß besondere Aufmerksamkeit auf die Führung verwendet zu werden braucht. Die Entstehung der Inversionen ist ein noch ungelöstes Problem. Genaue Messungen sind hier erwünscht. Der Eintritt in die Stratosphäre ist meist mit einer schwachen Inversion verknüpft. Als Symptom zeigt sich immer eine Aenderung der relativen Feuchtigkeit.

In der Stratosphäre herrscht eine anscheinend ziemlich konstante Temperatur von etwa 60 Grad unter Null. Eine obere Grenze läßt sich für ihr Gebiet nicht angeben. Doch kann man aus gewissen Ereignissen schließen, daß eine Schichtgrenze in 70 Kilometer-Höhe ist. Die Nordlichter, die man als gigantische Kathodenstrahlungen solaren Ursprungs ansieht, gelangen in die Erdnähe und werden dort absorbirt. Der Druck von 0,1 Millimeter ist der maximale, bei dem der letzte Rest absorbirt wird. Die entsprechende Höhe ist 60 Kilometer. So weit reichen auch die Polarlichter meistens. Auch Sternschnuppen und Meteore geben Aufschluß über diese Schichten, ferner sehr eigenartige Reflexion-Erscheinungen, die bei einer Dynamitexplosion während des Baues der Jungfraubahn beobachtet wurden und durch Totalreflexion an der Wasserstoffschicht entstanden sein sollen, deren Höhe sich zu 70 Kilometern berechnet. Leider sind diese Gebiete auch dem unbemannten Ballon

unzugänglich. Doch lassen sich Analogieschlüsse schon aus den Ergebnissen ziehen, die in 30 bis 40 Kilometer-Höhe gewonnen sind.

Wenden wir uns jetzt zu der uns zunächst liegenden Zone zurück und betrachten weitere Probleme ihrer Erforschung. Wind und Wetter sind die Feinde des Luftschiffers. Wie soll er sich gegen sie rüsten? Nur die vollendete Wettervoraussage schützt vor unliebsamen Ueberraschungen. Keine Wissenschaft ist so auf statistisches Material angewiesen wie die Wetterkunde. Wie von jedem Piloten verlangt wird, daß er seine Befähigung nachweist, Wetterkarten zu lesen und zu interpretiren, so können auch seine Mittheilungen über Fahrtbeobachtungen werthvoll für die Theorie sein. Man sollte weiteren Kreisen anzeigen, ob die Prognosen, die vor der Fahrt gestellt wurden, sich bestätigt haben. Der Meteorologe entscheidet in erster Linie darüber, ob eine Fahrt stattfinden darf. Giebt er auf Grund seiner Erfahrung in dem bestimmten Fall ein Urtheil ab, so hegt er auch den begreiflichen Wunsch, zu erfahren, wie weit der Verlauf seine Vermuthungen bestätigt hat. Jede Mittheilung dieser Art hat allgemeines Interesse und wird verwerthet, wenn sie an die zuständige Stelle gelangt.

Doch auch speziellere Probleme bieten sich. Mehr und mehr tritt die Frage der Erdelektrizität in den Vordergrund des Interesses; sowohl die normalen Verhältnisse wie besonders die Störungen des elektrischen Zustandes, die gewaltigen Ausgleichserscheinungen oder Gewitter harren weiterer Aufklärung. Der erfolgreichste Forscher auf diesem Gebiet, Simpson, schlägt den Ballonfahrern vor, Studien über Gewitter zu machen. Freilich ist es eine Grundregel, bei Gewitterdrohung so rasch wie möglich zu landen. Aber man kann aus dem Studium des normalen elektrischen Feldes schon beträchtlichen Nutzen ziehen. Die Fragen sind noch nicht zur Genüge geklärt und erst die neuere Theorie der Elektrizität, die Elektronentheorie, giebt uns einleuchtende Erklärungen. Die früheren Anschauungen, daß der Wasserdampf Elektrizität in die Luft führe, ist widerlegt. Die zerplatzenden und wieder zusammenfließenden Regentropfen, zumal wenn sie durch die erwähnte Umwälzung der Luftschichten rasch aufwärts getragen werden, sind die Quelle der hohen elektrischen Spannungen. Auch bei wolkenlosem Himmel hat die Luft eine elektrische Ladung. Das Gefälle beträgt bei gutem Wetter an der Erdoberfläche etwa 100 Volt pro Meter. Bei Gewitterdrohung kann dieser Gradient das Hundertfache und mehr erreichen. Wenn ein Zeppelinschiff eine rasche Neigung in einem so starken Feld machen und dabei die eine Elektrizität etwa durch Spitzenstrahlung austreten würde, so würde das

Schiff eine so hohe Ladung annehmen, daß beim Landen starke Funken entstehen, die eine Entzündung im Gefolge haben können. Immer wieder liest man von Ballonbränden bei der Landung. Schon aus diesem Grund sollte man nicht auf das Schleppseil verzichten, denn es kann einen Ausgleich der Spannung bewirken. Natürlich, ists schwer, die Elektrizität nachzuweisen, da sich Alles auflädt und nicht ein zur Erde abgeleiteter Körper zum Vergleich zur Verfügung steht. Doch ist das Problem nicht unlösbar. Hier sind Versuche geboten. Der Luftschiffer muß die Gefahr der Elektrizität rechtzeitig erkennen, sonst sind die Entzündungskatastrophen nicht zu vermeiden.

Der Vorschlag, die Ballons radioaktiv zu machen, liegt hiernach nah und ist oft gemacht worden. Technisch ist die Bindung der aktiven Substanz schwierig. Gelingt sie, so kann die Ladung in die leitend gemachte Umgebung abfließen. Der (leider zu früh gestorbene) Physiker Ebert hat sich mit dem Problem der Erdelektrizität erfolgreich beschäftigt. Er hat die Verhältnisse in der Art untersucht, daß er Ballons verschiedener Form, Kugelballons und Zeppelinschiffe in verkleinertem Maßstab abgebildet und in ein elektrisches Feld gebracht hat. Die Kraft- und Niveaulinien, die sich dann ausbilden, hat er mit Sonden untersucht und die Verhältnisse im Großen durch Vergrößerung der erhaltenen Bilder abgeleitet. Auch hat er einen Apparat ersonnen, der die Störung, die der Ballon selbst im Feld hervorbringt, wieder ausgleicht. Erst dadurch sind die Messungen einwandfrei geworden. Das ist für die elektrischen Versuche eben so wichtig wie die Einführung des Aspirationthermometers durch Sigsfeld und Aßmann. Temperaturmessungen in der Luft ergeben, zumal bei Sonnenstrahlung, ganz falsche Werthe. Das weiß Jeder, der bei hellem Sonnenschein im Winter auf einem hohen Berg war. Dunkle Gegenstände können sich bis auf 40 Grad erwärmen, obwohl die Temperatur der Luft unter dem Gefrierpunkt liegt. Nur angesaugte Luft, die an einem vor Strahlung geschützten Thermometer vorbeistreicht, giebt ein genaues Bild. So datirt eine neue Epoche der Messung von der Einführung dieser Apparate.

Von Interesse ist ferner die Untersuchung hoher Luftschichten auf ihren Gehalt an Radioaktivität. Die Emanation, die aus dem Erdboden austritt, läßt sich noch in großen Höhen nachweisen. Sie trägt dazu bei, die Luft leitend zu machen und so das erdelektrische Feld aufrecht zu erhalten. Auch Staubzählungen sollten im Ballon ausgeführt werden. Aitken hat einen Apparat konstruirt, der die Zählung ermöglicht. Während in einer Großstadt in einem Kubik-

centimeter Luft Millionen von festen Partikeln sind, findet man auf hohen Bergen nur etwa 100. Die Staubtheilchen sind sehr wichtig, weil sie das Gerüst zur Kondensation der Nebeltröpfchen bilden. Der Einfluß von Fabriken, von großen Städten und Industriecentren auf Regen, Nebel und Gewitter ist nachgewiesen. Die hamburger und londoner Nebel sollen auf der Beimengung von Schwefel beruhen, der in der dort verwendeten Kohle steckt und in feinster Vertheilung in die Luft geräth.

Auch das Himmelslicht müßte systemathisch untersucht werden. Die interessanten Versuche von Weber und Jensen haben gezeigt, daß das Himmelslicht stets zum Theil polarisirt ist. Die neutralen Punkte, Babinet und Arago nach ihren Entdeckern genannt, lassen sich im Ballon geradezu ideal untersuchen. Anomalien in ihrer Lage sind Zeugen kosmischer Vorgänge, die auf die Witterung von großem Einfluß sind. Die milchige Farbe des blauen Himmels im vergangenen Sommer geht zurück auf eine abnorme optische Störung. Damit hängt wohl auch das schlechte Wetter des Sommers zusammen. Da die Störung schon im Juni sich zu zeigen begann, hätte eine Wetterprognose großen Stiles sich daran anschließen können. Die Beobachtung der neutralen Punkte ist, dank den eifrigen Bemühungen Jensens, jetzt systematisch organisirt. Recht viel Zahlenmaterial aus den verschiedensten Gebieten ist hier zu wünschen. Besonders bei Sonnenauf- und untergang wird der Gang der Punkte verfolgt mit einem sehr handlichen und einfachen Instrument. Ein Sonnenaufgang im Ballon ist aber bekanntlich das großartigste Naturschauspiel, das sich erdenken läßt. So kann man nur Jedem empfehlen, hier beizusteuern. Der eigentliche Grund dieser Störungen und Trübungen sind meist Vulkanausbrüche, bei denen ungeheure Staub- und Dampfwolken in große Höhen geschleudert werden, wo sie sich lange halten. So gab vor einigen Jahren der Ausbruch des Vulkans Krakataua auf den Sunda-Inseln Anlaß zu ganz ungewöhnlich prächtigen Dämmererscheinungen.

Studien über Feuchtigkeitgehalt der Luft, über Luftströmungen, Wind und Wolken vervollständigen das Programm des Luftschiffers. Der verfeinerten Technik ist gelungen, selbstregistrirende Apparate zu bauen, deren Fahrtbericht nach beendeter Fahrt in Ruhe entziffert werden kann. Besonders für die „Sondenballons" sind diese aus leichtestem Material gefertigten Apparate geeignet. Bis auf 36 Kilometer ist solcher unbemannte Ballon schon gedrungen. Das Prinzip der meist verwendeten Konstruktion ist einfach und sinnreich. Man verbindet zwei Ballons, von denen der eine so weit gefüllt ist, daß er in einer ungefähr vorauszuberechnenden

Höhe platzen muß. Der zweite Ballon reicht allein nicht aus, die Instrumente zu tragen, er bewirkt aber durch seinen Auftrieb einen langsamen Fall, so daß die Instrumente nicht beschädigt werden.

Damit ist die Aufgabe des wissenschaftlichen Luftforschers noch nicht beendet. Sehr interessant ist die Messung der Strahlungintensität der Sonne, besonders der ultravioletten Strahlung. Dazu dient ein besonderes Photometer, das von Elster und Geitel stammt und auf dem photoelektrischen Effekt beruht. Wie Hallwachs gefunden hat, verlieren blanke metallische Oberflächen bei Bestrahlung mit Licht, speziell kurzwelligem Licht, negative Ladungen; negative Elektronen gehen von ihnen aus. Der damit verbundene elektrische Strom gestattet eine objektive Messung der Intensität der ultravioletten Strahlen, auf die das Auge nicht reagirt. Da die Luft diese Strahlen ein Wenig absorbirt (durch Glas gehen sie nicht), so sind in höheren, dünneren Schichten die Verhältnisse natürlich sehr günstig. Im Universum hat das ultraviolette Sonnenlicht eine bedeutende Aufgabe, weil es, gerade wie das Radium, die Luft elektrisch macht. Das Photometer besteht aus einer hochevakuirten Glaszelle, in die das lichtempfindliche Alkalimetall eingeschlossen ist. Bei Bestrahlung geht ein elektrischer Strom durch die im Dunklen undurchlässige Zelle. Seine Stärke wird mit einem empfindlichen Galvanometer gemessen. Besonders bei der Beobachtung von Sonnenfinsternissen hat sich das Instrument bewährt. Die Abnahme der Helligkeit kann während des Einsetzens der Finsterniß genau kontrolirt werden.

Doch nicht Chemiker und Physiker allein finden im Freiballon ein Bethätigungfeld, sondern auch die angewandte Wissenschaft in der Hand des Ingenieurs. Hier sei nur an die hertzische Telegraphie erinnert. Seit Marconi die elektrischen Wellen erfolgreich mit den empfindlichen Resonatoren kombinirt und damit die Verwendungmöglichkeit in großem Stile gesichert hatte, hat die Luftschiffahrt sich mit großer Energie diesem Problem zugewandt. Der Vortheil, den sie selbst daraus ziehen kann, ist ja sofort sichtbar. Die Gefahren, die ursprünglich damit verbunden schienen, sind zum größeren Theil beseitigt worden. Starke elektromagnetische Schwingungen vermögen, ähnlich wie akustische Wellen, in der Nachbarschaft ein Mitschwingen durch Resonanz zu bewirken; dazu genügt, daß eine zufällige Abstimmung eines leitenden Kreises auf den Erregerton vorhanden ist. Wie die Saite eines Klaviers in Schwingung versetzt wird, wenn in der Nähe ihr Eigenton erklingt, so vermag auch die hertzische Welle Resonanz hervorzurufen. Gerade an den dabei entstehenden Funken hat Hertz die Ausbrei-

tungform entdeckt. Funken sind aber immer recht bedenklich, so lange man ein brennbares Gas als Träger benutzt; Das wird sich wohl kaum je vermeiden lassen, wenn man nicht etwa das seltene Helium, das viermal so schwer wie Wasserstoff, aber leichter als Leuchtgas ist, in großen Mengen findet. Die Funkentelegraphie ist jetzt auf den modernen Luftkreuzern erfolgreich eingeführt. Der Nutzen der Einrichtung spricht für sich selber. Die drahtlose Kraftübertragung ist noch ein Zukunftstraum. Hier nähern wir uns dem Gebiet, das indirekt als wissenschaftliche Ballonforschung zu bezeichnen ist, wo also alle Aufgaben zu bewältigen sind, deren Ziel eine gesicherte Luftfahrt ist. Die Verbesserung der Motoren im Lenkballon, die Probleme der Stabilität, die Untersuchungen des Luftwiderstandes und zahlreiche andere Aufgaben sind von der neu sich entwickelnden Kunst gestellt worden. Die militärischen Fragen sollen hier nur angedeutet, aber nicht beantwortet werden. Auch hier lehrt ein Blick, daß nicht etwa ein neuer Sport, sondern eine ganz neue Technik sich entfaltet.

Noch wenige Worte allgemeiner Art über die Ziele, die sich Vertreter anderer naturwissenschaftlichen Fächer, ferner die Aerzte im Ballon setzen sollten. Dem Geographen muß es, wie dem Geologen, einen besonderen Reiz gewähren, von hoher Warte aus die Formationen des Landes zu betrachten; für den Arzt ergeben sich hygienische Probleme; Einwirkung der Höhe auf den Blutdruck, auf das Allgemeinbefinden, Einfluß auf Bakterien, Einwirkung der vermehrten Sonnenstrahlung und Aehnliches.

Der Einsichtige muß erkennen, daß der Luftsport zu einer Fülle wichtiger Arbeiten anregen kann. Deshalb müßte ihm aber auch eine mildere Beurtheilung werden, als leider bisher oft geschah. Mancher hält den Luftfahrer an sich für flatterhaft und unsolide; mit Unrecht, denn schon die Ausbildung erfordert eine genaue Beschäftigung mit wissenschaftlichen Fragen. Das Gelernte muß dem Piloten in Fleisch und Bluth übergegangen sein; denn in kritischen Momenten kann er nicht lange Berechnungen anstellen. Dadurch, daß jeder kleinste Unfall in die Presse kommt, wird der Luftsport ohne Grund als gefährlich verschrien. Wer bei sicherer Wetterlage mit peinlich genau geprüftem Material und unter bewährter Führung aufsteigt, riskirt weniger als ein Skiläufer oder gar ein Rodler. Unbeschreiblich schön sind die Eindrücke einer Fahrt; ist dabei gar Gelegenheit, werthvolle Beobachtungen zu machen, so ist die Befriedigung noch größer. Die Kosten der Luftschiffahrt sind leider nicht klein. Darum ist wünschenswerth, daß mehr Mittel aus wissenschaftlichen Fonds für diesen Zweck zur Verfügung gestellt werden.

Karlsruhe. Professor Dr. Hermann Sieveking.

Goethes Naturbetrachtung.*)

Goethe will weder spekulirend philosophiren über Natur noch blos induktiv Natur erforschen, sondern, gleichsam in der Mitte stehend, Natur „schauen“: mit einem gleich ruhigen Blick die ganze Welt ansehen und übersehen, dabei die Data der Beurtheilung nicht aus sich, sondern aus dem Kreis der Dinge nehmen, die er beobachtet. Goethe will nicht spekuliren, denn all sein Denken soll ans Sinnliche sich halten und nicht rein subjektiv-konstruktiv werden, sondern empfänglich-objektiv bleiben. Oder wie es Heinroth mit voller Zustimmung Goethes ausgesprochen hat: Alles Denken bei Diesem ist ein gegenständliches Denken. Aber so wenig es Goethe mit den uferlosen Spekulationen der Metaphysiker halten will, so wenig hält er es mit den Verfahrungweisen einer empirischen Naturwissenschaft im hergebrachten Sinn. Ja, er hat alle die grundlegenden Methoden und üblichen Mittel der Naturforschung einer scharfen Kritik unterzogen.

Alle exakte Naturwissenschaft ist analytisch-induktiv und experimentell oder theoretisch und mathematisch. Das analytische Verfahren trat Goethe nicht nur in philosophisch-kritischen Werken entgegen, sondern auch auf naturwissenschaftlichem Boden in Linnés künstlichem Pflanzensystem, in Cuviers Arbeiten, die die strenge Geschiedenheit der thierischen Arten betonten, endlich in Newtons Zerlegung des weißen Sonnenlichtes durch das Prisma. Daß unser Dichter-Denker von der rein analytischen Methode nichts wissen will, liegt auf der Hand, denn alles Analysiren, Trennen und Zerlegen ist wider Goethes Natur, zumal gegen seinen Gleichgewichtssinn, wo wenigstens auf alles Analy-

*) Fragmente (nicht: ein Kapitel) aus der „Geschichte der deutschen Naturphilosophie“, die der wiener Dozent Dr. Karl Siegel in der leipziger Akademischen Verlagsgesellschaft erscheinen läßt und von der er, im Vorwort, sagt: „Ein Ziel war, den Zusammenhang der einzelnen naturphilosophischen Anschauungen mit der Naturwissenschaft ihrer Zeit und mit den allgemeinen philosophischen Positionen der dazu gehörigen Denker hervortreten zu lassen. Der Verfasser ist sich bewußt, wie weit er hinter Dem, was er anstrebte, zurückgeblieben ist. Aber er hofft, daß die großen Schwierigkeiten des Unternehmens (eine solche Darstellung der neuzeitlichen Naturphilosophie ist, abgesehen von der von Julius Schaller vor siebenzig Jahren gegebenen, die erste) manche Schwächen und Lücken einigermaßen als entschuldbar erscheinen lassen werden.“ Das mit so bescheidener Empfehlung eingeführte Buch ist durchaus lesenswerth; von den Zeiten der Paracelsus und Agrippa von Nettesheim führt es, über Leibnizens dynamistische, Kants kritische und die (nach Siegels Meinung) bis zu Schopenhauer reichende romantische Naturphilosophie, auf fein verzweigten Pfaden bis zu dem noch Modernsten, zu Mach; als Vorläufer der neuen Entwickelung werden Lotze und Fechner genau betrachtet.

siren wieder ein Verbinden folgen muß, und entspricht auch nicht (was freilich selbst schon eine Konsequenz dieser persönlichen Eigenart ist) seiner Auffassung von der Natur, die nicht eine bloße Gesammtheit von Dingen, sondern einen Organismus oder ein Kunstwerk darstellt, wo das Ganze die einzelnen Theile bestimmt.

Was aber die Induktion betrifft, die er weder sich noch Anderen zugestehen will, so hat er wohl hauptsächlich Bacons langathmige Tafeln im Auge, und wenn dieser weitschweifige geistlose Mechanismus Goethe nicht anzusprechen vermochte, so steht er hierin nicht allein. Thatsächlich liegt ja hier, bei diesem „nach der Breite gehenden" Verfahren, die Gefahr nur allzu nah, den Wald vor lauter Bäumen nicht zu sehen. Bei Goethe kamen aber noch andere Momente hinzu. Alle Induktion erscheint ihm, der überhaupt von der Gleichartigkeit der Natur im Innersten überzeugt war und die Komplikation durch verwirrende Nebenumstände sehr wohl kannte, nämlich eben so überflüssig wie aussichtlos. Tausend Fälle wiegt oft ein Fall, ein glückliches Aperçu auf. Mit Recht hat Goethe der Induktion die Analogie entgegengehalten und deren Bedeutung in Galileis Forschungweise mit scharfem Blick erkannt. Treffend hat er auch die Vorzüge der Analogie geschildert, die Anspruchslosigkeit und Vielgestaltigkeit etwa in den Worten: „Mittheilung durch Analogien halte ich für so nützlich wie angemessen: der analoge Fall will sich nicht aufdringen, nichts beweisen; er stellt sich einem anderen entgegen, ohne sich mit ihm zu verbinden. Mehrere analoge Fälle vereinigen sich nicht zu geschlossenen Reihen: sie sind wie gute Gesellschaft, die immer mehr anregt als giebt." Allerdings hat er auch den Gefahren, die in der Anwendung der Analogie liegen, sich durchaus nicht verschlossen. Schon das bisher Erwähnte würde die ablehnende Haltung Goethes gegen die gebräuchlichen Versuche, insbesondere in der Physik, einigermaßen begreiflich machen; doch kommt noch eine Reihe von Motiven hinzu. In der That erklärt sich Goethes Stellung zum Experiment schon aus seiner Abneigung von dem analytischen Verfahren. Darüber hinaus hält er es aber auch für unnöthig, weil er überzeugt ist, daß die Natur sich gelegentlich freiwillig offenbart. So sagt er: „Ich raste nicht, bis ich einen prägnanten Punkt finde, von dem sich Vieles ableiten läßt, oder vielmehr, der Vieles freiwillig aus sich hervorbringt und mir entgegenträgt, da ich dann im Bemühen und Empfangen vorsichtig und treu zu Werke gehe." Auch fürchtet er den Einfluß des Subjektiven im Versuch, der dann nicht immer die wahre objektive Natur zeigt. Darum wendet er sich insbesondere gegen alle komplizirten Anordnungen mit Rücksicht auf deren dadurch entstehende Unanschaulichkeit. Uebrigens hat Goethe selbst für seine Farbenlehre sehr viel experimentirt und sich als höchst geschickten Experimentator und trefflichen Beobachter erwiesen. Aber er experimentirte stets mit den einfachsten Mitteln, und als der ihm befreundete Professor Schweigger einen vollkommenen Polarisation-Apparat zum Geburtstag (1818) übersandt hatte, benutzte er ihn nur ungern,

weil ihm eben die Bedingungen dabei schwieriger übersehbar zu sein schienen. Charakteristisch ist auch, worin Goethe den Werth des Versuches sieht: er liegt ihm vorzüglich in der Wiederholbarkeit, während wir sagen könnten: in der Abänderbarkeit der zu untersuchenden Erscheinung und der Ermöglichung einer Messung. Daß dieses Moment bei Goethe nicht Beachtung findet, zeugt für seine Unterschätzung der Mathematik. Goethe warnt zunächst vor der Ueberschätzung dieser Disziplin und wendet sich gegen den Hochmuth ihrer Vertreter. „Die Mathematiker sind", sagt er einmal, „eine Art Franzosen: redet man zu ihnen, so übersetzen sie es in ihre Sprache; und dann ist es alsobald ganz etwas Anderes." Doch will er die Grenzen der Anwendbarkeit der Mathematik anerkannt wissen und er hat durchaus Recht, wenn er in dieser Richtung auf das Qualitative gegenüber dem Quantitativen als dem Bereich der Mathematik hinweist. Dagegen übersieht er den synthetischen Charakter insbesondere der Geometrie. Sie ist für ihn eine rein analytisch-identische oder also ganz formale Disziplin, so daß es nur auf den ersten Ansatz ankomme, alles Uebrige aber bloße Transformationen seien. Darum kommt endlich für Goethe Alles auf den Menschen an, der sich dieses Organs (also der Mathematik) bedient.

Schauen, nicht schwärmen will Goethe; aber (so könnte man hinzufügen) auch nicht tasten. Dem Auge, dem Blick will er also vertrauen, aber freilich giebt es einen Unterschied zwischen Sehen und Sehen. Goethe selbst hat dem gewöhnlichen Anschauen das reine Anschauen des Innern und Aeußern gegenübergestellt und auf das geistige Auge hingewiesen, das mit dem leiblichen zusammenwirken muß. Er selbst verdankt dem geistigen Auge seine naturwissenschaftlichen Aperçus, die Entdeckung des Zwischenkieferknochens und die Erfassung der Metamerie des Schädels, die Gewinnung seiner Urphänomene überhaupt. Im engsten Zusammenhang mit den Urphänomenen steht Goethes Begriff des Urtypus oder der Idee. Die Idee hat für ihn zugleich subjektive und objektive Bedeutung, denn, wie er sagt, auch die Natur sinnt beständig, wenn auch nicht als Mensch, und Dies müsse ja sein, denn der Mensch ist doch nur ein Stück Natur und hat mit seinem Denken Theil an der Vernunft der Natur. Die Idee als solche kommt allerdings nie rein zur Geltung; dennoch meinte Goethe ursprünglich, daß der aufmerksame, treue Beobachter sie unmittelbar erschauen könne, und so lange er an dieser Ansicht festhielt, fiel ihm eigentlich Idee und Urphänomen zusammen. Erst später, als er von dem kantisch denkenden Schiller gelernt hatte, daß Ideen in der Erfahrung nicht gegeben sein könnten, hat er zwischen dem thatsächlich Erschaubaren und Dem, was ihm zu Grunde liegt und in ihm sich manifestirt, unterschieden: so trat dann Dieses als Idee und Jenes als Urphänomen hervor. Nicht die Idee selbst, aber das Urphänomen, die reinste Manifestation der Idee, deren anschauliches Symbol, läßt sich erschauen. Die Natur fällt eben so wenig wie mit dem in der gewöhnlichen Erfahrung Gegebenen mit dem Reich der Ideen zusammen, Natur liegt vielmehr in der Mitte

oder ist ein Pendel zwischen Beiden. Goethe hat selbst ausgesprochen, wie diese Anschauung gerade aus dem scheinbar zuerst so schroff sich zeigenden Gegensatz zwischen ihm und Schiller sich ergab. „Wenn er Das für eine Idee hielt, was ich als Erfahrung aussprach, so mußte doch zwischen Beiden irgend etwas Vermittelndes, Bezügliches obwalten!“ Dieses ist eben die Natur. Wenn man will, so kann man auch Goethes Methode, seine Aufsuchung von Urphänomenen, ein Arbeiten mit Theorien nennen; um so mehr, als er selbst bemerkt, daß wir bei jedem aufmerksamen Blick eigentlich theoretisiren. .... Ihm sind die Urphänomene die Grenzscheide zwischen Naturwissenschaft und Philosophie; bei ihnen endet das Geschäft der Forschung und beginnt die Aufgabe der Metaphysik.

Keine Aeußerung Goethes giebt uns ein so übersichtliches Bild von seiner Naturauffassung wie der im Tiefurter Journal 1782 veröffentlichte Aufsatz „Die Natur“. Und wenn wir auch heute wissen, daß er nicht von Goethe selbst verfaßt wurde, sondern nur auf seine Anregung von Tobler, so hat doch Goethe selbst fast ein halbes Jahrhundert später sich zu den darin ausgesprochenen Anschauungen bekannt. Die Ueberzeugung von der Einheitlichkeit der Natur war für ihn der Rahmen, in den seine naturwissenschaftlichen Bestrebungen sich einfügten. So sucht er innerhalb des Thierreiches nach dem allen scheinbar so mannichfachen Formen zu Grund liegenden gemeinsamen Urtypus und ganz analog nach dem allgemeinen Gesetz des Aufbaues der Pflanze. Als er dieses Gesetz gefunden, ist er überzeugt, ein weit über das Gebiet der Botanik hinausreichendes allgemeinstes, für die ganze Natur giltiges Gesetz gefunden zu haben. Und wie hier, so ist immer der Blick auf das Ganze gerichtet: Goethe stellt allen analytischen, isolirenden Naturbetrachtungen die Forderung entgegen, alles Einzelne im Verhältniß zum Naturganzen zu betrachten.

Aber auch die Verlebendigung, ja, Vergeistigung der Natur, die uns aus Goethes poetischen Werken bekannt ist, kommt in unserem Aufsatz zum Ausdruck, wenn es von der Natur heißt: „Sie lebt in lauter Kindern; es ist ein ewiges Leben in ihr. Leben ist ihre schönste Erfindung und der Tod ist ihr Kunstgriff, viel Leben zu haben.“ Und dann: „Gedacht hat sie und sinnt beständig; aber nicht als ein Mensch, sondern als Natur. Auch die plumpste Philisterei hat Etwas von ihrem Genie. Sie ist listig, aber zu gutem Ziel.“ Hier handelt es sich allerdings noch mehr darum, das Leben in der Natur zu betonen und es als deren Blüthe oder Gipfel zu bezeichnen. Doch mehr und mehr (und hier kann wohl an einen Einfluß Schellings gedacht werden) wird der Begriff des Lebens erweitert und auf die Erde, die Gestirne überhaupt und endlich auf die ganze Natur angewendet. Und indem auch sonst der periodische Wechsel von gegensätzlichen Prozessen in der Natur als Stoffwechsel und Athmungthätigkeit gefaßt wird, kommt Goethe zu dem Allleben der Natur, von dem er im didaktischen Theil der Farbenlehre spricht: „Das Geeinte zu entzweien, das Entzweite zu einigen, ist das

Leben der Natur; Dies ist die ewige Systole und Diastole, die ewige Synkrisis und Diakrisis, das Ein- und Ausathmen der Welt, in der wir leben, weben und sind." Und damit stimmt es denn überein, wenn gelegentlich die ganze Welt als ein großes unsterbliches Individuum bezeichnet wird, wenn die Natur eines lebendigen Wesens, die Bestimmtheit seiner Theile durch das Ganze, verglichen wird mit dem ungeheuern Ganzen, in welchem alle Existenzen begriffen sind: das lebendige Individuum, der Mikrokosmos, ein Abbild des Makrokosmos im Kleinen!

... Das Ideal des Erkenntnißprozesses ist weder durch die Erkenntniß gegeben, die einseitig vom Subjekt, noch durch jene, die vom Objekt allein ausgeht oder also die ausschließlich aktiv oder passiv wäre, sondern durch ein Entgegenkommen von beiden Seiten. So heißt es in den Aphorismen über Naturwissenschaft: „Alles, was wir Erfinden, Entdecken im höheren Sinne nennen, ist die bedeutende Ausübung und Bethätigung eines originalen Wahrheitgefühles, das, im Stillen längst ausgebildet, unversehens mit Blitzesschnelle zur fruchtbaren Erkenntniß führt. Es ist eine aus dem Inneren am Aeußeren sich entwickelnde Offenbarung, die den Menschen seine Gottähnlichkeit vorahnen läßt. Es ist eine Synthese von Welt und Geist, welche von der ewigen Harmonie des Daseins die seligste Versicherung giebt."

Wird die Natur als lebendiges, ja, vernünftiges Wesen betrachtet, dann ist auch das ewige Geschehen in ihr als ein ideell geordnetes, planvoll ans Ziel strebendes aufzufassen: eine Naturteleologie läßt sich nicht ausschließen. Nun könnte es allerdings scheinen, als ob Goethe von einer solchen nichts wissen wollte. „Natur und Kunst sind zu groß, um auf Zwecke auszugehen, und habens auch nicht nöthig; denn Bezüge giebts überall und Bezüge sind das Leben." Und Spinozas Kampf gegen die Zwecke in der Natur war gerade einer der Punkte, die Goethe dessen Lehre besonders gemäß erscheinen ließen; eben so hebt er an der Kritik der Urtheilskraft hervor, daß durch Kant hier seine „Abneigung gegen die Endursachen geregelt und gerechtfertigt" war. Aber bei Alledem hat er, ganz ähnlich wie auch Herder, nur die äußerliche Teleologie im Auge und insbesondere ihre Verwendung als angeblich naturwissenschaftliche Erklärung. Der Zweck, wozu die Hörner dem Stier dienen, kann (so schärft er ein) die Untersuchung nicht überflüssig machen, „wie er Hörner haben könne". Die Teleologie, die Goethe bekämpft, ist „die Vorstellungart, daß ein lebendiges Wesen zu gewissen Zwecken nach außen hervorgebracht und seine Gestalt durch eine absichtliche Urkraft dazu determinirt werde". Oder noch kürzer (in üblicher Terminologie) ausgesprochen: die anthropocentrische Utilitätbetrachtung. Uebrigens will er gar nicht so weit gehen, diese „triviale Vorstellungart", die in der Gewohnheit des Menschen wurzelt, die Dinge nur in dem Maße zu schätzen, wie sie ihm nützlich sind, und die der menschlichen Natur im Ganzen bequem und zureichend ist, überhaupt zu bekämpfen; nur vom Naturforscher verlangt er, daß er sich,

selbst wenn er auch als Mensch jene Auffassung nicht loswerden könnte, wenigstens als Naturforscher, so viel wie möglich, von ihr entfernt halte. Dieser Protest darf aber durchaus nicht als ein solcher gegen alles Zielstreben in der Natur gefaßt werden. Weit davon entfernt, die immanente Teleologie oder vielmehr Teleklisie zu verkennen, betont Goethe gerade, daß jeder Organismus Zweck seiner selbst ist und daß innerhalb dieses Zweckes jedem Organ seine besondere Bestimmung zukomme. Ja, die größte Beständigkeit dieser Bestimmung und im Zusammenhang damit des Platzes jedes Organs gegenüber den anderen will Goethe dazu benützt wissen, es in den verschiedensten Organismen trotz der weitestgehenden gestaltlichen Umbildung als solches wiederzuerkennen. Allerdings wird eine solche immanente Teleklisie in Verbindung mit dem Gedanken, daß die ganze Welt ein Organismus ist, offenbar leicht die Grenzen der Immanenz im engeren Sinn weit überschreiten. Und so ists thatsächlich bei Goethe, wenigstens, was den Menschen und seine Stellung im Universum betrifft. So sagt er, die „plumpe Welt" sei nur ins Dasein getreten, „um als Pflanzschule für eine Welt von Geistern zu dienen". Gelegentlich wird vielleicht sogar der Mensch als „Uebergang" im Sinne Nietzsches gefaßt; so heißt es im Gespräch mit Falk: „Wer weiß, ob nicht auch der Mensch (als Krone der Schöpfung) nur ein Wurf nach einem höheren Ziel ist?"

Ist so die ganze Weltentwickelung eine Wirklichwerdung von Ideen, die selbst von den bisher in die Erscheinung getretenen höchststehenden Persönlichkeiten innerhalb der Menschheit nicht erreicht werden mögen, so fühlen wir hier ein Höheres, Reineres, das die Grenzen unserer Erkenntniß übersteigt: ein solches Gefühl hat Goethe selbst als das der Frömmigkeit und Religiosität bezeichnet. „In unsres Busens Reine wogt ein Streben, sich einem Höhern, Reinern, Unbekannten aus Dankbarkeit freiwillig hinzugeben, enträthselnd sich den ewig Ungenannten; wir heißens: fromm sein." Und den Gegenstand unseres religiösen Gefühls nennen wir Gottheit. So fällt also für Goethe der Begriff der Gottheit mit dem der höchsten Vernunft zusammen, wie er es ausdrücklich Eckermann gegenüber ausspricht: „Ich frage nicht, ob dieses höchste Wesen Verstand und Vernunft habe, sondern ich fühle, es ist der Verstand, die Vernunft selber. Alle Wesen sind davon durchdrungen und der Mensch hat davon so viel, daß er Theile des Höchsten erkennen kann." Gott und Natur in ihrer untrennbaren Einheit stellen so eigentlich gleichsam zwei verschiedene Seiten des Universums dar. Man könnte dabei an eine gewisse Analogie des Universums mit dem Menschen als Mikrokosmos denken; in ähnlichem Verhältniß wie dort Gott und Natur steht hier die sinnliche und geistig-vernünftige Seite am Menschen (Leib-Seele), und damit ließe sich dann die empedoklische Erkenntnißlehre verbinden: Mit seinen Sinnen lernt der Mensch die Natur, mit seiner Vernunft die Gottheit, an der sie Theil hat, erkennen. Das hat Goethe auch gelegentlich ausgesprochen; dabei scheint der Verstand, der zwischen ihnen liegt, zu kurz zu kommen. Ihm will Goethe

nur die rein praktische Welterkenntniß zuordnen; doch darf man hier wohl an die Natur der mathematisch-mechanischen Naturwissenschaft als deren Objekt denken, eben an jene, die Kant (in seiner Kritik der reinen Vernunft) vor Allem im Auge gehabt hat.

Und wie Goethe als Naturforscher die Idee nicht von der Erfahrung getrennt wissen, die Teleologie nicht als eine transszendente, sondern nur als der Welt immanente anerkennen mochte, so wollte er schon von frühster Jugend auf keinen anderen Gott anerkennen als den, „der mit der Natur in unmittelbarer Verbindung steht". Das ists, was ihn, als er Giordano Bruno, und wieder, als er Spinoza kennen lernte, alsbald zu diesen Denkern hinzog: Pantheismus pflegt man diese Anschauung zu nennen, obgleich sie zunächst durch die Annahme des untrennbaren Zusammenhangs von Gott und Natur charakterisirt wird. Gott nicht vor der Natur und ohne sie, aber auch: Natur nicht ohne Gott. „Was wär' ein Gott, der nur von außen stieße, das All im Kreis am Finger laufen ließe? Ihm ziemts, die Welt im Innern zu bewegen, Natur in sich, sich in Natur zu hegen." Bei dieser engen Zuordnung von Gott und Natur darf man jedoch nie übersehen, daß dieses Verhältniß nicht nur eine Vernatürlichung der Gottheit, sondern eine Vergöttlichung und Vergeistigung der Natur bedeutet.

Je nachdem nun mehr die moralische, ästhetische oder technische Wirksamkeit dieser schaffenden Potenz Berücksichtigung findet, kommt es naturgemäß zu bildlich-symbolischen Personifikationen der Natur, wie etwa als Mutter, als Künstlerin oder als ökonomische Haushälterin. Daß die Auffassung der Natur als Künstlerin dem Künstler nah lag, begreift Jeder; die Zusammenstellung von Natur und Kunst berührte Goethe in der Kritik der Urtheilskraft besonders sympathisch und entspricht der so beliebten Analogisirung der Organismen mit einzelnen Kunstwerken. Als Künstlerin verwerthet die Natur gleiche Motive in unendlich mannichfachen Variationen; daher die Bildung der Organismen aus in der Idee gleichen Theilen (Blatt, Wirbelknochen). Hier ist jedenfalls eine der Wurzeln der Metamorphosenlehre zu suchen. Daneben mag wohl bei Goethe das Bestreben mitgewirkt haben, den Aufbau und das Wachsthum des Individuums zu verstehen durch die Fortpflanzung und den Aufbau der Gattung; denn nur auf diese kommt es in der Natur an, nicht aufs Individuum. Der Aufbau des Individuums wäre danach nur eine Art Vorbereitung des Generationprozesses. Immerhin liegt in der Analogisirung von Organismus und Kunstwerk wohl die tiefere Wurzel der goethischen Metamorphosenlehre. Goethe selbst hat allerdings seine Anschauung von der Metamorphose etwas anders begründet: damit, daß die Harmonie des Organismus nur möglich werde durch die ursprüngliche Identität der Theile. Doch auch die Harmonie ist ein ästhetischer Begriff, und nehmen wir noch hinzu, daß nach Goethe jedem Organismus und Organ das Bedürfniß nach Totalität zukommt, woraus er, zum Beispiel, durch Anwendung auf das Auge das Auftreten der geforderten Farbe als Kon-

traftfarbe und die angenehme harmonische Wirkung neben einander auftretender, sich fordernder Farben ableitet, so sehen wir wieder, daß die Analogisirung von Organismus und Kunstwerk ein bedeutsames Leitmotiv für Goethe gebildet hat. Denn Harmonie und Totalität ist es, was er von jedem richtigen Kunstwerk (wie auch von den vollendeten Persönlichkeiten; Beispiel: Wieland) verlangt.

Die Gegensätzlichkeit oder Polarität hat Goethe eins der zwei großen Triebräder aller Natur (neben der Steigerung) genannt. Die Polarität ist ein Centralbegriff der goethischen Naturphilosophie. Sie beherrscht die Metamorphosenlehre der Pflanzen, die Osteologie, Meteorologie, Farben- und Tonlehre. Goethe hat sich über die Polarität einmal so ausgesprochen, als ob er zu dieser für ihn so charakteristischen Anschauung durch Verallgemeinerung von Kants Konstruktion der Materie aus zwei einander entgegengesetztgerichteten Kräften gelangt wäre. Er sagt nämlich in der „Campagne in Frankreich": „Ich hatte mir aus Kants Naturwissenschaft nicht entgehen lassen, daß Anziehungskraft und Zurückstoßungskraft zum Wesen der Materie gehören und keine von der anderen im Begriff der Materie getrennt werden könne. Daraus ging mir die Urpolarität aller Wesen hervor, welche die unendliche Mannichfaltigkeit der Erscheinungen durchdringt und belebt." Dieser Aeußerung steht allerdings eine andere, weit abweichende gegenüber, wo es heißt: „Seit unser vortrefflicher Kant mit dürren Worten sagt: es lasse sich keine Materie ohne Anziehen und Abstoßen denken (Das heißt doch wohl, nicht ohne Polarität), bin ich sehr beruhigt, unter dieser Autorität meine Weltanschauung fortsetzen zu können nach meinen frühsten Ueberzeugungen, an denen ich niemals irr geworden bin." Man könnte dieser retrospektiven Darstellung (1814) an sich weniger Gewicht beizumessen geneigt sein, wenn nicht die Thatsachen einen deutlichen Beleg für das vollkommen Zutreffende erbrächten. Goethe hat, ganz abgesehen von der Kompensation (die ja ebenfalls unter den Begriff der Polarität fällt), auch sonst, in den Jahren 1790 und 1791, mit dem Begriff der Entgegensetzung, wenn auch noch nicht mit dem Ausdruck Polarität, schon gearbeitet, also in einer Zeit, da er Kants Naturphilosophie noch gar nicht kannte.

... Die tiefen Wurzeln des Polaritätgedankens dürften in persönlichsten Erlebnissen Goethes zu suchen sein, in der ausgesprochenen Periodizität seiner Natur, namentlich dem regelmäßig wiederkehrenden Stimmungumschlag und abwechselnden Zug zur Sammlung und Zerstreuung, zu Einsamkeit und Geselligkeit; dann und namentlich im Streben, gegenüber der Steigerung, die einen allmählichen Fortschritt bedingen würde, ein Gegengewicht zu schaffen, wodurch trotz dem Fortschreiten Alles sich im Kreis bewegt.

Was den Prozeß der Steigerung betrifft, die Goethe das andere große Triebrad der Natur genannt hat, so müssen wir uns zunächst an die Farbenlehre halten, wo auch dieser Terminus von ihm eingeführt erscheint. Definirt wird hier die Steigerung als „eine in sich

selbst Drängung, Sättigung, Beschattung der Farben"; in solchem Verhältniß stehen die Farben vom Gelb zum Roth auf der einen, vom Blau zum Violett, ja, Roth auf der anderen Seite. Nach Goethe läßt sich nun durch Vermehrung der Trübe des Zwischenmediums an sich farbloses Licht vom leisesten Gelb bis zum höchsten Rubinroth steigern, und „umgekehrt steigert sich das Blau in das schönste Violett, wenn wir eine erleuchtete Trübe vor der Finsterniß verdünnen und vermindern". Diese qualitative Aenderung läßt sich übrigens manchmal durch rein quantitative Verhältnisse thatsächlich hervorbringen; eine rein gelbe Flüssigkeit in einem Gefäß aus weißem Porzellan wird mit wachsender Flüssigkeithöhe immer dunkler, zuletzt orange gefärbt, eine rein blaue schließlich violett erscheinen. Eine ähnliche Rolle wie in der Farbenlehre die Steigerung, spielt in der Metamorphosenlehre die allmähliche Verfeinerung der identischen Organe, die auf eine Läuterung der aufsteigenden Säfte zurückgeführt und, so zu sagen, chemisch erklärt wird. Indem die Metamorphose als ein Prozeß dargestellt wird, der „dergestalt sich veredelnd vorschreitet, daß alles Stoffartige, Geringere, Gemeinere nach und nach zurückbleibt und in größerer Freiheit das Höhere, Geistige, Bessere zur Erscheinung kommen läßt", gewinnt er für Goethe ganz allgemeine Bedeutung. So auch in der Osteologie: „Die Gehirnknochen entstehen aus Wirbelknochen. Durch Steigerung erheben sie sich zu Sinneswerkzeugen." Und in der organischen Formenlehre überhaupt: „Die Pflanze geht von Knoten zu Knoten und schließt zuletzt ab mit der Blüthe und dem Samen. In der Thierwelt ist es nicht anders. Die Raupe, der Bandwurm geht von Knoten zu Knoten und bildet zuletzt einen Kopf; bei den höher stehenden Thieren und Menschen sind es die Wirbelknochen, die sich anfügen und anfügen und mit dem Kopf abschließen, in welchem sich die Kräfte konzentriren." Ja, noch mehr, „was so bei den Einzelnen geschieht, geschieht auch bei ganzen Korporationen"; und nachdem Goethe an die Bienen und ihren Staat mit der Bienenkönigin als dem Kopf des Ganzen erinnert hat, fährt er fort: „So bringt ein Volk seine Helden hervor, die . . ."

Daß die Steigerung in engem Zusammenhang mit der Polarität von Goethe gedacht wurde, läßt sich durch mehrfache Aeußerungen belegen. Hier ein poetisches Zeugniß mit wenigen Worten, wo wenigstens aller Wandel auf stetige Entzweiung bezogen erscheint: „Die endliche Ruhe wird nur verspürt, sobald der Pol den Pol berührt; drum danket Gott, Ihr Söhne der Zeit, daß er die Pole für ewig entzweit."

Die Lehre von der Steigerung kann als die Ausdrucksform des goethischen Entwickelungsgedankens betrachtet werden. Darum ist hier der Ort, wo zu der vielverhandelten, vielumstrittenen Frage Stellung genommen werden mag: In welchem Verhältniß stehen Goethes Anschauungen zur modernen Entwickelunglehre, zur Abstammung- oder Deszendenzlehre? Helmholtz und Haeckel waren es, die hier die engste Berührung sahen und Goethe zum Vorläufer Darwins proklamirten. Andere Forscher äußerten allerdings wieder eine skeptischere oder gar

negative Ansicht. In der Art, wie sich Goethe diese Abweichungen zu Stande kommend denkt, scheint er sich allerdings den modernen, insbesondere Lamarcks deszendenztheoretischen Anschauungen zu nähern. Vorzüglich ist es die Bedeutung des äußeren Mediums (Wasser, Luft), die er immer wieder betont; zunächst in der Metamorphosenlehre für die Pflanzen, dann aber auch für die Thiere in den osteologischen Aufsätzen. So wird von den Pflanzenblättern, die unter dem Wasser wachsen, gesagt, daß sie gröber organisirt seien als die anderen, der freien Luft ausgesetzten; ja, die selbe Pflanzenart entwickelt glattere und weniger ausgebildete Blätter in tieferen, feuchteren Orten und bringt, in höhere Gegenden versetzt, rauhe, mit Haaren versehene, feiner ausgearbeitete Blätter hervor. Weiter wirken die verschiedenen elementaren Naturkräfte auf den allgemeinen Typus ein, der sich ihnen bis zu einem gewissen Grade fügen muß. „Wärme und Feuchtigkeit", sagt Goethe, „schwellt auf und bringt selbst innerhalb der Grenzen des Typus unerklärlich scheinende Ungeheuer hervor" und „die Luft, indem sie das Wasser in sich aufnimmt, trocknet aus"; so entsteht der im Gegensatz zum Fisch „magere Vogel"; „so bildet sich der Adler durch die Luft zur Luft, durch die Berghöhe zur Berghöhe". Dies erklärt auch die adaptive Zweckmäßigkeit: „das Thier wird durch Umstände zu Umständen gebildet, daher seine innere Vollkommenheit und seine Zweckmäßigkeit nach außen". Gerade die Thatsache der Anpassung war es, die dem treuen Naturbeobachter nicht entging und die Lehre vom einheitlichen Typus zeitigte. Das „Wechselhafte der Pflanzengestalten" erweckte immer mehr die Vorstellung: „die uns umgebenden Pflanzenformen seien nicht ursprünglich determinirt und festgestellt, ihnen sei vielmehr, bei der eigensinnigen, generischen und spezifischen Hartnäckigkeit, eine glückliche Mobilität und Biegsamkeit verliehen, um in so viele Bedingungen, die über den Erdkreis auf sie einwirken, sich zu fügen und danach bilden und umbilden zu können".

Aber bei Alledem darf man doch die große Differenz von der modernen Anschauung nicht übersehen. Um eine Determination des bis zu einem gewissen Grade unbestimmten Typus handelt es sich; „die entschiedene Gestalt", sagt Goethe ausdrücklich, „ist gleichsam der innere Kern, welcher durch die Determination des äußeren Elementes sich verschieden bildet". Eine Aus- und Durchbildung des Urtypus hat also Goethe im Sinn, nicht eine Umbildung der besonderen Individuen; nicht eine blutsverwandtschaftliche, reale Abstammung, sondern eine Deszendenz im ideellen Sinn. Erst gegen das Lebensende, da Goethe mit den neuen Lehren, wenn auch nur mittelbar, in Berührung kam, schloß er sich ihnen begeistert an, ohne wohl den prinzipiellen Unterschied zu den eigenen früheren Ideen zu merken. So finden wir denn erst nach 1820 Ansätze zur Behauptung einer realen Deszendenz, einer Transformation der Thierformen selbst in einander, und nicht einer bloßen Modifikation oder jeweiligen Determination des allgemeinen Typus. So insbesondere im Anschluß an ein Werk von D'Alton über

die Faulthiere und die Dickhäutigen, wo Goethe von einem walfisch-ähnlichen Thier durch Uebergang auf das sumpfig-kiesige Festland sich sowohl das Riesenfaulthier wie das Ai entstanden denkt (1822). Freilich hielt er immer an engen Grenzen einer solchen Umwandlung fest. Auch 1824, wo er sich eine Mittheilung des Dr. Sturm, daß durch Kreuzung entstandene Rassen bestehen könnten, notirt, fügt er sogleich hinzu: „Freilich muß die Umwandlung eine Grenze haben und nur die Vollkommenheit des Geschöpfes kann sie bestimmen." Besonders deutlich hat Goethe diesem Willen zur Beibehaltung des Artbegriffs indirekten Ausdruck verliehen, indem er einige Sätze seines Freundes Meyer nicht nur abgedruckt, sondern auch als Zeugniß reiner Sinns- und Geistesgemeinschaft bezeichnet hat. „Jedes besondere Naturwesen beschreibt außer dem großen Kreislauf alles Lebens, an dem es theilhat, noch eine engere, ihm eigenthümliche Bahn; und das Charakteristische dieser Bahn, welches sich aller Abweichungen ungeachtet in einem Umlauf wie in dem anderen durch die fortgesetzte Reihe der Geschlechter ausspricht, dies beharrlich Wiederkehrende im Wechsel der Erscheinungen bezeichnet die Art. Aus innigster Ueberzeugung behaupte ich fest: gleicher Art ist, was gleichen Stammes ist. Es ist unmöglich, daß eine Art aus der anderen hervorgehe; denn nichts unterbricht den Zusammenhang des nach einander Folgenden in der Natur; gesondert besteht allein das ursprünglich neben einander Gestellte. Wer aber sie (die Abweichungen, die in einzelnen oder auch mehreren Umläufen des Lebens vorkommen und die man Varietäten, Abarten nennt) für Arten nimmt, darf das Schwankende des ihnen willkürlich zugeschriebenen Charakters nicht der Natur beimessen oder gar daraus auf ein Schwanken der Arten überhaupt schließen. Sollte aber wirklich in irgendeiner formenreichen Gattung durchaus keine Grenze, welche die Natur selbst achtet, zu finden sein: was hindert uns dann, sie als eine einzige Art, alle ihre Formen als eben so viele Abarten zu behandeln? So lange der Beweis fehlt, der schwerlich je zu führen, daß überhaupt in der Natur keine Art bestehe, sondern daß jede, auch die entfernteste Form durch Mittelglieder aus der anderen hervorgehen könne, so lange muß man uns jenes Verfahren schon gelten lassen."

Bedenkt man, daß die moderne Abstammunglehre vor Allem die Bedeutung hat, von der Anschauung der Arten-Konstanz unabhängig zu machen, ja, die „Art" als bloßes Scheinding zu eliminiren, so kann man Goethe offenbar nicht als Propheten oder Vertreter dieser Lehre bezeichnen. Goethe schneidet ganz bewußt die Möglichkeit einer immer fortschreitenden Umbildung ab; er denkt ersichtlich an eine Rückkehr, an eine nicht in geradliniger, sondern geschlossener cirkularer Bahn erfolgende Entwickelung, eben so wie auch im allgemeinen Weltgeschehen. Nicht Darwins, sondern Herders entwickelungtheoretischer Anschauung war unser Dichter nah.

Wien. Dr. Karl Siegel.

Krisis?

Der plötzliche Sturz der Kanada-Aktien hat der Börse einen heftigen Schreck eingejagt. Die Bankmänner zuckten die Achseln und hüllten sich in vornehmes Schweigen. Sie schienen nicht mehr zu wissen, was sie über die amerikanischen Verhältnisse sagen sollten. Ist die Katastrophe der Franziskobahn der erste Akt eines großen Wirthschaftdramas? Mancher Börsenmann sprach: „Die Yankees sind pleite.“ Ob damit Gegenwart und Zukunft des Riesenlandes abgethan ist? Die Ernüchterung in der Kanada-Box hat jede Milde aus den Gemüthern entfernt. Seit dem Höchstkurs des vorigen Jahres sind 60 Prozent verloren. Das ist keine Bagatelle. Die Ursache des Rückganges soll eine kanadische Finanzkrisis sein. Die englischen Geldbehälter sind zum Besten der Eisenbahnen, Provinzen und Städte Kanadas geleert worden und von den Milliarden, die Lombardstreet der europäischen Wirthschaft zur Verfügung stellen kann, ist ein guter Theil nach der stolzesten britischen Kolonie ausgewandert. Aber Europa hat selbst gewaltigen Hunger nach Bargeld und gönnt dem entfernteren Kunden den Segen nicht. Wird der Geldstrom dünner, dann verwandeln die großen Aufwendungen, die zur Förderung der Bodenspekulation gemacht wurden, sich in lästige Verpflichtung. Eine Wirthschaftkrisis entsteht, wenn das angelegte Kapital nicht mehr genügende Nahrung erhält. Kanada besitzt große natürliche Reichthümer, die aber ohne fremdes Geld und fremde Menschen nicht nutzbar gemacht werden können. Diese Kräfte soll eine ungeheure Reklame herbeischaffen, von der ich hier schon sprechen mußte. Die Canadian Pacific hat an Eifer und Geld nicht gespart; sie muß für das eigene Wohl sorgen. Ihre Einnahmen sind nur noch langsam gestiegen und dann sogar gesunken. Ganz ohne Erfolg ist aber die kanadische Reklame nicht geblieben. Die großen englischen Rhedereien berichten von einer ungewöhnlichen Zunahme der Auswanderung nach der Dominion. Dabei habe sich die Physiognomie der Auswanderer merkbar geändert; sie kommen jetzt mehr aus dem Mittelstand als aus dem Proletariat. Geschäftsleute, Handwerker, Bauern, die in leidlichem Wohlstand leben, verlassen die Heimath, um in der reichen englischen Kolonie Bürgerrecht zu erwerben. Daß Europa sich einer solchen Entwickelung nicht freuen darf, ist klar. Eben so, daß die unsichere politische Lage den Werbern für Kanada die Arbeit erleichtert hat. Man sollte den Einfluß der militärischen Rüstungen, mit ihren Riesenlasten auf Einkommen und Besitz, nicht niedrig einschätzen. Die Verdrossenheit führt leicht in den Entschluß, anderswo das Glück zu versuchen. Der englische Philanthrop Sir Max Waechter hat festgestellt, daß die jährlichen Ausgaben Europas für Armee und Marine 7320 Millionen Mark betragen. Dazu kommt der Verlust von 5 Millionen leistungfähigen Arbeitern. Durch die Verstärkung der Rüstungen werden die unproduktiv angelegten Milliarden zunehmen, Arbeitleistung und Rente noch mehr geschädigt werden. Daß solche Erwägungen dazu beitragen, Hände und Geld aus dem Land zu treiben, ist nicht

zu bestreiten. Man bedenkt heute allzu selten, welche Wirkung die neuen Militärvorlagen, nicht nur die deutschen, auf die Wirthschaft haben. Freilich: Amerika scheint uns auch nicht mehr beneidenswerth. Trotzdem verständige Männer sagen, nur der zweiten, von der Deutschen Bank eingeführten Serie der Franziskobahnbonds drohe Gefahr, die erste (Handelsgesellschaft) sei gesund, und trotzdem Andere meinen, auch Kanada werde sich schnell erholen, wenn die Engländer den Aerger über die dem verheißenen Dreadnoughtgeschenk bereiteten Schwierigkeiten verdaut haben, bleibt die nächste Zukunft der amerikanischen Unternehmungen immerhin unsicher. Was wird aus Bahnen, zu deren Auffrischung das Geld fehlt? Unsere Börse war Tage lang bereit, in den Ruf einzustimmen, den der berühmte Menkus, als er an Amerikanern Geld verloren hatte, ausstieß: „Den Kolumbus soll der Schlag treffen!"

Von dem Elend der deutschen Staatspapiere hat man bis zum Ueberdruß gehört; aber der Kurszettel zwingt zu neuen Klageliedern. Darf man hoffen, das deutsche Publikum den relativ niedrig verzinslichen Anlagewerthen zurückzugewinnen, so lange ihm die Früchte seines Vermögens immer wieder fiskalisch beschnitten werden? Und die Summe der Anleihen wächst in gefährliche Höhe. Ende Februar 1913 wurden 350 Millionen Mark vierprozentige Reichsanleihe, Konsols und preußische Schatzanweisungen neu begeben und 200 Millionen Mark Schatzscheine zum Umtausch älterer Stücke bestimmt. Der Kurs der Emission war niedrig: für die Anleihen 98,60, für die Schatzanweisungen 99; und der Erfolg war dennoch nicht groß. Die Anleihen wurden gut untergebracht; von den Schatzanweisungen behielt das Konsortium 177 Millionen zurück. Außerdem haben die Banken noch 80 Millionen Mark aus der vorjährigen Emission; sie hatten also keine Lust zu neuen Schuldverschreibungen. Trotzdem mußte das Konsortium abermals 300 Millionen übernehmen. In der heißesten Zeit des ersten Halbjahres; kurz vor dem Semesterwechsel. Die Einzahlungtermine wurden freilich so gelegt, daß im Juni nur 15 Prozent zu leisten sind; die nächsten drei Raten werden in den folgenden drei Monaten fällig. Die Bedingungen, unter denen das Reich und Preußen ihre Anleihen abschließen, sind zwar nicht die schlechtesten, die je bewilligt wurden, aber kümmerlich genug. Die Banken haben die neuen vierprozentigen Anleihen zum Kurs von 97 übernommen (im Februar zu 98) und bekommen dazu noch eine Extravergütung von 0,25 Prozent für die in ihrem Besitz gebliebenen Stücke. Bei der Februaremission wurden, aus dem selben Anlaß, 0,40 Prozent bewilligt. Diese Spenden für die trauernden Hinterbliebenen sind das Armuthzeugniß des Rentenmarktes; nicht das einzige. Zu beachten sind auch die Zinsen, die für Schatzwechsel mit einjähriger Laufzeit gezahlt werden. Die Hohe Finanz übernahm, außer 50 Millionen Reichsanleihe und 175 Millionen Konsols, 75 Millionen Mark Schatzscheine, die nicht für den Markt bestimmt sind. Dafür werden 5½ Prozent Zinsen vergütet; so viel, wie jeder Geschäftsmann zahlen muß, der seine Wechsel bei Privatdiskonteuren anbringt. Der

Fiskus pflegt sonst solche Zinsen nur für Schatzscheine mit kurzer Frist zu bewilligen. 75 Millionen zu 5½ auf ein Jahr: Das ist neu.

Dem Publikum werden die neuen Anleihen zum Kurs von 97,90 Prozent angeboten (die alten Vierer kosten 98,20). Dieser Preis hat Reiz; aber es giebt stärkere Lockungen; die dreiprozentige Reichsanleihe bringt, bei einem Kurs von 75,50, 4 Prozent und eine Gewinnchance und fremde Papiere bieten noch fettere Aussicht. Vielleicht wird das Konsortium den ganzen Posten los; die Zahlungbedingungen sind ja günstig. Aber die entscheidende Frage ist, wie das Publikum über die Entwickelung der Dividendenwerthe denkt. Hält es jede Haussehoffnung für eitel, dann wird es für Staatspapiere zu haben sein. Schwerlich, wenn es an einen neuen Aufschwung glaubt. Die Bankleiter werden nicht allzu gern ihre Unterschriften unter den neuen Anleihevertrag gesetzt haben. Sie mußten; weil der Fiskus die Macht hat, eine Absage zu rächen. Die neuen Steuervorlagen erstrecken sich in die Lebenssphäre der Finanzwelt und könnten unangenehm zugespitzt werden. Auch das Depositengesetz drängt sich in den Kreis der Gedanken, wenn die Finanzminister Geld fordern. Jedenfalls darf man den Banken, vor so gefüllten Staatspapierlagern, nicht mehr vorwerfen, sie sorgten nicht eifrig genug für Vermögensanlagen in Effekten ersten Ranges. Die Aprilbilanzen zeigten, daß die Summe der deutschen Staatspapiere bei acht berliner Großbanken, seit Ultimo Februar 1913, (um 51) auf 208 Millionen gestiegen ist. Die Deutsche Bank allein verfügt über einen Posten von 131 Millionen: 54 Millionen mehr, als die anderen Banken, sieben großer Sorte, zusammen hatten.

Bequem ist den Banken eine Fesselung ihrer Mittel an deutsche Staatspapiere schon deshalb nicht, weil sie dadurch von einträglicheren Geschäften abgehalten werden. Und das Ausland ist mit seinen Transaktionen noch lange nicht fertig. Der Eifer auf beiden Seiten war ja der Hauptanlaß für die Beschleunigung des zweiten deutschen Anleihehandels. Sonst wäre am Ende kein Geld mehr dagewesen. Das Publikum ist für jede fremdländsiche Schuldverschreibung, die klug eingeführt wird, zu haben. Und Deutschland darf sich nicht durch Britanien, Frankreich, Amerika von den internationalen Rennplätzen verdrängen lassen. Deshalb werden Chinesen und Mexikaner mit der selben Höflichkeit behandelt wie der Schatzsekretär Kühn und der Finanzminister Dr. Lentze. Mexiko hat, trotz allen inneren Stürmen, eine Anleihe von 20 Millionen £ in Europa untergebracht und die Gesellschaft National Railways of Mexico, an deren Aktien auch das deutsche Publikum Geld verlor, begab sechsprozentige Gold-Notes bei einem internationalen Bankenkonsortium. Deutsche Großbanken sind an der Uebernahme dieser Schuldverschreibungen betheiligt, die, bei einem Kurs von 97 und der Parirückzahlung am ersten Juni 1915, in allen erdenklichen Reizen schillern. Das Königreich Bayern aber konnte in diesem Jahr noch keine Anleihe unterbringen („wegen der ungünstigen Geldverhältnisse") und frettet sich mit Schatzscheinen durch. Die letzten

bayerischen Schatzwechsel wurden vor einigen Wochen in London, mit $4^5/_{16}$ Prozent, diskontirt. Läge Bayern auf der westlichen Halbkugel, so fände es ergiebige Geldquellen. Durch die deutschen Anleihen kam die Stadt Budapest um einen Abschluß mit der deutschen Hochfinanz. Eine fünfprozentige Anleihe im Betrag von 80 bis 90 Millionen Mark sollte von einer deutschen Finanzgruppe, unter Führung der Dresdener Bank, emittirt werden. Der Plan ist vertagt worden.

Die Fülle der fremden Renten erleichtert die Liquidität nicht. Der Status der Großbanken hat sich verschlechtert. Die Kredite, die sie geben, sind, wie die Gestaltung von Debitoren und Accepten zeigt, nicht kleiner geworden und die Summe der leicht greifbaren Mittel hat sich verringert. Die Kreditinstitute müssen auf Geschäfte sehen, die ihnen Gewinn bringen; sonst können sie ihre Dividenden nicht auf der Höhe halten. Die Bankaktie galt bisher als Anlagepapier. Offenbar mißtraut man der Rentabilität der Bankenkapitalien schon; denn das Geschäft in Bankaktien will nicht mehr recht gehen. Gelder der Bankwelt sind ein Angelpunkt der Konjunkturfrage. Die Börse verliert den Glauben und die Banken interveniren nicht, weil sie ihre Mittel für neue Geschäfte brauchen. Der Bezirk der Kassapapiere ist sich selbst überlassen und wir sahen Kursrückgänge wie in Tagen schlimmer Erschütterung. Sonst durften die Banken um die Zeit der Sonnenwendfeuer daran denken, ihre Außenstände in Effekten umzuwandeln. Da wurden in der Industrie die Bankguthaben getilgt und durch Schuldverschreibungen oder Aktien ersetzt. Die Finanz kam zu ihrem Geld, das Publikum zu neuen Papieren. Beide Theile waren zufrieden. Heute ist auf diesem Weg nichts zu pflücken. Die Industrie muß weiter hohe Bankzinsen zahlen für die Gelder, die ihr die Kreditinstitute nicht kündigen können, weil Niemand da ist, der die Bankenguthaben kapitalisirt. Was wird der Ultimo bringen, wenn die Banken neue Einschüsse auf schwebende Engagements verlangen? Kommt es zu Exekutionen, so ist die Krisis amtlich beglaubigt. Daß ein großer Theil der Kurse jetzt niedriger ist als vor dem Beginn der Hochkonjunktur, findet kaum noch Beachtung. Man wird die Papiere eben so gedankenlos unter ihren Werth drücken, wie man sie über ihn hinaus getrieben hat. Und dann wird das Schreckwort „Krisis“ vor Aller Augen stehen. Früher, als selbst von Pessimisten erwartet wurde, wenn die Banken aus dem Beschluß Ernst machen und mindestens 50 Prozent Einzahlung auf die Engagements fordern. Dann entstünde ein Gemetzel. Die schwachen Männer, die spielwüthigen Damen und die kleinen Wandelmädchen könnten nicht mehr spekuliren. Schon jetzt weiß mancher Vorsteher einer Depositenkasse nicht mehr, wo er sich seiner Sorgen entlasten soll. Er hat die Weisung, ausländische Anleihen unterzubringen, ein paar Industrieobligationen zu empfehlen und für eine den Chefs nah am Herzen liegende Aktienemission Stimmung zu machen. Das ginge allenfalls, wenn mit dem Kredit noch so leichtherzig gewirthschaftet werden dürfte wie in der schlechten alten Zeit. Jetzt ists schwer. Und hinter Goldstuck und Marmor wird täglich aus beklommenen Seelen geseufzt: „Wären wir erst über den Sommer hinweg!“ Ladon.

Referendarsjammer.

Der Artikel „Referendarsjammer“ in der „Zukunft“ vom letzten Maitag veranlaßt mich zu einer Erwiderung. Als ich die Ueberschrift las, glaubte ich zunächst, ein Referendar wolle in humoristischer Weise seinen Zustand am Morgen nach einer durchzechten Nacht schildern; aber bald merkte ich, daß es sich um einen bitter ernsten Gegenstand handelt. Der anonyme Verfasser, der sich selbst mit einem „feurigen Renner“ vergleicht, erstrebt in seinem jugendlichen Ungestüm die Abschaffung der Referendarszeit. Er geht also aufs Ganze; ohne uns freilich zu verrathen, wie er sich diese Reform denkt. Er beschränkt sich vielmehr auf die Bemerkung, eine solche Reform sei leicht durchzuführen. Aber er vergißt dabei, daß noch kein Meister vom Himmel gefallen ist, daß vielmehr, wer Meister werden will, erst Lehrling und Geselle sein muß und der rechten Unterweisung bedarf, besonders, wenn es sich um so wichtige Dinge wie Ehre, Freiheit und Vermögen unserer Mitmenschen handelt. Wie der größte Maler oder Bildhauer nichts ohne sein Werkzeug, so kann der genialste Jurist nichts ohne Gesetzeskenntniß ausrichten. Die bei dem Herrn Verfasser so verpönten Paragraphen (wer hätte nicht unmittelbar vor der großen Staatsprüfung unter dieser Idiosynkrasie gelitten?) lassen sich also nun einmal nicht umgehen und der Referendar kann sich die allerdings nicht gerade geschmackvolle Bezeichnung „Paragraphenlehrling“ ruhig einstecken, wenn er sich nur bewußt ist, daß er recht viele solcher Paragraphen intus und auch gut verdaut hat. Wenn der Herr Verfasser weiterhin die straffe Disziplin bemängelt, der die Referendare unterliegen, so übersieht er, daß sie nach einer langen, in völliger Ungebundenheit verbrachten Studienzeit für den jungen Beamten unerläßlich ist. Wer Das von vorn herein als Last empfindet, wird besser thun, sich einem anderen Beruf zuzuwenden. Sollte dem Verfasser ferner nicht bekannt sein, daß das Protokoliren eins der wichtigsten, gar nicht zu entbehrenden Ausbildungmittel ist und daß es nur im Uebermaß und an der unrichtigen Stelle „geisttötend“ wirkt? Ein Körnchen Wahrheit enthält freilich der Brief. Die jetzt übliche Reihenfolge der amtsgerichtlichen Stationen ist verfehlt. Würde man, wie von mir mehrfach empfohlen worden ist, den praktischen Vorbereitungdienst, statt mit dem kleinen, mit dem großen Amtsgericht beginnen lassen, so könnte der Referendar, nachdem er bei dem großen Amtsgericht in allen dort in Betracht kommenden Zweigen gründlich ausgebildet worden ist, in den einfacheren Sachen des kleineren Amtsgerichtes, so weit es die gesetzlichen Bestimmungen gestatten, selbständig thätig sein. Bei den Kollegialgerichten ist eine andere selbständige Beschäftigung als die der Wahrnehmung von Kommissionterminen nach unserer Gerichtsorganisation ausgeschlossen. In den Stationen beim Rechtsanwalt und Staatsanwalt aber bietet sich dem Referendar genügende Gelegenheit zu selbständiger Bethätigung. Wenn der Herr Verfasser endlich meint, die begabteren Referendare seien der Ansicht, der Vorbereitungdienst ließe sich beträchtlich abkürzen, so kann ich ihn auf Grund einer reichen Erfahrung versichern, daß gerade die

tüchtigeren Referendare die jetzige Dauer des Vorbereitungdienstes, der ja auch für die theoretischen Studien ausgiebigen Raum lassen soll, bei der ungeheuren Ausdehnung des Rechtsgebietes eher zu kurz als zu lang finden. Früher sagte man: „Per aspera ad astra"; heute: „Alles, was lästig ist, muß fort!" Von dieser Tendenz wird auch der Brief des Referendars beherrscht. Wer objektiv urtheilt und sich nicht, wie der Herr Verfasser, damit begnügt, auf die Reformen der letzten Jahre mit spöttischem Lachen herabzusehen, muß anerkennen, daß die Justizverwaltung viel gethan hat, um das juristische Ausbildungwesen zu bessern. Man könnte vielleicht von manchen in dieser Hinsicht getroffenen Anordnungen sagen, weniger wäre mehr gewesen. Aber so sehr auch die maßgebenden Instanzen in Zukunft bemüht sein werden, berechtigten Wünschen Rechnung zu tragen: solche Utopien, wie sie der hier besprochene Brief andeutete, haben keine Aussicht auf Verwirklichung. Für die Veröffentlichung dieses Schreibens würde ich dankbar sein. In vorzüglicher Hochschätzung ergebenst

Breslau. Amtsgerichtsrath Dr. Neumann.

Mir scheint, Ihr Briefschreiber ist ein Werther der Jurisprudenz; und fühlt sich zu schade „zum Protokolführen und zu sonstigen nutzlosen Schreibereien". Der Jammer liegt in ihm und nicht in den Zuständen, die er anklagt. Daß der Referendar in Preußen während der vier Jahre eine zu lange Vorbereitungzeit oder eine zu wenig selbständige Stellung habe, sollte man nicht behaupten. Ich habe eher das Gegentheil gefunden. Schon auf der ersten Station, dem Amtsgericht, erhält der Referendar alsbald Gelegenheit, sich im Absetzen von Urtheilen und Beschlüssen, in der Anfertigung von kleinen Referaten über Thatbestände und in Gutachten selbständig zu versuchen. Wenn er dabei wirklich etwas Brauchbares leistet, wird der Richter die von dem Referendar angefertigten Arbeiten auch verwenden. In der Grundbuchabtheilung des Gerichtes ist wiederum Raum für selbständige Arbeit des Referendars: im Absetzen von Eintragungverfügungen, in der Prüfung oder Aufnahme von Parteianträgen. Innerhalb des ersten Ausbildungjahres wird ein tüchtiger Referendar vom Untersuchungrichter zur selbständigen Vernehmung von Angeklagten in kleineren Strafsachen angehalten. Die Beispiele ließen sich ohne weitere Schwierigkeit häufen. Ueber das Protokoliren der Referendare ist stets viel geschimpft worden. Ein gutes Protokol zu führen, ist aber eine Kunst, die Mancher in einem ganzen Leben nicht lernt. Ich bin überzeugt, daß der Referendar, der Hunderte von Protokolen geführt hat, unter der Anleitung eines tüchtigen, pädagogisch erfahrenen Richters wohl allmählich die im praktischen Gerichtsleben erforderliche Gewandtheit, die Vorgänge knapp und getreu im Protokol niederzulegen, erlernen wird. Außerdem vermittelt das Protokol die Aneignung, Befestigung und Wiederauffrischung der wichtigsten Sätze des Civil- und Strafrechtes.

Dies zur Steuer der Wahrheit. Rechtsanwalt Dr. Paechter.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H. in Berlin.

Die Zukunft.

Berlin, den 21. Juni 1913.

Mummenschanz.

Gossudar aller Slaven.

Die zweite Juniwoche des Jahres 1913 hat den Europäern ein Ereigniß gebracht, an das ihre Enkel noch, in Lust oder Grimm, denken werden. Nikolai Alexandrowitsch, Gossudar aller Reussen, hat sich vor dem Auge der Menschheit zum Schirmherrn aller Slaven gekrönt. „Die Slavenwelt ist nicht mehr, was sie vor einem Jahr noch war; über Nacht, wie dem gestern noch starren, blattlosen Flachland russischer Sommer, ist ihrer Seele der Hoffnungslenz erschienen. Der Sieg der Balkanvölker hat auf und in ihr mystisches Rassebewußtsein, ihren Islam gewirkt wie das Waffenglück der Japaner auf die Asiaten, von Südpersien bis über Nordchina hinaus. Wenn wir wollen, heißt es jetzt, wenn sichs um unsere Sache handelt, nicht, wie auf Korea und in der Mandschurei, um einen befohlenen, ohne Glaubensbrunst unternommenen Feldzug, sind wir unüberwindlich. Horchet nicht auf die Unkundigen, die erzählen, nur das Fähnlein der Panslavisten sei bereit, für den ganzen Umfang slavischen Langens, Verlangens zu fechten. Das war einmal. Wer jetzt noch so unterscheidet, hat sich in Illusionen eingelullt. Daß alle Bäche und Ströme des Slaventhums zu einem großen Meer zusammenfließen müssen und werden, ist heute jedem Slaven Glaubenssatzung, dem Minister Sasonow wie Katkows moskauer Epigonen. Alle fühlen sich, wie die unter

Heiden zerstreuten Juden, die zwischen Katholiken eingeklemmten Protestanten, in der Diaspora, doch einer mächtigen Gemeinschaft zugehörig. Das Gerede von Panslavismus als einem Klüngelbekenntniß fälscht Gewicht und Maß der Gefahr und verleitet in den Irrwahn, daß nur im Engsten der Fanatismus sprieße, den die Wirklichkeit doch als Allen gemeinsam erweist. Mit der Wucht des Allslavengefühls wächst auch seine anziehende Kraft. Ueberall strebt, hitziger als jemals, Verwandtes in Einheit." Das wurde im Mai hier gesagt; und klang Manchem vielleicht allzu düster. Jetzt hat der stille, sanfte Nikolai, im Ton des rügenden Gebieters, die Könige von Bulgarien und von Serbien vor dem „Verbrechen eines Bruderkrieges" gewarnt, sich, der für den Fall solchen Krieges den Eingriff vorbehalte, noch einmal als Schiedsrichter angeboten und die Hadernden ermahnt, jede Gefährdung der „slavischen Sache" zu meiden. Ein deutlicheres Bekenntniß zum Panslavismus ist nicht denkbar. An die Gemeinschaft der dem griechisch-orthodoxen Glauben verlobten Völker war oft, auch in Athen und Bukarest, erinnert worden. Eines Zaren lauter Appell an die Stammeseinheit, an die Pflicht zu slavischer Gemeinbürgschaft: Das war noch nicht. Slaven hausen, Millionen, in Oesterreich, Ungarn, Preußen, Hellas, Rumänien. Alle (so dröhnts aus der Depesche Nikolais über das Erdrund) schulden, neben der dem engen Vaterland beschworenen Pflicht, noch eine dem Allslaventhum, dessen Haupt der Zar von Moskau aus dem selben Weiherecht ist wie der Bischof von Rom Papst, der Türkensultan Khalif. Wenn in einen Streit zwischen Holländern und belgischen Vlamen, zwischen Schweden und Norwegern der Deutsche Kaiser mit dem Anspruch eingriffe, der germanischen Sache höchster Walter zu sein und zu bleiben, ginge ein Wuthschrei durch die Welt; schon die leiseste Anmaßung eines Rügerechtes würde aus Ost und West von protestirenden Stimmen übergellt. Principiis obsta, sero medicina paratur: Briten, Russen, Romanen würden uns das ovidische Wort ins Ohr brüllen und die in Bewußtseinseinheit Gerufenen selbst sich gegen Pflegschaft und Pfleger wehren. Kein Mund widersprach, als Nikolai unter der Junisonne den neuen Thron bestieg. Britaniens fromme Sehnsucht nach „Gleichgewicht" begünstigt die slavische Sache; und der alte Dreibund darf keine Kraftprobe wagen.

Der Politiker, dessen Blickfeld nicht der nächste Abend be-

grenzt, empfindet, daß Nikolais Depesche noch wichtiger werden kann, als seines Großvaters Brief an Franz Joseph wurde. Während Osman Pascha, mit dem letzten Aufgebot verlöschender Kraft, aus der belagerten Festung Plewna nach Widdin durchzubrechen versuchte und die Türken, denen ein leichtfertiger Kriegsminister vorgeprahlt hatte, sie seien stark genug, um die Himmelsfeste zu stürmen, heimlich schon in Berlin und Wien die Friedensvermittlung erflehten, schrieb Alexander Nikolajewitsch an die ihm verbündeten Kaiser, wie er nach dem Kriegsabschluß den Zustand der Balkanhalbinsel gestalten wolle. Rumänien, Serbien, Montenegro unabhängig; die beiden Serbenstaaten durch Theile Bosniens und der Herzegowina vergrößert; Bulgarien groß, frei, aber für zwei Jahre noch von einem Russencorps besetzt. Im Uebrigen könne Franz Joseph auf ihn zählen; denn er bleibe allem in Reichstadt, Wien, Budapest Vereinbarten treu. Dieses Gelübde, die Wiederholung eines von Gortschakow im Dezember 1876 nach Wien gesandten, vermochte nicht über die Wahrnehmung hinwegzutrösten, daß der Zar wieder einmal in das Lager Ignatiews abschwenkte. Bosnien und die Herzegowina waren in dem reichstädter (von Andrassy dem Botschafter Nowikow diktirten) Aide-Mémoire dem Habsburgerreich zugesagt: konnten also nicht ohne Oesterreichs Zustimmung zerstückt werden. Andrassy hatte den Russen weder die Besetzung serbischen Bodens noch das Amt des Slavenvormundes gewährt, sondern, unzweideutig, geschrieben: „Nimmt die russische Aktion alle bisher isolirten slavischen Bestrebungen in sich auf und gewinnt so den Charakter einer alle orthodoxen Slaven umfassenden Propaganda, so sieht die Oeffentliche Meinung der mächtigsten Elemente unserer Bevölkerung, der Deutschen und der Ungarn, durch das Vorgehen Rußlands die Existenz der Monarchie bedroht und gestattet keiner Regirung, ihm unthätig zuzusehen." Die budapester Militärkonvention vom fünfzehnten Januar 1877 hatte bestimmt, daß Serbien, Montenegro und der zwischen beiden Ländern liegende Sandschak Nowibazar als neutrale Zone zu gelten haben. Zwar schrieb Alexander an den Rand, er begreife nicht, wie Nowikow solche Bedingungen annehmen könne; doch der Mächtige war nicht mächtig genug, Oesterreichs Neutralität um geringeren Preis zu erkaufen. In der Convention Additionnelle wurde vereinbart, daß der

Sandschak zwischen Serbien und Montenegro getheilt werde, Rußland aber beim Abschluß des Friedens mit der Türkei jeder dem Interesse Oesterreich-Ungarns schädlichen Aenderung der Balkanbesitzstände seine Zustimmung weigere. Neun Monate danach schien Alexander alles Besprochene und Unterschriebene vergessen zu haben; und klagte über Untreue, da Franz Joseph ihm, am sechsundzwanzigsten Januar 1878, schrieb, eine russische Besetzung Bulgariens könne, müsse vielleicht die Konfliktsgefahr schaffen, der beide Kaiserreiche ausweichen wollten. Andrassy ließ nicht mit sich spaßen. Kein großer Slavenstaat in dem Bereich unserer Interessen: nur vom sicheren Port dieser Zusage aus hatte er mit Rußland verhandelt. Jetzt wollte Ignatiew den Türkenkrieg durch eine „belle paix“ enden, die sich um Reichstadt, Wien und Budapest so wenig kümmerte wie der von sechs Hengsten durchs Land Gezogene um eines Dorfhündchens Gebell. Wir sollen erniedrigt werden, schreibt der Magyar an den Landsmann und Botschafter Karolyi nach Berlin. „In solcher Situation kann weder vor dem österreichischen noch vor dem ungarischen Parlament sich ein Minister halten; ich am Wenigsten.“ Weil er nicht „übergangen und dupirt“ scheinen will, braucht er eine Europäische Konferenz, die ihren Willen den Präliminarbestimmungen von San Stefano entgegenstemmt. „Sie ist nothwendig, um die Schädigung unseres Ansehens vor der Oeffentlichen Meinung zu saniren.“ Er erlangt sie: und Alexander muß dulden, daß die Akte der belle paix zerfetzt und, behutsam, doch schnell, durch den Berliner Vertrag ersetzt wird.

Andrassy durfte sich gegen jede Möglichkeit russischen Sinneswechsels gewaffnet glauben und konnte den beiden Staaten, deren gemeinsame Angelegenheiten er leitete, sogar die Kosten einer Mobilisirung sparen. Wenn ein Habsburgerheer in Rumänien einmarschirte und den Russen die Verbindunglinie durchschnitt, mußte Alexanders Wille sich weichen; und zauderte er dennoch, so umdräute Englands Flotte die Meerengen. Solche Trümpfe hat Oesterreich-Ungarn nicht mehr; und die es hat, kann es nicht brauchen. Nikolai Alexandrowitsch ist stärker, als Alexander Nikolajewitsch war. Ihn als Schiedsrichter über Bulgaren, Serben, Hellenen thronen zu sehen, ist für die Bereiter des neuen Dreibundes ein Triumph. Wie er entscheiden wird? Herr Anton von Werner erzählt in seinem bunten Buch „Erlebnisse und Eindrücke“,

während des Berliner Kongresses habe Oubril, der Botschafter des Zaren, eine Bombe à la Macédoine dem Geschäftsträger der Griechen, seinem Tischgast, mit den Worten zugeschoben: „La Macédoine à la portée de la Grèce!“ Das war ein Tafelwitz. Makedonien aber von des Gossudars Gnade den Bulgaren längst zugesprochen. Nach dem Vertrag von San Stefano sollte Bulgarien von der Donau bis ans Aegaeische Meer, vom Schwarzen Meer bis an den See von Ochrida reichen. Und als vor sechs Jahren in Sofia die dreißigste Wiederkehr des Befreiungtages gefeiert, das Standbild Alexanders des Zweiten enthüllt, die Waffenbrüderschaft vom Schipka erneut wurde, jauchzte aus dem Gruß, der den Großfürsten Wladimir empfing, die Hoffnung, endlich das lange verheißene Makedonenland dem Leib Bulgariens einzugliedern. Darf der Weiße Zar wagen, das vom Großvater, vom Vater verpfändete Wort zu brechen und die fleißige, tapfere Bauerndemokratie, deren Schwert in Thrakien die Türkenköpfe gemäht hat, auch nur um beträchtliche Theile Makedoniens zu prellen? Die Minister der vier Balkankönige sind nach Petersburg geladen worden; ad audiendum verbum. Den Inhalt dieser Rede könnte noch der Ferne ahnen. „Oesterreich ist Euer Feind. Weil Oesterreich es wollte, wurde aus dem glorreichen Slavenfrieden von San Stefano der elende Berliner Vertrag.“ (Nicht ganz richtig: denn ohne D'Jsraeli hätte Andrassy nicht viel durchzusetzen vermocht; tönt dem Zornigen aber wie vom Horeb gekündete Wahrheit.) „Weil Oesterreich die Serben nicht in Durazzo, die Hellenen nicht in den Kanal von Korfu, die Tschernagorzen nicht in Skutari ließ, wollen die Drei von dem Verlust entschädigt sein, schmälern den bulgarischen Brüdern die Siegesbeute und Jhr seid, Alle, unzufrieden. Bescheidet Euch dennoch ein Weilchen! Nur durch Einheit wird uns die Herrschaft gewiß. Die Abgrenzung, die wir jetzt beschließen, hilft Euch überwintern und welke Aderstränge mit neuem Frühlingssaft füllen. Bald ruft der Enkel des Befreiers alle Slaven zum Kampf, auch die noch vom Fremdling geknechteten; dann wird Albanien, Bosnien, die Herzegowina, ist uns das Glück hold, sogar schon dalmato-slavonisches Land getheilt und außer den Slavenstaaten kann auch Rumänien sich sättigen.“ Die Antwort wäre leicht zu finden. „Oesterreich wahrt nur den Rest seines Lebensrechtes; thut nur, was es thun muß, um zu hindern, daß seinen

adriatischen Küsten und Häfen, nach dem Warnwort des Erzherzogs Albrecht, ‚die Kehle zugeschnürt wird.' Wir kämen, trotz Oesterreich, in Ordnung, wenn Ihr, Russen, je verzichten gelernt hättet. Gebt den Rumänen das Stück Bessarabiens zurück, das Ihr ihnen, den Helfern aus der Klemme von Plewna, abgepreßt habt. Dann können sie dem Nachbar die Dobrudscha räumen. Gönnt den Bulgaren die Suzerainmacht über Konstantinopel (das die Sonderstellung einer Freien Stadt erhalten mag). Dann können sie Saloniki und Monastir verschmerzen. Jeder bekäme, was er zunächst braucht, und wenn der Saft wieder aus der Wurzel steigt, wäre am Slavenstamm die letzte Wunde vernarbt. Doch Ihr wollt nicht, daß Rumänien sich nach Osten runde, noch, daß ein Bulgarenkönig, der Oesterreichs Husarenrock trug und dem Papst unterthan ist, in die Sophienkirche einziehe. Ihr seht, heute noch wie vor dreiundachtzig Jahren der Nesselrode Eures ersten Nikolai, am Goldenen Horn lieber einen ohnmächtigen Sultan als ein erstarkendes Slavenreich, das Eurem Wink nicht blinden Gehorsam schuldet." Keiner spricht laut so. Noch verfügt Rußland über die Stimmen der Westmächte. Der Zar von Moskau krönt sich zum Gossudar aller Slaven. („Warum nicht? Da Herr von Bethmann unklug genug war, im Reichstag die Möglichkeit eines Rassenkampfes zu erörtern, durften wir unserem Herrn das Bekenntniß zur slavischen Sache empfehlen." Petersburger Stimmung.) Der wiener Generalstab trachtet, Redls Verrath unschädlich zu machen. Und die Vormacht des Germanenthums? Jubilirt.

Einheit und Fortschritt.

In der Türkei wird weitergemordet. Am elften Junimittag ist Mahmud Schewket Pascha, der Großwesir des Schattensultans, getötet worden. In den neusten Heften der Monatschrift „Mècheroutiette", die General Scherif Pascha in Paris herausgiebt, hatte ich über ihn gelesen: „Wo sind die Millionen, die Sie für dunkle Tage versteckt haben? Hat eine Verbrecherbande Sie zum Großwesir gemacht, damit Sie unsere Heimath in solche Schmach, solches Elend schleifen? Oder war Ihre Aufgabe nur, zu verschleiern, was aus den siebenundvierzig Millionen Türkenpfund und aus der übrigen Habe des Sultans Abd ul Hamid geworden sei? Als der von der Drohung der Offiziere, die ihn hassen,

eingeschüchterte Schewket sich aus dem Amt wegdrücken wollte, raffte der Sultan sich zu der Antwort auf: ‚Keiner will die Last Ihrer Nachfolge auf sich nehmen. Das ist begreiflich. Finde ich einen tauglichen Großwesir, dann können Sie gehen; so lange müssen Sie, auch in steter Lebensgefahr, auf dem Posten bleiben.' Hören Sie, Hoheit, endlich auf, Verschwörungen zu erfinden, Schurken in Ihren Dienst zu stellen und die Gegner Ihrer Politik in Kerker werfen, foltern, töten zu lassen. Hören Sie auf, zu glauben, Sie könnten jeden Mund, der Sie tadelt, mit Pulver und Blei schließen, jede Hand abhauen oder lähmen, die eine Ihrer Mißwirthschaft feindliche Feder führt! Nicht, um Adrianopel, die Inseln, die Zukunft des Reiches zu retten, haben Sie sich wieder in die Macht gedrängt, sondern, um sich selbst und Ihren Spießgesellen noch einmal die Tasche zu füllen. Knieend müßten Sie vor dem Grab Nasims, vor den Gräbern der Abertausend, die Ihr Befehl gemordet hat, von den Seelen der Opfer Verzeihung erflehen; knieend die Füße der überlebenden Landsleute küssen, die Ihre niederträchtige Verdächtigung um Freiheit, Ehre, Eigenthum gebracht hat... Mahmud Schewket war im April mit seinem Troß im Beylerbeypalast und zwang den gefangenen Abd ul Hamid, ihm einen Check auf vier Millionen Francs zu geben. Die Häupter des Komitees für Einheit und Fortschritt fühlen, daß ihrer Herrlichkeit das Ende naht, und klauben zusammen, was irgendwo zu erraffen ist. In der Türkei kann man heute Alles kaufen. Die kräftigsten Sträflinge sind aus dem Gefängniß geholt, bewaffnet und rechts und links von der Hohen Pforte in Häuser einquartirt worden; sie sollen am Tag des Aufruhrs die Minister schützen ... Was that die Sippe, die Nasim gemordet und Kiamil zum Rücktritt genöthigt hat, zur Rettung Adrianopels? Nichts. Envers Versuch, auf Gallipoli vorzudringen, mißlang in kläglichster Weise; er mußte in einer Barke fliehen und seine eigenen Leute hätten ihm am Liebsten das Messer in den Leib gestoßen." Der pariser Journalist Urbain Gohier schreibt an Scherif: „Als die Jungtürken verbannt waren, habe ich ihre Sache mit solchem Eifer verfochten, daß Abd ul Hamid die Behörden der Republik gegen mich zu hetzen suchte. Ueber den Balkankrieg habe ich im ‚Journal' Berichte veröffentlicht, die von der Unfähigkeit der Regirenden nicht schweigen durften. Kaum war ich aus Konstantinopel abgereist: da schickte Mahmud Schewket

ins Pera-Palace-Hotel, wo ich gewohnt hatte, einen Stabsoffizier, der mich verhaften und erschießen lassen sollte. Auch wir haben schon Rückzugshelden gesehen, die jeden allzu aufrichtigen Zeugen ihrer Schande zu drosseln versuchten. Vielleicht ist Ihnen, Herr General, der Beweis der Thatsache nicht unwichtig, daß Seine Hoheit Mahmud Schewket Pascha, Großwesir und Kriegsminister, sich dieser Heldenschule getrosten Muthes zuzählen darf."

Lautere Wahrheit oder gewissenlose Uebertreibung? Mir ist oft, von Türken und in der Türkei lebenden Deutschen, geschrieben worden, der bei uns Verherrlichte sei ein übler Wicht. Ein paar deutsche Offiziere hohen Ranges haben ihn als heiligen Helden gemalt. Ob er das fromme Kindergemüth war, das er ihnen schien? Aus der Ferne läßt sichs nicht beurtheilen. Sein Handeln aber zeugt wider ihn. Er war der Wali des Wilajets Kossowo: und hat da weder Ruhe gestiftet noch, wenigstens, nützlicher Reform den Weg gebahnt. Er stand, später, an der Spitze des makedonischen (Dritten) Armeecorps: und in dessen Hauptgarnison Saloniki kams zur ersten Meuterei. Als Kriegsminister hat er den Offizieren verboten, sich einer politischen Partei anzuschließen: weil er die Militärklubs und die Zettelung der Dschawid und Talaat fürchtete, die Mahmud Muktar begünstigten und von Smyrna ins Marineministerium lotsten. Er selbst aber war mit Haut und Haar dem Komitee für Einheit und Fortschritt verschrieben, als dessen Mandatar er am dreizehnten April 1909 seine Truppen von Saloniki nach Konstantinopel führte. Die Truppen, die des Sultans Gnade ihm anvertraut hatte und mit deren Kanonen, Gewehren, Bayonnettes er nun die Abdankung, die Einkerkerung dieses Sultans erzwang. Im Frühjahr 1910 hat er die Albaner entwaffnet; schon als Kriegsminister Hakkis. Dreißig Monate lang saß er in diesem Amt; und war, noch ehe ers annahm, seit Hamids Sturz der im Osmanenreich mächtigste Mann. Die Leistung? In Tripolitanien nichts Wirksames vorbereitet. In den europäischen Provinzen Organisation, Manneszucht, Intendantur zum Erbarmen schlecht. Am zehnten Juli 1912 mußte Schewket aus dem Kriegsministerium weichen; für den Geist und für die Verpflegung des Heeres, das bei Kirkkilisse und Lüle Burgas geschlagen wurde, blieb er verantwortlich. Er focht nicht mit; saß, im asiatischen Skutari, behaglich in seinem Konak. Erst am dreiund-

zwanzigsten Januar 1913 sah die Hauptstadt ihn wieder. Er ließ den alten Feind Nasim, den Kriegsminister, dem ein großer Theil des Heeres anhing, im Korridor meucheln, dem greisen Kiamil das Abschiedsgesuch erpressen, zwang sich dem Sultan als Großwesir auf und rief (in der ersten Proklamation): „Das Osmanenvolk konnte Verräther nicht länger noch an der Reichsspitze dulden. Wenn das Vaterland in Gefahr ist, hat der Zorn der Menge das Recht zu offener Revolution. Unser Reich kann auf Thrakien niemals verzichten. Unser Volk wird beweisen, daß es die Kraft hat, seine Ehre zu wahren. Das Ministerium, dessen Ernennung das Volk vom Sultan erbeten hat, wird alle nationalen Kräfte zum Schutz des Reiches zusammenballen." Daß Kiamil den Bulgaren Adrianopel räumen, den Großmächten die Vertheilung der Inseln überlassen wollte, sei unverzeihliche, unsühnbare Schmach. Mahmud Schewket hat dann einen Friedensvertrag unterschrieben, der viel ungünstiger war als der von Kiamil den Verbündeten zugesagte. Inzwischen war Janina, Adrianopel, Skutari gefallen und Türkenblut in neuen Strömen geflossen; hatten die Tetrarchenheere Menschen und Geschütze, Waffen und Munition in ungeheuren Mengen erbeutet. Doch die wackeren Kämpen für Einheit und Fortschritt noch einmal die Wonne der Herrschaft geschlürft. Während diese Ehrenwerthen die Türkenküche besorgten, verlor Osmans Reich Bosnien und die Herzegowina, Tripolitanien und die Kyrenaika, Albanien, den Serbensandschak, Rumelien, Makedonien, Thrakien, den Epirusrest, Kreta und ein Halbdutzend kleinerer Inseln; in Afrika die letzte Parzelle und in Europa Alles bis auf den schmalen Brückenkopf. Einheit und Fortschritt? Lacht Keiner? Das löbliche Komitee hat die Einheit der Balkanvölker ermöglicht und den Fortschritt der Türken nach Asien erwirkt.

Ob diese Einheit jetzt haltbar bleibt und ob der anatolische Kraftquell der Türkei Genesung spendet, kann noch der Brachmond uns lehren. Ein Schreckensregiment stützt die Trümmer des Jungtürkenthums; aber die stärkste Säule ist gestürzt und das Heer ersehnt neue Männer, die mindestens sauber scheinen. Stiftet Nikolai den Balkanfrieden und thront dann im Glanz des Slavenpatrons? Zerbröckelt auch in Asien der Hordenstaat? Erst wenn diese Fragen beantwortet sind, darf der Chronist das Ende des letzten europäischen Türkenkrieges ins Buch der Geschichte eintragen.

Jahrhundertsweilern.

Die Stadt Breslau, in deren Mauern Heinrich Friedrich Karl Freiherr vom und zum Stein, während eines gefährlichen Nervenfiebers, die Undankbarkeit eines im Haushalt reinlichen Hohenzollern wie den Nachschmack bitterer Arznei auf der Zunge spürte, die Residenz, in der Friedrich Wilhelm seinen Namen unter Hippels „Aufruf an mein Volk" setzte und, ungern, damit bescheinigte, daß ehrlos der Preuße, der Deutsche nicht leben könne, diese neunhundertjährige Herbergerin der Jaroslaw, Boleslaw, Precziſlaw wollte das Schickſalsjahr 13 feiern. Auf neudeutsche Art. Große Ausſtellung (mit Bars, Rummelplatz, „unwiderſtehlichen Attraktionen"). Große Feſthalle („größte, die je auf der Erde geſehen ward": verſteht ſich). Großes Feſtſpiel von einem großen Dichter. Herr Gerhart Hauptmann nahm den Auftrag an (ſtatt ſeinen zu ſolchem Werk beſſer gerüſteten Bruder Karl zu empfehlen). Das Feſtſpiel wurde von dem Direktor des Deutſchen Theaters, Herrn Max Reinhardt, eingeübt; am letzten Maitag aufgeführt; vom Klüngel der in alle Wege „Zuverläſſigen" gelobt, von empörten Patrioten geſcholten; elfmal dargeſtellt; dann vom Magiſtrat aus der Rieſenhalle verbannt. Koſten der Aufführung: dreihunderttauſend Mark (ſagt der Holzbock, die liebe alte Zecke, die an allen Höfen heimiſch, mit allen überlebenden Titanen auf Du und Du iſt und endlich Profeſſor heißen muß). Zwei Legenden entſtehen. Die fromme: „Der Kerl höhnt ſein Vaterland, verherrlicht den böſen Bonaparte, ſchimpfirt den Ruhm der Altvordern." Die profane: „Der große Dichter iſt über den Hurrapatriotismus erhaben, kann ſich, als überzeugter Demokrat, nicht in die Byzantinerſitte ducken noch, als Kulturmenſch, ſelig den Mordgeruch des Krieges einſaugen und wird drum von Junkern, Pfaffen, Kriechern aller Sorten mit Koth kartätſcht." Beide Legenden ſind von Thorheit gezeugt, in Thorheit empfangen worden. Herr Hauptmann liebt die Heimath, die ihm die Sprache gab, und hat das Recht, ſie auf ſeine beſondere Weiſe zu lieben; er giebt dem Kaiſer Napoleon nicht, was dem Bonaparte gebührt; er hatte ſicher nicht das Bewußtſein, alten Preußenruhm zu ſchmälern; und dürfte, ſo frank wie der Kamenzer Leſſing, ſagen, daß er im Patriotismus nur heroiſche Schwachheit ſehe. Dem ruhig prüfenden Blick ſcheint er weder „vaterlandlos" noch „gottlos". (Wäre ers und wirklich auch ein großer Poet: Alldeutſchland müßte ihn dennoch ſegnen.)

Die Unfrommen sind diesmal nicht klüger. Niemand hatte dem Festspieldichter zugemuthet, Friedrich Wilhelm zu kränzen (den nicht einmal der Urenkel, sonst bis in Ueberschwang ahnenfroh, in seinen Saekularreden erwähnt hat.) Niemals konnte ein Demokrat, ein Parteigenosse Posas, Kaempfs und anderer steif Aufrechten, die nicht Fürstendiener sein können, sich besseren Stoff erwünschen, erfinden als den aus dem Kriegsjahr 1813 überlieferten. „Das Volk steht auf: und Fritzens Erbe hockte zag im Winkel? Freiheit oder Tod: Weibern wirds, Kindern die Losung. Deutschen Volksthumes herrlichstes Jahr. Hier war, über Stand und Kaste hinweg, ein Rhythmus; war eine Flamme, die aus Finsterniß vorwärts zu leuchten vermag." Am fünfzehnten März ist die Preußenstimmung hier so gedeutet worden. Die könnte der Demokrat nicht dichten? Dummes Zeug. Seid aber gewiß, morgen zu lesen (wenn Ihrs nicht schon gestern gelesen habt), das gewaltige (erste Variante: eigenartig feine, zweite: den Alltagseffekten vornehm ausweichende) Werk sei vom Gepfauch der Blauen und der Schwarzen, der Heiligen und der Ritter, von den Brettern geweht und, dadurch, wieder einmal erwiesen worden, daß Preußen nicht zu den Kulturstaaten zu zählen ist. Denn in keinem anderen Lande der westlichen Welt wäre solche Verunglimpfung des Genius möglich gewesen. In keinem anderen Land, müßt Ihr den Brüllern erwidern, nicht in der freisten Republik, unter solchen Umständen, auch nur eine zweite Aufführung. Nicht, weil das Werk aus „schlechter Gesinnung", aus einem dem Volksgemüth untreuen Hirn, sondern, weil es aus träger Routine kam; weil aus verhunztem Stoff Quark ward; und weil die Nation, die sich nicht selbst verachten will, niemals dulden darf, daß die Kronjuwelen ihres Mythos und ihrer Geschichte mißbraucht werden, um Gafferaugen mit dem Anblick aufspritzenden Tümpelgerinnsels zu ergötzen.

„Festspiel in deutschen Reimen; zur Erinnerung an den Geist der Freiheitkriege." Ein Direktor (Theater-Herrgott). Pallas Athene (die zugleich „Deutschland" ist). Die Pythia. Die Furie. Philistiades (der nicht etwa an den Pfahlbürger, sondern an den Mimusdichter Philistion erinnern soll). Alles, damit Preußen, sechs- oder zehntausend an jedem Abend, die an Einfalt schlichtesten gar, empfinden lernen, was anno 13 im Adlerland geschah. Kann Ohnmacht sich trauriger offenbaren? Fritz von Preußen: ein prügelsüchtiger Pfaffenfresser, der fremde Wortbrocken ausspuckt, aber

auf „Kinder vom Adlergeblüt“ ein „Pergamen für das deutsche Gemüth“ reimt. Stein: ein Salbader, der, schlimmer als vetus ille Cicero, Mars und Romulus bemüht. Gneisenau: ein Witzbold und Redeklöppler. Scharnhorst, der ganz von seiner Soldatenvision, seiner Heererzieherpflicht umsponnene: ein liberaler Bezirksvereinsredner. Fichte: der entkuttete Kapuziner aus Wallensteins Lager; und ein Kathedergeck, dessen erster Satz ist: „Ich bin gewiß, Ihr vernahmet schon von meinen berühmten Reden an die undeutsche Nation.“ Aus Keinem klingt ein Ton des Wesens, das uns die That oder ein beglaubigtes Wort gekündet hat. Kleist: „Ich liege in einem brennenden Bette; nachts wecken mich Stimmen: Rette! Rette!“ Und dieser Heinrich unterschied sich von sanfteren doch just dadurch, daß er nie, noch so müde, in einem brennenden Bett liegen blieb und schlafen konnte, bis ihn das Tuthorn aufscheuchte. Hört seine Selbstanzeige: „Wer mich auf Tellens Armbrust weist, Der hat erkannt mein tiefstes Sinnen, mein heimlich-düstres Gedankenspinnen. Ich bin der Dichter Heinrich von Kleist. Mein Tag würde anbrechen, könnt' ich den Korsen niederstechen.“ Ein lallender Hampelmann. Noch ein paar deutsche Reime? „Du willst bei tragischer Helden Todesröcheln Dein leis sardonisch Kinderlächeln lächeln.“ „Unsere Bühne ist dieses Gerüst, nicht mehr! Wir mimen, so zu sagen, plein air. Wir beginnen auf deutsche Weise mystisch und enden quasi klassizistisch.“ „Seht Ihr den glühenden Fächer? Mütterchen Rußland ist sein Ursächer.“ „Eher wird ein Franzos zum Herero als ein deutscher Hammel zum Torero. Was ist Europa? Ein Ländlein. Ein Gernegroß, sogenanntes Kontinentlein.“ Lüderlichkeit ringsum. Die Hinrichtung Ludwigs des Sechzehnten wird ins Jahr 1793 „nach Jesu Christi Kreuzesnoth“ verlegt. Napoleon Bonaparte, der 1794 Brigadegeneral und Todfeind der korsischen Rebellen war, wird, in diesem Jahr, als ein Bengel vorgeführt, der die Franzosen haßt und mit einem (die Welt bedeutenden) Kreisel spielt. Von dem Mann des achtzehnten Brumaire, dem Geächteten, dem die Verschwörung der Generale in die Macht half, wird gesagt, die crapule habe ihn aus dem Gewühle gehoben. Und so weiter. Von der „Erinnerung an den Geist der Freiheitkriege“, die dem Leser des Buches erstes Blatt verheißt, habe ich nirgends ein Düftlein gerochen.

Allerlei aber von anderer „Erinnerung“. Den feinen Eklek-

tiker, der so oft an ihm taugliche Quellen fand, hat diesmal der Tastsinn schmählich genarrt. Er hat sich an Goethe erinnert, wollte aus dem Auge des Mahadöschöpfers auf Preußengewimmel und Franzenwirrniß niederblicken: und verlief sich in den Dunstkreis von Plundersweilern. „Ist wohl zurecht und wohl zu Muth, zäunt Jeder sich ein kleines Gut, beschneidt die Nägel in Ruh und Fried und singt sein Klimpimpimperlied. Nun wird Herr Jupiter ergrimmt, seinen ersten besten Strahler nimmt und schmeißt den Kerl, die Kreuz und Quer, hurlurliburli ins Thal daher." Das ists. Gneisenau: „Und ob das Werkstück noch so köstlich und die Fassade noch so festlich, ohne Grundriß, ohne Statik bleibt das Ganze Tataratatik." Blücher: „Wat soll mich denn dem Friedenstirili? Ick bin for Infanterie und Kavallerie." (Sogar die Vorhänge, die sich, einer nach dem andern, öffnen, sind aus Goethes Schönbartspiel.) Leset die Historie von Ahasverus und Esther und des Marktschreiers Zwischenrede. Das Neuste von Plundersweilern. Das Fastnachtspiel von dem Pater Brey und dem Hauptmann, in dessen Gewese „geht Alles durcheinander wie Mäusedreck und Koriander." Das ists. Das Puppenspiel eines Schmächtigen, der von dem vor hundert Jahren Geschehenen kaum mehr als eines Stadtkindes Vorstellung hatte, auch nicht mühsam ins Innere von Menschen und Dingen sich einbohren mochte, dem seines Herzens milde Leuchte, die Lyrik des Mitleids, hier nicht vorwärts half und der drum munter dem großen Muster nachkeuchte, nachpfriemte. Eines, der manchmal im Trieb zarte Menschlichkeit, doch nie Größe gestalten, nie eines ragenden Geistes Burg wölben konnte. Der im Krieg nur das garstigste Uebel, in der Staatsgewalt nur den Büttel und Censor sieht. Der, rechtschaffen, meint, Preußen („Wahlrechtsschmach! Wahlkreisgeometrie!") lechze nach liberaler Regirung. Der die Ueberwinder des fremden Knechters von „Athene Deutschland" in einen gothischen Dom, zum Pazifizistenfest, führen läßt. Und seine „Erinnerung an den Geist der Freiheitkriege" der alten Frau von Suttner widmet. Puppenspiel. Im engsten Raum dürften Marionetten es flink agiren. Und Pythia tanzt.

Die größte Halle der Erde. Der größte lebende Dichter. Jahrhundertfeier. Dreihunderttausend Mark verthan. Fünf Jahre lang konnten zehn deutsche Dichter davon sorgenlos leben; und brauchten nicht nach profitlichen Aufträgen umherzuschnuppern.

Die Weltanschauung der Halbgebildeten.

An dem Monismus Wilhelm Ostwalds tritt im Lauf eines Jahrhunderts zum zweiten Mal eine Weltanschauung hervor, die sich besonders ihrer Wissenschaftlichkeit rühmt. Die erste war der Marxismus. Dieser zog, auf Hegel gestützt, seine Argumente aus dem abstrakt logischen Denken, dessen Zuverlässigkeit Marx eben so wenig anzweifelte wie Ostwald die Unfehlbarkeit der naturwissenschaftlichen Erfahrung. Während nun die Gedankenketten des Marxismus so verwickelt sind, daß wohl kaum Einer der Millionen von Arbeitern, die heute angeblich auf seinem Boden stehen, sie entwirrt hat, ist im Gegentheil Ostwalds Gedankenwelt von einer geradezu verblüffenden Klarheit. Die Wirkung auf die Massen ist die selbe. Marx ist zu dunkel, um kontrolirt werden zu können. Ostwald ist so hell, daß alle geschickt wegeskamotirten Schwierigkeiten vergessen werden. Der Marxismus kam der alten deutschen Versonnenheit entgegen, die gern Alles, was schwer verständlich ist, für tief hält; Ostwalds Gedankenwelt entspricht dem denkfaulen Amerikanismus, der vor allen Dingen etwas unmittelbar für das tägliche Leben Verwendbares sucht. Das wäre an sich kein schlechtes Streben; der Fehler beginnt erst, wenn allzu anspruchlose Geister in der klaren Beschreibung eines Naturvorganges eine philosophische Erklärung oder gar eine Religion, in einer praktisch nützlichen Lebensregel die Grundlage einer Ethik sehen wollen. Während nun Marx durch Dunkelheit die Blicke verwirrt und Ostwald durch unnatürliche Helle die Augen blendet, gelingt es ihnen, für ihre Hypothesen das in unserer Zeit in Folge einer oberflächlichen Auffassung des Christenthums freigewordene und nach einem neuen Ziel suchende Glaubensbedürfniß der Massen in Bewegung zu setzen. Die Hypothese heißt in beiden Fällen: Nicht Glaube, sondern Wissenschaft soll den neuen Menschen leiten. Aber da immer nur wenige Menschen wirklich wissenschaftlich sind, da obendrein die Resultate der Wissenschaft schwanken, verworfen werden, auch oft nicht unmittelbar angewendet werden können und das metaphysische Bedürfniß des Menschen durchaus nicht befriedigen, so leitet nicht Wissenschaft den neuen Menschen, sondern der Glaube an den Begriff Wissenschaft, wie ihn einst Marx für die materiell, heute Ostwald für die geistig Hungernden und Dürstenden geprägt hat. Wenn auch die Wissenschaft zweifellos viele Leiden der Menschheit mildert und noch viel mehr mildern wird, so ist ihr doch das Problem des Glückes, das nicht nur von hygienischen Wohnungen und auskömmlichem Arbeitlohn ab-

hängt, nicht zugänglich. Hier hat der Glaube das Größte geleistet; und selbst das Glücksgefühl, das die Zugehörigkeit zum Monistenbund begleiten soll, beruht auf dem Glauben an die Hypothese einer allein seligmachenden Wissenschaft.

Der Monist verachtet das Christenthum, das die Seligkeit in das Jenseits lege, während er sie schon im Diesseits sucht. Das richtig aufgefaßte Christenthum aber findet die Seligkeit auch bereits im Diesseits. Sie beginnt mit dem Gefühl der Gotteskindschaft des Gläubigen, der sich in Gottes Hand weiß und dem deshalb „nichts geschehen kann". Dies ist das Glück, das die Religionen zu geben vermögen, falls auch ihre Dogmen zweifelhaft sind. Der Monismus dagegen verlegt die Seligkeit, wenn auch nicht in das Jenseits, so doch in die Zukunft und giebt dem heute Leidenden den schwachen Trost, daß er, dessen Seele mit dem Körper stirbt, dem Glück einer künftigen Generation vorgearbeitet hat. Das ist asketischer als irgendein Gedanke, der auf dem Boden des Christenthums gewachsen ist. Ostwald gesteht sogar offen, daß künftig die Wissenschaft vielleicht doch einmal irgendetwas wie ein Fortleben nach dem Tod beweisen wird; falls es geschieht, wäre das von ihm eröffnete monistische Jahrhundert das jammervollste von allen. Früher glaubte man aus Religion an das Fortleben der Seelen; später wird es vielleicht die Wissenschaft beweisen. Nur das monistische Zeitalter glaubt es nicht und weiß es nicht.

Alle früheren Religionen, wissenschaftlichen Forschungen und künstlerischen Weltanschauungen rühmten sich ihrer Ahnen. Jesus kam nicht, um das Gesetz aufzulösen, sondern, um es zu erfüllen. Die aufstrebende Wissenschaft der Renaissancezeit und besonders des achtzehnten Jahrhunderts in Deutschland fühlte sich in fruchtbarer Verbindung mit den Alten. Wer Goethes Weltauffassung annahm, brauchte nicht, was ihm lieb war, als Ballast über Bord zu werfen. Goethe hebt weder die Evangelien noch Aristoteles auf: Wer aber Ostwald auf den Bahnen seines Monismus folgt, Der muß erst Alles verachten lernen, was er früher geliebt oder geehrt hat. Der Monismus unterfängt sich, als Ersatz für alle Kulturschätze aller Zeiten und aller Zonen zu gelten. Das muß Mißtrauen erwecken und berechtigt, ein sehr strenges Inventar seines Gepäcks aufzustellen und seine Legitimationen zu prüfen. Wir werden bald sehen, daß das wenige Positive, was er mitbringt, aus Beutestücken der geplünderten Vergangenheit besteht.

Sogar eine, wenn auch blasse Märtyrergloriole nimmt der streitbare Monismus für sich in Anspruch. Ostwald beginnt seine Monistischen Sonntagspredigten mit folgenden Worten: „Monist

zu sein und zu heißen, bringt heutzutage weder gesellschaftliche Auszeichnung noch wirthschaftliche Vortheile. Wenn sich also Jemand zu diesem Namen bekennt, so thut er es, weil es sich dabei für ihn um Güter handelt, die ihm höher stehen als jene Dinge, die doch für die meisten Menschen das Ziel ihres Strebens und den Inhalt ihrer Arbeit bilden." Damit soll wohl der Glaube erweckt werden, die Beschäftigung mit dem Monismus sei dem Erwerb der Schätze, die Motten und Rost fressen, hinderlich. Mit solchen Worten trifft Ostwald gleich eine der empfänglichsten Seiten der modernen Psyche. Heute, wo, wie Alles, auch das Märtyrerthum billig geworden ist, scheint Einzelnen, die in der obskuren Masse leben, nichts verlockender, als auch für sich Etwas von dem Ruhm in Anspruch zu nehmen, ein verkannter, ja, verfolgter Vorkämpfer neuer Ideale zu sein. Selbst einem Beamten wird aber das Bekenntniß zum Monismus kaum schädlich sein, so lange er es nicht in einer auffallenden Art ausschreit. Das hat aber unmittelbar nichts mit dem Monismus zu thun. Man würde es ihm eben so verübeln, wenn er sich in einer übertriebenen Weise als Frömmler oder Moralschnüffler geberden wollte. Der Grund liegt nicht darin, daß die Obrigkeit den Geist des Beamten zu knechten wünscht, sondern darin, daß sie ein würdiges Verhalten von ihm verlangt. Im Uebrigen kann auch heute in Preußen jeder Beamte nach seiner Fasson selig werden. Diese einfachen Thatsachen werden immer und immer wieder verdunkelt und so wird Leuten, die gar nichts thun, was ihnen im Lebenskampf irgendwie abträglich wäre, die nur gelegentlich durch aufdringliche und ausfallende Reden die religiösen Empfindungen anderer Menschen verletzen, ermöglicht, sich eine billige Märtyrerkrone vom Sims zu stehlen. Für sie ist der Monismus mit seinem Kampf gegen „alle die verstaubten Lügen, die eine Priesterkaste zur Knebelung der Geister aus grobem Eigennutz ersonnen hat", die gegebene Weltanschauung.

Abgesehen von dieser Ermuthigung für Jeden, der seinen Beitrag zum Monistenbund zahlt, sich zu den „Fortgeschrittenen" und „Hochentwickelten" zu zählen, besitzt der Monismus vier Hauptmethoden, wodurch wirklich der Bildung bedürftige, aber ungeschulte Geister getäuscht werden müssen.

1. Wilhelm Ostwald verkündet in seinen Büchern eine Reihe von Lebensregeln, denen nicht widersprochen werden kann, so den Hauptgrundsatz: „Verschwende keine Energie, sondern verwerthe sie." Dieser Ausspruch gehört zu den Wahrheiten, die (auf das praktische Leben beschränkt) nur zu wahr, also selbstverständlich sind. Sie stehen an Werth etwa der Aufforderung gleich, die sich

früher manche Leute gedruckt ins Zimmer hängten: „Mensch, ärgere Dich nicht!“ Nun ist ja richtig, daß gerade solche billigen Wahrheiten in der Praxis immer wieder außer Acht gelassen werden und daß Manchem, der sich irgendwie verrannt hat, ein Dienst damit geschieht, wenn ihn Jemand mit autoritativer Stimme wieder einmal daran erinnert. Dies geschieht heute in Amerika überall und gewiß mit Nutzen. Von dort ist uns auch, als Vorläufer ostwaldischer Lehren, ein viel belachtes und doch für Manchen ganz nützliches Büchlein gekommen, das den Titel trägt: „Wie werde ich energisch?“ Begnügte sich nun Ostwald damit, ein Bändchen: „Wie werde ich energetisch?“, vielleicht mit Angabe eines Termins, etwa in vier Wochen, herauszugeben, so wäre nichts gegen ihn zu sagen; aber er erhebt den Anspruch, Kant zu entthronen, an die Stelle des kategorischen den energetischen Imperativ zu setzen.

Ich halte das von Ostwald herangezogene Beispiel eines Kaufmanns für ganz zutreffend, der ihm für die Belehrung, man solle keine Energie verschwenden, einen Dankbrief schrieb, da er, seit er diesen Satz beherzige, ein viel besserer Geschäftsmann geworden sei. Wenn man heute einen Landbriefträger, den wunde Füße an der Ausübung seines Berufes hindern und brotlos zu machen drohen, endlich dazu bringt, die Mehrausgabe für bequeme Stiefel nicht länger zu scheuen, so kann man wohl einen völligen Umschwung in sein bisher unerträgliches Dasein bringen, indem man ihn lehrt, durch verminderte Reibung Energie zu sparen. Beweist aber der jauchzende Eintritt des Mannes in den Monistenbund Etwas für den Monismus? So erklären sich dessen Erfolge. Das Wesentliche ist, daß diese „goldenen Regeln“ nur im Alltagsleben anzuwenden sind. Alles Geniale und Heroische schwankt zwischen eben so „unvernünftiger“ Trauer wie „unbegründetem“ Jubel hin und her, beruht also auf Energieverschwendung.

2. Dem Monismus noch eigenthümlicher als diese allzu wahren Wahrheiten sind gewisse Irrthümer, die durch eine Ostwald gewiß selbst unbewußte Taschenspielerei zu Scheinwahrheiten werden. Ostwald sagt: „Da die Menschheit fortschreitet, so sind im Allgemeinen ihre Leistungen um so besser und werthvoller, je näher dem gegenwärtigen Augenblick die Zeit liegt, in der sie geschaffen worden sind.“ Die Prämisse, daß die Menschheit fortschreitet, wird als erwiesen genommen und ist auch zur Hälfte wahr; in technischer Hinsicht schreitet die Menschheit ganz zweifellos fort, eben so in der Naturerkenntniß. Daher ist es ganz richtig, daß eine Lokomotive aus dem Jahr 1913 besser sein muß als eine aus dem Jahr 1870 und daß bei der rapiden Entwickelung der

Chemie Lehrbücher dieser Wissenschaft oft schon nach zehn bis fünfzehn Jahren veralten. Dabei wird aber die Thatsache unterschlagen, daß die Menschheit auf anderen Gebieten heute durchaus nicht fortschreitet. Wer möchte behaupten, daß wir bessere Dichter als Goethe und Shakespeare, „fortgeschrittenere" Architekten als Bramante, „höher entwickelte" Musiker als Beethoven haben? Auf allen Gebieten der Kunst steht unser Zeitalter hinter der Vergangenheit zurück. Auch haben wir keinen Historiker, den man mit Ranke vergleichen könnte, keinen Philosophen von der Bedeutung Schopenhauers oder Nietzsches (welche Einwände man auch immer gegen ihre besonderen Systeme erheben mag). Ferner hat es, so lange die Welt steht, immer für einen Rückschritt gegolten, wenn die Massen, das Geld oder die Frauen zu besonderer Macht gelangten. Insoweit nun unsere Zeit ausgesprochene Tendenzen zur Massen-, Geld- und Frauenherrschaft hat, ist sie gewiß nicht fortschrittlich. Auch das religiöse Leben unserer Zeit kann den Vergleich mit früheren Jahrhunderten nicht aushalten. Grasser Materialismus und verstiegene Sektirerei stehen einander gegenüber. Der Grundsatz Ostwalds bedarf also der Einschränkung. Nur auf den technischen Gebieten ist das Neue heute besser als das Alte. So ist es freilich auch auf den Gebieten der Kunst manchmal gewesen. Auch hier gab es fortschrittliche Zeiten. So geht Goethes Leistung einen großen Schritt über die Lessings hinaus und Rembrandt und Bach erfassen erst, was ihre Vorgänger ertasteten.

Auf Grund seines willkürlichen Dogmas vom allgemeinen Fortschritt kommt Ostwald zu der ungeheuerlichen Behauptung, daß die Religion schon darum der Wissenschaft unterlegen sei, weil sie das Aeltere, ja, dem Thierzustand Nähere sei. Auch hierin liegt natürlich wieder ein Körnchen Wahrheit, wenn man an die groben animistischen Religionen wilder Völker denkt. Indem aber Ostwalds Distanzlosigkeit diese Unterscheidung unterdrückt, kommt er zu dem Resultat, daß die Religion überhaupt, also auch der Buddhismus und die Lehre Jesu, dem Thierzustand näher sei als der Monismus. Weil Wissenschaft das Spätere ist, soll sie, schon deshalb, Religion und Kunst an Werth übertreffen. Der Verstand soll eine Höherentwickelung über das Gefühl hinaus sein. Da ist nun die Frage zu stellen, ob denn etwa die Mutterliebe niedriger ist als die Fähigkeit, den pythagoräischen Lehrsatz zu beweisen, weil sie längst eine Eigenschaft des Weibes war, ehe auch nur der Mann an Mathematik dachte. Mit seiner falschen Werthung aber kommt Ostwald heute weiten Kreisen entgegen, die gern das Natürliche und primitiv Menschliche gegen das Civilisirte und Intellektuelle

herabsetzen möchten. Ein großer Theil der die „Bewegung“ mitmachenden Frauen sieht heute in der Mutter schon die Frau zweiten Ranges, während das Fräulein, das sich durch Studium in den Stand gesetzt hat, Männerangelegenheiten wenigstens in ihrem Mechanismus zu begreifen, wenn auch nicht selber produktiv zu fördern, die Höherentwickelung darstellt. Jedes gesunde Gefühl aber bäumt sich gegen diese Konsequenz und in der Frauenbewegung selbst ist der Widerspruch dagegen wach. Ostwalds Lehre führt geraden Weges in Sterilität. Sie nennt sich Naturphilosophie und schlägt der Natur ins Gesicht.

3. Seine Verachtung des Alten schränkt Ostwald hier und da selbst ein Wenig ein und giebt zu, daß man sich des Guten bedienen müsse, auch wenn es von Denen geahnt worden sei, die so unglücklich waren, vor dem monistischen Zeitalter auf dieser Erde zu leben. So gelingt es ihm doch, einige große Namen (besonders Goethe und Spinoza) als Eideshelfer für den Monismus zu gewinnen, freilich durch Mißdeutung der Aussprüche dieser Autoritäten. Ostwald citirt Goethes Worte: „Wer Wissenschaft und Kunst besitzt, hat auch Religion, wer jene Beiden nicht besitzt, Der habe Religion.“ Das läßt sich auf den Monismus anwenden, aber etwa so: Da der Monismus keine Religion hat, ja, die Religion als etwas der Wissenschaft Unterlegenes, dem Thier näher Stehendes gering achtet, kann er weder Wissenschaft noch Kunst besitzen, die nach Goethe Religion bedingen würden. Und wie vertragen sich gar die letzten beiden Verse, die, in ein modernes Schlagwort übersetzt, so viel heißen wie: „Dem Volk muß die Religion erhalten werden“, mit Ostwalds Tempel- und Bilderstürmerei, zu der er gerade Diejenigen ermuthigt, die ihrer ganzen Bildung nach weder Wissenschaft noch Kunst besitzen können?

Ostwald scheut sich nicht, nach dem Höchsten zu greifen, um das Trivialste damit zu schmücken. So glaubt er allen Ernstes, daß seine Nützlichkeitmoral, die den das äußere Wohlergehen der Menschheit fördernden Erfinder am Höchsten bewerthet, mit dem „amor intellectualis“ Spinozas verwandt sei, jener mystischen Erhebung, welche „die Liebe ist zu Dem, was unveränderlich und ewig ist“, also das Gegentheil der Energetik.

4. Die charakteristischste Methode Ostwalds aber ist, daß er scheinbar neue Wahrheiten bringt, die er der Vergangenheit einfach entlehnt. Obwohl er im Gegensatz zu Rousseau das bellum omnium contra omnes des Naturzustandes anerkennt, verlangt seine Ethik die Nächstenliebe und das Solidaritätgefühl der Menschheit. Statt nun zuzugeben, daß diese Begriffe der christlichen Ethik

entlehnt sind, erklärt er sie für naturgesetzlich. Er beruft sich hier nicht auf das Christenthum, weil er es an anderen Orten aus den verschiedensten Gründen bekämpfen muß. Er setzt an dessen Stelle das Wort, das genau das Gegentheil bedeutet: Naturgesetz; und rechnet darauf, daß nach einer Jahrhunderte langen christlichen Zucht ein Instinkt zur Nächstenliebe eine Art zweiter Natur der Menschheit geworden ist. So gehen Ostwalds zahlreiche Jünger, die er „von dem Zwang der Kirche befreit", kritiklos darüber hinweg, daß er ihnen die christliche Ethik weiter empfiehlt und sie als das Natürliche bezeichnet. Geradezu kantisch wirkt er aber, wenn er Sittlichkeit und Freiheit dadurch zu vereinen sucht, daß „der Wille des Gesetzes nichts Anderes sein kann als der eigene Wille". Damit überschreitet Ostwald die geweihte Schwelle der Ethik und gelangt dahin, wo nur Der frei ist, der selbst nichts Anderes mehr will als die überpersönlichen Gewalten, mag man sie nun göttliche oder Naturgesetze nennen. Aber Ostwald betritt diese Gebiete als ein ungeweihter Eindringling, ein Emporkömmling des Geistes. Er eignet sich Alles an, betastet und benutzt es, ohne zu ahnen, daß die Entwickelung von Jahrtausenden auf ihn niederschaut.

Die Folge dieser vier Grundunwahrhaftigkeiten des Monismus ist nun ein Vokabular ganz eigener Art. Das Wort Wissenschaft wird genannt: und alle großen Assoziationen erwachen, die sich damit verknüpfen, alle Verehrung wird aufgerufen, die diesem Begriff insbesondere von Denen entgegengebracht wird, die wenig Wissenschaft besitzen; und in Wirklichkeit ist gar nicht Wissenschaft gemeint, sondern Monismus. Was aber geschähe, wenn die Wissenschaft den Dualismus nachwiese oder wenigstens wahrscheinlicher machte als den Monismus (was neuerdings wieder Henry Bergson gethan hat)? Ostwald wendet sich mit Vorliebe an die Unwissenschaftlichen, die nicht nachprüfen und nicht wissen können, daß Darwins Theorie heute in der Wissenschaft nicht mehr so unerschüttert dasteht, wie er zu glauben scheint. Er lockt auch mit dem Wort „Glück". Was er jedoch meint, ist nichts Anderes als das durch den wissenschaftlich und technisch bedingten Komfort zu vermehrende äußere Behagen; aber eben so wenig, wie mit Energieersparniß eine Ethik zu begründen ist, können die technischen Erfindungen die Summe des Glücks vermehren, das ja nicht in den Dingen liegt, sondern in unserer Reaktion auf sie. Nach Ostwald wäre Alexander der Große, der in der Blüthe der Jugend auf der Höhe eines reichen Lebens starb, unglücklicher als ein emeritirter Naturwissenschaftler, der zwischen Telephon und W. C. behaglich altert und vergnügt die Spalten der Zeitungen füllt. Was weiß

der Monist von dem Glück des Helden am Abend der Schlacht, von dem des Frommen, der in sich die Gotteskindschaft erlebt, von dem des wirklich schöpferischen Menschen, wenn er nach einer Epoche sinnloser Energievergeudung mit zitternden Nerven eine Vision hat und festhält?

Heute, wo die heroischen und religiösen Werthe im Schwinden sind, klammert sich der stets nach Erhöhung langende Mensch an das Schöpferische. Er will das Produkt des schöpferischen Menschen mit erleben; als höchste Seligkeit erscheint ihm, selbst schöpferisch zu sein. Auch diese seelische Disposition unserer Zeit weiß Ostwald sehr klug zu verwenden. Er sagt, er bewerthe den schöpferischen Menschen als den höchsten; aber er meint nur den erfinderischen, oft sogar nur den findigen Menschen. Für ihn hat Edison der Menschheit mehr gegeben als Goethe. Auch die Bildung preist Ostwald und möchte sie Jedem zugänglich machen, aber er versteht darunter nur Besserwissen möglichst Vieler auf dem Grund der ihnen gepredigten monistischen Halbwahrheiten. Ostwald liebt auch das Wort „durchgeistigen"; aber was meint er damit? Er deutet es an bei der Besprechung des „amor intellectualis" Spinozas. Diesen Begriff, der, wie gesagt, die tiefste intuitive Gotterkenntniß aus der inneren Erfahrung ausdrückt, übersetzt Ostwald leichthin mit den Worten „denkende Liebe" und sagt, sie sei die begeisterte Hingabe an Güter, die durch den Verstand, durch die Ueberlegung, durch das Urtheil gewonnen sind. Gerade das Gegentheil meint Spinoza, denn sonst hätte er nicht gesagt „amor intellectualis", sondern „amor rationalis". Wir wissen also, was Ostwald unter „durchgeistigen" versteht, nämlich: rationalisiren.

Jeden, der die Welt nicht durch den Verstand, sondern aus der inneren Erfahrung zu begreifen und zu erfühlen sucht (wozu ihm das eigene Schicksal, Geschichte, Kunst und Religion eine überraschende Fülle von Material geben), nennt Ostwald einen Kulturschwärmer alten Stils, weil er das überreizte Treiben und Hasten des modernen Lebens skeptisch betrachtet und das Glück lieber „in der Versenkung in ruhige, möglichst unveränderliche, stimmungsvolle Zustände sucht". Die Monisten dagegen halten „eine so zurückgezogen kontemplative Existenz für öde und inhaltlos". Auch hier kommt Ostwald den besten Instinkten der Menge entgegen, die nach Lebensinhalt streben; aber was versteht er unter Lebensinhalt? Er erklärt es, indem er die ihm werthvollen Menschen schildert: „Sie fühlen von ihrem eigentlichen Lebensodem nur innerhalb der Großstadt, wo jede Stunde etwas Neues bringt, wo die Nachrichten von den Ereignissen der ganzen Welt in kürzester Frist zu-

sammentreffen und mit einander in Wechselwirkung gerathen". Er vergißt, daß die Großstadt gerade dem selbst Inhaltlosen, wenn auch keinen eigenen Inhalt giebt, so doch eine dauernde Anfüllung seines Hirnes mit Fremdem ermöglicht, wenn auch kein schöpferisches Gestalten, so doch ein geschäftiges Arbeiten begünstigt.

Daß Ostwald auch für das Recht der Ueberzeugung eintritt, versteht sich; aber was meint er mit Ueberzeugung? Genau das Gegentheil Dessen, was eigentlich darunter zu verstehen ist. Seine Gemeinde besteht gerade aus den Halb- und Viertelgebildeten, die aus Mangel an Ueberzeugung blind die monistischen Lehren nachbeten. Das Aeußerste, was diese nicht Ueberzeugten, sondern nur Ueberredeten an Mißachtung fremder Ueberzeugung geleistet haben, ist der Ausschluß eines Mitglieds aus dem Monistenbund, weil es sich gegen die Impfung ausgesprochen hatte. Die „Wissenschaft" hat die Impfung für gut erklärt, also darf Einer, der dagegen ist, nicht länger Monist sein. Behauptet Dieser nun etwa, die Madonna von Alt-Oetting oder die Heilige Mutter von Kasan sei ihm im Traum erschienen und habe gesagt, das Impfen stinke vor dem Angesicht des Herrn? Nein; auch der Impfgegner beruft sich auf die Wissenschaft. Welche Wissenschaft aber ist die rechte? Man sieht: es handelt sich so wenig um Wissenschaft wie um Ueberzeugung, sondern, wie bei jeder Sekte, um Dogma und blindes Gehorchen.

Oskar A. H. Schmitz.

Die Fragen der Wissenschaft sind sehr oft Fragen der Existenz. Eine einzige Entdeckung kann einen Mann berühmt machen und sein bürgerliches Glück begründen. Die Behandlung ist null und alle Wirkung liegt im Aperçu. Dabei ist wenig Allgemeines und Subjektives, sondern die einzelnen Manifestationen der Naturgesetze liegen alle sphinxartig, starr, fest und stumm außer uns da. Jedes wahrgenommene neue Phänomen ist eine Entdeckung, jede Entdeckung ein Eigenthum. Taste aber nur Einer das Eigenthum an: und der Mensch mit seinen Leidenschaften wird sogleich da sein. Sobald man in der Wissenschaft einer gewissen beschränkten Konfession angehört, ist jede unbefangene, treue Auffassung dahin. Die Weltanschauung aller in einer einzigen, ausschließender Richtung befangener Theoretiker hat ihre Unschuld verloren. Geben diese Gelehrten von ihren Wahrnehmungen Rechenschaft, so erhalten wir, trotz der höchsten persönlichen Wahrheitliebe des Einzelnen, dennoch keineswegs die Wahrheit der Objekte; sondern wir empfangen die Gegenstände immer nur mit dem Geschmack einer sehr starken subjektiven Beimischung. (Goethe.)

Vita vecchia.*)

Ich wußte nicht, daß ich schön bin. Mein erster Ball hat es mir enthüllt. Wie wären die schweren, langen Stunden von Jedlesee erleichtert, verkürzt worden, wenn ich meine Schönheit gekannt hätte!

Aus dem Kloster bin ich in die Wälder gegangen, Schloßherrin, aber Einsiedlerin, Monate lang der Krankheit gegenüber, selbander mit dem Tod lebend, neben dem Bett, auf dem mein Vater seufzte. Nachdem ich ihn verloren hatte, mußte ich die Zeit der Trauer mannichfachen, verwickelten, ermüdenden Interessen widmen. Als die strengen Pflichten erfüllt waren, ist meine Tante gekommen, hat mich dem schläfrigen Dämmern, in dem ich lebte, entrissen und mich in die Welt eingeführt, wie man ein Kind ins Wasser wirft, um ihm das Schwimmen beizubringen. Zwischen meiner Abreise von Jedlesee und meinem ersten Ball ist ein Monat vergangen, in dem ich nur Lieferanten, Schneider, Näherinnen gesehen habe.

Als ich am Arm des alten Ministers, der meinem Vater befreundet gewesen, erschien, wurde ich einen Augenblick von dem Glanz der Kronleuchter und dem Feuerwerk der Blicke geblendet. Plötzlich überkam mich eine sonderbare Sicherheit, als ob ich die Natur wechselte. Ich hörte auf, geblendet zu werden; ich blendete. Mein Glanz wurde von allen Augen zurückgeworfen.

Das Leben in frischer Luft, die Gewohnheit, zu reiten und zu jagen, das frühe Aufstehen und Schlafengehen: das Alles hat die rosige Weiße meiner Haut und die geschmeidige Bestimmtheit meiner Bewegungen geschaffen. Ich habe die Gewohnheit, mit Anmuth zu befehlen, und man gehorcht mir: die Grazie des jungen Mädchens vereint sich in mir dem Charakter der Frau. Ich bin schön, sehr schön: und tief glücklich!

Jugend und Schönheit verachten, weil sie vorübergehen, scheint mir ein trauriger und falscher Gedanke. Verachtet man die Blumen, die doch so vergänglich sind? Warum beim Menschen nicht den Zustand der Blüthe und dann den Zustand der Frucht bewundern?

Meine Tante macht dieser Triumph bang um mich. Sie hat alle Predigten, die sie in ihrem Leben gehört hat, wiederholt, um mir vorzureden, was durchaus nicht angebracht ist: „Ich würde nicht immer zwanzig Jahre alt sein noch einen so frischen Teint haben noch . . .“ Das weiß ich. Aber dann wird es süß sein, mich an meine schöne Zeit zu erinnern; daß ich schön war, mir zu sagen, wenn ich es nicht mehr bin. Noch bin ich schön; und ich freue mich darüber.

---

*) Ein in sich, aus sich verständliches Stück aus dem „Unbekannten Schicksal“, das Herr Emil Schering, als zweiten Band der „Romane Peladans“, bei Georg Müller herausgiebt. Dieser deutschen Ausgabe ist der selbe Erfolg zu erhoffen, der Scherings deutschem „Strindberg“ beschert ward. Denn hier ist wieder ein starker Dichter für Europäer.

Ich freute mich so naiv, daß ich solche Strahlen warf! Man ließ einen ehrwürdigen Geistlichen kommen, damit er mich vor den Hinterhalten der Welt warne. Er hat besser gesprochen als meine Tante; und ich habe ihn eben so wenig begriffen. Ich bin schön und bin glücklich darüber: alle Auseinandersetzungen werden Das nicht ändern.

Man behauptet, daß dieses Glück nicht unschuldig sei. Ich lächle Allen zu und sage nur liebenswürdige Dinge. Die alten Leute sind sehr empfändlich für meine Artigkeiten. Ich gebe Freude, ich empfange Freude; ist Das nicht köstlich?

Eine Freundin hat mich gefragt, ob ich noch keinen Kavalier bemerkt habe. Ich habe gelacht. Es wird einige Zeit vergehen, bevor ich im Auge des Anderen Anderes als mich sehe. Ich liebe mich zu sehr, um mich mit irgendeinem Anderen zu beschäftigen.

Der in Einsamkeit Erwachsene unterscheidet sich von den Nächsten. Ich begreife die Empfindungen meiner Freundinnen nicht und sie staunen, wenn ich meine ausspreche. Als ich gefragt wurde, welchen von meinen Tänzern ich vorziehe, habe ich geantwortet: Den besten.

Die alten Herren gefallen mir besser als die glänzenden Offiziere. Jene sind dankbar für die geringste Kleinigkeit. Diese sehen wie Menschenfresser aus, die mit einer Brotkrume fürliebnehmen und sich zu guter Laune zwingen. Die Geckenhaftigkeit des Mannes ist häßlich und dumm, oder tückisch und beunruhigend.

Ich habe mir die Koketterie erklären lassen und frage mich, ob ich kokett sei. Ich will gefallen, Allen, aber ich thue nichts dazu, sondern bleibe, wie ich selbst bin: ich bin die Selbe wie in Jedlesee, nur mit etwas mehr Toilette.

Erster Dorn an der Rose: die jungen Mädchen, die jungen Frauen, selbst andere, die nicht mehr jung sind, verabscheuen mich, verabscheuen meine Erfolge. Sie leiden so sehr darunter, daß sie boshaft werden. Man hat mir unglaubliche Aeußerungen, unanständige Aeußerungen, wirkliche Verleumdungen hinterbracht. Ich entdecke bei meinen besten Freundinnen einen Neid, der sich nicht immer verbergen kann. Das Glück eines Weibes ist ein wirkliches Unglück für alle Frauen, die dessen Zeugen sind. Sicher wünschen mir manche die Blattern oder einen Unfall, der mich entstellt. Man kann also kein Vergnügen haben, das nicht eine Pein für eine Andere wäre, selbst wenn man sich nur über sich freut. Die Koketterie kommt viel weniger aus dem Wunsch, einem Manne zu gefallen, als aus der immer wachen Lust, ihn den Anderen fortzunehmen. Ich habe gesehen, wie X einem jungen Mann ihren Handschuh gab, ohne ihn ausgezeichnet zu haben, zu dem einzigen Zweck, ihn von einer Freundin zu befreien. Die Frauen wollen den Mann noch lieber einer Anderen fort- als für sich nehmen.

Ich habe einen sehr begehrten ungarischen Edelmann, der viele Siege errungen haben soll und für einen Don Juan gilt, gefragt, wie er mit seinem Schnurrbart, den ich sehr lächerlich finde, so viele Frauen zu entzücken vermocht habe. Er hat mir geantwortet: „Ein Mann ge-

fällt Allen, sobald es sich darum handelt, ihn der Freundin zu entführen." Niemals werde ich so empfinden.

Ich möchte gefallen unter dem Beifall der Anderen: deren Verdruß verdirbt mir meine Freude. Empfinden, daß man für Alle, die uns sehen, der kostbarste Gegenstand dieser Welt ist: herrliches Gefühl!

Erster Heirathantrag, der mir wie ein abscheulicher Scherz vorgekommen ist! Ein Mann, sehr reich, von großem Einfluß, aber ein Mann, der nicht zu gut wäre für die Geschäfte eines Verwalters von Jedlesee. Ich habe ihn abfahren lassen wie einen schmutzigen Hund, der an ein neues Kleid springt.

Unter vier Augen sind die jungen Leute langweilig. Sie sehen aus wie Verschwörer, die bei jedem Wort ihr Geheimniß verschlucken: ihre gerührten Augen werden dumm und sie sprechen nur von sich, von Dem, was sie fühlen, von Dem, was sie denken, von Dem, was sie träumen. Und sie streichen sich heraus, sie stellen sich selber ein Zeugniß aus mit einer Ueberzeugung, die im Handel werthvoll sein würde: kein Käufer könnte ihr widerstehen.

In Jedlesee habe ich in alten Büchern geblättert, da ich Niemand hatte, mit dem ich sprechen konnte. Ich habe meinem Vater die französischen Autoren, die er leidenschaftlich liebte, vorgelesen; und ich glaube, eine bessere Bildung zu besitzen als die Mädchen, die in Wien erzogen sind und die tausend Romane verschlungen haben. Diesem Umstand schreibe ich zu, daß ich an den Duos der Salons wenig Geschmack finden kann. Neulich hatte ich abends den Vorhang eines Fensters weggeschoben und sah den Schnee in Flocken auf die verlassene Allee fallen. Während das Brausen des Festes mein Ohr liebkoste, hielt ein schöner Dummkopf den Augenblick für günstig, mir zu sagen, was er leide, was er wünsche. Wahrhaftig: die Männer sind unverschämt, sich für interessant zu halten und immer vom Zustand ihres Herzens zu erzählen! Was bedeutet es für mich, daß ein Herrchen etwas später als gewöhnlich eingeschlafen ist, weil es an mich gedacht hat, oder daß es durch diesen selben Gedanken eine Gewohnheit oder ein Geschäft versäumt hat? Was bedeutet Das für mich?

Die Künstler wissen zu schmeicheln. Ein Maler hat mir meine ganze „plastische Familie", wie er sich ausdrückte, angegeben: ich habe eine Schwester in Amiens, Cousinen in Chartres, eine Tante in Basel; und meine Verwandten sind heilige Personen, in Stein gehauen und Portale bewohnend. Er nennt mich „Trecenta", um zu sagen, daß meine Schönheit den Charakter des vierzehnten Jahrhunderts hat; daß sie priesterlich, engelhaft, architektonisch und besonders magisch ist.

Der Polizeipräsident, der meiner Tante verpflichtet ist, hat uns als Zerstreuung vorgeschlagen, zu einer Zigeunerin zu gehen, die eben wegen Diebstahls ein Jahr abgesessen hat. Diese Frau, die herrliche Augen hat, mager ist und schmutzig aussieht, hat mich mit tiefer Aufmerksamkeit betrachtet. Sie hat mir geweissagt, ich werde unglücklich in der Ehe sein, Jemand werde meinetwegen sterben und ich ein Leben

des Umherirrens führen. Ich habe über ihre Weissagung gelacht und Alle haben mit mir gelacht.

Meine Tante hat sich in den Kopf gesetzt, mich mit einem jungen Offizier von großem Namen und einer schönen Zukunft zu verheirathen; ich habe die Dinge eine Weile gehen lassen, dann aber erklärt, ich wünsche nicht, daß man für mich wählt, noch, daß man mir eine Partie vorschlägt; die Rolle der Familie beginne nach meiner Ansicht erst, wenn das junge Mädchen eine Neigung gestanden hat. Für mich ist dieser Tag noch sehr fern; ich will mich an meiner Schönheit freuen, ohne mich gegen Heirathanträge vertheidigen zu müssen.

... Jetzt ist der zweite Winter, in dem ich in den wiener Salons tanze; und wenn ich auch eben so schön bin (oder noch schöner, wie die Leute sagen), so bin ich doch weniger glücklich. Sehr tief empfinde ich die Bosheit der Frauen und die Albernheit der Männer; zwischen Denen, die mich beneiden, und Denen, die mich langweilen, finde ich oft die Nacht lang und die Rückkehr düster. Meine Jugendlichkeit, die durch meine Aufgabe als Krankenpflegerin zurückgehalten war, hat sich zuerst frei getummelt. Jetzt glaube ich, ins Theater zu gehen, um das selbe Stück zu sehen. Trotzdem ich immer, wie man sagt, die Königin des Balles bin, sehe ich an jedem Abend den Augenblick voraus, wo ich mich langweilen werde, falls ich nicht, wie meine guten Freundinnen, Intriguen anzetteln und Bosheiten aushecken will.

Ein Triumfeminat ist von mir und zwei Freundinnen gebildet worden. Wir sind beinahe vom selben Alter, vom selben Vermögen, ich möchte fast sagen: von der selben Schönheit, wenn ich mich nicht vorzöge — und wenn man mich nicht vorzöge. Ohne etwas Anderes darin zu suchen als ein Vergnügen, fühle ich bei meinen Freundinnen einen Wetteifer, der wahrhaft erstaunlich ist, weil er keinen Grund hat. Wenn unvermuthet ein Mann dazwischen käme: ich weiß nicht, wessen jede, aus Neid, fähig wäre. Warum bildet fremdes Glück das Unglück für die Meisten? Ohne diese Vergleiche würden sich Alle bescheiden.

Graf Wilhelm ist der schönste Offizier von Wien, ein Herzenbrecher, ein Verschwender. Er kommt von einer kleinen Garnison zurück, wohin man ihn zur Strafe geschickt hatte, weil er etwas zu tolle Streiche machte. Man erzählt von ihm abscheuliche Dinge; doch stellt er die anderen Männer so in Schatten, daß die Geschichten vielleicht zum Theil Verleumdungen sind. Nachdem er uns einige Minuten betrachtet und beurtheilt hat, ist er gekommen, um sich vorzustellen, und hat mir die schmeichelhafteste Huldigung gewidmet. Meine beiden Freundinnen bissen sich die Lippen vor Aerger und ihre Blicke hatten einen so bösen Glanz, daß ich traurig wurde.

Graf Wilhelm findet sich überall ein, wo ich bin, und legt sich mir zu Füßen, wie man sagt, indem er eine Demuth vorgiebt, die von der ungezwungenen Haltung absticht, wie er sie anderen Damen zeigt. Er ist der Erste, der mir zu schmeicheln und mich für die Wahl eines Einzigen empfänglich zu machen weiß. Meine beiden Freundinnen wer-

den die Gelbsucht haben, bevor ein Monat vergeht, wenn sie sich nicht dem Grafen an den Hals werfen, um mir ihn abspänstig zu machen.

Meine Tante hat mir sehr häßliche Dinge über Wilhelm erzählt. Wenn Das wahr ist, so ist er ein Wüstling, ein Spieler, ein Trinker ...

Wilhelm hat mit mir gesprochen, in den kurzen Pausen zwischen zwei Tänzen. Er ist nicht gebildet, aber er hat einen reizenden Takt und findet angenehme Worte. Er macht sich schüchtern, fast kindlich und spricht niemals von sich oder von dem Leid seiner Liebe; er beklagt sich nicht über meine Kälte, staunt nicht über meine Zurückhaltung wie die Anderen. Er ist der vollendetste Kavalier, den ich noch getroffen habe. Dabei: ganz ungebildet. Er versteht nur die Kunst, gut zu sagen, was für Jeden paßt. Das muß die Kunst von Versailles sein. Welch vollkommener Schmeichler! Aber er ist nicht fad. In seinen Bewegungen, in seinen klaren Augen, auf seinen dünnen und gebieterischen Lippen ist etwas Wildes und fast Beunruhigendes: er ist eine große Katze.

Ich habe ihm gesagt, in welchem abscheulichen Ruf er stehe. Er hat mir nur geantwortet: „Ich gehöre zu Denen, die nichts taugen und die, sich selbst überlassen, zum Teufel gehen; wenn aber ein Engel geruhte, mir ein Zeichen zu geben, würde ich zu Gott gehen.“ Ich habe nichts gefunden, was ich ihm antworten könnte, und unsere Unterhaltung über diesen Punkt ist dabei stehen geblieben.

Wilhelm weist die Koketterien meiner beiden Freundinnen, die wirkliche Feindinnen geworden sind, mit Verachtung zurück. Die Eine hat mich gefragt, ob ich Wilhelm heirathen wolle; als ich lebhaft verneinte, sagte sie: „Nun, ich werde mich nicht bedenken, in Deine Fußstapfen zu treten, denn ich bin bereit, ihm meine Hand zu geben.“ Ihre Familie würde sich dagegen auflehnen; aber ich muß ihr dankbar sein für ihre Absicht, die gut ist wie Frauenfreundschaft.

Man hat auf meine Tante eingewirkt. Sie grollt mir, weil ich ihren Freier trocken und entschieden abgelehnt habe, und sie hat mir eben so trocken gesagt, die häufigen Besuche des Grafen Wilhelm kompromittirten mich; ich müsse ihm ein so saures Gesicht machen, daß er nicht wiederkomme. Um ihr Gebot zu unterstützen, hat sie einen glaubwürdigen Verwandten zu Hilfe gerufen; und wahrhaftig: ich müßte närrisch sein, wenn ich solche Enthüllungen übersehen wollte. Närrisch oder verliebt? Und wenn ich mich selber auch nicht mehr so wie früher liebe: ich liebe Keinen. Wilhelm nicht mehr als einen Anderen.

Warum fühlt sich eine schamhafte Seele gegen ihren Willen zu einer ganz anders gearteten Seele hingezogen? Kann ein junges Mädchen, das wirklich rein ist, von einem lasterhaften Mann träumen? Allerdings ist die Liebe so mächtig, daß sie reinigt, was sie berührt, wie die Heiligen Frauen den Drachen Halfter aus ihrem Gürtel machen und sie so am Zügel führen.

Ich bin sehr würdevoll gewesen, glaube ich. Ich habe ungefähr so gesprochen: „Ihr Ruf ist von der Art, daß ein junges Mädchen Ihre Freundlichkeiten nicht annehmen kann, ohne sich zu schaden: aus un-

zweifelhaften Zeugnissen geht hervor, daß keine Familie Sie aufnehmen würde. Man sagt sogar, daß Ihre Seufzer um mich davon veranlaßt werden, daß ich Waise bin, daß ich Vermögen besitze, daß Sie mich zu einem unüberlegten Streich verleiten wollen." Er ist bleich geworden und hat die Augen niedergeschlagen. „Fräulein, wenn Sie mich angeklagt haben, so habe ich mich nie vertheidigt. Was bedeutet es, ob meine Unwürdigkeit etwas größer oder geringer ist? Ich bin Ihrer unwürdig, Das weiß ich. Aber der größte Ungläubige hat das Recht, von Besserung, von Bekehrung zu träumen. Ich habe den Traum gehabt, mich durch Sie, für Sie umzuschaffen; der Teufel oder der Verdammte hat gewagt, das Auge zu dem Engel zu erheben, und der Engel hat seinem reinen Wesen gehorcht und den Verwünschten in die alte Sünde zurückgestoßen."

Er hat mich verlassen. Ich dachte, er würde sich über sein Mißgeschick trösten bei meinen Freundinnen, die bereit sind, ihn aufzunehmen. Er ist fortgegangen; und ich habe bald meinen Wagen verlangt.

Ein Freund von Wilhelm ist gekommen, um mir mit traurigem Gesicht über gleichgiltige Dinge zu sprechen, ohne auf Wilhelm anzuspielen. Ich habe gesagt: „Ich bin wirklich beleidigt, ein Vorwand für schlechten Wandel zu sein. Graf Wilhelm sagt Allen, daß er ein abscheuliches Leben führe, um mich zu vergessen, und ich werde von der Oeffentlichen Meinung für seine Verfehlungen verantwortlich gemacht." Ist Das ein Anschlag? Sollte er aufrichtig sein? Was soll ich glauben? Wen soll ich um Rath fragen? Und dann: zu welchem Zweck? Mein Herz sagt Eins, meine Vernunft Anderes.

Ich komme ganz verwirrt aus einer Vorstellung des „Tannhäuser": ich habe mich unter den Zügen der Elisabeth wiedererkannt, ich habe Wilhelm unter denen des Helden gesehen. Als der Minnesänger ausruft: „Ich such' den Weg zum Venusberg", hat mir das Herz in der Brust geschlagen. Hätte ich Wilhelm am Ausgang getroffen, ich hätte ihm die Hand gereicht.

In der That rettet Elisabeth nicht Tannhäuser, sondern seine Seele: und ich sollte mich für die Rettung Wilhelms opfern? Elisabeth ist eine Heilige und ich bin eine Frau. Ein Weib! Ich will mir Das unaufhörlich wiederholen, um nicht mehr zu versuchen, als ich kann.

Ich treffe den Grafen Wilhelm nicht mehr. Manche behaupten. ich habe ihn zur Verzweiflung gebracht; Andere, er verbringe seine Zeit in den Abgründen von Wien. Wer sagt die Wahrheit?

Seine Abwesenheit wirkt anders auf mich als seine Gegenwart: er beschäftigt meine Gedanken mehr, als ich wünsche, und macht mir Gewissensbisse. Für diesen Mann, der jung, schön und tapfer ist, war ich vielleicht wirklich der leuchtende Stern, der leitet und rettet.

Ein Wort, im Augenblick seiner größten Bedeutung gesagt, wirkt wie eine tolle Handlung: ein Wort rettet oder tötet, ein Wort entscheidet über ein Leben, ein Wort kettet oder löst zwei Schicksale.

Wilhelm verbringt seine Zeit in den schlimmsten Spelunken Wiens mit den schlechtesten Offizieren. Jemand hat mir gesagt: „Einst

führte unglückliche Liebe ins Kloster, jetzt führt sie in die Kneipe.“ Ich wäre also verhängnißvoll für diesen Unglücklichen gewesen. Er hat den Engel getroffen: und der Engel hat ihn zurückgestoßen. Was hätte ein wirklicher Engel gethan? Der Engel ist ein Wesen, das rettet, und nicht eins, das sich rettet. Doch der Engel kann durch den Sünder nicht verdorben werden, wohl aber das Weib . . .

Der, den ich Wolfram nenne, obwohl er nichts von der Milde des Minnesängers besitzt, hat mir gesagt: „Wilhelm ist in Verzweiflung, wenn er denkt, daß er durch sein Betragen Ihre gute Meinung einbüßt. Geben Sie ihm den Befehl, sich zu bessern, und die Erlaubniß, wieder in der Gesellschaft zu erscheinen, und er wird Ihnen gehorchen.“ Ich habe nicht geantwortet. Dadurch hätte ich mich gebunden; und ich fühle, daß künftig Alles von Bedeutung sein wird zwischen diesem Tannhäuser und mir.

Man müßte sich von Seinesgleichen angezogen fühlen. Das wäre logisch. Wie kommt es, daß die frömmsten Frauen, im guten Sinn gemeint, Wilhelm ein besonderes Wohlwollen zeigen? Sie haben eine Art, zu sagen: „Er ist ein schrecklicher Mensch“, die das gerade Gegentheil bedeutet. Während ich erschrecke, empfinde ich Sympathie mit diesem abscheulichen Menschen; und ich muß mir immer wieder sagen, daß er abscheulich ist, um mir nicht zu gestehen, daß er sehr liebenswürdig sein kann.

Von Allen, die ich gesehen habe, den berühmten Komponisten nicht ausgenommen, hat mir Niemand so gefallen wie dieser abscheuliche Lebemann; und wenn ich mich genau prüfe, muß ich mir gestehen: ohne seinen schlechten Ruf, den er leider nur zu sehr verdient, hätte ich ihn gewählt. Aber wie mir schmeicheln, daß ich seine Natur ändern, einen so lasterhaften Menschen in einen treuen Gatten verwandeln kann? Es hieße Gott versuchen, mir eine solche Macht zuzutrauen!

Ich möchte in der Geschichte Beispiele aufsuchen, wie Wüstlinge durch ihre Frauen bekehrt worden sind. In welchem Buch würde ich sie finden? Man hat die Bekehrungen des Glaubens erzählt, aber nicht die der Liebe. Gegeben hat es doch solche.

Bin ich schön genug, so schön, wie nöthig ist, um einen Mann, der die verkörperte Untreue und das Muster des Lasters ist, treu und musterhaft zu machen? Trotz der guten Meinung, die ich von mir habe, zögere ich, Ja zu antworten.

. . . Ich habe ihn wiedergesehen. Seine Blässe bewegte mich sehr. Wilhelm schien eine Verzeihung zu erbitten, die meine zu aufrichtigen Augen ihm nicht versagten. Wir haben nur einige kurze Worte gewechselt, die an sich gewöhnlich waren und doch von Erregung zitterten. Bin ich verwirrt gewesen? Ich glaube, in seinen Augen mehr Hoffnung leuchten gesehen zu haben, als ihm zukam. Da ich mich nicht mehr an meine Haltung erinnere, kann ich seine nicht beurtheilen. O wie furchtbar ist das Gefühl, sobald es sich belebt! Man kann nichts mehr unterscheiden, weil in der Seele zu viel vorgeht, das Alles für sich in Anspruch nimmt.

Ich will diesen Handel ohne Ende, in dem mein Wille von Tag zu Tag schwächer wird, abbrechen. Ich werde nach Jedlesee gehen. Auch ists fast zwei Jahre her, daß ich nicht dort gewesen bin, und ich muß hin, um nach meinen Gütern zu sehen. Dort werde ich den Frieden wiederfinden und aufhören, an diesen unverbesserlichen Don Juan zu denken, der nicht das Herz eines jungen Mädchens verdient.

... Wie konnte ich bis zum zwanzigsten Jahr in Jedlesee leben? Jetzt, wo ich die Welt kenne, würde ich mich für eine Verbannte, Verdammte halten. Und doch würde diese Einsamkeit mit einem lieben Menschen das Paradies sein.

Mit verhängten Zügeln durch den Wald reiten, ist meine große Lust: aber mir folgt ein Gespenst ... Ach, die Hexe von Wien war vielleicht im Recht: ich werde unglücklich in der Liebe sein.

Es ist eine furchtbare Bestürmung, die zugleich unsere Schwäche wie unsere Tugenden belagert.

Wilhelm gefällt mir, Wilhelm verdient, daß man ihn rette. Ich muß sowohl meiner Neigung wie der Stimme der Barmherzigkeit widerstehen: ich werde zu gleicher Zeit durch den Teufel wie durch die Engel versucht. Denn schließlich würde es ein schönes Schicksal sein: zu reinigen, zu retten; aber wenn ich in meinem Wunsch scheitere, wenn ich meinen Eifer vergebens verschwende: in welchen Abgrund von Leiden werde ich fallen? Niemand habe ich, dem ich mich anvertrauen könnte.

Diese unfruchtbare, niederdrückende Träumerei werde ich nur durch ein entscheidende Handlung loswerden. Ich muß mich verheirathen. Aber jedesmal, wenn ich an Einen denke, der jede wünschenswerthe Würde besitzt, die Wilhelm fehlt, entdecke ich, daß ihm Alles fehlt, was Wilhelm besitzt; ich möchte es „Liebenswürdigkeit" nennen, indem ich das Wort erhöhe; es ist die unbestimmte Eigenschaft, die zwischen den Tugenden und den Lastern liegt und sich aus gewissen Tugenden und gewissen Fehlern zusammensetzt.

Tannhäuser ist weder tapferer noch mehr Dichter als die anderen ritterlichen Sänger; warum vermag nur er Elisabeth zu entzücken? Warum? Scheint nicht Wolfram, der milde, weise Wolfram, der ideale Gatte zu sein, besonders für eine heilige Seele? Wie kann ich von Wilhelm angezogen werden, wenn nicht durch ein dunkles Bewußtsein, daß meine Reinheit der Erlösung eines Sünders dienen muß? Sollte es die Vorsehung sein, die will, daß das Mitleid des reinen Wesens mit dem unreinen erwacht und daß die Liebe Erlösung wird?

Während ich gegen meinen Willen an ihn denke, die Frage meines Schicksals hin und her wende, ohne sie beantworten zu können: was macht er, mein Tannhäuser? Dieser dreiste Galan, von dem ich Züge der Keckheit kenne, versucht nicht einmal, mir zu schreiben. Er muß wissen, daß ich allein in Jedlesee bin. Ist Das Respekt oder hat er vergessen? Was soll man von einem Mann erwarten, dem es in den Spelunken gefällt? Und gegen welche niedrigen Gewohnheiten müßte seine Gattin ankämpfen!

Nein, eine thörichte Hoffnung, diesen Teufel aus seiner Hölle befreien zu können! Möge er darin lästern und darin untergehen! Ich würde mich verderben, ohne ihn zu retten. Eine Illusion des Stolzes hat mir das Urtheil gefälscht: ich bin nur ein liebendes Mädchen und keine Heldin, keine Heilige! Ich werde nicht mehr an Wilhelm denken; und ich werde mich umsehen, den weisen und milden Wolfram zu entdecken, meinen wahren Gatten.

... Wäre eine Kugel mir am Ohr vorbeigepfiffen, hätte sich eine Viper unter meinem Schritt erhoben, ich hätte nicht den Schauder empfunden, den mir dieser kurze Brief verursacht hat: „Meine liebe Margarethe, ich schreibe Dir nur wenige Worte, so wichtig ist die Neuigkeit: das Mitglied unseres Triumfeminats, die sanfte Josepha, wird Wilhelm heirathen, den berüchtigten Wilhelm, Deinen Wilhelm. Sie hat (ich kann mir nicht erklären, wie) die Einwilligung ihrer Familie erhalten. Ich weiß nicht, was Du in der Einöde machen kannst, während dieses unbestimmten Frühlings, der das gesellschaftliche Leben noch fluthen läßt. Komm lieber zurück. Deine Freundin und Kameradin."

Warum kann ich diesen Brief kaum für mein Tagebuch abschreiben? Leider sehe ich klarer, als mir lieb ist, in meinem Herzen. Der Gedanke, daß eine Andere Wilhelms Frau werden soll, bereitet mir einen so unerträglichen Schmerz, daß er körperlich wird. Warum mich mit Worten, Redensarten, Fragen, Ausrufen abspeisen! Ich liebe den Grafen Wilhelm. Mein Leben als junges Mädchen ist mit diesem Augenblick zu Ende. Kann eine Frau sagen, daß sie ihre Adler fliegen läßt, oder müßte man schreiben: ihre Tauben?

Meine Jugend, meine Schönheit, meine Freiheit, mein Vermögen will ich in unreine Hände legen, in lüderliche Hände, in schuldige Hände; und wenn diese Hände sich nicht durch meine Jugend, meine Schönheit, meine Freiheit, mein Vermögen reinigen lassen, werde ich auf einmal alt, häßlich, Sklavin, arm sein.

Mein Entschluß erstarrt: ich glaube, mich in ein spitzes Messer zu stürzen, in einen Abgrund zu werfen, einer Woge auszuliefern, die mich ins Unbekannte und in die Gefahr zieht. Ich habe Furcht vor meiner Entscheidung und gebe einer unwiderstehlichen Bezauberung nach. Ich berausche mich an meiner Unvernunft; und dieses Wagniß scheint mir der einzige Weg, auf dem ich mich selbst finden muß.

Ich habe gut überlegt: der Gedanke, daß er der Gatte einer Anderen geworden, würde mich vor Schmerz aufschreien lassen. Ich bin nicht mehr Herrin meines Schicksals. Wenn ich nur an ihn denke, habe ich ihn in meinen Adern.

Meine Ahnungen sind düster: ich sehe einen Abgrund und gehe darauf zu; am Rand werde ich nicht zurückweichen. Gott wird Mitleid mit mir haben. Ich Unglückliche, ich werde den Trost bewahren, eine Heldin gewesen zu sein, Alles für meinen Traum hingegeben zu haben.

Gott sei mir gnädig: ich werde Wilhelm heirathen. Es stand geschrieben.

Peladan.

Bankenkartell.

Noch in der ersten Junihälfte folgte auf den Niederbruch einer londoner Börsenfirma, die sich in Steels und Canadashares übernommen hatte, der Einsturz des alten Eisenhauses James Watson & Co. in Glasgow. Ging im britischen Eisengewerbe die Konjunktur abwärts? Der Corner, den die Spekulanten aufgebaut hatten, schien zusammengefallen und der Beginn der mageren Jahre in der Eisenindustrie amtlich beglaubigt. Die englischen Banken sind in der Unterstützung der Börsenspekulation vorsichtig; sie wissen, daß die City stark in Yankeewerthen engagirt ist und viele amerikanische Finanzwechsel liegen hat, und halten, bis die Schwierigkeiten im Dollarland kleiner werden, ihr Geld zurück. Ihr Publikum ist viel tiefer in Börsenspekulationen verstrickt als das deutsche. Im ersten Quartal dieses Jahres hat der englische Geldmarkt Effekten im Werth einer Milliarde aufgenommen; im zweiten mißlangen wichtige Emissionen und die brasilianische Anleihe von 11 Millionen £ wurde nur zu einem beschämend kleinen Theil gezeichnet, obwohl ihre Bedingungen lockend waren. Wenn das Haus N. M. Rothschild and Sons ein Papier emittirt, ist sonst der Erfolg sicher. Diesmal kams anders. Da die Sao Paulo-Anleihe, die wenige Wochen vor den Brasilianern aufgelegt worden war, einen großen Erfolg hatte, kann die Sicherheit der brasilianischen Finanzen kaum bezweifelt worden sein. Wie schwach aber der Effektenmarkt schon geworden war, mußte der berühmteste Bankier der City gemerkt haben. Nun bleibt er auf den Brasilianern sitzen. Die Underwriter, die Helfer des Emissionhauses (Bankiers, Makler, Börsenagenten), hatten sich bemüht, die Brasilianer unter dem Zeichnungpreis loszuschlagen; aber auch diese Vorgefechte waren nicht siegreich. Im Allgemeinen gelten die Underwriter als nützliche Leute; nur wenige Emissionen brauchen ja keinen Vorspann. Oft hört man freilich, die Helfer handelten zu gewaltsam beim Verkauf der ihnen übertragenen Quoten; wenn sie die ihnen zugetheilten Papiere der Emissionfirma nicht bezahlen können, bleibt die Firma, trotz den Unterbetheiligungen, im Engagement, bis alle Stücke untergebracht sind. Einen Rothschild genirt Das im Allgemeinen nicht; da es bei den Brasilianern aber um 220 Millionen Mark geht, wird die Fesselung liquider Mittel auch ihm fühlbar. Das wirksamste Argument, das für die Underwriter vorzubringen ist, bieten die Ziffern der englischen Emissionen. Kein Börsencentrum hat jahraus, jahrein solche Riesenmahlzeit neuer Werthpapiere zu verdauen wie London. Meist gehts ohne zu arge Beschwerde. Und die Underwriter fühlen sich unabhängig, kümmern sich nicht um Sonderwünsche und empfehlen das Papier, das ihnen gut scheint.

In deutschen Depositenkassen sieht es anders aus. Tot consilia, quot negotia. Oder: cujus regio, ejus religio. In jedem Bankenbezirk herrscht ein anderer Glaube. Wer sich mit guten Rathschlägen bis an den Rand füllen lassen will, Der braucht nur vier verschiedene Wechselstuben auf-

zusuchen (sie liegen ja dicht bei einander) und sich in jeder nach den Papieren zu erkundigen, von denen Etwas zu hoffen sei. Welche Fülle der Gesichte! Nun soll das Publikum zur Enthaltsamkeit erzogen werden. Banken und Bankiers haben sich auf bindende Geschäftsbedingungen geeinigt. Provisionen, Depositen- und andere Zinsen sollen nach einem gemeinsamen Schema berechnet werden. Zweck: die Schmutzkonkurrenz zu beseitigen und den bankers zulänglichen Lohn für ihre Arbeit zu schaffen. Der Eifer soll abgekühlt, dem Accept- und Effektenkredit Seltenheitwerth verliehen werden. Da nun der Ertrag aus Zinsen und Provisionen mit dem Umfang der Geschäfte wächst: wollen die Banken gegen ihr eigenes Glück wüthen? Soll Jeder Armuth, Keuschheit und Gehorsam geloben, der zu einer Bank in Beziehungen treten will? Man hätte über das Pendant zu den Zweimonatbilanzen vielleicht nicht viel geredet, wenn nicht der empfindlichste Theil der Oeffentlichen Meinung, die Börse, getroffen worden wäre. Was soll aus dem beliebten und gern gewährten Spekulationkredit werden, wenn sich die Bankleiter als Gouvernanten fühlen? Die Angst wurde lauter, als im Reichstag eine „Kleine Anfrage" auftauchte, die von dem Herrn Reichskanzler wissen wollte, wie er sich zu den „Einschüssen" bei Spekulationgeschäften stelle. Der Herr Reichskanzler hatte wohl andere Sorgen als die, ob bei Spekulationen in Phoenix oder Kanada 30, 40 oder 50 Prozent zu hinterlegen seien. Aber er durfte nicht, wie der kleine Cohn auf die Frage nach Karls Sachsensieg, antworten: „Ihre Sorgen, Herr Lehrer!" Die Antwort kam; schriftlich und tröstlich. Der Reichsbankpräsident hat nicht, wie die Interpellanten meinten, den Banken zu einem Mindesteinschuß von 50 Prozent gerathen, sondern diesen Prozentsatz als das Maximum bezeichnet. Und hinterdrein vernahm man, daß die Reichsbankleiter nicht nur freundliche Gefühle für Privatbanken und Börse hegen, sondern auch die Anregung zu dem „Konditionenkartell" gegeben haben. Aus den beiden Meldungen sich einen nett reimenden Vers zu machen, überließ man den werthen Zeitgenossen.

Die Vereinbarung der Banken gilt für Vorschüsse im gewöhnlichen Kreditgeschäft, für die Beleihung vorhandener Werthpapiere bei Börsenengagements und für die Beleihung neuer Effekten. Bei Dividendenpapieren mit einem Kurswerth unter 300 Prozent werden sieben Zehntel des Werthes, bis 400 Prozent sechs, über 400 Prozent fünf Zehntel als Beleihungsgrenze festgesetzt. Wenn Einer 10 000 Mark Aueraktien kaufen will und von seiner Bank Kredit fordert, so hat er, da die Aktie über 400 steht, die Hälfte des Kurswerthes (459) von 45 900 Mark, also 22 950, als Deckung zu hinterlegen. Dann ist die Bank gegen jeden denkbaren Verlust gesichert (der Einschuß reicht aus, um die Einbuße des halben Börsenwerthes zu decken) und der Käufer braucht nicht zu fürchten, daß er zum Verkauf gezwungen wird. Für die Phoenixaktie, die unter 300 steht, hat der Erwerber 30 Prozent des Betrages zu zahlen. 15 000 Mark Phoenix kosten 36 300 Mark. Der zu hinterlegende Sicherheitfonds hätte 10 890 Mark zu betragen. Diese Be-

dingungen sind nicht allzu hart; aber bisher wurden viel kleinere Einschüsse verlangt. Die Banken müssen wissen, was sie sich und ihrer Kundschaft zumuthen dürfen. Ihre Häupter haben gesagt, daß das Geschäft ruinirt würde, wenn man in jedem Durchschnittsfall 50 Prozent als Einschußgeld verlangte. Provisionen und Zinsen sind der wichtigste Bestandtheil des Gewinnes; den setzt man nicht aufs Spiel, wenn man den Ehrgeiz hat, nur von „legitimem" Nutzen zu leben. Das Jahr 1913 hat noch keinen Glanz. Das Emissiongeschäft ist schwach und die Effektenbestände weisen jeden Gewinn in die Abschreibungsparte.

Wer die neuen Geschäftsbedingungen durchsieht, muß glauben, daß die Banken bisher eine schlechte Hausordnung hatten. Die unlautere Konkurrenz soll beseitigt, der Kredit gereinigt, die Finanztratte ausgestoßen werden. Bis gestern wars ohne solche Einschränkungen recht gut gegangen. Entweder ist das Konditionenkartell unnöthig oder es war längst nöthig. Schlimm ist, daß es die Unterschiede zwischen Großbanken und Provinzbankiers unterstreicht. Der Bankier in der Provinz muß sich von den Aktienbanken Geld holen. Wird nun der Entgelt für solchen Kredit erhöht, so ist der Bankier gezwungen, im Ausland sein Glück zu versuchen oder den Geldmarkt in Anspruch zu nehmen und dadurch die allgemeine Bedrängniß gerade an den schlimmsten Terminen zu vergrößern. Wichtig ist aber auch, daß die neue Verfassung nur von einem Theil der Berufsgenossen beschworen worden ist; der andere Theil ist frei und kann sich als Außenseiter bethätigen. Noch bleiben also Bankhäuser, die für Depositengelder die „höchsten" Zinsen zahlen; und Jeder kann weiter mit billigem Kredit an der Börse spielen. Die sittliche Hebung bleibt auf die Auserwählten beschränkt; und die Ungefesselten werden nun erst recht ins Geschirr gehen und so billig wie möglich arbeiten, um den Anderen die enttäuschte Kundschaft wegzufangen. Ob die ersehnte Reinigung des Effektengeschäftes erreicht wird, ist schon deshalb fraglich. Wer Verluste erlitten hat, wünscht sich einen Ausgleich. Und der Verführer kann den Weg zur Hölle mit der Erlaubniß zu niedrigen Einschüssen in eine Rutschbahn umwandeln.

Das Ausland freut sich; für die fremden Börsen ist der deutsche Spekulant ein fetter Bissen. London, Paris, Brüssel, New York können deutsches Futter brauchen. Die Geschäfte gehen überall schlecht und die heimische Kundschaft ist nach übler Erfahrung nicht stets wieder am nächsten Tag zu ködern. Die Aufträge, die das Ausland sendet, müssen die Brücke zwischen zwei Haussen herstellen. Daß das Konditionenkartell den Mörtel zu diesem Bauwerk liefern wird, scheint mir gewiß. Die Franzosen haben natürlich allerlei boshafte Glossen über den Beschluß der deutschen Banken gemacht. Aber auch sie wissen, wie gut sich an den Effektenkäufen der Deutschen verdienen läßt. Und sie könnten zuletzt lachen, wenn dieser Verdienst durch das Kartell noch gemehrt würde. Darüber dürfte kein Nüchterner sich wundern. Ein Wunder wärs nur, wenn der Versuch gelänge: die Kundschaft zu keuscher Bürgertugend zu erziehen und aus dieser Kundschaft doch mindestens denselben Gewinn zu ziehen wie in der Zeit ihres Leichtsinns. Ladon.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H. in Berlin.

Die Zukunft.

Berlin, den 28. Juni 1913.

Siebenschläfer.

Inhalt vernichtet.

Ein berliner Professor hat, auf der Katheder, neulich eine seltsame Geschichte erzählt. Wilhelm dem Zweiten sei, als er König und Kaiser geworden war, ein „Politisches Testament" seines Großohms vorgelegt worden, das die Nachfolger Friedrich Wilhelms des Vierten mahnte, Preußen von dem Zwang der Verfassung zu befreien. Wilhelm habe selbst zwar nicht eine Minute lang die Möglichkeit, dieser Mahnung zu gehorchen, bedacht, doch ihre verleitliche Einwirkung auf einen nach ihm ins Regentenamt Erhöhten gefürchtet: und deshalb das Testament verbrannt und den leeren Umschlag, mit der Aufschrift „Inhalt vernichtet, Wilhelm R.", ins Hausarchiv zurückgeschickt. So „unheimlich" sei ihm der Rath des Großoheims gewesen; so treu er am ersten Königstag schon dem Bekenntniß zur Verfassung. Eine selsame Geschichte. Friedrich Wilhelm der Vierte, dem in der potsdamer Friedenskirche die Gruftplatte eine „glorreiche Regirung" bescheinigt, hat in der Verfassung nie Anderes sehen gelernt als eine von den Höllenkräften der Revolution ihm aufgezwungene Last, die den Träger der Krone an freier Bewegung hindert und ihn nöthigt, auf den Willen einer zuchtlosen Menge zu lauschen. Schon des Kronprinzen Wunsch war, den berner Professor Karl Ludwig von Haller nach Berlin zu rufen, den von Metternich begünstigten Restau-

rator der Staatswissenschaft, der die Könige Europens gemahnt hatte: „Fliehet das Wort Konstitution; es ist Gift in Monarchien, weil es eine demokratische Grundlage voraussetzt, den inneren Krieg organisirt und zwei auf Leben und Tod gegen einander kämpfende Elemente schafft. Krieg, heiligen Krieg gegen die Sophisten, die sich durch ihre Grundsätze und ihre Verbindung selbst von Eurem Volk gesondert haben!“ Dennoch durfte Treitschke sagen, Friedrich Wilhelm habe „den gestrengen alten Absolutismus immer nur als einen Nothbehelf betrachtet und die Zusage der landständischen Verfassung mit froher Hoffnung begrüßt.“ Der König, der stets auf der Suche nach „Erinnerungtagen“ war, ließ den Vereinigten Landtag für den elften April, den Tag des „Aufrufes an mein Volk“, nach Berlin laden und dem Erlaß die Sätze folgen: „Wie damals die vereinigte Kraft des mit seinem König innigst verbündeten Volkes den gemeinsamen Feind besiegte, so möge durch die ständischen Gesetze der Anfangspunkt einer neuen glänzenden Epoche gebildet werden, in welcher das herzlichste Vertrauen zwischen König und Volk die geschäftigen Feinde besiege, welche sich zwischen den König und sein Volk einzudrängen suchen, um aus der Zwietracht die Schwäche, aus der Schwäche den Umsturz zu bereiten und ein Reich der Willkür, Gottlosigkeit und Unordnung aufzurichten.“ Der Landtag war ihm die „zweckgemäß eingerichtete Repräsentation für das Ganze“, die sein Vater in dem Edikt vom siebenundzwanzigsten Oktober 1810 verheißen hatte. Durch die Einlösung des Versprechens war jedem Bedürfniß auf absehbare Frist nun genügt. Verfassungparagraphen brächten das Gift aus dem Westen ins Adlerland. „Nun und nimmermehr werde ich zugeben, daß sich zwischen unseren Herrgott im Himmel und dieses Land ein beschriebenes Blatt, gleich a n als eine zweite Vorsehung, eindränge, um uns mit seinen Paragraphen zu regiren und durch sie die alte, heilige Treue zu ersetzen. Zwischen uns sei Wahrheit! Von einer Schwäche weiß ich mich gänzlich frei: ich strebe nicht nach eitler Volksgunst. Ich strebe allein danach, meine Pflicht nach bestem Wissen und nach meinem Gewissen zu erfüllen und den Dank meines Volkes zu verdienen, sollte er mir auch nimmer zu Theil werden.“ Diese Sätze empfingen den Vereinigten Landtag. Nach Tschechs Attentat hatte der König gesagt: „Nichts kann mein Vertrauen zu meinem Volk erschüttern. Ich lege ruhig

mein Haupt in den Schoß jedes Einzelnen. Ich will mich der Gnade Gottes dadurch würdig zeigen, daß ich, wie und wo es nur immer angeht, nach allen meinen Kräften gnädig gegen meine Unterthanen verfahre." Und Bunsen hatte aus seinem Munde das Wort gehört: „Ihr Alle meint es gut mit mir und seid auch gut zur Ausführung; aber es giebt Dinge, die man nur als König weiß, die ich selbst als Kronprinz nicht gewußt und nun erst, als König, erfahren habe." (Noch 1850 schrieb der Generaladjutant Leopold von Gerlach: „Der König hält seine Minister und auch mich für Rindvieh.") Das beschriebene Blatt wurde dann doch nöthig; die zweite Vorsehung zwang sich dem König auf. Am sechsten Februar 1850 sprach er: Nicht, weil also mein Wohlgefallen ist, regireich (Gott weiß es!), sondern, weil es Gottes Ordnung ist; darum aber will ich auch regiren! Ein freies Volk unter einem freien König: Das war meine Losung seit zehn Jahren. Das ist sie heute und soll es bleiben, so lange ich athme. Jetzt aber, indem ich die Verfassungurkunde, kraft königlicher Machtvollkommenheit, hiermit bestätige, gelobe ich feierlich, wahrhaftig und ausdrücklich vor Gott und Menschen, die Verfassung meines Landes und Reiches fest und unverbrüchlich zu halten und in Uebereinstimmung mit ihr und den Gesetzen zu regiren. Ja! Ja! Das will ich! So Gott mir helfe!" Feierlich, wahrhaftig, ausdrücklich vor Gott und Menschen. Zwei Jahre danach schrieb er aus Charlottenburg an den Abgeordneten für Zauch-Belzig-Westhavelland: „Ich erinnere Sie daran, theuerster Bismarck, daß ich auf Sie und Ihre Hilfe zähle bey der nahen Verhandlung in IIr Kammer über die Gestaltung der Ersten. Ich thue Dies um so mehr, als ich leider aus allersicherster Quelle Kenntniß von den schmutzigen Intriguen habe, die in bewußtem (?) oder unbewußtem (?) Verein räudiger Schafe aus der Rechten und stänkriger Böcke aus der Linken angestellt werden, um meine Absichten zu zerstöhren. Es ist Dies ein trauriger Anblick unter allen Verhältnissen, einer ‚zum Haarausraufen' aber auf dem Felde der theuer angeschafften Lügenmaschine des französischen Constituzionalismus. Gott bess'r es! Amen. Friedrich Wilhelm." Mit dieser Lügenmaschine zu arbeiten, die Verfassung unverbrüchlich zu halten, hatte er geschworen; und als Eideszeugen Gott angerufen, dem er sich näher wähnte als den Troß Sterblicher. Wollte er den Eid brechen?

Der war ihm nicht leicht geworden. Ungefähr dachte er wie seine Elise, die seufzte: „Wenn er den Eid leistet, hört er auf, König zu sein, und ist nur noch ein Präsident.“ Graf Brandenburg, der sich der „Treue eines fortgestoßenen Hundes“ rühmte, hatte, im Namen des Staatsministeriums, den Herrn „fußfällig angefleht“, nur die Thronrede abzulesen oder mindestens den Ministern genau zu sagen, welche Worte er sprechen wolle. „Nein! Nein! Nein! Dreierlei will ich beschwören: das bei der Huldigung Versprochene; ich und mein Haus wollen dem Herrn dienen; die Verfassung. Aber Schriftliches gebe ich nicht von mir. Hersagen will ichs meinetwegen; Brandenburg und Manteuffel mögen nachschreiben.“ General Joseph Maria von Radowitz, den Friedrich Wilhelm einmal zwar einen Kettenhund schalt, doch allen anderen Rathgebern, immer wieder, vorzog, hatte gesagt: „Es giebt Zeiten, in denen die Staatsverfassung eines Volkes weder bestehen kann, wie sie ist, noch auch so umgestaltet werden könnte, daß sie zu bestehen vermag. Weh dem Fürsten, dem Staatsmann, dessen Leben in solche Zeiten fällt! Was er auch thue, er thut es entweder zu spät oder zu früh; er sieht vielleicht das Ziel, aber er kann es nicht erreichen. Wer ist reaktionär? Doch wohl nur Einer, der einen untergegangenen Zustand wieder hervorrufen will. Gäbe es eine solche Partei in Deutschland: in unserer Nationalversammlung ist Niemand reaktionär. Auch die Personen, die der alten Monarchie treu und aufrichtig gedient haben, sind gegen deren Mängel nicht blind gewesen. Auch sie haben sehr gut gewußt, daß nur der Rechtsstaat der wahren politischen Ordnung entspricht. Sie wünschten, daß der Uebergang auf gesetzlichem Wege geschehe; sie wünschten Evolution, nicht Revolution. Leider ist dieser Weg nicht zu rechter Zeit betreten worden; daher ist die Revolution erfolgt. Aber Niemand hier im Saal (der frankfurter Paulskirche) wünscht, die gefallenen Zustände wieder hervorzurufen; erstens, weil sie faktisch untergegangen sind, zweitens, weil sie wirklich mangelhaft waren. Nicht nur das Gesetz der Nothwendigkeit, sondern eine höhere sittliche Verpflichtung hütet uns vor reaktionären Gelüsten.“ Und Bismarck, der diesen General den „geschickten Garderobier der mittelalterlichen Phantasie des Königs“ nannte, hatte früh erkannt, daß Preußens Ansehen in Deutschland und Gewicht gegen Oesterreich nur durch den Konstitutionalismus verbürgt wurde. Friedrich Wilhelm hat den

Getreuen oft erzählt, er habe den Ministern, die ihm Verfassung und Eidespflicht aufdrängten, zugerufen, „dieser Wisch werde Preußens Unglück sein und, so lange er gelte, alles Gute hindern.“ Den Gedanken an Eidbruch aber wies er schroff ab. „Ich werde meinen Eid halten und nichts thun, um den Wisch zu verbessern. Wenn man mich darum bittet, werde ich Verbesserungen genehmigen und, wenn die Kammern es beantragen, die ganze Verfassung beseitigen. Dann werde ich meinem Volk einen Freibrief geben, einen Ausfluß der königlichen Macht, der mehr Freiheiten enthalten wird als diese Verfassung, und so Das, was ich immer gewollt habe, ‚freie Fürsten und freie Völker‘, in Wahrheit realisiren.“ Im Winter 1852 notirt Gerlach, wohl nicht nur als seine Meinung: „Wir stehen jetzt einer beschworenen Konstitution gegenüber. Sie ist offenbar ein Uebel; aber wir haben genug gelernt, um sie nicht mehr als ein unvermeidliches anzuerkennen: denn sie hat im Land alle Sympathien verloren und ist erstens schwach, so daß die Regirung mit ihr kann, wo sie will, zweitens so dürr und trocken, daß Jeder sieht, mit ihr sei nichts zu machen. Wenn man die revolutionären Gesetze beseitigt, kann auch die Konstitution, so weit sie revolutionär ist, beseitigt werden.“ Fünf Jahre danach hatte der König den letzten Rückfall in sein „antikonstitutionelles Fieber“. Die Minister sollten Preußen von der Schande befreien, unter der es schmachte, seit die Gesetzgebung nicht mehr dem König allein vorbehalten, sondern unter die „drei Faktoren“ vertheilt sei. Eine Kabinetsordre forderte den Entwurf einer neuen Verfassungurkunde, die alle ständische Freiheit wahre, den Staat aber von „Lüge und falschem Konstitutionalismus“ säubere. Im Juni 1857. Im Oktober ist die Krankheit des Königs nicht länger zu verheimlichen. Prinz Wilhelm von Preußen muß sich zur Uebernahme der Regentschaft bereit halten. In den Konferenzen (schreibt Gerlach) hatte der Flügeladjutant Edwin Manteuffel „stets die arrière pensée, dem Prinzen über den Verfassungeid hinwegzuhelfen und so mit der unpreußischen und verderblichen Konstitution abzufahren. Ich halte aber den Prinzen nicht für geneigt, einen solchen Staatsstreich durchzuführen und sich damit in Gegensatz zu dem Zeitgeist zu setzen. Auch kann der Konstitutionalismus uns noch gute Dienste leisten. Die Spitze ist ihm abgebrochen nach verworfenem Verantwortlichkeitgesetz und nach Manteuffels löblicher Er-

klärung, daß die Minister nicht daran dächten, sich vor einer Kammermehrheit zurückzuziehen; was sie auch praktisch bewiesen haben." Die Nebel des Zweifels sinken. Der König wollte den Eid nicht brechen, dem feierlich, wahrhaftig, ausdrücklich vor Gott und Menschen Gelobten nicht entbunden sein, Preußen aber, das er auf seine besondere Weise innig liebte, von „dem Unglück, der Schmach des Konstitutionalismus", ohne Eidbruch, ohne Kammerlärm, erlösen. Leise seufzten die Treusten: „Unklare Ideen!"

Eines längst Kranken. Hat die Psychose ihn früh oder spät umnachtet? Treitschke hält für „unzweifelhaft erwiesen, daß spätestens seit dem Jahr 1848 im Leben Friedrich Wilhelms Wendungen eintraten, welche sich kaum anders als aus augenblicklicher Geistesabwesenheit erklären lassen; die ersten Spuren dieser schrecklichen Heimsuchung werden wohl immer in Dunkel gehüllt bleiben." Vielleicht; wenn wichtige Dokumente vernichtet, wesentliche Symptome dem Blick entrückt werden. Doch höret den Kronprinzen den greisen Hardenberg, den er im Herzensgrund widrig fand, anhimmeln. Leset des Königs ersten Brief an Metternich: „Ach, wer Ihr warmes Herz mit Ihrem kalten Kopf vereinigte! Das ist das gewisse Mittel, immer Recht zu behalten und richtig zu steuern. Ich fühle nur zu deutlich, daß dieser Verein mir abgeht; denn ich vermag mich nicht von dem Schlag zu erholen, der uns niedergeschmettert hat, und meine Lage erscheint mir wie ein Traum, aus welchem ich sehnlich das Erwachen wünsche." Ein König, dem der siebenzigjährige Vater gestorben ist. Leset, was er vier Jahre später, nach Tschechs Attentat und Verurtheilung zum Tod, an den langen Kleist, den Kammergerichtspräsidenten, schrieb: „Theuerster Kleist! Mir ist unendlich darum zu thun, daß der Unglückliche wisse, daß ich als Mensch und als Christ ihm von ganzem Herzen verzeihe und aus der Tiefe der Seele Gott um sein Heil anflehe. Er muß wissen, daß ich, wie es einem christlichen Bruder gegen den anderen ziemt, für ihn, für sein Heil, bete; und die Königin wie ich. Verbrennen Sie dann dieses Blatt, damit der Zeitgeist es nie mißdeute." Denket der Häufung von Interjektionen und Ausrufszeichen; der immer wiederkehrenden Klage: „Niemand versteht mich! Niemand begreift mich!" (Neben die selbst der ergebene Bunsen aus rathloser Verzweiflung einmal schrieb: „Wenn man ihn verstände, wie könnte man ihn begreifen!") Der Gedankenflucht und Aphasie, die

sich früh einstellten und mit Zeiten unwiderstehlichen Rededranges abwechselten. „Die Umsetzung von Wortvorstellungen in Sprachbewegungen ist krankhaft erleichtert. In den höheren Graden der Ideenflucht treten, ganz wie unter dem Einfluß des Alkohols, an die Stelle des sachlichen Bandes der Vorstellungen mehr und mehr sprachlich eingelernte Redensarten. Jede auftauchende Vorstellung setzt sich sofort in Worte um; der Kranke sagt Alles, was er denkt. Da aber beim ziellosen Denken die Vorstellungen stets rascher aufeinanderfolgen, als man sie in Worte kleiden und aussprechen kann, überhastet sich das Reden des Kranken, obgleich sein Denken eher verlangsamt als beschleunigt ist. Auch in den Schriftstücken zeigt sich die Neigung, Fremdwörter zu gebrauchen, verschiedene Sprachen durcheinanderzuwerfen; die Unterstreichungen, Ausrufszeichen, kühnen Schnörkeleien nehmen zu." Diese (von Kraepelin im Lehrbuch der Psychiatrie genannten) Zeichen des manisch-depressiven Irrseins sind schon an dem vierzigjährigen Friedrich Wilhelm sichtbar. Ueber die Anfälle des Sechzigers berichtet Prinz Kraft zu Hohenlohe-Ingelfingen, der 1856 sein Flügeladjutant wurde. Eines Abends erwähnt die Königin die Insel Bornholm. Den Namen, sagt Friedrich Wilhelm, habe er nie gehört. „Wo liegt diese Insel?" Dann: „Mein Kopf!" Der nachts ans Bett gerufene Kammerdiener muß errathen, was des Königs schwere Zunge stammeln möchte. Nach dem Schlaganfall (in Pillnitz) erkennt er die zur Meldung befohlenen Offiziere nicht mehr; schreit, nach jedem Namen: „Wie heißt er? Wo hat er gestanden? Was ist er geworden? Ich kenne den Menschen ja gar nicht!" Nimmt die Meldungen, die er selbst befohlen hat, stumm entgegen; und stöhnt danach: „So gehts mir! Ich werde von einer Menge Menschen belagert, von denen ich gar nicht ahne, wer sie sind." Als der Kaiser von Rußland aus Sanssouci abgereist ist, bricht Friedrich Wilhelm, der ihn bis nach Sommerfeld begleiten wollte, in Berlin völlig zusammen; er wird in Fritzens Schlößchen zurückgebracht und Schönlein, der Leibarzt, sagt, daß Hilfe nicht mehr möglich sei. Der Körper erholt sich; doch der Geist bleibt wirr. Der König, schreibt Gerlach, „spricht eine selbst gemachte Sprache und oft ganz widersinnige Dinge. Die Königin hat zu mir gesagt, sie könne den König in dem Zustand, in dem er ist, keinem Menschen zeigen." Die Stimmung schwankt; die Sprachstörung schwindet nie wieder.

Aus dieser Zeit erwiesener Geisteskrankheit stammt das „Politische Testament", das der Großneffe vernichtet hat. Weil er meinte, nur in seinem Hause sei es bekannt? Dann hätte er geirrt. Wers nicht schon früher wußte, hat vor einundzwanzig Jahren aus Gerlachs „Denkwürdigkeiten" alles zum Verständniß Nothwendige erfahren. „Fünfzehnter Oktober 1857. Der gestrige Tag verlief bei S. M. still, aber, wie unbefangene Zeugen sagen, in fortwährendem Dusel. Also wieder keine Besserung. Heute früh Manteuffel bei mir wegen des Verfassungeides. Der König hat zwei versiegelte scripta auf seinem Tisch: das eine über seine Beerdigung, das andere an seine Brüder, worin er ihnen die Aenderung der Verfassung empfiehlt und von dem Verfassungeid abräth. Das zweite haben der lange Kleist und Groeben gesehen; ich nicht, weil S. M. wußten, daß ich darüber anderer Meinung war. Kleist hält es, mit Eberhard Stolberg und Edwin Manteuffel, für ein großes Glück, den Verfassungeid loszuwerden. Ein schlechtes Gesetz zu beschwören, sagt Kleist, ist gegen Gottes Gebot. Witzleben: Patriot sei nur, wer dem König riethe, mit der Verfassung zu enden. Mir wird immer klarer, daß die radikale Partei, wenn sie ihr Handwerk versteht, dem Prinzen zum Umsturz der Verfassung rathen muß. Sie wird, mit Recht, sagen: Was kann uns diese durchlöcherte Verfassung mit dem feudalen Herrenhaus helfen? Die Erfahrung hat gezeigt, wie sie unseren Feinden zur Macht hilft. Fort damit! Der Prinz soll uns eine ganz andere konzediren müssen, die wir, wie Napoleon, durch sieben Millionen Urwähler sanktioniren lassen und bei der gleichgiltig ist, ob er sie beschwört oder nicht. Der König soll heute vernehmlicher sein; zum ersten Mal hat er ordentlich die Zunge herausgestreckt." „Neunzehnter Oktober. Der Prinz wird sich, wie ich immer glaubte, zu dem Eid herbeilassen. Er hat auch vor Bismarck anerkannt, daß die Verfassung aus sich selbst gebessert und nicht wieder Alles in Frage gestellt werden könne. Diese Verbesserungabsicht will der Prinz auch bei dem Eid erwähnen. Bismarck war daher ganz mit ihm einig. Die quasi testamentarische Abmahnung des Königs vor dem Verfassungeid kommt in Betracht. Ließe der Prinz sich gegen den Eid einnehmen, so hätte die radikale Partei in seiner Umgebung eine treffliche Handhabe." Der kranke König (der sich selbst immer „dämelig" hieß) hatte den Folgern empfohlen: Schwöret

nicht; dann könnt Ihr Euer Land von der Tyrannei des Papierwisches befreien. Sein Bruder Wilhelm und sein Neffe Friedrich Wilhelm haben die Mahnung gelesen und sie anderen betrübsamen Zeichen der Hirnkrankheit zugezählt. Die Versuchung, diesen letzten Willen des Paranoikers auszuführen, ist beiden Königen niemals genaht. Bismarck hat weder in Gesprächen noch in seinem Buch das Testament erwähnt. Das war verschollen, vergessen. Warum wurde es jetzt ans Licht gezerrt? Wem zu Nutzen?

Wilhelm der Zweite, Kaiser und König, hat die Veröffentlichung gewünscht; hat sie dem Professor Hintze aufgetragen. Demselben Historiker, der neulich den Satz Seeleys wiederholte, „daß in den Staaten das Maß von Freiheit normaler Weise umgekehrt proportional dem militärisch-politischen Druck sein muß, der auf ihren Grenzen lastet"; und den Parlamentarische Regirung im Deutschen Reich und in Preußen unmöglich dünkt, weil „ein enormer militärisch-politischer Druck von außen auf unseren langen, von Natur ungeschützten Grenzen lastet und diesem Druck kein allzu hohes Maß von politischer Freiheit entsprechen darf." Der Professor hat geglaubt, mit der Erzählung seinem König zu nützen. Sah er wirklich ein Verdienst darin, daß Wilhelm dem seit dreißig Jahren im Archiv gilbenden, von Großvater und Vater, von dem Retter Zollerns, dem Schöpfer des Reiches unbeachteten Rath eines siechen Hirnes nicht blind folgte? Nicht, in gewandelter Zeit, ohne den winzigsten zwingenden Anlaß, auszuführen versuchte, was schon 1857 jedem gesunden Kopf Unverstand schien? Auch ein König, der, vielleicht in stolzer Kasinostimmung, mit dem Gedanken an neue Mehrung der Kronmacht tändelte und, etwa in einem Trinkspruch auf den selbstherrlichen Regimentschef, an die Möglichkeit erinnerte, die Schranken der Königsgewalt wieder wegzuräumen, könnte nicht im Ernst die Hoffnung hegen, er werde, er allein im Erdwesten, in den Zustand des offenbaren Absolutismus zurückfinden. (Höchstens in den „durch gefügige Parlamente unterstützten Kryptoabsolutismus, der keiner anderen Rechtfertigung als der Verweisung auf die Zustimmung der Majorität bedarf", wie Bismarck murrte.) Nur ein von Eitelkeit Toller konnte 1888, nach Düppel, Königgraetz, Sedan, dem deutschen Volk das Mitbestimmungrecht zu nehmen trachten; die Ruhe Preußens und den Bestand des Reiches auf ein Spiel zu setzen, in dem

nichts Unentbehrliches zu gewinnen, doch, an Frankreich, Habsburg, Welf, Unwiederbringliches zu verlieren war. Ein Verdienst? Studenten sind nicht so kindisch, da eins zu sehen, wo Pflicht sich in den Vortheil verknotet hat. Dem regirenden König hat die Rednerei nicht genützt; Vergeßlichen aber den Großohm, als einen Unredlichen oder Irren, wieder ins Gedächtniß gerückt. Cui bono? Ein Politiker hätte vor solchem Fehler gewarnt; ein der Verantwortlichkeit bewußter Minister die Warnung im Nothfall auf das Angebot seines Rücktrittes gestützt. Dem Volk zu künden, daß aus den Archiven Schriftstücke, die Menschen und Dinge des Staates richtig wägen lehren könnten, insgeheim beseitigt werden, ist schädlich (und die Bewahrung des leeren Umschlages mit der Aufschrift „Inhalt vernichtet" mahnt unfreundlich an alte Bretterhistorien und Intriguenstücke). Schädlicher, durch solche Kunde den Blick der in unumschränkte Demokratie langenden Masse auf die Thatsache hinzulenken, daß die Willkür eines Einzelnen die Verfassung gefährden, den Staat in Wirrniß reißen kann. Muß im Sinn dieser Masse nicht der Wunsch keimen, die mühsam erkämpften konstitutionellen Rechte fester zu verankern, als durch einen (zu gewährenden oder zu weigernden) Eid möglich ist, und noch lauter zu fordern, daß des Monarchen wirksamste Waffe und letztes Mittel, das Heer, der Verfassung, nicht mehr dem König, durch Treuschwur verpflichtet werde? Wer an dieses Ziel hinstrebte und den just Regirenden in eine Sterblichen sonst nicht erlangbare Glorie höhen wollte, Der nur konnte, aus politisch hellsichtigem Geist, den Wunsch schöpfen, Preußens Volk möge hören: „Friedrich Wilhelm der Vierte war, trotz seinem feierlichen und wahrhaftigen Gelübde, der Todfeind Eurer Rechte und versuchte, die Erben in den Entschluß zu Staatsstreich und Absolutismus zu hetzen. Drei Könige haben ihr Ohr dem Lockruf gesperrt; erst der dritte aber hat die Denkschrift vernichtet: weil er fürchtete, sie könne einen Sohn oder Enkel in Frevel verleiten. Hoch lebe der Imperator und Rex!" Er lebe; freue sich des rosigen Lichtes, das ihn Papierblumen und anderen läppisch häßlichen Straßenputz für den Ausdruck überschwingenden Volksempfindens und einen kurialisch gewandten Bürgermeister für einen sieghaften Germanenkönig nehmen läßt. Nur darf er nicht staunen noch grollen, wenn die Nation, die ihr Schicksal nicht an Glückszufall hängen will, mit der Ge-

fahr, die ihn schreckte, rechnen lernt und nach einer Machtmehrung trachtet, die ihr Haus, auch gegen des Gewaltigsten Eingriff, fortan vergittert. Aus der seltsamen Geschichte kann Unheilssaat sprießen.

Martyrologium.

„Nach Dem, was ich jetzt erfahren habe und täglich erfahre, beglückwünsche ich mich zu der ungewollten Mission, die das Fatum mir zutheilte. Niemand zu Leide habe ich meiner aufrichtigen Ueberzeugung von dem Wesen der großen Zeit als fünfzigjähriger Mann und Deutscher Ausdruck geben müssen. Und ich werde auch ferner zu meinem Wahlspruch halten: ‚Gehe Deines Weges gerade, schenken wird sich Dir die Gnade.‘ Womit ich aber nicht die Gnade von irgend Jemand außer Gott meine, der allein sie zu vergeben hat. Welche Gefahr beschwört die herrschende Partei der Konservativen durch ihre allzu enge Fusion mit der ultramontanen Macht über den Preußenstaat herauf! Hetzern und Wühlern ist gelungen, die immer vergeblich geleugnete Kamarilla zu gewinnen und mit ihrer Hilfe die maßgebenden Stellen zu verwirren! Der deutsche Geist ist gemaßregelt worden. Im Herzen meiner engsten Heimath wollte der mörderische Stich feiger, schleichender und scheinheiliger Denunzianten mich moralisch vernichten. Doch der Versuch findet elementare Zurückweisung und ich erfahre täglich dankbar, daß die aufrechten, geradsinnigen, Achtung gebietenden Geister noch immer die Mehrheit bilden.“ Wer ists, dessen Gram so voll Emphase tönt, daß die sieben eingemauerten Trabanten des Kaisers Decius ihn, mit vereinter Stimmenkraft, nicht überbrüllen könnten? Einer, der für Ehre und Freiheit, Weib und Kind, Haupt und Heim ficht? Nein: Einer, dessen (gegen festen Sold geliefertes) Theaterstückchen nicht an fünfzehn, sondern nur an elf Abenden aufgeführt worden ist; Herr Gerhart Hauptmann. Weshalb ward der Puppenkram nur an elf Abenden gezeigt? Weil der Magistrat der Stadt Breslau also wollte. Er allein trägt die Verantwortung. Kein Junker noch Pfaffe, kein Kronprinz noch Kardinal konnte ihn hindern, die Biermimik bis ins letzte Viertel des Brachmondes fortzusetzen. Keiner hat ihn gehindert (mir ist geschrieben worden, der Protektor der Ausstellung habe mit dem Theaterspiel gar nichts zu thun); wars eine Dummheit, den Jokus vor dem Fristthor zu enden, dann kam sie uns, nicht als die erste,

aus der Schlachtreihe der „aufrecht gesinnten Herren“, über deren Häuptern das Sturmpanier der Fortschrittlichen Volkspartei weht. Und wer hat den Schaden? Geldverlust die breslauer Gemeindekasse. Sonst? Niemand. Ungemeinen Nutzen aber der Verfasser des „Festspieles“, von dem kein Menschenkind sprach und das nun von der Neugier verschlungen wird. Diese Thatsache müßte Herrn Hauptmann, wenn er an den Werth seines Werkes glaubt, bis in den tiefsten Gemüthsschacht beglücken. Wozu also der Lärm? Wozu von Mission und Fatum, von Gottes Gnade und Preußens Fährniß gefaselt, von Denunziantenthum, Vernichtungdrang und hinterlistigen Mörderstichen gewinselt?

„Seid gewiß, morgen zu lesen, das gewaltige Werk sei vom Gepfauch der Blauen und der Schwarzen, der Heiligen und der Ritter, von den Brettern geweht und, dadurch, wieder einmal erwiesen worden, daß Preußen nicht zu den Kulturstaaten zu zählen ist.“ Ehe der Rummel begann, wurde er hier vorausgesagt. Daß er so lustig werden könne, hat Keiner geahnt. Weil Du in einem dem „Geist der Freiheitkriege“ geweihten Spiel den Krieg nicht als „Missethat“ und „nackten Mord“, die Krieger nicht, Deine für des Vaterlandes Befreiung gefallenen Ahnen, als von „blindem Haß“ Umnachtete an den Schaupranger gestellt sehen wolltest, bist Du ein roher Lümmel; weil Du, als Katholik, im Festspielhaus nicht von Roms Käfig, von Paffenwänsten und der Erlöserlüge zu hören erwartetest, bist Du ein Kulturfeind; und Pöbelinstinkt heult aus Dir, weil Dich die Gaukelei ekelt, die große Menschen und großes Geschehen in die stümpernde Nachäfferei eines Jahrmarktsschwankes erniedert. So sind die Friedlichen, die im Irrthum den Quell alles Hasses erkennen und der „Fleisch gewordenen, im Geist sich auswirkenden Liebe“ Feste bereiten. Wer nicht mit ihnen ist, heißt Rüpel, Feigling, Schleicher, Wühler, Heuchler, Meuchler; wird, wenns glimpflich abgeht, in den Pöbelkehricht geworfen. Denn der Kulturträger hat gehorsam zu jauchzen, wenn Scharnhorst und Blücher, Stein und Hegel an Drähten zappeln und aus Goethes Schönbartspaß und Reinhardts Arenaschmaus ein Schlesisches Himmelreich bereitet ward. Wir dürfen sanfter sein; und, in Gelassenheit, wiederholen, daß ein lüderlich hingesudeltes Puppenspiel, in dem nicht die winzigste Spur kühnen Geistes zu schauen war, vom Wust seiner Absurditäten erstickt worden ist.

Eine Gefahr für die Geisteswissenschaften.

(Antwort an Herrn Professor Dr. Georg Simmel.)

Hochverehrter Herr Kollege, mit bestem Dank bestätige ich Ihnen den Empfang des Offenen Briefes, den Sie in der „Zukunft" (1913, Nr. 33) meinen Ausführungen über „Eine Gefahr für die Geisteswissenschaften" („Zukunft" 1913, Nr. 27) gegenübergestellt haben. Ich erinnere mich, daß wir vor Jahren einmal eine Stunde der Diskussion über Philosophie und Psychologie im Eisenbahnwagen mit einander verbracht haben; seitdem haben wir uns kaum gesehen; aber der Gesammteindruck ritterlicher Waffenführung auf Ihrer Seite, der mir aus dieser Stunde blieb, hat sich mir bei der Lecture Ihrer Entgegnung lebendig erneuert. Trete ich dieser nochmals mit einigen Worten gegenüber, so wird deren Inhalt Dies hoffentlich rechtfertigen.

In der Frage des Schicksals der akademischen Lehrstühle für die empirische Psychologie, in der es sich an erster Stelle um die experimentelle Psychologie handelt, gehen Sie als Philosoph naturgemäß von dem Verhältniß dieser Psychologie zur Philosophie aus; eben so naturgemäß betrachte ich das Verhältniß dieser Psychologie zu den geisteswissenschaftlichen Einzeldisziplinen, denen ich nach meinem Beruf angehöre, als fundamental; außerdem kann ich noch versuchen, gegenüber der Entwickelung der modernen Psychologie einen möglichst allseitigen und damit objektiven Standpunkt als Kulturhistoriker zu gewinnen. Je nach dieser verschiedenen Stellungnahme werden wir natürlich auch in der Auffassung Dessen, was empirische Psychologie von heute ist und was ihr noththut, zu verschiedenen Anschauungen gelangen. Eine volle Einigung wird sich da schwerlich erreichen lassen, ist ja auch nicht nöthig. Ich will aber Ihrem Standpunkt entgegenkommen, indem ich, abweichend von meiner früheren Darstellung, meinen Ausgangspunkt mit Ihnen von der Philosophie nehme.

Hier treffen wir uns in der Werthschätzung auch der reinen Philosophie; ich stimme völlig zu, wenn Sie von sich selbst den Satz citiren, daß die Philosophie mit all ihrer Unzulänglichkeit, mit aller Vergänglichkeit ihrer die Ewigkeit postulirenden Lehren der geistigen Entwickelung einen noch durch nichts Anderes ersetzten Werth biete. Aber auf dem gemeinsamen Grunde einer solchen Gesammtanschauung (vielleicht besser: gemeinsamer Erfahrungen und Stimmungen in dieser Hinsicht) gehen wir in unseren Meinungen über die Bedeutung, die eine reine Philosophie in der Gegenwart haben und gewinnen könne, völlig auseinander.

Sie glauben nicht an die Möglichkeit, geschweige denn Wahrscheinlichkeit einer neuen und beherrschenden Metaphysik in absehbarer Zukunft. Sie meinen, die Philosophie gravitire durchaus nicht auf die Herrschaft eines einzigen Systems hin, sondern auf die Ausbildung einer immer wachsenden Anzahl durchaus divergenter philosophischer Gesammtanschauungen. Und Sie führen Ihre Erfahrung und die Gunst Ihres Berufes für die Meinung ins Feld, daß die deutsche Philosophie der Gegenwart durch einen „ungeheuren Differenzirungprozeß" beherrscht sei.

Für mich, als Laien, ist es schwer, gegen die so entschieden ausgesprochene Meinung eines Meisters der Philosophie anzugehen. Ich habe aber in diesem Augenblick ein Buch unter der Hand, in dem sich Fachgenossen der Philosophie zu der strittigen Frage äußern; es ist der erste Jahrgang der bei Mittler in Berlin erscheinenden Jahrbücher der Philosophie. Und aus dessen Spalten ertönt ein ganz anderes Lied. Da meint Frischeisen-Köhler von der Philosophie der Gegenwart: „Es will scheinen, als ob die Fortbildung der Grundgedanken des achtzehnten Jahrhunderts in einer eigenthümlichen Weise die Entwickelung der nachkantischen Zeit, der großen deutschen Spekulation, unter allerdings veränderten Bedingungen des Wissens und, so zu sagen, auf einer höheren Stufe zu wiederholen sich anschickt; wie denn auch verschiedentlich schon ein bewußter Anschluß an jene deutsche Spekulation verfolgt wird. So unabgeschlossen all Dies ist, so scheint es doch, als ob unsere Zeit einer neuen philosophischen Epoche entgegengeht, als ob gerade in der Gegenwart eine lange vorbereitete Entwickelung zur Reife gelangt. Freilich streben die einzelnen Richtungen innerhalb der Philosophie der Gegenwart im Einzelnen noch weit auseinander; aber für Den, der die ganze Bewegung zu überblicken sucht, scheint sie doch im Großen eine viel einheitlichere Tendenz aufzuweisen, als der erste Anschein vermuthen läßt." Um nur noch einen der Autoren des Buches, den ersten in der Reihe, Ernst Cassirer, auch einen Berliner, zu Wort kommen zu lassen, so läuft sein Bericht über die jüngste Entwickelung der Erkenntnißtheorie darauf hinaus, daß wir uns rasch einer (wenn auch nicht Koinzidenz, so doch) engsten Begegnung von „kritischem Realismus" und „objektivem Idealismus" nähern. Eine solche engste Begegnung würde aber nicht nur einen ungewöhnlich weitgehenden Ausgleich des bisher in so starken Differenzen verlaufenen erkenntnißtheoretischen Denkens bedeuten. Es würde vielmehr, bei den bekannten Beziehungen zwischen Erkenntnißtheorie und metaphysischem Systembau, zumal bei stärkerem Ueberwiegen der Ele-

mente des objektiven Idealismus, zugleich die unbedingt nöthige und denkbar beste Grundlage für eine neue Begriffsdichtung bieten. Wer von den philosophischen Beobachtern hat nun Recht? Der Fall ist lehrreich. Es zeigt sich, wie schwer es ist, aus der Beobachtung des bloßen Verlaufes eines noch so hoch stehenden Kulturzweiges allein schon dessen Gegenwartverlauf, geschweige denn Zukunftrichtung abzuschätzen. Und ist es nicht in der That ein Wenig die Situation Münchhausens, der sich an seinem Zopf aufhängen wollte? Für dergleichen Beobachtungen muß ein viel allgemeinerer Standpunkt außerhalb der zu beurtheilenden Bewegung, wenn auch natürlich in einer gewissen Vertrautheit mit dieser, gewählt werden. Es ist das durch keinerlei andere Manipulationen zu ersetzende Privileg des Kulturhistorikers, diesen Standpunkt einzunehmen. Von dessen Betrachtungweise aus aber kann kein Zweifel sein, daß wir einer Kultur des Idealismus entgegengehen (was ja auch schwerlich noch Jemand leugnet); daß eine Kultur des Idealismus aber auch Begriffsdichtungen bringen wird, ja, in Zeitaltern einer hohen Civilisation bringen muß, gehört zu dem eisernen Bestand geschichtlicher und psychologischer Erfahrungen, dem nicht so leicht zu widersprechen ist.

Also wird wohl doch nicht so ganz feststehen, daß uns in absehbarer Zeit ein Drang zur metaphysischen Systembildung erspart bleiben werde. Daß aber dann unter diesen Systemen eins beherrschend hervortreten wird, entspricht auch geschichtlicher Erfahrung. Und stehen wir etwa so weit von dieser Entwickelung? Schon drängen sich Namen auf die Zunge und die Füße Derer, die den neuen Reigen eröffnen werden, stehen vor der Thür.

Unter diesen Umständen scheinen mir denn doch die Bemerkungen durchaus zulässig, die ich für diese Situation früher über die Rolle der empirischen Psychologie gemacht habe. Aber ich komme darauf im Einzelnen nicht zurück; ich will mich nicht wiederholen. Wohl aber wird es nöthig sein, ehe ich zu einigen mehr aktuellen Bemerkungen aus diesem Zusammenhang her übergehe, noch das Verhältniß der empirischen Psychologie zu dem Betrieb der geisteswissenschaftlichen Einzeldisziplinen ins Auge zu fassen.

Der ältere Betrieb aller Geisteswissenschaften war getragen durch die Philologie als Kunst und Methode der Deutung von Schriften: noch vor einem Menschenalter galt, Dem entsprechend, als Geschichte nur, was in schriftlicher Ueberlieferung vorlag; Prähistorie war verpönt, Spatenforschung war höchst verdächtig; junge Leute, die anderer Ansicht waren, geriethen in den Verdacht mangelnder Akribie. Heute ist Das gewiß anders geworden und

vor Allem auf dem Gebiete des klassischen Alterthums sind wieder einmal die Fortschritte vorbildlich. Doch immer noch beherrschen Analogievorstellungen, die dem älteren philologischen Betrieb entnommen sind, weithin die Geisteswissenschaften. Ein Beispiel mag Das anschaulich machen. Noch heute gilt, wenn auch in abnehmendem Grade, in Literatur- und Kunstgeschichte, überhaupt in den Disziplinen der höchsten geistigen Bewegungen eine Ableitungmethode, deren einfachstes generalisirtes Schema sein würde: der Dichter oder Künstler a geht auf die Dichter oder Künstler A und B zurück, wie der Nachweis gewisser Aehnlichkeiten oder gar Entlehnungen aus ihren Werken ergiebt: folglich ist sein Wesen durch die Formel $\frac{A+B}{2}$ ausgedrückt. Es ist selbstverständlich, daß ein solcher Schluß das Wesentliche der Erscheinung, um deren Beschreibung es sich handelt, übersieht und daß eine auf ein solches Verfahren aufgebaute Geschichte ein Zerrbild des wirklichen Verlaufes ergiebt: denn eben das Personen und Dingen jeweils spezifisch Eigene ist unterdrückt. Einem wissenschaftlichen Betrieb aber, der, von der Philologie herkommend, sich der Geschichte nahte, lag die gewohnheitmäßige Uebernahme einer solchen Schlußweise allerdings nah. In der Erklärung des Zusammenhanges von Schriften hatte sich die Methode bewährt; Buch ließ sich allenfalls von Buch her ableiten. Warum sollte also nicht auch die Ableitung von Menschen möglich sein? Man sieht an diesem Beispiel deutlich, was der alten Methode, wie sie einst so gut wie ausschließlich zur Interpretation der schwer verständlichen Schriften des griechischen und römischen Alterthums ausgebildet worden war, in dem Augenblick, da sie zum Verständniß des Zusammenhanges von Menschen benutzt (und Das heißt: auf die Geschichte übertragen) wurde, fehlte; es fehlte das Verständniß des Eigenartigen, Wesentlichen des einzelnen Menschen, es fehlte die Psychologie. Und da die Geschichte in diesen früheren Zeiten, vor jetzt ein bis zwei Menschenaltern, schon in den Mittelpunkt der geisteswissenschaftlichen Bewegung zu treten begann, so fehlte nur zu sehr der psychologische Gesichtspunkt den Geisteswissenschaften überhaupt.

Nun ist Das mittlerweile anders geworden. Neben die philologische Methode sind in den Geisteswissenschaften andere Methoden getreten; und eben sie, wie die inzwischen in alle Geschichtwissenschaft sieghaft eingezogene kulturgeschichtliche Auffassung, haben die Philologie, da sie eine viel eingehendere Interpretation der Quellen erfordern, als solche zur Entwickelung neuer schärferer Methoden gezwungen und zwingen sie dazu von Tag zu Tag.

Unverkennbar aber bleibt dabei, daß hinter dieser ganzen jüngsten Fortentwickelung als treibendes Mittel die psychologische Anschauung steht. Und zwar keine metaphysische, sondern eine rein der Erfahrung gemäße psychologische Anschauung.

Aus der Kenntniß dieses Zusammenhanges her versteht man alsbald, wie die Durchbildung einer empirischen Psychologie heutzutage geradezu das dringende Bedürfniß aller Geisteswissenschaften ist; sie muß und wird unbedingt erfolgen: nicht nur auf dem Gebiete der experimentell festzulegenden Thatsachen, sondern eben so auf dem Wege der Selbstbeobachtung, nicht nur für die Materien der Individualpsychologie, sondern auch für die der Sozial- und Völkerpsychologie und nicht minder auch in den reichen Gebieten der Lebensalterspsychologie, insbesonder der Kinderpsychologie, und der Psychologie des Charakters.

Und klar ist, daß all Dies schon die volle Ausbildung der empirischen Psychologie als eigene große Universitätdisziplin erfordert, auch ganz abgesehen davon, ob eine solche Ausbildung die Geisteswissenschaften vor der Uebermacht einer andrängenden neuen Metaphysik bewahren möchte: was allerdings meiner Ansicht nach der Fall sein würde.

Nun aber kam die Erklärung der Hundertundsechs, wendete sich „gegen die Besetzung der Philosophischen Lehrstühle mit Vertretern der Experimentellen Psychologie" und wies „die Philosophischen Fakultäten sowie die Unterrichtsverwaltungen auf die daraus erwachsenden Nachtheile für das Studium der Philosophie und Psychologie hin": die „Experimentelle Psychologie solle in Zukunft nur durch die Errichtung eigener Lehrstühle gepflegt werden". Und unwidersprochen hat darauf Wundt und mit unwiderleglichen Gründen gezeigt, daß die Folge des hier vorgeschlagenen Verfahrens die Abschiebung der Experimentellen Psychologie in den Betrieb der Naturwissenschaften, speziell in den Thätigkeitbereich der Medizinischen Wissenschaften sein würde.

Was hieß nun dies Alles? Glaubte man wirklich in den Kreisen der Philosophen, daß ein kräftiger Betrieb der Empirischen Psychologie ohne Experimentelle Psychologie möglich sei? Selbst in den Geisteswissenschaften läßt sich spüren, daß Dies unmöglich ist; ich habe davon in meiner früheren Erklärung gesprochen. Wenn aber die Experimentelle Psychologie „abgeschoben" werden sollte: was sollte dann aus den übrigen, eben jetzt in bester Entwickelung begriffenen Theildisziplinen der Empirischen Psychologie werden? Wäre es da nicht eine ganz unumgängliche Pflicht der „Erklärung" gewesen, sich über die der Empirischen Psychologie als Ganzem

zugedachte Rolle, besser gesagt: über das ihr zugedachte Schicksal klar und deutlich auszudrücken? Man darf nicht denken, daß Dies auch nur mit der Klarheit minderen Grades geschehen sei, die, in dem hier soeben gegebenen Citat, in den Worten von dem „Studium der Philosophie und Psychologie" zu liegen scheint; in der „Erklärung" stehen diese Worte so weit von der Erörterung der Lage der Experimentellen Psychologie entfernt, daß die gegenseitige Beziehung und die daraus resultirenden Ergebnisse nur von Dem überblickt werden konnten, der ganz genau zuschaute, während sich der Durchschnittsleser des allenfalls noch vorhandenen Zusammenhanges kaum bewußt wurde. Da war es denn begreiflich, daß, wie ich aus zahlreichen Mittheilungen weiß, dieses Fehlen einer klaren Stellungnahme zur Empirischen Psychologie als einem Ganzen, mit Einschluß der experimentellen Theildisziplin, sehr überraschte und daß man in dieser Hinsicht eine Aussprache „ohne Hörner und Klauen" zu hören wünschte: daß die Empirische Psychologie als Ganzes willkommen geheißen werde. Aus einem solchen Verfahren mußte dann die Zulassung und Entwickelung besonderer Geisteswissenschaftlicher Lehrstühle für Empirische Psychologie und damit auch für Experimentelle Psychologie ohne Weiteres und, so zu sagen, von selbst erfolgen.

Da war es denn gewiß ein trefflicher Schritt, daß eine Ergänzung der „Erklärung" in dem gewünschten Sinn (in einem Artikel der Frankfurter Zeitung) von Rickert, dem Geschäftsführer der Erklärungaktion, in dem hier soeben gewünschten Sinn erfolgte. Sie zeigt gegenüber der Psychologie immer noch Spuren von Zurückhaltung, die in diesem Grade bei vielen Unterzeichnern der Erklärung vielleicht nicht vorhanden sein dürften. Im Ganzen aber beseitigt sie die Bedenken, zu denen die Erklärung vom Standpunkt der Geisteswissenschaften Anlaß gab, und wird hoffentlich dazu beitragen, der Psychologie in ihren verschiedenen Denominationen in ausreichendem Maß Lehrstühle an den deutschen Universitäten zu verschaffen.

Liegt aber eine solche Lösung nicht zugleich im Interesse aller reinen Philosophie? Wie will man denn sonst die praktischen Disziplinen der Ethik, Pädagogik und Politik, wie noch mehr Aesthetik und Erkenntnißtheorie pflegen? Die Reibungen in dem Verhältniß von Philosophie und Psychologie, wie sie nun lange genug gewährt haben, müssen auch auf diesem begrenzten Gebiet einem Zustande gegenseitiger inniger Förderung weichen. Sie selbst, sehr verehrter Herr Kollege, sprechen von der „verächtlichen Gleichgiltigkeit, ja, der Abneigung, die manche entscheidenden, individuellen

und überindividuellen Instanzen bei uns gegen die Philosophie empfinden". Diese Empfindungen werden gewiß beträchtlich abgeschwächt werden, wenn sich ein gleichmäßig friedlicher Fortschritt auf den doch immer noch von Alters her verschwisterten Gebieten der Philosophie und der Empirischen Psychologie bemerken läßt.

Ich könnte meine Bemerkungen hier abbrechen oder, richtiger, schließen, wenn Sie, verehrter Herr Kollege, nicht ein Motiv mehr persönlicher Art aufgegriffen hätten, das aber noch, so will mir scheinen, lehrreiche sachliche Beobachtungen gestattet. Sie beklagen sich, daß ich das Verhalten der Hundertundsechs einer unerfreulichen sittlichen „Werthung" unterworfen habe. Sie habe Nothwehr getrieben, ich aber habe ihnen das Recht hierzu aberkannt. Davon kann nun aber nach dem klaren Wortlaut meiner Ausführungen in alle Wege nicht die Rede sein. Wie sollte ich, insbesondere bei meiner Ihnen wohlbekannten wissenschaftlichen Stellung, dazu kommen, Ihnen dieses „erste Ethos des Gelehrten" abzustreiten und (um Sie selbst weiter zu citiren) „diesen Glauben an das eigene, unersetzbare Ziel"? Nicht dieses Ethos habe ich der Erklärung, also auch Ihnen, wie Sie sich ausdrücken, „als sittlichen Makel angeheftet", sondern etwas gänzlich Anderes: nämlich die Form, in der Sie die Nothwehr geübt haben.

Sie wissen so gut wie ich und wie alle Welt, die sich für dergleichen Fragen erwärmt, daß die Berufung auf die Lehrstühle der deutschen Universitäten keine einfache Sache ist. Wir sind nicht in der stolzen Lage englischer Universitäten, etwa Cambridges, das seine Professoren einfach proprio motu beruft. Die Berufung erfolgt durch den Staat; den Fakultäten steht nur die sachliche Berathung in Form eines Vorschlagsrechtes zu. Bei dieser Regelung potenzieller Art, die, an sich gewiß nicht ohne manche Vortheile, zu einem ständigen Auf und Ab der Kräftewirkungen von Regirung und Fakultäten führt, ist bekanntlich nicht ausgeschlossen, daß das Ausschlagen der auf beiden Seiten thätigen Kräfte bis zu Konflikten führt. In diesem Zustand werden die Fakultäten ihren Antheil an dem Berufungsgeschäft nur dann wahren können, wenn sie einen Faktor, in welchem sie unbedingt überlegen sind, ständig rein und unbeeinflußt zu ihrer eigensten Disposition halten. Dieser Faktor ist der ihrer besonderen Sachverständigkeit. Und nun fährt hier die Erklärung der Hundertundsechs dazwischen und empfiehlt ihre besondere fachmännische Erfahrung den „Philosophischen Fakultäten sowie den Unterrichtsverwaltungen" zu maßgebender Berücksichtigung.

Nennen Sie Das, verehrter Herr Kollege, Einstehen für kor-

porative Rechte? Ich habe dies Vorgehen, in einer dem Kulturhistoriker naheliegenden Weise, mit dem unbewußten Wirken jener für unsere Zeit charakteristischen Motive zu erklären gesucht, die ich unter dem Ausdruck „Machtpolitik" zusammenfasse: „Zur Entschuldigung oder vielmehr zur Erklärung läßt sich anführen, daß in einer Zeit ganz überwiegender Förderung materieller Interessen die Willensäußerungen der Nation so sehr auf grobe Mittel und rücksichtlose Geltendmachung dieser Mittel geschult worden sind, daß sich selbst die höchsten geistigen Interessen diesem Einfluß nicht mehr ganz entziehen können." Was haben Sie nun darauf erwidert? Sie fassen den Inhalt des eben citirten Satzes in die (noch dazu durch Gänsefüßchen als wörtliches Citat charakterisirten) Worte „rücksichtlose Geltendmachung grober Mittel zur Förderung materieller Interessen" zusammen und behaupten, ich habe Ihre Nothwehr als eine solche Geltendmachung „denunzirt".

Denunzirt! Ich würde mich an Ihrer Stelle nicht dreimal, sondern mindestens zwölfmal besonnen haben, ehe ich dies Wort niedergeschrieben hätte. Wem denunzirt? Wer denunzirt, hat einen Adressaten im Kopf. Ich habe meinen Artikel in der breitesten Oeffentlichkeit geschrieben; auf Grund des besten Gewissens von der Welt lehne ich ab, auf irgend Jemand Absichten, für irgend Jemand Ansichten gehabt zu haben. Aber unwillkürlich frage ich mich in der Situation, in die Ihr Wort mich gebracht hat, wie es denn mit dem Gegner, wie mit der Erklärung stehe? Ausdrücklich hat sie sich, in einem Schritt, der meines Wissens keinen irgend auch nur annähernd ähnlichen Präzedenzfall in der Geschichte der deutschen Universitäten aufweist, an ganz bestimmte Adressaten, die Philosophischen Fakultäten und die Unterrichtsverwaltungen, gewendet.

Ich verfolge die in diesem Moment nächstliegende Schlußreihe nicht. Ich bin weit davon entfernt, rekriminiren zu wollen. Ich nehme Ihnen auch die „Denunziation" nicht übel. Ich habe mich aufrichtig gefreut über die volle Würdigung meines Charakters, die Ihr Artikel im Uebrigen an mehr als einer Stelle enthält; es wird Ihnen nicht unbekannt sein, daß ich in akademischen Kreisen zu der Klasse der Gutverleumdeten gehöre.

Aber mehr noch. Ich habe seit dem Erscheinen Ihres Artikels das Urtheil jüngerer und älterer Freunde über den eigenartigen Schritt, die Erklärung Fakultäten und Regirungen zuzusenden, aufgesucht. Und ich habe zu meinem Erstaunen gefunden, daß es keineswegs immer mit dem meinen zusammengeht. Es giebt eine Meinung, wonach in dieser Zusendung eher eine Demonstration gegen die Regirungen, insbesondere das Preußische Kultusmini-

sterium wegen der Behandlung der marburger Sache, zu sehen wäre. Viel interessanter ist aber eine ebenfalls vertretene Meinung, wonach es gänzlich veraltet sei, für die unversehrte Bewahrung des Vorschlagsrechtes der Fakultäten einzutreten: dabei komme doch nichts heraus; es sei viel besser, die Regirungen besorgten die Ernennungen nur von sich aus; und so weiter. Ich bin gezwungen, in meiner Auseinandersetzung mit Ihnen, sehr verehrter Herr Kollege, diese Anschauung zu registriren. Aber ich thue es mit Schmerz. Sie scheint mir ein Verfallszeichen unseres älteren Universitätswesens zu sein, und soll ich sie von diesem Standpunkt aus charakterisiren, so kann es nur mit dem Motto „Ruimus in servitium" geschehen.

Können aber so radikale Meinungen, wenn sie etwa im Kreis der Jüngeren nicht vereinzelt, sondern sozial auftreten, nicht auch als ein Symptom und als ein Gegenstück gleichsam Dessen angesehen werden, was ich als „Machtpolitik" bezeichnete?

Ich empfehle mich Ihnen in aufrichtiger Hochachtung als Ihr ergebener

Leipzig. Karl Lamprecht.

Briefe.

I. Hochverehrter Herr Harden, als Leser Ihrer „Zukunft" weiß ich seit vielen Jahren, daß Sie Rede und Gegenrede den breitesten Raum gewähren. Deshalb darf ich hoffen, daß einer nothwendigen Aeußerung gegenüber dem Artikel: „Die Deutsche Botschaft in Petersburg" zum Ausdruck verholfen wird.

Die allseitige Möglichkeit, mit dem Instrument des Logik Alles zu beweisen, war früher mehr beschränkt durch Moralität, Vorurtheil und natürliche Scham, durch einen Konservatismus, der nicht das schlechteste Gut unserer Voreltern und Eltern war. Man ließ eine Sache reifen; blieb mit einer Umwerthung des Urtheiles zurückhaltend, bis endgiltig Neues sich bewährt hatte. Darunter litt wohl dieser oder jener Künstler; aber wenn ihm um mehr zu thun war als um den täglichen Erfolg, konnte ers verschmerzen. Ueber das unseren heutigen Verhältnissen Typische brauchte kaum noch ein Wort verloren zu werden. Das Problem der Form reift, wenn es den Boden der mensch-

lichen Lustempfindungen verlassen hat, in der Technik. Die neue Form (sie ist schon unterwegs, über Bahnhöfe, Waarenhäuser und Fabriken hin) gebärt sich selbst. Wie wenig im Verhältniß zum Kraftaufwand auch bei dem größten Massenaufgebot an Intelligenz bewußt erreicht werden konnte, zeigt die verebbte Bewegung des Jugendstiles. Nach einer kurzen Verlegenheitpause umgürtete man den früh gealterten Leib mit scheinbar dem selben Fach entnommenen Reklameplatten, ohne die Tendenzverschiebung merklich werden zu lassen, und operirt schon einige Zeit mit dem öffentlichen Erfolg, die Situation wieder und stets gerettet zu haben, die Entwickelung auf dem Weg des Experimentes bewußt dahin geleitet zu haben, wo sie heute steht. Ueberaus ergötzlich für den Fachmann war, daß alle produktiven Künstler, dem Grade ihrer gewachsenen Erkenntniß entsprechend, mehr oder weniger schnell, doch alle früher als die unproduktiven „Sachverständigen", den Anknüpfungpunkt der Tradition wieder aufsuchten. Man sah eben ein, daß mit einer wilden „Individualität", mit der sich ja malen und gar schreiben läßt, nicht Architektur getrieben werden kann. Ich erwarte mit Ungeduld die Geschichte dieser Bewegung. Aber wohl alle dazu Befähigten waren in der vordersten Reihe, als Führer, Propheten, und wollen, denke ich, noch eine Weile verstreichen lassen, damit die Vergeßlichkeit der Zeitgenossen sie nicht mehr mit den so laut rufenden Männern von Einst identifiziren kann. Einige schreiben übrigens schon: „Uebergangsstadium." Das ist der Hindergrund. Auf ihm stehen, noch immer grell beleuchtet, die Männer des einstigen phänomenalen Irrthums; nur sind sie, dem Geschmacke der Zeit und ihrer inneren Kultur entsprechend, jetzt anders bekleidet. Daneben steht der verprügelte Hausherr, der Zunftarchitekt. Der leider immer noch akademisch erzogen wird, weil wir Alle dem mit Logik jonglirenden Juristen gleichermaßen unterthan sind und diese Leute ja Alles besser wissen müssen. Der die vielen Mängel des Hochschulstudiums empfindende Architekt mußte sich manche neue Möglichkeit der Ausformung der Architekturelemente von talentvollen Autodidakten vorwegnehmen lassen. Er merkte, der Brunnen unmittelbarer, menschlicher Empfindung sei noch nicht so ausgeschöpft, daß die Architekturkunst ganz auf das Laienelement verzichten kann. Von welcher Wissenschaft überhaupt ließe sich Das behaupten, geschweige denn von Kunst? Darum verwundert mich die Anerkennung, die der Baumeister Behrend dem Baumeister Behrens zollt, nicht sonderlich. Aber er geht zu weit; insbesondere in seiner Gegenüberstellung: Behrens und Hoffmann. Behrens als der den Urelementen Nähere, Hoffmann als der mit Bewußtsein und Tradition konstruirende Aesthet. Behrend nennt bei Behrens Das Pathos, was er bei Hoffmann Phrase nennt. Behrens ist, wie Alle, die sich gegen die schließlich doch siegenden Zunftarchitekten behaupten wollten, heute Eklektiker. Es geht nicht mehr an, daß man Behrens, der eben so fern wie nah der Antike steht, als prachtvolle Monstrosität feiert und ganz außerordentliche Künstler wie Hoffmann dazu in einen sie herabsetzen-

den Gegensatz bringt. Das Neue, das den „führenden" Autodidakten noch anhaftet oder noch angedichtet wird, ist mehr neu als gut. Meist, so weit es wirklich neu ist, mit geringen Ausnahmen von untergeordneter Bedeutung, nur Gährungrückstand. Ja, wenn Behrens als Architekt nur die zwingende Logik eines Pfahlhüttenbauers hätte! Aber da selbst er, der freiresignirte Stilführer, nur an den „äußerlichen" Bauelementen der Antike, der durchgereiftesten Baukultur, im zwingenden Kreislauf seines selbstbegrenzten Stoffgebietes herumdoktort und mit diesen Dreiviertelswahrheiten weniger überzeugend noch wirkt als die Antike Altberlins, lasse man ihn da, wo er hingehört: bei den Eklektikern mit Gährungrückstand. Wenn man schon Hoffmann als Eklektiker „feiert", sollte man sich doch reinlich darüber klar werden, inwieweit heute überhaupt der revolutionäre Gedanke in der Architekturkunst (abgesehen von Eisen- und Betonbauten) Raum gefunden hat, mit welchem zeitlichen Erfolg und welchen berechtigten Aussichten. In riesigen Fabrikbauten, reinen Zweckgebilden, nur auf Rente gebaut, das Material ehrlich und ungeschminkt seinen Dienst thun zu lassen, ist gewiß ein Verdienst; aber wirklich im besten Fall nur der Verzicht eines anständigen Charakters, ist der Erbauer ein Künstler. Thuts ein Ingenieur, so ists selbstverständlich. Solche Arbeit geschähe aber besser von Dem, der nicht auf Etwas in sich erst zu verzichten brauchte. Die Schönheit aus dem Eisenbeton herauszuholen ist noch Keinem bisher gelungen. Der Autodidakt dürfte dem Problem aber ganz hoffnunglos gegenüberstehen. So sind die Arbeiten von Behrens für die Industrie ehrliche „Arbeit" und deshalb hoch zu schätzen. Wenn man von ihm Das als Kunst nimmt, was er als reine Vernunft bietet, kann man sich der Hoffnung hingeben, daß auf diesen Wegen der Vernunft und Einsicht, über die Industrie hinweg, auch dem heftig schwankenden Handwerk ein gutes Theil Vernunft zufließt. Wer aber Behrens als einen Führenden der Architektur sieht, übersieht, daß sein Maßhalten wahrscheinlich nicht die Zurückhaltung einer reichen Natur ist. Behrens ist entweder wirklich so primitiv geometrisch innerlich, was nicht gerade sehr für hohe Künstlerschaft spräche, oder er zwingt sich nur dazu, damit sich schließlich an die gerade Linie dauernd sein Name knüpft und dieser Name vielleicht endlich konjugirt wird.

Ohne einige Bitterkeit läßt sich über solche Dinge nicht schreiben. Was getroffen werden soll, ist die suggestive Hysterie der Kunstausübung und der Kunstbetrachtung. Immer weniger sind es, die davon frei bleiben. Aus ihrem Sinn wurden diese Zeilen geschrieben. In ausgezeichneter Hochachtung bin ich Ihnen ganz ergeben

München. Julius Mössel.

II. Zwei Referendare über ihren Beruf. Der Erste:

Ein Richter und ein Rechtsanwalt haben über das Thema „Referendarsjammer" gesprochen; vielleicht sind auch einem Referendar, als Nächstbetheiligten, noch ein paar Worte gestattet. Ich habe inzwischen mit manchem Berufsgenossen über den Brief im Heft 35 gesprochen;

unter ihnen waren praktische Köpfe und junge Leute, die der Kollege vielleicht als „feurige Renner“ bezeichnen würde; aber Zustimmung hat er bei Keinem gefunden. Gewiß: die Ausbildungzeit ist lang und unter einem Vorgesetzten, der im Referendar in erster Linie eine Schreibkraft sieht und ihn lediglich als Protokolführer benutzt (übrigens im Gegensatz zu Verordnungen des Justizministers), mag Einen wohl Zorn oder Ungeduld packen. Diese Vorgesetzten aber sind sicherlich vereinzelt; und der häufige Wechsel der Stationen und Abtheilungen macht äußerst unwahrscheinlich, daß man jedesmal oder auch nur meistens Pech hat. Daß der immer wachsende Stoffkreis, den der Assessor beherrschen soll, eine lange Ausbildungzeit für den Referendar nothwendig macht, ist schon von anderer Seite gesagt worden; eben so, daß der Referendar einen ganz erheblichen Theil dieser Zeit, und zwar in den verschiedensten Materien, ziemlich selbständig arbeitet; als Anwaltsvertreter wie als „Richter kraft Auftrags“ am großen Amtsgericht. Nicht zu vergessen ist weiter, daß der Referendar während seiner Ausbildungzeit nicht nur Referendar, „Paragraphenlehrling“, sein soll, sondern daß er auch dem weiteren Leben zu dienen hat; denn er soll ja nicht „weltfremd“ werden. Die Weite des vom Referendar zu durchwandernden Stoffgebietes verbürgt, daß von abwechselungloser Gleichförmigkeit bei seiner Ausbildung nicht die Rede sein kann; er ist jung und nicht so überlastet, daß er nicht den Reizen des schönen Lebens manche Stunde opfern könnte. Kann man da wirklich behaupten, der Referendar, und gar der begabte, müsse während seiner vierjährigen Ausbildungzeit eine stumpfsinnige Paragraphenmaschine werden? Nein. Wenn es einen Referendarsjammer giebt, so beruht er nur zum geringsten Theil auf den von dem Kollegen gegeißelten Mißständen; seine Gründe sind nicht geistiger, sondern wirthschaftlicher Art. Aber hier erhebt sich ein neues Problem, das nur angedeutet werden soll. Vielleicht erinnert sich Mancher der bitter-heiteren Worte eines berühmten Referendars in seiner Einleitung zum „Gastfreien Pastor“; der unbezahlte und darum unbezahlbare Referendar! Wäre eine Umfrage unter allen preußischen Gerichtsreferendaren möglich, der Verfasser des Briefes im Heft 35 der „Zukunft“ bliebe sicher in der Minderheit. Auch durch die Referendarsjahre weht schon, wenn auch nur gelinde, ein Hauch jener Freiheit, auf die sich die Vornehmheit des Richterberufes gründet.

Der Zweite schreibt: Die Referendarzeit wird von den meisten Referendaren als angenehm empfunden. Der Referendar wird von Anfang an mit dem Entwerfen richterlicher Verfügungen und Urtheile beschäftigt, die von dem zuständigen Richter ohne erhebliche Korrekturen unterzeichnet werden, wenn sie gut abgefaßt sind und der Richter nicht gerade ein Nörgler ist. Bei schneller arbeitenden Richtern wird ein tüchtiger Referendar oft die Befriedigung haben, daß seine Verfügungen ziemlich blind unterzeichnet werden. In Strafsachen wird der Referendar, so weit er nach seinem persönlichen Auftreten hierzu befähigt

ist, mit der Vernehmung von Beschuldigten, Zeugen, Strafgefangenen beschäftigt. In Civilsachen trägt er dem Richter und der Kammer den Akteninhalt vor und schlägt die zu treffende Entscheidung vor. Im Dezernat der Staatsanwaltschaft entwirft er die Anklagen, die Einstellungbeschlüsse und andere Verfügungen. Im dritten und vierten Jahr kann er „kraft Auftrags“ richterliche Funktionen (Erlaß von Urtheilen und Beschlüssen ausgenommen) selbständig und ohne Mitwirkung eines Richters wahrnehmen. Ich wüßte nicht, welcher andere Beruf Zwanzigjährigen mehr bietet. Was der Kollege meint, wenn er sagt, daß Gleichalterige in anderen Berufen „im Leben ihren Mann stehen“, kann ich nicht verstehen. Die Thätigkeit in kaufmännischen oder industriellen Berufen bietet Männern dieses Alters doch weder in der Art der Thätigkeit noch an Selbständigkeit mehr. Und die Thätigkeit des Referendars ist allgemeinmenschlich höchst bildsam und überlastet die Zeit weniger als die meisten anderen Berufe. Wenn der Jurist ein dreijähriges Studium beendet hat, von dem er manchmal zwei Jahre ohne nennenswerthe Arbeit verbrachte, wird er auch als Referendar während der ersten drei Jahre täglich nur drei bis vier Stunden im Durchschnitt beruflich festgehalten und kann die übrige Zeit nach seinem Belieben ausnützen. Ich erinnere mich, einmal den Ausdruck „Referendarsherrlichkeit“ gehört zu haben. Er ist immerhin begreiflicher als das Wort „Referendarsjammer“; zumal in kleineren Land- und Amtsgerichtsstädten, in denen das Verhältniß zwischen Richtern und Referendaren vertrauter ist und die Referendare gesellschaftlich die konkurrenzlose Krone der Jugend bilden. Freilich hat die Thätigkeit des Referendars, wie jede Berufsthätigkeit, auch weniger angenehme Seiten, die jedoch nicht als besonders schlimm gelten. Das Protokoliren will mit einiger Langmuth ertragen sein; sein Zweck ist weniger in der Ausbildung der Referendare zu suchen als in der Entlastung der Gerichtsschreiber, die an den größeren Gerichten nicht in genügender Zahl angestellt sind, ist also auf finanzielle Gründe zurückzuführen. Der für zwei Jahre obligatorische Unterrichtskursus, von dem die Justizverwaltung sich besonders viel versprach, ist auch ein Stein des Anstoßes und allgemein unbeliebt. Aber hierüber setzen sich leidlich gute Temperamente leicht hinweg. Von „seelischen Leiden und Konflikten“ der „vier langen, qualvollen Tantalusjahre“, von einer „so strengen bureaukratischen Fuchtel, daß auch kein Schrittchen, keine freie Bewegung möglich ist“: davon war wohl den allermeisten Referendaren, die diesen Brief lasen, nichts bekannt. Solche Anschauungen kommen meist wohl nur bei den Referendaren zur Entstehung, die sich entweder dienstlich wenig bewährt haben oder die so unglücklichen Temperamentes sind, daß sie sich in jedem anderen Beruf mindestens eben so unwohl fühlen würden. Andere aber, sogar hitzige junge Männer, deren Neigung mehr nach dem Angenehmen als nach dem Nothwendigen geht, finden, daß die Beschäftigung des Referendars einem Zwanzig- bis Fünfundzwanzigjährigen nicht nur förderlich sein, sondern auch seinem berechtigten

Drang nach Selbständigkeit durchaus genügen kann. Die Zufriedenen haben, ganz sicher, die Mehrheit.

III. Ein Israelit schreibt mir aus Süddeutschland:

In den letzten Apriltagen haben sie den verunglückten jüdischen Flieger Elia Dunetz zu Grabe getragen. Draußen in der Haide, im Osten der Weltstadt, wo noch der Kriegszustand in Permanenz herrscht, es heute Diesen, morgen Jenen trifft. Preußische Offiziere gaben ihm das Geleit, sprachen neben dem Rabbi an seiner Gruft. Und wer Ohren hatte, zu hören, vernahm ihre Rede also: „Mag es auch verfassungswidrig sein: wir wollen keine Juden unter uns. Und so ist der preußische Kriegsminister in recht kläglicher Lage, wenn er alljährlich vom Abgeordneten Gothein interpellirt wird. Wir nehmen Euch nicht auf, weil Ihr uns nicht die erwünschten Garantien bietet. Das ist ja nicht die einzige Zurücksetzung, die Ihr bei uns erleidet. Man läßt Euch auch nicht regiren. Taucht in unserer mit politischen Köpfen wahrlich nicht übermäßig gesegneten Heimath ein D'Israeli auf, so zwingt man ihn, ein Lassalle zu werden. Seit unser großer Staatsmann die Geschäfte abgeben mußte, müssen wir büßen und werden es noch ganz anders zu spüren bekommen, wenns noch eine Weile so weiter geht wie bisher. Ihr verschmerzt Das leicht; trifft doch die Zurücksetzung nicht nur Euch. Schwerer bedrückt Euch der Ausschluß aus der sonst allen Qualifizirten offenen Offizierslaufbahn. Ihr fühlt Euch darob als Parias, jammert und greint über ‚Ungerechtigkeit'. Spottet Eurer selbst und wißt nicht wie. Denn Hand aufs Herz: Werdet Ihr auf anderen Gebieten ‚gerecht' behandelt? Wird Euch sonstwo mit gleichem Maß gemessen? Wo habt Ihr es so bequem wie die Anderen? Wird von Euch nicht bei jeder Anstellung, bei jedem Examen, oft ganz unbewußt, das Doppelte verlangt? Ist nicht immer noch das Vorurtheil mächtig wider Euch? Aber Ihr seid gar nicht so wehleidig und viel zu klug, um nicht zu wissen, daß auch im zwanzigsten Jahrhundert die Gerechtigkeit nur eine regulative Idee ist. Seid reif für den Sinn der Erde und wißt Euch in Zeit und Umstände zu schicken. Werdet überall reich, obwohl das Geldverdienen in Handel und Gewerbe nicht überall so leicht ist wie bei der amorphen Masse der Weltstadt. Liefert dem Staat, so weit er Euch zuläßt, scharfsinnige Richter; und in den freien Berufen, wo der Mann noch Etwas gilt, habt Ihr beinahe die Führung. Selbst in der Wissenschaft steht Ihr neben den Ersten. Ueberall seid Ihr obenauf, weil Ihr fühlt und handelt wie der Dr. Sammet in Manns Roman „Königliche Hoheit", dem sein Judenthum stets nur ein Ansporn zu doppelter Leistung war und der den Zwang dazu als Ehre, nicht als Demüthigung empfindet. Nach vornehmster preußischer Heerestradition wird der Mann dadurch ausgezeichnet, daß an ihn höhere Anforderungen gestellt werden als an den Durchschnitt. Wo aber habt Ihr im Militärdienst je Besonderes geleistet? Gewiß: Ihr thatet Eure Pflicht, dientet Euer Jahr ab, habt vor hundert Jahren für des Vaterlandes Befreiung, vor vierzig für seine Einheit gekämpft. Wie Alle. Wo aber ist

hier je das Außerordentliche gethan worden? Bis vor wenigen Jahren konntet Ihr einwenden, daß die uniforme Dienstordnung dem Einzelnen keine Gelegenheit zu besonderer Auszeichnung biete. Da öffnete Euch die Entwickelung der Aviatik eine Möglichkeit. Ihr habt sie nicht benutzt. Vergebens suchte das Auge die jüdischen Flieger. So weit es solche giebt, sind sie ausländischer Abstammung. Aber noch ist es nicht zu spät. Denn man könnte Euch dringend gebrauchen. So groß die in den letzten Jahren erzielten Fortschritte sind: den Vorsprung unserer Nachbarn einzuholen, gelingt uns nicht so schnell, wie zu wünschen wäre. Vielleicht, weil hier der Elan des Einzelnen Alles ausmacht, unsere stärksten Künste, Organisation, exaktes Zusammenarbeiten, nicht den Ausschlag geben. Doch werden wir auch hier nicht rasten, bis wir die Führung haben. Jeder ist uns willkommen, der bereit ist, dazu beizusteuern. Warum kommt Ihr nicht? Es ist ein hartes, heroisches Handwerk; verlangt Keuschheit und täglichen Einsatz des Lebens. Mehr hat Keiner herzugeben. Hier hättet Ihr Gelegenheit, Euren Muth zu beweisen, wie nirgends sonst. Bitte, keine Entrüstung! Ihr wißt Euch auch sonst unbilliger Forderung zu fügen, Euch dem Vorurtheil anzupassen. Und man verlangt nun einmal von Euch diesen Beweis. Eure Vorfahren waren eben nicht bei den Kreuzzügen; und es ist lange her seit den Tagen der Makkabäer. Bismarck, dessen stärkste Seite wirklich nicht war, dem Gegner gerecht zu werden, hat für Lassalle öffentlich warme Worte gefunden; aber Lassalle war im Duell gefallen. Von Denen, die sich aus der Hetze gegen Euch einen (seien wir artig neutral) ‚Beruf' machten, ist nach unrühmlicher Geschichte nur noch ein trauriger Ueberrest vorhanden. Den Athem würde es dem verschlagen, drängtet Ihr Euch zu dem gefährdetsten, exponirtesten Theil der Armee. Euch würde Das sogar leichter als manchem Anderen; denn Ihr verfügt oft über die zur Erlernung des Handwerks nöthigen Mittel an Zeit und Geld und seid von Jugend auf mit dem Explosionenmotor des väterlichen Automobils vertraut. Bequemer ist es freilich, den ‚Betrieb' in der Behrenstraße zu studiren. Aber damit werbt Ihr keine Achtung, stärkt Ihr nur altes Vorurtheil. Doch Das braucht man Euch nicht erst zu sagen. Freilich werdet Ihr wohl dereinst einmal, nach der unaufhaltsamen Demokratisirung, auch ohne weitere Bemühungen die Aufnahme ins Offiziercorps erlangen. Aber nobler, sauberer ist es, sie sich durch eigenes Verdienst zu erstreiten, als, getragen von günstigen Zeitumständen, einen nothgedrungenen, unter Naserümpfen gewährten Empfang zu erreichen. Wenn Ihr mit einem Fliegerdiplom in die Armee tretet, werdet Ihr den größten Theil der Dienstzeit hindurch Offiziersdienste leisten, in stetem Konnex mit uns leben, Ruhm und Gefahr mit uns theilen. Und nichts kittet fester als Blut. Nach solcher Dienstzeit würden wir gar nicht mehr daran denken, Euch die Aufnahme zu verweigern; wäret Ihr eins mit uns geworden. Denn so ist nun einmal unsere Art: wir vermögen nur Den zu achten, der jeden Augenblick bereit ist, sein Leben in die Schanze zu schlagen. Diesen achten wir aber

wie Unseresgleichen. Sogar, wenn er ein Fremder ist, wie Der, den wir heute begraben haben, ja, selbst als Feind. Denkt stets daran! . . ."

IV. Die Budgetkommission des Reichstages will die nicht auf Kapitalsbesitz fundirten Einkommen schon von 5000 Mark an zu dem einmaligen Wehrbeitrage heranziehen; der Bundesrath scheint die untere Grenze schon bei 10 000 Mark ziehen zu wollen. Beide gesetzgebenden Faktoren unterscheiden aber nicht Einkommen aus gewerblicher Arbeit und aus einer stets kündbaren, nicht pensionfähigen Stellung von dem Einkommen der Beamten, deren Existenz gesichert ist und deren Alter nach eingetretener Arbeitunfähigkeit vor Sorgen durch die Pension geschützt ist und deren Hinterbliebene eine (wenn auch kleine) Versorgung erhalten. Wird ein höherer preußischer Beamter nach dreißigjähriger Dienstzeit, also etwa im Anfang seiner fünfziger Jahre, arbeitunfähig, so erhält er ungefähr 5000 Mark Pension. Jeder Andere muß in der selben Zeit 125 000 Mark etwa von seinem Gehalt erspart haben, um die selbe Rente zu genießen. Wird der Beamte krank, so erhält er sein Gehalt weiter; der Andere kann nichts erwarten und riskirt, seine Stellung zu verlieren. Der Beamte ist für Lebenszeit versorgt; jeder Andere muß mit ungleichem Verdienst, ja, mit Zeiten von Arbeitlosigkeit rechnen. Das Einkommen des Beamten steigt mit dem Alter; bei der Mehrzahl der Anderen besteht die Gefahr, daß es sinken wird. Alle diese Gründe rechtfertigen eine Differenzirung der Untergrenzen zu Ungunsten der Beamten. Gerade wir Beamten sollten dafür eintreten, daß uns das Recht gegeben wird, schon von Einkommen von 5000 Mark an zum Wehrbeitrag zu steuern. Wir müssen Das um so mehr, als gerade in unseren Kreisen stets eine große Begeisterung für die Stärkung unserer Wehrmacht geherrscht hat. Ich bin Optimist genug, um zu glauben, daß es nur dieser Anregung bedarf, um alle Beamten, namentlich auch ihre Organisationen, in erster Linie den Deutschen Richterverein und den Bund der Festbesoldeten, zu veranlassen, diese Forderung aufzunehmen. Bei einem Einkommen von 5000 Mark etwa 100 Mark in drei Jahresraten abgeben: Keinem von uns wird Das schwer fallen. Es scheint mir geradezu ein nobile officium der Beamtenschaft, dies Verlangen zu stellen; es wäre ein gutes Beispiel für die Steuerscheuen, deren es leider nur zu viele in unserem lieben Deutschland giebt. Und dieser Beweis von (ich sage nicht: Opferwilligkeit, sondern) Pflichtbewußtsein würde dazu beitragen, die Kluft ein Wenig auszufüllen, die sich, Gott seis geklagt, tief zwischen Beamtenthum und Bürgerthum aufgethan hat, und ein Aequivalent bieten für die aus den Geldern der Steuerzahler zu entnehmenden Gehaltserhöhungen, die durch die allgemeine Theuerung leider unvermeidlich geworden waren. Amtsgerichtsrath Dr. Herz.

Rentenkapital.

„Der Prophet gilt nichts in seinem Vaterlande." Er gilt auch draußen nichts. Man hat zu oft schon schlechte Erfahrungen mit den Propheten gemacht. Vor etwa zehn Jahren wurde in New York, auf einem Kongreß von Vertretern der Lebensversicherunganstalten, über die Bewegung des Zinsfußes gesprochen und behauptet, sie habe sinkende Tendenz. Wie denken die Propheten von 1903 heute über ihren Spruch? Der Zinsfuß scheint sie zu höhnen; er hat noch nie eine weniger sinkende Tendenz gehabt als in den letzten sechs Jahren. Der Schatzsekretär Kühn und der Finanzminister Dr. Lentze können ein Lied davon singen. Den Text liefert der jüngste Anleihehandel. „Der Mensch versuche die Götter nicht!" Ein „Erfolg" wie der vom zwölften Juni war noch nicht da. Von 225 Millionen Reichsanleihe und Konsols wurde knapp die Hälfte gezeichnet; und den größten Theil übernahmen die öffentlichen Kassen. Da wars sogar im Februar noch besser: auf 150 Millionen Reichsanleihe wurden 223 angeboten und fast die ganze Summe fand sicheren Unterstand. Was soll nun werden? Glaubt wirklich Jemand, das Verbot, ausländische Papiere an die Börse zu lassen, könne den deutschen Renten helfen? Als ob das Publikum nicht unter den Effekten, die ihm fünf Prozent bringen, die Auswahl hätte! Zwar ist gejubelt worden, als es hieß, der preußische Handelsminister habe die Einführung neuer Auslandanleihen an die berliner Börse verboten. Wenn wirklich ein allgemeines Verbot dieser Art erfolgt wäre, so käme es post festum. Aber der Minister wird den Banken unverbindlich gesagt haben, sie möchten sich in ihren Auslandgeschäften einschränken. Das thun sie längst. Sie verzichteten auf die Betheiligung an der budapester Stadtanleihe, um sich für die große deutsche Emission frei zu halten. Und man wünscht ja, daß die Finanzinstitute an internationalen Geschäften theilnehmen, die für den deutschen Kredit und das Relief vorm Ausland Bedeutung haben. Ob Das auf die neuen sechsprozentigen Mexikaner zutrifft, ist fraglich. Diese Emission kommt nicht zu uns. Die Begebung erfolgt nur in Paris, London, New York, Holland, Belgien und der Schweiz. Die deutsche Gruppe hat aber von den 6 Millionen £ der neuen Mexikaner 20 Prozent fest übernommen. Deutsches Geld ich auch da also festgelegt. Trotz allen Abschreckungversuchen.

Die Macht der Regirung endet vor dem Chefkabinet der Banken. In ihren Zimmern können die Direktoren machen, was sie wollen. Sie können sich ganze Ladungen lästiger Ausländer ins Haus fahren lassen und sie unter der Hand an die Kundschaft weiterverkaufen. Sie dürfen sogar durch Prospekte auf die „günstige Gelegenheit" hinweisen oder durch Cirkulare die Kauflust reizen. Gegen solchen Vertrieb ist die Staatsgewalt machtlos. Sie kann sich nur mit flammendem Schwert vor die Pforte der Börse stellen und den fremden Eindringlingen den Zutritt wehren. Und dieser Schutz gilt auch nur für den Landesbezirk. Was die preußischen Minister beschließen, braucht den hamburgischen

Senat nicht zu kümmern. Eine bulgarische Staatsanleihe, deren Zulassung in Berlin nicht genehmigt worden war, hat schließlich, nach zweijährigem Antichambriren, einen Platz an der hamburger Börse gefunden. Das Bankhaus M. M. Warburg & Co. hat sich an der Uebernahme einer 4½prozentigen schwedischen Anleihe von 100 Millionen Kronen betheiligt (die einstweilen nicht in Deutschland placirt wird, sondern im Portefeuille des Emissionhauses bleibt, als „kein sehr angenehmes Engagement"). Da Warburg schon seit Jahren dem Schwedenkonsortium angehört, das aus vier französischen und zwei schwedischen Instituten besteht, so war die Mitwirkung an der jüngsten Anleihe von selbst gegeben. Hätte sich das einzige deutsche Mitglied der Finanzgruppe zurückgezogen, so wäre in Paris wahrscheinlich wieder gesagt worden, die deutsche Finanz stehe vor der Erklärung ihrer Insolvenz. Herr Max Warburg hatte auf dem letzten Bankiertag in München das Referat über das Thema „Geeignete und ungeeignete Mittel zur Hebung des Kurses der deutschen Staatspapiere". Er lehnte eine grundsätzliche Behinderung ausländischer Emissionen ab und sagte: „Meine Ueberzeugung ist, daß die Frage, wann und welche Werthpapiere in Deutschland zuzulassen sind, dem Pflichtgefühl der einführenden Banken und Bankiers überlassen bleiben muß, wobei die nöthige Korrektur eventuell durch die Zulassungstellen erfolgen kann. Eine Absperrung aber ist unmöglich." Mit ähnlichen Sätzen hatte Staatssekretär Dr. Delbrück die konservative Interpellation im Reichstag beantwortet. Kurpfuscherei ist immer gefährlich. Wenn das Gesetz bestimmt, daß Emissionen nicht zuzulassen sind, durch die „erhebliche allgemeine Interessen" geschädigt werden, so ist damit nicht gesagt, daß solche Schädigung vorliegt, wenn man dem Publikum Anlagewerthe mit besseren Bedingungen, als die deutschen Staatspapiere gewähren, anbietet. Das allgemeine Interesse ist: das Volksvermögen möglichst sicher zu möglichst gutem Ertrag anzulegen. Trifft diese Voraussetzung auf die dreiprozentigen deutschen Reichsanleihen und preußischen Konsols zu? Mündelgelder, die vor achtzehn Jahren in dreiprozentiger Reichsanleihe angelegt wurden, haben 25 Prozent vom Kapital verloren.

Zwischen Besitz und Verkehr fremder Werthpapiere ist ein Unterschied. In Deutschland und Großbritanien ist der Transit der ausländischen Effekten wichtig, weil der internationale Handel riesige Waaren- und Kapitalmengen wälzt. Da giebts keine Vereisung. Alles fließt. Die großen Auslandemissionen sind mit dem Kennzeichen der Weltwirthschaft versehen, das sie über den Werth bloßer Finanzgeschäfte hinaus hebt. Man vergißt diesen Zusammenhang und glaubt, das Problem mit nationalen Gefühlsregungen lösen zu können. In Frankreich ists anders. Das französische Kapital erwirbt fremde Werthe, um sie zu besitzen. Die Weltanschauung des Rentners regirt. Die ist Tradition; und der kommerzielle Geist wird ihr nicht gefährlich. Die dreiprozentige französische Rente kostet 83,90, hat sich also um fast 5 Prozent unter den niedrigsten Kurs der vorigen Jahres gesenkt. Seit einem Vierteljahrhundert war sie nicht mehr so wohlfeil wie heute. Das Selbst-

bewußtsein der grande nation sonnte sich an den unübertroffenen Eigenschaften ihres Staatspapiers. Neben den Siegen des großen Kaisers bildeten die Triumphe der Rente den stolzesten Besitz. Tempi passati. Man muß schon daran denken, das nationale Anlagepapier gegen die Konkurrenz ausländischer Anleihen zu schützen. Belgien hatte wegen einer Anleihe in Paris verhandelt, mußte sich aber auf „bessere Zeiten" vertrösten lassen. Für die Aufnahme neuer russischer Eisenbahnobligationen fehlt es an der Begeisterung, die das Freundschaftverhältniß zwischen Marianne und dem Zaren zur Pflicht macht. Die Portugiesen, die demonstrandi causa ihren fünf Jahre alten Bankdiskont von 6 Prozent um ein Prozent ermäßigten, rechnen für eine neue Anleihe auf die republikanischen Brudergefühle an der Seine. Und die Balkanvölker wollen aus der französischen Brunnenröhre ihren Durst löschen.

Weil sichs bei Alledem für Frankreich mehr um politische Probleme als um Geschäfte handelt, hat sich in die Berathungen der pariser Finanzkonferenz eine nicht gerade erfreuliche Tendenz eingeschlichen. Die Franzosen wollen offenbar ihr Monopol, das ihnen die jungtürkischen Anleihegeschäfte ramponirt hatten, wieder zu vollem Glanz bringen. Natürlich auf Kosten Deutschlands, das sich mit Frankreich in den Hauptbestand der türkischen Staatsschuld theilt. (Die deutsche Quote umfaßt rund 660 Millionen, die französische 1830 Millionen Francs; der Rest von 738 Millionen kommt auf alle anderen Länder.) Von der liebenswürdigen Gesinnung des französischen Partners zeugt ein sonderbares Verlangen. Für die Anleihen der Bagdadbahn haftet die türkische Regirung. Die letzte Serie der Anleihe ist von der deutschen Finanz bereits übernommen, aber noch nicht auf den Markt gebracht worden. Nie hat ein Staat, der ein Darlehen aufnahm, den Abschluß des Geschäfts erst vom Emissiontage an datirt. Der geht den Schuldner nicht an. Wenn er sein Geld von den Banken hat, ist er vergnügt und fragt nicht, was sie mit seinen Schuldtiteln anfangen. Die Franzosen scheinen für die Regelung der türkischen Schulden eine neue Auffassung vorzuschreiben. Sie haben sich gegen die Einfügung des erwähnten Abschnittes der Bagdadbahnanleihe in die türkische Gesammtschuld gewehrt, weil die Titres noch nicht auf den Markt gebracht seien, man also nicht von erledigten Geschäften reden dürfe. Den drei „Verbündeten", die mit ihrem Kredit an die Stelle des türkischen Schuldners treten sollen, ist die französische Interpretation willkommen. Je kleiner die Summe der Gesammtschuld ist, desto leichter wird die Last, die Serbien, Bulgarien und Griechenland auf ihre Schultern zu nehmen haben. Die deutschen Agenten werden sich der gallischen Rechenkunst nicht anschließen. Die Franzosen glauben vielleicht an den viel gepriesenen Erfolg des deutsch-britischen Abkommens über die letzte Strecke der Bagdadbahn und suchen sich in ihrer Weise an diesem vermeintlichen Succès zu freuen. Die Finanzkonferenz hat auch zu entscheiden, wer für die Vorschüsse einstehen muß, die der Türkei seit dem Beginn des Krieges gegeben wurden; 23 Millionen Türkenpfund.

Serbien und Bulgarien sind auf das französische Portemonnaie

angewiesen. Ob es sich heimlich öffnet, wenn sie Krieg gegen einander führen? Die französische Finanz hatte sich im vorigen Jahr schon zur „Veredelung" der bulgarischen Staatsschuld gerüstet; 180 Millionen Francs waren für den Zweck bestimmt. Aber es kam anders. Statt der Hebung des Kredits war die Hebung von Vorschüssen nöthig. Wenn nun die Franzmänner den Laden zumachen, bringen sie sich am Ende um ihr eigenes Geld. Treibt man Bulgarien ins wirthschaftliche Elend zurück, so haben die Gläubiger den Schaden. Ists ein Wunder, daß die gallische Grazie sich in galligen Zorn wandelt? Gute Rechner haben festgestellt, daß die Summen, die Frankreich in nächster Zeit ans Ausland geben wird, 3 bis 4 Milliarden Francs betragen. Und dabei sind die eigenen Geldgeschäfte der Regirung noch in der Schwebe. Die Nervosität steigert sich, wenn aus dem Lager des Dreibundes mit Pfeilen geschossen wird. Das thaten die Italiener mit der Wiedereinführung ihres „Affidavit". Bis 1904 mußten die Besitzer italienischer Rente, die die Coupons im Ausland zur Einlösung vorlegten, die eidesstattliche Versicherung abgeben, daß sie Ausländer und Inhaber der Schuldtitres seien, deren Zinsscheine sie präsentirten. Da die Coupons im Inland nur in Papier ausgezahlt wurden, sollte verhindert werden, daß sie von Italienern ins Ausland geschickt wurden, um dort das Goldagio zu gewinnen. Auf diese Weise wurde eine für den Schuldnerstaat sehr unangenehme Spekulation möglich. Der berliner Unternehmer kaufte die Coupons in Italien, zahlte dort den Papierpreis und löste sie dann in Deutschland gegen Gold ein. Ein Affidavit lassen sich natürlich nur solche Staaten geben, die nicht im vollen Besitz der wirthschaftlichen Leistungfähigkeit sind und kein vollwerthiges Papiergeld haben. Italien konnte die Schutzmaßregel aufheben, nachdem seine Valuta regulirt worden war. Das Königreich hat die Konvertirung seiner hochverzinslichen Anleihen in 3½ prozentige Titres durchgeführt und, während Deutschland 4prozentige Renten ausgeben mußte, den neuen Typ beibehalten. Nun scheint, durch den Krieg und die „Pazifizirung" der neuen nordafrikanischen Provinz, die Reserve des Staatsschatzes langsam wegzutröpfeln. Vor Jahr und Tag hieß es, die italienische Regirung habe mit dem Haus Rothschild eine Anleihe von 300 Millionen Francs abgeschlossen. Dem Gerücht wurde schroff widersprochen. Vielleicht war das Geschäft nur aufgeschoben. Dann könnte man zweifelhaft sein, ob es noch heute unter den Bedingungen von 1912 vereinbart würde. Die Konvertirung der italienischen Rente hatte die für Deutschland nützliche Folge, daß der größte Theil der in deutschen Besitz gelangten Italiener in die Heimath zurückwanderte. Nicht so glücklich verlief die Sache für Frankreich. Dort blieben die italienischen Papiere seßhaft; denn der französische Rentner war nicht durch die Industrie verwöhnt und hatte mit 3½ Prozent Zinsen noch immer genug. Deshalb träfe die Erneuerung des Affidavit zunächst die Franzosen.

Ladon.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H. in Berlin.

XXI. Jahrg. Berlin, den 28. Juni 1913. Nr. 39.

Die Zukunft

Herausgeber:

Maximilian Harden.

Inhalt:

Seite

Siebenschläfer 409

Eine Gefahr für die Geisteswissenschaften. Von Karl Lamprecht . . . 421

Briefe (Baukunst, jüdische Offiziere, Referendare, Wehrbeitrag der Beamten) 429

Rentenkapital. Von Cadon 437

Nachdruck verboten.

Erscheint jeden Sonnabend.

Preis vierteljährlich 5 Mark, die einzelne Nummer 50 Pf.

Berlin.

Verlag der Zukunft.

Wilhelmstraße 3a.

1913

Abonnement pro Quartal M. 5.—, pro Jahr M. 20.—. Unter Kreuzband bezogen M. 5.65, pro Jahr M. 22.60. Ausland M. 6.30, pro Jahr M. 25.20.
Man abonniert bei allen Buchhandlungen, Postanstalten oder direkt beim Verlag **Berlin SW. 48, Wilhelmstr. 3 a.** Fernspr. Lzw. 7724.

MANOLI
Neue Marken
Montebello 5 ₰ Optima 10 ₰
®

Hotel Esplanade
Berlin **Hamburg**
Zwei der vornehmsten Hotels der Neuzeit.

Sekt Graeger Gold

MURATTI *Cigarettes* *Manchester*

von Tresckow
Königl. Kriminalkommissar a. D.
Zuverlässigste vertrauliche Ermittelungen und Beobachtungen jeder Art.
Berlin W. 9. Tel.: Amt Lützow, No. 6051. Potsdamerstr. 134 a.

Sinalco
Alkoholfrei

Was das Odol

besonders auszeichnet vor allen anderen Mundreinigungsmitteln, ist seine merkwürdige Eigenart, die Mundhöhle nach dem Spülen gewissermaßen mit einer mikroskopisch dünnen, dabei aber dichten antiseptischen Schicht zu überziehen, die noch stundenlang, nachdem man sich den Mund gespült hat, nachwirkt. Diese Dauerwirkung, die kein anderes Präparat besitzt, ist es, die demjenigen, der Odol täglich gebraucht, die Gewißheit gibt, daß sein Mund sicher geschützt ist gegen die Wirkung der Fäulniserreger und Gärungsstoffe, die die Zähne zerstören.

Wildunger Helenenquelle

wird seit Jahrzehnten mit grossem Erfolge zur Haustrinkkur bei Nierengries, Gicht, Stein, Eiweiss und anderen Nieren- und Blasenleiden verwandt. Nach den neuesten Forschungen ist sie auch dem Zuckerkranken zur Ersetzung seines täglichen Kalkverlustes an erster Stelle zu empfehlen. — Für angehende Mütter und Kinder in der Entwickelung ist sie für den Knochenaufbau von hoher Bedeutung.

1912 = 14,327 Badegäste und 2,245,831 Flaschenversand.

Man verlange neueste Literatur portofrei von den

Fürstl. Wildunger Mineralquellen, Bad Wildungen 4.

Conditorei **Kranzler** wieder-eröffnet

Unter den Linden 25 Kranzler-Ecke.

Restaurant **Kranzler** neu-eröffnet

Theater- und Vergnügungs-Anzeigen

Metropol-Theater.

Die Kino-Königin!

Op. in 3 Akt. v. J. Freund u. G. Okonkowski.

Musik von Jean Gilbert.

In Szene gesetzt von Direktor R. Schultz.
Anfang 8 Uhr. Rauchen gestattet.

Kleines Theater.

Allabendlich **8** Uhr:

Professor Bernhardi.

THEATER AM NOLLENDORFPLATZ

Abends 8½ Uhr:

Der Mann mit der grünen Maske.

Winter-Garten

Rauchen gestattet!

Letzte Vorstellungen!

Naero

Szenische Phantasie-Tänze,

Corradinis gemischter Dressurakt | **„LORA"** der Wunderpapagei

und eine Auslese hervorragender Kunstkräfte!

Thalia-Theater

8 Uhr. **8 Uhr.**

Dresdenerstr. 72/73. — Tel.: Amt Mpl. 4410.

Puppchen

Possen-Novität von **J. Kren** u. **C. Kraatz**,
Gesangstexte von **Alfr. Schönfeld**,
:-: **Musik von Jean Gilbert.** :-:

Victoria-Café

Unter den Linden 46

Vornehmes Café der Residenz

Kalte und warme Küche.

Restaurant Hundekehle

im Grunewald

26. Ausstellung der

Secession

Kurfürstendamm 208/209.

Geöffn. tägl. 9—7 Uhr. **Eintritt 1 Mark**

Insertionspreis für die 1spaltige Nonpareille-Zeile 1,20 Mk.

LUNA PARK

Sämtliche Attraktionen neu!

Eintritt bis 5 Uhr frei!

Saison-Karten Mk. 3.—

90% vom Reingewinn den Verfassern bei Herausgabe ihrer Werke in Buchform. Aufklärung wird gern erteilt. In unserem Verlage erscheinen B. Laue's Werke. Verbreitung z. Z. 60000 Exemplare. Veritas-Verlag, Wilmersdorf-Berlin.

Admiralspalast
am Bahnhof Friedrichstrasse

Eis-Arena
Allabendlich:
Kunstlauf-Produktionen
Prunkvolle Eis-Ballets

Admirals-Bad
Tag und Nacht :: geöffnet ::
Herren- und Damen-Abteilung
Luxus-Bäder

Admirals-Theater stets abwechslungsr. interess. Programm.

Fledermaus
UNTER DEN LINDEN 14 :: :: UNTER DEN LINDEN 14
Vornehmstes Vergnügungs-Etablissement der Residenz
Französische und Wiener Küche — 2 Wiener Kapellen
Geöffnet ab 10 Uhr abends

HAMBURG

Park-Hotel Teufelsbrücke
Elbchaussee-Klein-Flottbek
Haus ersten Ranges
4 Hektar grosser Park
Eigene Landungsbrücke. Zimmer inkl. Pension von M. 9,50 an.

Restaurant C. F. Möller
Hamburg, Jungfernstieg 24
Vornehmstes Wein-Restaurant
= Alle Delikatessen der Saison =
Dejeuners ◦ Diners ◦ Soupers
Separate Salons in verschiedenen Grössen

Zur gefälligen Beachtung!

Der heutigen Nummer liegen einem Teil der Auflage Prospekte der in den nächsten Tagen stattfindenden

Historischen Schlossfeste zu Heidelberg

sowie der

Deutschen Heimatspiele, Naturtheater in Potsdam,

bei. Wir empfehlen beide Prospekte der aufmerksamen Beachtung unserer werten Leser.

Reiseführer

BERLIN Elite-Hôtel

Am Bahnhof Friedrich-Strasse

200 Zimmer mit kaltem und warmem Wasser von Mk. 4.— an, mit Bad und Toilette von Mk. 8.— an.

Dresden - Hotel Bellevue

Weltbekanntes vornehmes Haus mit allen zeitgemässen Neuerungen.

Düsseldorf Parkhotel I. Familienhotel d. Stadt, in vornehmst., ruhigst. Lage am Hofgarten. 1912 d. Neubau bedeut. vergrössert. Gr. Konferenz- u. Festsäle. **Dir. F. C. Eisenmenger.**

Bad Ems **Hôtel Englischer Hof**

Haus ersten Ranges. Weltbekannt.

Bad Ems **Hôtel Russischer Hof**

Neu renoviert. :: Neue Direktion.

Hannover Hotel Rheinischer Hof Neu erbaut 1913.

Gegenüber dem Hauptbahnhof. Ernst August Platz 6. Vornehmes Wein-Restaurant. Fliess. kalt. u. warmes Wasser, sowie Telefon in jed. Zimmer. Wohn. u. Einzelz. m. Bad u. Toilette. Zimm. v. M. 3.50 an. Tel. 8550/8553. Dir: **Hermann Hengst.**

Hildesheim, **Der Kaiserhof.** Haus d. D. Offizier-Vereins. 1. Haus am Platze. Vornehmes

Weinrestaurant. Konferenz-Säle. Inh. **W. Lange.**

Bad Homburg v. d. H. **Ritter's Park-Hotel**

Erstkl. Hotel m. allem Komfort.

Koblenz a. Rh. **Hôtel Bellevue – Coblenzer Hof**

Mod. Hôtelprachtbau m. d. letzt. Errungenschaft. d. Hôtelhygiene ausgestatt. Sitzgs.- u. Konferenzzimmer. Wein- u. Bierrestaurant. Bar. Grillroom

Köln - Savoy-Hôtel **am Dom,** erstes Familien-Hôtel. Neu: **Grillroom** und **Hôtelbar.**

Köln : Hôtel Continental **: am Dom :** 1912 umgebaut. Zimmer m. Bad.

Kreuznach (Radiumsolbad) **Hôtel Royal - d'Angleterre**

und Badeetablissement. Appartements und Einzelzimmer mit Toilette- u. Badezimmer für **Radium-Sole** und Süsswasser.

Luzern **Hotel Schweizerhof** 600 Betten moderner Komfort.

Besitzer: **Gebrüder Hauser.**

Reiseführer

Thermal-Sol-Radium-Bad Münster am Stein
Heilerfolge bei Rheumatismus, Gicht, Frauen-Krankheiten, Hals- u. Rachenleiden.

Nürnberg **Württemberger Hof**
Ganz neuer Prachtbau. Direkt. **Ernst Tonndorf.**

Oberhof, Thür. **Kurhaus Marien-Bad**
Jeglicher Komfort. Prospekte. **Dr. Weidhaas.**

Pontresina **Palace-Hôtel**
Vornehmes Haus in schöner Lage
Mit allen modernen Einrichtungen

PRAG **Hôtel de Saxe** Vornehmstes Hôtel mit modernstem Komfort bei mässigen Preisen.

Rüdesheim a. Rh. **Hôtel Holländischer Hof**
Lieblingshaus der Gesellschaft.

St. Moritz-Dorf - Grand Hotel St. Moritz
in unvergleichlich schöner Lage am St. Moritzer See, 300 Zimmer.
Sommersaison Juni—September, Wintersaison Dezember—März.

Strassburg i. E. Restaurant Sorg
Das vornehmste Wein-Restaurant der Stadt.

Stuttgart **Hôtel Marquardt**
Weltbekanntes Haus.

ZÜRICH **HOTEL PELIKAN**
Neues, modern eingerichtetes Haus. Ruhige Lage.

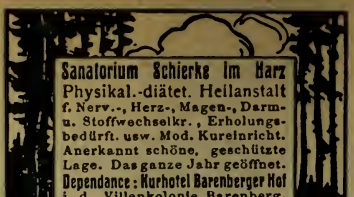
Höhenluftkurort Freudenstadt (740 m üb. M.)

Schwarzwaldhotel.
I. R., auf ein. Hügel gegenüb. d. Hauptbahnh., mitten i. eig. 60000 qm gr. schattig. Waldpark.

Hotel Waldlust.
I. R., an Lage, Vornehmheit der Ausstattung der Glanzpunkt Freudenstadts.

Autogarage, 10 Boxen. 20 Privatwohnungen mit Bad und Toilette. Eigene Hauskapelle. Lawn-Tennis. Prospekte gratis durch den Besitzer
E. C. Luz.

Nach den
Nordsee-bädern
Amrum, Borkum, Helgoland, Juist, Langeoog, Norderney, Sylt, Wangerooge, Wyk a. Föhr
von
Bremen, Bremerhaven bezw. Wilhelmshaven
Fahrpläne und direkte Fahrkarten auf allen größeren Eisenbahnstationen
Rundfahrkarten zu ermäßigten Preisen
Nähere Auskunft und Drucksachen
Norddeutscher Lloyd Bremen
und seine Vertretungen.



Sanatorium
Kurhaus Buchheide
— Stettin-Finkenwalde. —
Für Nervöse, Erholungsbedürftige, Herz- und Stoffwechselkranke.
Pension täglich 7—12 Mark.
Leitender Arzt: Dr. Mosler.

Zehlendorf-West bei Berlin
Wald-Sanatorium Dr. Hauffe
Persönliche Leitung der Kur
Ruhiger Landaufenthalt

Das Thüringer Waldsanatorium Schwarzeck von Sanitätsrat Dr. med. Wiedeburg, Bad Blankenburg (Thüringer Wald), kommt in Frage bei Behandlung von Nerven-, Magen-, Darm-, Stoffwechsel-, Herz- und Frauenkrankheiten, Blutarmut, Adverkalkung, für Abhärtung, Erholung, für Mast- und Entfettungskuren usw. Es hat seinen alten Namen Schwarzeck von seiner Lage auf einer Terrasse des Hainberges, die das weltberühmte Schwarzatal begrenzt. Zu seinen Füßen liegt der Kurort Blankenburg, dessen neuere Bezeichnung Bad Blankenburg (Thüringer Wald) ist. Die mittlere Erhebung des Schwarzeckparks über dem Meer beträgt 250 Meter, während der höchste zu Schwarzeck gehörende Punkt auf dem etwa 575 Meter hohen Hainberg liegt. Der Schwarzeckpark selbst zieht sich in das Schwarzatal hinein und mündet in die Straßen des angrenzenden Blankenburg. Inmitten dieses Parks erheben sich die verschiedenen zum Sanatorium gehörenden Gebäude. Schwarzeck verfügt über ein reichhaltig ausgerüstetes Bade- und Kurmittelhaus, zwei Laboratorien, eine große Waldwandelhalle, eine geräumige Liegehalle im oberen Stockwerke des Hauses, eine Reihe von Gesellschaftsräumen, zwei Beschäftigungsateliers, zwei Speisesäle, zwei Personenaufzüge usw. Gesundes Bergquellwasser führen eigene Quellen und eigene Wasserleitung zu. Die Wohltaten der freien, frischen Wald- und Gebirgslage können im Waldsanatorium Schwarzeck voll und ganz zur Geltung kommen. Von Rauchbelästigung ist Schwarzeck infolge seiner Lage (abseits und erhöht über dem Städtchen) befreit. Bei der Einrichtung der Wohnräume ist auf Behaglichkeit und Wohnlichkeit Bedacht genommen. Wert wurde vor allem immer darauf gelegt, sämtlichen Räumen einen wirklich wohnlichen, intimen Charakter zu verleihen, um den Kurgästen das eigene Heim nach Möglichkeit zu ersetzen. Balkons gestatten außer den beiden großen Liege- und Wandelhallen ständiges Ruhen im Freien. Der Besitzer wird in der Behandlung der Kurgäste von zwei Spezialärzten, Herrn Dr. Goetz und Herrn Dr. Wichura, unterstützt. Trotz der Größe bewahrt das Sanatorium ganz den Charakter eines gemütlichen Heims und blieb von dem eines „Hotelsanatoriums" glücklicherweise verschont.

Sanatorium Ebenhausen

700 m hoch — bei München.

Für Innere-, Nerven-, Stoffwechselkranke und Erholungsbedürftige.

Jegl. Comfort. 6 Häuser. Groß. Naturpark. Hydrotherap.- Zander- Röntg.-Institut. Luft- u. Sonnenbäder i. eig. Hochwald. Ernähr.- u. Diätkuren.

Das ganze Jahr geöffnet.

Prof. Dr. Jaeob. **Dr. Julian Mareuse.**

BAD ELSTER

Kgl. Sächs. Eisen-, Moor- und Mineralbad. Quellenemanatorium. Berühmte Glaubersalzquelle. Großes Luftbad mit Schwimmteichen.

Prospekt und Wohnungsverzeichnis postfrei durch die Kgl. Badedirektion.
Brunnenversand durch die Mohrenapotheke in Dresden.

Dr. Rosell Ballenstedt-Harz **Sanatorium**

für Herzleiden, Adernverkalkung, Verdauungs- und Nierenkrankheiten, Frauenleiden, Fettsucht, Zuckerruhr, Katarrhe, Rheuma, Asthma, Nervöse und Erholungsbedürftige.

Diätische Anstalt mit neuerbautem **Kurmittel-Haus** für alle physikalischen Heilmethoden in höchster Vollendung und Vollständigkeit. Näheres durch Prospekte.

Herrliche Lage. | 100 Betten, Zentralheizg., elektr. Licht, Fahrstuhl. Stets geöffnet. Besuch aus den besten Kreisen. | Herrliches Klima.

Reinhardsquelle bei Wildungen

das Nierenwasser!

von tausenden Aerzten **erfolgreich** angewandt gegen

Nieren-, Blasen- und Frauenleiden, Gries- und Steinbildung, gegen Gicht und Rheuma

und die damit verbundenen Krankheitserscheinungen.

☛ Wie die **Reinhardsquelle** kranken Organen Heilung bringt, so erweist sie sich bei Gesunden erhaltend und kräftigend, der ganze innere Organismus wird angeregt:

es tritt ein Wohlbefinden ein, welches früher nicht vorhanden war.

☛ **Man frage den Arzt!** ☚

Zu einer Hauskur ca. 30 Flaschen erforderlich! Erhältlich in Mineralwasserhandlungen, Apotheken und Drogerien, wo nicht, Lieferung direkt ab Quelle!

Literatur gratis durch: **Reinhardsquelle G. m. b. H. b. Wildungen 4.**

Tempelhofer Feld

In den neu erbauten, asphaltierten Strassen sind zurzeit eine grössere Anzahl Häuser mit **herrschaftlichen Wohnungen von 4—7 Zimmern** fertiggestellt und sofort zu beziehen. Die Häuser haben **Zentralheizung, Warmwasserbereitung, elektrisches Licht, Fahrstuhl etc.** Einige Häuser sind auch mit **moderner Ofenheizung** ausgestattet. Sämtliche Wohnungen sind mit reichlichem Nebengelass versehen. **Die Häuser entsprechen in ihrem Ausbau den besten Bauten des Westens.** Die Hauptstrassen sind durch elektrische Bogenlampen beleuchtet.

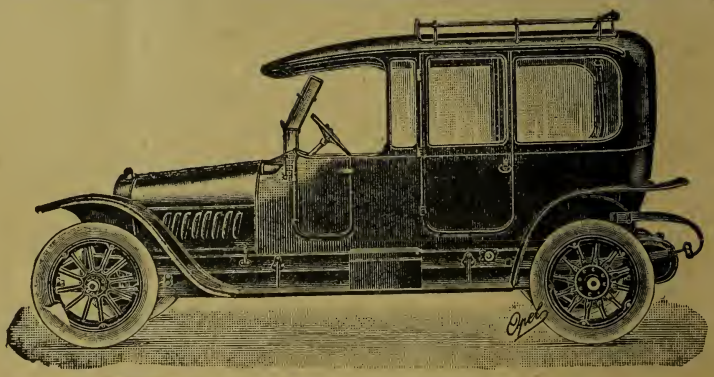
Die Verbindung ist die denkbar beste. Sechs Strassenbahnen fahren nach allen Teilen der Stadt und zwar die Linien 70, 73, 96 E, 99, 35 und 44. **Die Fahrzeiten** betragen vom Eingang des Tempelhofer Feldes

nach dem **Halleschen Tor ca. 7 Minuten,**
„ der **Leipziger Ecke Charlottenstrasse ca. 15 Minuten,**
„ der **Ritterstrasse—Moritzplatz ca. 15 Minuten,**
„ dem **Dönhoffplatz ca. 15 Minuten.**

Eine **neue Linie** wird voraussichtlich im **Frühjahr dieses Jahres** eröffnet und führt von der Dreibundstrasse, Ecke Katzbachstrasse, **in weniger als 15 Minuten zum Potsdamer Platz.**

Die untere Hälfte des **Parkringes,** welcher mit **reichlichen Spielplätzen** und einem **grösseren Teich,** der im Sommer zum **Bootfahren** und im Winter als **Eisbahn** dient, versehen wird, ist zum Teil bereits fertiggestellt und wird **im Frühjahr** dem Verkehr übergeben.

Auskünfte über die **zum 1. April** d. J. zu vermietenden Wohnungen werden im **Mietsbureau am Eingang des Tempelhofer Feldes,** Ecke Dreibundstrasse u. Hohenzollernkorso, **Telephon Amt Tempelhof 627,** und in den Häusern erteilt. Den Wünschen der Mieter bezüglich **Anschluss von Waschtoiletten** an die **Warm- und Kaltwasserleitungen,** bezüglich der **Auswahl der Tapeten** wird in bereitwilligster Weise Rechnung getragen.



OPEL

An Produktion bedeutendste Automobil-Fabrik Deutschlands

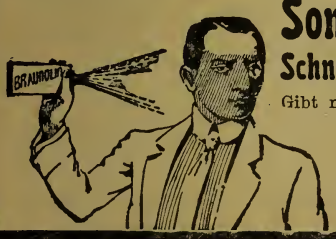
ADAM OPEL, RÜSSELSHEIM a. M.
Filiale Berlin W. 62, Courbièrestr. 14

Im Nu

verschwinden alle Arten von Hautunreinigkeiten u. Hautausschlägen wie Blütchen, Mitesser, Flechten, Finnen, Pickeln, Pusteln usw durch Gebrauch der echten

Steckenpferd-Teerschwefel-Seife

von Bergmann & Co., Radebeul.
à Stück 50 Pf. Ueberall zu haben.



Sonnenverbrannten Teint!
Schnellbräunungs-Mittel „Braunolin"
Gibt nach Gebrauch einen haltbaren gebräunten Teint, verdeckt Sommersprossen.
Glänzend bewährt! Flakon M. 2 u. 3.50
Braunolin-Vertrieb M. Schultze,
Berlin W, Bülowstr. 92a.

Trauungen in England
Reisebureau Arnheim–
Hamburg. J. Hohe Bleichen 151

Dr. Möller's Sanatorium Dresden-Loschwitz
Diätet. Kuren nach Schroth
herrliche Lage Wirks. heilverf. i. chron. Krankh. Prosp. u. Brosch. frei
Abteilung f. Minderbemittelte: pro Tag 5 Mk.

Automobil-Versicherungs-Bureau
Bruno Fischer
Berlin W., Schöneberger Ufer 13
Telephon Amt Lützow 9350 und 6692.

Automobil-Versicherungen

I. Gegen Beschädigung und Verlust durch:
1. Feuer, Explosion, Kurzschluss;
2. Zusammenstoss mit anderen Fuhrwerken;
3. Diebstahl des Fahrzeugs oder einzelner Teile desselben;
4. Gleiten und Schleudern auf schlüpfrigem Terrain;
5. Karambolage mit Laternen, Prellsteinen, Strassenrändern;
6. Abgleiten über Strassenböschungen, Absturz im Gebirge;
7. Böswillige Beschädigung durch dritte Personen (Zerschneiden der Polster, Zertrümmern der Scheiben, unerlaubtes Inbetriebsetzen usw.);
8. Nicht erkennbare Mängel an der Konstruktion und am Material usw.

II. Gegen Beschädigung dritter fremder Personen auf Grund des Automobilhaftpflichtgesetzes

zu billigsten Prämien u. günstigsten Bedingungen.

Grunewald-Rennen.

Sonntag, den 6. Juli, nachmittags 3 Uhr

7 Rennen;

u. a.

Adonis-Rennen

(Preise 10 000 M.)

Asseburg-Memorial

(Preise 13 000 M.)

Preise der Plätze:

Logen: 1. Reihe 15 M., 2. Reihe 14 M., 3. Reihe 13 M. **I. Platz:** Herren 10 M., Damen 6 M., Kinder 2 M. **Sattelplatz:** Herren 6 M., Damen 4 M. **II. Platz:** 3 M., Kinder 1 M. **Terrasse:** 2 M., Kinder 1 M. **III. Platz:** 1 M. **IV. Platz:** 0,50 M.

Wagenkarte: 10 M.

Vorverkauf von Rennbahnbillets, Eisenbahnfahrkarten und offiziellen Rennprogrammen im **„Verkehrs-Büro, Potsdamer Platz"** (Café Josty), **Weltreisebureau „Union", Unter den Linden 22,** und **Kaufhaus des Westens, Tauentzienstr. 21—24.**

An jedem Renntage verkehren ferner Luxus- und Deckkraft-Omnibusse der Allgemeinen Berliner Omnibus-Actien-Gesellschaft zwischen Alexanderplatz, Halleschem Tor, Oranienburger Tor und Brandenburger Tor einerseits und der Rennbahn andererseits. Daneben wird ein Kraftomnibusverkehr zwischen der Rennbahn und dem Reichskanzlerplatz aufrecht erhalten.

Rennen zu Hoppegarten

Donnerstag, den 10. Juli, nachmittags 3 Uhr

7 Rennen;

u. a.

Ard Patrick-Rennen

(Preise 13 000 M.)

Hannibal-Rennen

(Preise 13 000 M.)

Preise der Plätze:

Ein Logenplatz I. Reihe	Mk.	10,—
do. II. „	„	9,—
Ein 1. Platz Herren	„	9,—
do. Damen	„	6,—
Ein Sattelplatz Herren	„	6,—
do. Damen	„	4,—
Sattelplatz Damen und Herren	„	3,—
Ein dritter Platz	„	1,—

ÖSTERREICHISCHER LLOYD, TRIEST

„THALIA“-Nordlandsfahrten

VII. „Zweite Nordlandsfahrt“. Nach dem Wikingerland. Vom 7. bis 31. Juli. Amsterdam, Loen, Oie, Hellesylt, Aalesund, Naes, Molde, Raftsund, Tromsö, Nordkap, Hammerfest (zur Uebernahme der Post), Lyngenfjord, Narwik (Ausflug mit der nördlichsten Bahn Europas nach der Reichsgrenze Schwedens), Svartisen, Trondhjem, Merok, Balholmen, Gudwangen, Bergen, Odda, Helgoland (nur bei günstigem Wetter), Amsterdam. Fahrpreis samt Verpflegung von ca. M. **467**.— an.

VIII. „Dritte Nordlandsfahrt“. Nach Spitzbergen und dem ewigen Eise. Vom 4. bis 31. August. Amsterdam, Naes, Raftsund, Tromsö, Nordkap, Spitzbergen (Aufenthalt in den Gewässern Spitzbergens, Fahrt zum ewigen Eis), Hammerfest, Lyngenfjord, Narwik, Trondhjem, Merok, Hellesylt, Oie, Loen, Gudwangen, Bergen, Amsterdam. Fahrpreis samt Verpflegung von ca. M. **560**.— an.

IX. Bäderreise. Vom 4. bis 29. September. Amsterdam, Ostende, Cowes (auf der Insel Wight), Bayonnes (Biarritz, Lourdes), Arosa Bay (Santiago), Lissabon, Cadix (Sevilla), Tanger, Gibraltar, Algier, Tunis, Malta, Cattaro, Gravosa (Ragusa), Triest. Fahrpreise samt Verpflegung von ca. M. **440**.— an.

X. Herbstreise nach Griechenland, der Türkei u. der Krim.

Vom 3. Okt. bis 2. Nov. Triest, Korfu, Piräus (Athen u. Eleusis), Konstantinopel (Selamlik), Yalta (Kurzuf, Livadia), Batum (Tiflis), Mudania (Brussa), Smirna (Ephesus), Nauplia (Argos), Catacolo (Olympia), Gravosa (Ragusa), Busi (Grotte), Brioni, Triest. Fahrpr. samt Verpfl. v. ca. M. **600**.— an. Landausflüge durch Thos. Cook & Son, Wien.

Prospekte gratis und Auskünfte bei den **Generalagenturen des Oesterreichischen Lloyd: Berlin,** Unter den Linden 47; **Cöln,** Wallrafplatz 7, **Frankfurt a. M.,** Kaiserstrasse 31; **München,** Weinstrasse 7, **Hamburg,** Neuer Jungfernstieg 7; **Dresden,** Alfred Kohn, Christianstrasse 31; **Leipzig,** Friedrich Otto, Georgiring 3; **Breslau,** Weltreisebureau Kap. von Kloch, Neue Schweidnitzerstrasse 6, **Wien I,** Kärntnerring 6; **Genf,** A. Nutral, le Coultre & Co., Grand Quai 24; **Prag II,** Wenzelsplatz 67.

Liechtenberger Terrain-Aktiengesellschaft.

Bilanz am 31. Dezember 1911.

Aktiva.	M.	pf	Passiva.	M.	pf
Terrain-Konto	5 225 925	13	Aktien-Kapital-Konto	5 750 000	—
Hypotheken-Konto			Reservefonds	112 000	—
I. Stellen . . M. 115 900,—			Häuser- und Hypotheken-Reservefonds	310 250	—
II. Stellen . . „ 862 335,81	978 235	81	Reserve-Konto für Tantieme-Ansprüche	375 444	01
Kassa-Konto	3 879	94	Kreditoren	19 513	39
Bankguthaben	92 528	50	Verpflichtungen für St. 500 im Mai 1913 zurückzunehmende zurückgekaufte Aktien	274 750	—
Bank-Depot für St. 500 zurückgekaufte Aktien	274 750	—	Häuser-Hypotheken-Konto	335 000	—
Debitoren	15 284	70	Aval-Konto	115 435	20
Effekten	21 885	—	Gewinn- und Verlust-Konto	80 142	68
Hypotheken- u Beteiligungs-Konto Monbijou-Grund-Erwerbsgesellsch. m. b. H. M. 265 000,—	165 000	—			
Inventar-Konto	1	—			
Häuser-Konto	479 610	—			
Hypotheken- und Effekten-Aval-Konto	115 435	20			
	7 372 535	28		7 372 535	28

Verfasser

von Dramen, Gedichten, Romanen etc. bitten wir, zwecks Unterbreitung eines vorteilhaften Vorschlages hinsichtlich Publikation ihrer Werke in Buchform, sich mit uns in Verbindung zu setzen.

Modernes Verlagsbureau Curt Wigand
21/22 Johann-Georgstr. Berlin-Halensee.

Metropol-Palast

Behrenstrasse 53/54

Palais de danse | **Pavillon Mascotte**

Täglich: | Prachtrestaurant

Reunion | ::: Die ganze Nacht geöffnet :::

Metropol-Palast — Bier-Cabaret

Anfang 8 Uhr. Jeden Monat **neues** Programm.

NATÜRLICHES **KARLSBADER** SPRUDELSALZ

SALZ

ist das allein echte Karlsbader

Vor Nachahmungen und Fälschungen wird gewarnt.

Charakter-

Beurteilungen nach der Handschrift von P. P. Liebe lösen einen seltenen Reiz und eine tiefere Befriedigung in unserem Gemüte aus. Wissenschaftl. Original-Methode. Distinguierte Praxis seit 1890. Honorarbedingungen auf **briefliche** Anfrage. — Adresse: **P. P. Liebe**, Schriftsteller **in Augsburg**

Briefmarken

erstkl. Verein, E.V., 700 Mtgl., gr. Vorteile. Hervorr. bill. Ausw., Rarität.-Abt., Verlos. Zeitg. grat. **Reith**, Düsseldorf a. Rh. 19.

Schriftsteller !!

Belletristik und Essays gesucht zur Veröffentlichung in Buchform!

Erdgeist-Verlag, Leipzig 13.

Geheime Wissenschaften!

Bd. 1. J. V. Andreae, 4 Rosenkreuzerschriften. 253 Seit. m. Ill. 1913. M. 4, geb. M. 5.50. Dar apart: **Chymische Hochzeit Christiani Rosencreutz** 1459; m Abb. M. 3, geb. M. 4.

Bd. 2. Dr. Er. Bischoff. D. theoret. Kabbalah. M. Abb. ca. 250 S. 1913.

Bd. 3. do. D. prakt. Kabbalah. M. Abb. ca. 250 S. 1913. à Bd. M. 6, geb. à M. 7.50.

Bd. 4. Dr. F. Maack, Elias Artista redivivus od. d. Buch v. Salz u. Raum. ca. 250 S. 1913. M. 5, geb. M. 6.50.

Jennings, H., D. Rosenkreuzer, ihre Gebräuche u. Mysterien. 2 Bde. 471 S. m. 300 Ill. u. 12 Taf. 1912. M. 12, geb. M. 14.

Prospekte u. Verzeichn. üb. kultur- u. sittengeschichtl. Werke gratis franko.

Herm. Barsdorf, Berlin W. 30,
Barbarossa-Strasse 21 II.

Was seelisch-intime Charakterurt. auszeichnet u. absondert von **jed. allgem.** Schriftdeutg., zeigen Gutacht. ernster Kreise. **Prospekt** frei v. P. Paul Liebe, Augsburg. 20 Jahre briefl. Ergründg. d.

Seel. = Gegensätze.

Steuerberatung

In all' Ihren **Steuersachen** vertritt und berät Sie fachmännisch das **Steuerkontor** G. m. b. H. Berlin SW. 11, Großbeerenstr. 96 Tel.: Amt Lützow 7365 Prospekt „D" frei.

= **Angrenzend Schreiberhau.** =

Bade- und Luft-Kurort

„Zackental"

Tel. 27. (Camphausen) Tel. 27.

Bahnlinie: Warmbrunn-Schreiberhau.

Petersdorf im Riesengebirge

(Bahnstation)

Erholungsheim

Hôtel **Sanatorium**

Neuzeitliche Einrichtungen. Waldreiche, windgeschützte, nebelfreie Höhenlage. Zentr. d. schönst. Ausflüge in Berg u. Tal. Luftbad, Uebungsapp., alle electr. (sehr billig, da eig. Electr.-Werk) u. Wasseranwendungen (ausschliesslich kohlensäurereiches Quellwasser).

Zimmer mit Verpflegung von M. 6.— ab. Im Erholungsheim u. Hotel Zimmer mit Frühstück M. 4.— täglich.

Näh.: **Camphausen**, Berlin SW. 11.

Inseraten-Annahme für „*Die Zukunft*" durch die *Anzeigenverwaltung* **Alfred Weiner**

Berlin SW. 68, Friedrichstrasse 207, Fernspr. Zt. 8749

— sowie durch sämtliche Annoncen-Expeditionen —

Heidsieck & Co.

Reims

Walbaum, Goulden & Co. Successeurs

Maison fondée en 1785.

seit 1818

Monopole sec
Monopole goût américain
Dry Monopole

Vintage 1906.

Zu beziehen durch den Weinhandel.

Für Inserate verantwortlich: Alfred Weiner. Druck von Paß & Garleb G. m. b. H. Berlin W. 57

UNIVERSITY OF ILLINOIS-URBANA
3 0112 109573219